

# KARL JASPERS GESAMTAUSGABE

I. WERKE

---

BAND 21

Schriften zur Universitätsidee



Karl Jaspers  
Gesamtausgabe

Herausgegeben im Auftrag  
der Heidelberger Akademie der Wissenschaften  
und der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen

von  
Thomas Fuchs, Jens Halfwassen und Reinhard Schulz

In Verbindung mit  
Anton Hügli, Kurt Salamun und Hans Saner

Abteilung I: Werke  
Abteilung II: Nachlass  
Abteilung III: Briefe

Band I/21

Schwabe Verlag Basel

Karl Jaspers  
Schriften zur Universitätsidee

Herausgegeben von  
Oliver Immel

Schwabe Verlag Basel

Dieser Band entstand aus dem Forschungsschwerpunkt »Kommentierung und Gesamteition der Werke von Karl Jaspers sowie Edition der Briefe und des Nachlasses in Auswahl«, einem Gemeinschaftsprojekt der Heidelberger Akademie der Wissenschaften und der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Er wurde im Rahmen des gemeinsamen Akademienprogramms von Bund und Ländern (Union der deutschen Akademien der Wissenschaften) mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung, des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst des Landes Baden-Württemberg und des Niedersächsischen Ministeriums für Wissenschaft und Kultur erarbeitet.



Karl Jaspers Gesamtausgabe  
Schriften zur Universitätsidee  
Zitierempfehlung: KJG I/21

Erschienen 2016 im Schwabe Verlag Basel

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 International (CC BY-NC-ND 4.0)

Lektorat: Angela Zoller, Schwabe Verlag

Umschlaggestaltung: icona basel gmbh

Schrift: Stone

Gesamtherstellung: Schwabe AG, Muttenz/Basel, Schweiz

Printed in Switzerland

ISBN Printausgabe 978-3-7965-3423-2

ISBN eBook (PDF) 978-3-7965-3533-8

DOI 10.24894/978-3-7965-3533-8

Das eBook ist seitenidentisch mit der gedruckten Ausgabe und erlaubt Volltextsuche.

Zudem sind Inhaltsverzeichnis und Überschriften verlinkt.

[rights@schwabe.ch](mailto:rights@schwabe.ch)

[www.schwabeverlag.ch](http://www.schwabeverlag.ch)

# INHALT

Einleitung des Herausgebers .....	VII
Referenztexte .....	LXI
Editorische Zeichen, Indizes und Abkürzungen .....	LXIII
Editorische Notiz .....	LXV
Literaturverzeichnis .....	LXIX
Die Idee der Universität [1923] .....	I
... könnte wieder eine Rangordnung im geistigen Leben fühlbar werden .....	69
Erneuerung der Universität .....	73
Die Erneuerung der Universität .....	81
Vom lebendigen Geist der Universität .....	85
Die Idee der Universität [1946] .....	103
Volk und Universität .....	203
Die Verantwortlichkeit der Universitäten .....	213
Universities in Danger. The Coherence of Knowledge .....	219
Anhang, dt. Übersetzungsvorlage: Die Gefährdung unserer Universität .....	222
Der übernationale Sinn der abendländischen Universität .....	225
Hochschulreform? Das Gutachten des Hamburger Studienausschusses für Hochschulreform .....	229
Vom rechten Geist der Universität .....	237
Das Doppelgesicht der Universitätsreform .....	241
Die Idee der Universität. Für die gegenwärtige Situation entworfen [1961] .....	255

Wissenschaft, Lehrfreiheit und Politik. Ist die Freiheit von Forschung und Lehre, ist die geistige Grundlage der Universität in der Bundesrepublik bedroht? .....	445
Stellungnahme von Karl Jaspers zu dem von der Redaktion des <i>kolibri</i> im November 1967 gestellten Thema: »Funktion der Vorlesungen und einer organisierten Scriptenzentrale« .....	457
Stellenkommentar .....	459
Namenregister .....	507

## EINLEITUNG DES HERAUSGEBERS

Die Fragen nach den Aufgaben, den strukturellen Veränderungen und dem gesellschaftlichen wie politischen Stellenwert der Universität waren für Karl Jaspers über 45 Jahre hinweg Gegenstand philosophischer und gesellschaftskritischer Reflexion. Hierfür steht neben zahlreichen Aufsätzen und Vorträgen vor allem die 1923 erstmals veröffentlichte, dann 1946 neu als Denkschrift für die Wiedereröffnung der Universitäten nach dem Zweiten Weltkrieg konzipierte und zuletzt 1961 gemeinsam mit Kurt Rossmann<sup>1</sup> in den damaligen Reformdiskurs eingebrachte Schrift *Die Idee der Universität*.

Die Universität galt Jaspers schon früh als »eine Instanz der Wahrheit schlechthin«. <sup>2</sup> Später wurde ihm innerhalb der Hochschule »die Idee des Philosophieprofessors zur Rechtfertigung des eigenen Daseins«. <sup>3</sup> Aufgrund seiner Krankheit<sup>4</sup> konnte er diese Idee selbst allerdings nur im Bereich geistiger Tätigkeit uneingeschränkt verfolgen. In seinen Werken manifestiert sich der hohe identifikatorische Stellenwert der Universität im Wesentlichen darin, dass Jaspers seine philosophischen Überlegungen und seine Tätigkeit als politischer Schriftsteller stets zu den Entwicklungen des Hochschulwesens in Beziehung gesetzt hat: Die Schicksale schöpferischer, »selbstseiender« Menschen, einer freiheitlichen demokratischen Gesellschaftsordnung und der Universität verbanden sich in seinem Denken spätestens nach den Erfahrungen der NS-Diktatur zu einer Einheit im Sinne eines unverbrüchlichen wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnisses.

Schon in der Erstausgabe der *Idee der Universität* zeigt sich Jaspers' Sorge um die »Menschen, die sie selbst sind« als ein Hauptmotiv seines energischen Eintretens für

---

1 Der Philosophiehistoriker Kurt Rossmann (1909–1980) war nach dem Krieg bis zu Jaspers' Wegzug aus Heidelberg im März 1948 dessen wissenschaftlicher Assistent. 1948 erhielt er die *Venia legendi* und arbeitete fortan als Privatdozent für Philosophie an der Heidelberger Universität. Am 16. Juli 1957 wurde Rossmann zum außerplanmäßigen Professor ernannt und am 8. Juni 1964 an die Universität Basel berufen. Hauptwerk: *Wissenschaft, Ethik und Politik. Erörterung des Grundsatzes der Voraussetzungslosigkeit in der Forschung* (1949).

2 K. Jaspers: *Philosophische Autobiographie* [NA 1977], 57. Die Texte von Karl Jaspers werden im Folgenden mit Kurztiteln angegeben, mehrfach genutzte Werkausgaben, Nachschlagewerke und Überblicksdarstellungen mit Siglen. Die vollständigen bibliographischen Angaben sind im Literaturverzeichnis abgedruckt. Veröffentlichungen anderer Autoren werden bei der Erstnennung mit den kompletten bibliographischen Referenzen angegeben, danach mit Kurztiteln.

3 Ebd., 62.

4 Jaspers litt unter Bronchiectasie und sekundärer Herzinsuffizienz, wodurch er zu einer strengen und restriktiven Lebensführung gezwungen war. Seine Krankheitsgeschichte hat er detailliert dokumentiert in: »Krankheitsgeschichte« [1938].



eine Universität Humboldt'scher Provenienz. Die Etablierung und Verteidigung der Universität als »staatsfreier Raum« reiner Wahrheitsforschung gilt ihm als Bedingung für die Entwicklung und das Wirken einer geistig beseelten Minorität, die er als »Geistesaristokratie«<sup>5</sup> bezeichnet. Von daher ist die Universität für Jaspers mehr als Forschungsbetrieb und Ausbildungsstätte für ›höhere‹ Berufe: Sie stellt für ihn den privilegierten Raum für die Verwirklichung der geistigen Existenz des Menschen dar.

Die hier erstmals in einem Band zusammengeführten Texte zur Universitätsidee<sup>6</sup> lassen die Zusammenhänge zwischen Jaspers' philosophisch-humanistischen Grundpositionen, Überlegungen zu Strukturen akademischer Interaktion, Reflexionen über Wissenschaft, Institutionen und nicht zuletzt der gesellschaftlichen wie politischen Rolle des akademischen Lebens in aufschlussreicher Weise transparent werden. Insbesondere die gedankliche Durchdringung des universitären Lebens am Leitfaden existentiellen Wissenwollens und Wahrheitssuchens, das bis in seine gesellschaftlichen und politischen Konsequenzen hinein entfaltet wird, macht Jaspers' Ausführungen zu einer bis heute inspirierenden Quelle für eine Besinnung auf die Aufgaben, Ziele und institutionelle Gestalt der Universität. Darüber hinaus eröffnen die Texte tiefe Einblicke in das werkgeschichtlich und biographisch bedeutsame Beziehungsgeflecht von Standpunkten und Argumentationen, das Jaspers' Denken als Psychiater, Philosoph und politischer Schriftsteller verbindet. Zwar hat seine Auseinandersetzung mit der Universität in der Zeitspanne von der ersten Veröffentlichung seiner *Idee der Universität* im Jahre 1923 bis zu seinen letzten Äußerungen zu universitären Fragen 1968 wesentliche Erweiterungen und neue Kontextuierungen erfahren. Seinen ideengeschichtlichen Bezugspunkten und Inspirationsquellen ist Jaspers jedoch stets treu geblieben, weshalb diese im Folgenden kurz benannt werden sollen. Um Jaspers' Ausführungen vor ihren jeweiligen historischen Hintergründen transparent werden zu lassen, wird die Besprechung der Texte von kurzen universitäts- und zeitgeschichtlichen Exkursen begleitet.

5 Unter »Geistesaristokratie« versteht Jaspers ausdrücklich keine klar umrissene soziale Gruppierung. Der Ausdruck dient ihm vielmehr als Sammelbegriff für große Persönlichkeiten. So schreibt er in der zweiten Ausgabe seiner *Idee der Universität*: »Geistige Aristokratie ist nicht eine soziologische Aristokratie. Jeder dazu Geborene sollte den Weg zu den Studien finden. Diese Aristokratie ist Freiheit eigenen Ursprungs, begegnet beim Erbadel wie beim Arbeiter, bei Reichen und bei Armen, überall gleich selten« (vgl. in diesem Band, 191).

6 Ein erster Sammelband, der eine Auswahl der Jaspers'schen Vorträge und Aufsätze zur Universitätsidee enthält, wurde 1986 von Renato de Rosa herausgegeben (K. Jaspers: *Erneuerung der Universität. Reden und Schriften 1945/46*).

### 1. Die klassische deutsche Universitätsidee

Jaspers' inhaltliche Bezugnahme auf historische Quellen beschränkt sich weitgehend auf die Schöpfer der klassischen deutschen Universitätsidee, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit Schriften zur Universität in Erscheinung traten und deren Wirken schließlich in der Konzeption und Gründung der Universität Berlin 1809/1810 eine manifeste Ausdrucksgestalt gefunden hat.<sup>7</sup> Als wesentliches und in dieser Form wohl einzigartiges Charakteristikum dieser häufig als »neuhumanistisch«<sup>8</sup> bezeichneten Universitätsidee kann gelten, dass diese ein weitgehend philosophisches Konstrukt darstellt, das maßgeblich von Johann Gottlieb Fichte, Wilhelm von Humboldt und Friedrich Schleiermacher entwickelt und von den beiden letztgenannten in eine konkrete institutionelle Gestalt gefasst wurde.<sup>9</sup> Wesentliche Anknüpfungspunkte bildeten dabei einerseits die von Immanuel Kant in seinem *Streit der Fakultäten* postulierte Unabhängigkeit der philosophischen Fakultät von Befehlen der Regierung<sup>10</sup> und andererseits Friedrich Wilhelm Joseph Schellings Reaktualisierung des Begriffs der Idee im akademischen Kontext.<sup>11</sup>

Insbesondere Schellings *Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums* (1802–1803)<sup>12</sup> bildeten eine der wesentlichsten Quellen für die Entwicklung einer von

7 Die Universität Berlin wurde 1809/1810 im Königreich Preußen als Ersatz für die nach dem »Tilsiter Frieden« 1807 verlorene Elitehochschule Halle gegründet und sollte Preußen nach der Niederlage gegen Napoleon I. 1806 – in den Worten des preußischen Königs – »durch geistige Kräfte ersetzen, was es an physischen verloren hat[te]« (vgl. H. C. Kraus: *Theodor Anton Heinrich Schmalz [1760–1831]. Jurisprudenz, Universitätspolitik und Publizistik im Spannungsfeld von Revolution und Restauration*, Frankfurt a.M. 1999, 100). Neben Wilhelm von Humboldt war es vor allem Friedrich Schleiermacher, der mit seiner Denkschrift *Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn* und als von Humboldt gewähltes Mitglied einer Kommission zur Einrichtung der Universität so starken Einfluss ausübte, dass ihm bis ins 20. Jahrhundert hinein Idee und Gründung der Universität Berlin zugeschrieben wurden (vgl. W. Rüegg: »Themen, Probleme, Erkenntnisse«, in: ders. [Hg.]: *GdUE IV*, 21–45, 28; ders.: »Der Mythos der Humboldtschen Universität«, in: M. Krieg, M. Rose [Hg.]: *Universitas in theologia – theologia in universitate*, Zürich 1997, 155–174; E. Spranger [Hg.]: *Fichte, Schleiermacher, Steffens über das Wesen der Universität*, Leipzig 1910, XXXII). Entgegen landläufiger Meinung wurde die neue Universitätsgründung in ihrer Zeit keineswegs als herausragendes neues Modell empfunden, wie zuvor etwa die im Geiste der Aufklärung gegründeten Universitäten Halle und Göttingen (vgl. hierzu: S. Paletschek: »Die Erfindung der Humboldtschen Universität. Die Konstruktion der deutschen Universitätsidee in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts«, in: *Historische Anthropologie*, Bd. 10 [2002] 183–205, 184).

8 Der Begriff des »Neuhumanismus«, den auch Jaspers verwendet, geht auf den von ihm rezipierten Bildungshistoriker Friedrich Paulsen (1846–1908) zurück (vgl. F. Paulsen: *Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart*, Leipzig 1885, 419, 566).

9 Vgl. Fußnote Nr. 7; zu Schleiermachers Rolle bei der Gründung der Universität Berlin bes.: W. Rüegg: »Der Mythos der Humboldtschen Universität«.

10 I. Kant: AA VII, 19–20.

11 Vgl. E. Spranger (Hg.): *Fichte, Schleiermacher, Steffens*, XV.

12 F. W. J. Schelling: *Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums* [1803], SW 5, 207–352.

allem Nutzenkalkül entbundenen Universitätsidee. In seinen *Vorlesungen* beschwört Schelling eine geistesaristokratische Ausrichtung der Universität<sup>13</sup> sowie – entgegen den schon damals mit Skepsis beobachteten Spezialisierungs- und Ausdifferenzierungstendenzen und unter Berufung auf den Einheitsgedanken wissenschaftlicher Erkenntnis – die Einheit der Universität. Schelling fordert geistige Freiheit für die Lehrer, die Unabhängigkeit der Wissenschaft vom Staat sowie die alleinige Geltung der Wissenschaft als Selbstzweck.<sup>14</sup> Vor diesem Hintergrund verfasste Johann Gottlieb Fichte 1807 anlässlich der geplanten Berliner Universitätsgründung mit seiner Denkschrift *Deducirter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höheren Lehranstalt*<sup>15</sup> eine der ersten Schriften, die der klassischen deutschen Universitätsidee eine klare Kontur verleihen sollten. Fichte nimmt hier den Standpunkt ein, dass sich eine zeitgemäße Universität von der scholastischen Tradition abgrenzen müsse, und schlägt eine neue Definition der Universitäten als »Kunstschulen des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs« vor, und zwar nicht im Sinne bloßen Auffassungs-, sondern vielmehr des »Beurtheilungsvermögens«.<sup>16</sup> Entsprechend besteht für Fichte die Aufgabe der höchsten Bildungsanstalt nicht primär in der Wissensvermittlung, sondern in der Schulung der Urteilskraft, der Kunst der Kritik und dem Gebrauch des Wissens.<sup>17</sup> Mit Blick auf die Lehre fordert er ein Bekenntnis zur dialogischen Form nach dem Vorbild der sokratischen Methode. Ferner hat sich das gesamte Leben des »Lehrlings einer solchen Anstalt« nach Fichtes Vorstellung dem Zweck der wissenschaftlichen Bildung unterzuordnen. Die Bereitschaft zur sozialen Isolation und der Verzicht darauf, die Beweggründe für die eigene Tätigkeit aus den Bedürfnissen des Lebens beziehen zu wollen, stellen für ihn Grundanforderungen an die Studierenden dar.<sup>18</sup>

Während Fichte in erster Linie Anregungen für die Lehre und die wissenschaftliche Neuausrichtung der Hochschule gegeben hat, verdankt die deutsche Universitätsidee ihre neuhumanistische Prägung vor allem Friedrich Schleiermacher und Wilhelm von Humboldt. So sieht Schleiermacher in seiner 1808 veröffentlichten Schrift *Gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn* die vordringlichste Aufgabe der Universität darin, den wissenschaftlichen Geist und den Impuls der Wahrheitssuche in den »Jünglingen« zu wecken und deren besonderes Talent anzuregen. Wie auch Fichte erhofft er sich die Umsetzung dieser Aufgaben von einem eng an das sokratische Ideal angelehnten Lehrmodell sowie einem Teilnehmenlassen der Studierenden an Forschungsprozessen. Ziel und Zweck der höchsten Bildungsanstalt ist für ihn eine

13 Ebd., 237.

14 Ebd., bes. 213, 215, 229, 232; vgl. auch E. Spranger (Hg.): *Fichte, Schleiermacher, Steffens*, XVII.

15 Der volle Titel lautet: *Deducirter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höheren Lehranstalt, die in gehöriger Verbindung mit einer Akademie der Wissenschaften stehe* (GA II/11, 81–171).

16 Ebd., 88.

17 Vgl. ebd., 88–90.

18 Ebd., 91–94.

um die Achse individueller Talente angeordnete persönliche Bildung, die er – anders als Fichte<sup>19</sup> – nur unter der Bedingung einer weit gefassten akademischen Freiheit für möglich hält. Die Sphäre akademischer Freiheit soll den Studierenden nach Schleiermachers Willen durch eine deutliche Abgrenzung des universitären Lebens vom konventionell bürgerlichen experimentelle Freiräume für die zukünftige Sittenbildung ermöglichen.<sup>20</sup> Anders als Fichte nimmt Schleiermacher eine eher pragmatische Position zum Verhältnis von Bildung und Ausbildung ein. Zwar steht auch für ihn der »beste Kopf« und dessen Förderung im wissenschaftlichen Geiste im Vordergrund, aber für Schleiermacher müssen die Universitäten so eingerichtet sein, dass sie auch »Köpfe zweiter Klasse« weiter fördern, die dann durch ihre wissenschaftliche Bildung und »Masse von Kenntnissen« für den Staat von Nutzen seien.<sup>21</sup>

In Wilhelm von Humboldts erstmals 1896 in Auszügen veröffentlichtem Fragment »Über die innere und äussere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin« (1809/10)<sup>22</sup> münden schließlich die genannten Forderungen in eine programmatische Grundlegung der neuhumanistischen Universitätsidee. Die Universität versteht Humboldt dabei als Gipfel der moralischen »Kultur der Nation«. Neben der Forschung sieht er in der »geistigen und sittlichen Bildung« die zweite wesentliche Aufgabe der Universität. Einsamkeit und Freiheit hebt Humboldt als Grundprinzipien des universitären Lebens hervor und hält die Ungezwungenheit für den fruchtbarsten Boden der Wissenschaftlichkeit.<sup>23</sup> Mit seiner Forderung, die Wissenschaft müsse an der Universität immer als ein »noch nicht ganz aufgelöstes Problem« behandelt werden, akzentuiert er Wahrheitssuche und Geltungskritik als elementare Bestandteile wissenschaftlichen Forschens.<sup>24</sup> Daraus ergibt sich für Humboldt in Konsequenz die auch für Jaspers bedeutsame Forderung, die Universität »von aller Form im Staate« zu lösen.<sup>25</sup> Der Staat darf nach Humboldts Vorstellung von den Universitäten nichts fordern, was sich unmittelbar aus seinen politischen Interessen speist. Vielmehr sieht Humboldt den Staat in der Pflicht, die Einsicht und das Vertrauen aufzubringen, dass

19 Vgl. J. G. Fichte: *Ueber das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit*, GA I/8, 59–139, 105.

20 F. D. E. Schleiermacher: *Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn. Nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende* [sic], KGA I/6, 15–100, 73.

21 Ebd., 45.

22 Das Fragment war zu Humboldts Lebzeiten unbekannt und wurde erst 1896 von dem Historiker Bruno Gebhardt aufgefunden und in Auszügen veröffentlicht; 1900 erfolgte die erste vollständige Publikation des Textes (vgl. A. Harnack [Hg.]: *Geschichte der Königlichen Preussischen Akademie der Wissenschaften*, Bd. 2, Berlin 1900, 361–367; vgl. auch: U. Herrmann: *Bildung durch Wissenschaft? Mythos »Humboldt«*, Ulm 1999).

23 W. v. Humboldt: »Über die innere und äussere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin«, GS X, 250–260, 251.

24 Ebd.

25 Vgl. ebd., 252.

die Universität, wenn sie ihren »Endzweck« erreiche, auch die Interessen des Staates bediene.<sup>26</sup>

Die genannten Positionen von Kant, Schelling, Fichte, Schleiermacher und Humboldt haben Jaspers' Überlegungen zur Universitätsidee nachhaltig geprägt. Den zeitgeschichtlichen Anlass aber, diese nach mehrjähriger Planung 1923 in einer eigenen Schrift zur Universitätsidee darzulegen, bildete der politische Umbruch in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg und der hierdurch angestoßene Diskurs um Hochschulreformen.

## 2. Die Situation der Universitäten in der frühen Weimarer Republik

Den Ausgangspunkt für die Reformbemühungen nach dem Sturz der Monarchie in Deutschland bildete die offensichtliche Krise, in die das von der Berliner Universitätsgründung geprägte und inzwischen von Friedrich Althoff<sup>27</sup> zu einem zentralistisch gelenkten System umgebaute preußische Universitätsmodell Ende des 19. Jahrhunderts geraten war. Diese ergab sich einerseits daraus, dass sich die Studierendenzahlen zwischen 1860 und 1923 vervielfacht hatten,<sup>28</sup> ohne dass der Lehrkörper eine angemessene Aufstockung erfahren hätte, und andererseits aus verstärkten Bestrebungen der Studierenden, sich mit ihrem Studium angesichts eines erhöhten Bedarfs an technologisch geschulten Fachkräften für moderne Berufe zu qualifizieren – Entwicklungen, mit denen die Bildungspolitik weder in ökonomischer noch in konzeptueller Hinsicht Schritt halten konnte. Zusammen mit den Nachwirkungen des Ersten Weltkrieges wie der wirtschaftlichen Notlage, der Verbreitung der »Dolchstoßlegende«<sup>29</sup> sowie dem

<sup>26</sup> Ebd., 255.

<sup>27</sup> Der Rechtswissenschaftler Friedrich Althoff (1839–1908) war 1897 zum Leiter des gesamten Unterrichts- und Hochschulwesens Preußens ernannt worden. Berühmt und als »System Althoff« bezeichnet wurde sein Vorgehen aufgrund seines eigenmächtigen Handelns, der Überschreitung von Ressortgrenzen und der Unterhaltung eines weit verzweigten Netzwerks von Vertrauensleuten. Mittels dieses Netzwerks übergab er gezielt Entscheidungen der Universitäten, insbesondere bei Berufungsangelegenheiten. Althoffs Vorgehen gilt seitdem als exemplarisch für die staatliche Korruption der universitären Selbstverwaltung (vgl. F. Paulsen: *Geschichte des gelehrten Unterrichts*, Bd. 2, dritte, erweiterte Auflage, hg. und in einem Anhang fortgesetzt von R. Lehmann, Berlin, Leipzig 1921, 701; *Deutsche Biographische Enzyklopädie*, Bd. 1, 2. überarbeitete und erweiterte Ausgabe, hg. von R. Vierhaus, München 2005, 130; B. vom Brocke: »Von der Wissenschaftsverwaltung zur Wissenschaftspolitik. Friedrich Althoff«, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte*, Bd. 11 [1988] 1–26).

<sup>28</sup> Zwischen 1860 und 1914 verfünffachten sich die Studierendenzahlen. Gegenüber 1914 (79 300) stieg die Zahl der Studierenden, nach dem Einschnitt durch den Ersten Weltkrieg, zwischen 1918 und 1923 von 20 000 auf 125 000 (vgl. H.-U. Wehler: DGG III, 420; ebd., IV, 463; M. H. Kater: *Studentenschaft und Rechtsradikalismus in Deutschland 1918–1933. Eine sozialgeschichtliche Studie zur Bildungskrise in der Weimarer Republik*, Hamburg 1975, 67).

<sup>29</sup> Die »Dolchstoßlegende« war eine Verschwörungstheorie, die nach dem Ersten Weltkrieg im Zusammenhang mit der Kriegsschulddiskussion durch den »Alldeutschen Verband« und die deut-

1920 in Kraft getretenen und von einer breiten Mehrheit der Deutschen als demütigend empfundenen Versailler Friedensvertrag führte dies dazu, dass weite Teile der Studierenden, zunehmend aber auch die Professoren, in vehemente Opposition zum neuen, die Auflagen des Versailler Vertrages billigenden demokratischen Staatswesen der Weimarer Republik traten.<sup>30</sup>

Die erste hochschulpolitische Antwort auf diese Krise war 1919 der Versuch des MSPD-Kultusministers Konrad Haenisch,<sup>31</sup> mit Hilfe eines Erlasses<sup>32</sup> einen Dialog zwischen Politik und den Hochschulen anzuregen. Haenischs Mission bestand im Wesentlichen darin, die zentralistische Lenkung aufzuheben und den Universitäten Möglichkeiten für eine Umgestaltung von innen heraus zu eröffnen.<sup>33</sup> Trotz seines öffentlichen Bekenntnisses zu Humboldt wich Haenisch signifikant von dessen Grundidee ab, indem er versuchte, die Rolle der Universitäten als Ausbildungsstätten für Fachberufe zu stärken. Haenischs Vorstellungen wurden auch von dessen Nachfolger Carl Heinrich Becker<sup>34</sup> weitgehend geteilt und weiter verfolgt. Dabei setzte sich Becker, dessen Grundanliegen in der Förderung der staatsbürgerlichen demokratischen Erziehung an der Universität bestand, besonders für eine Demokratisierung der Hochschulverfassung und eine Beteiligung der Studierenden an der Hochschulselbstverwaltung ein.

---

sche »Oberste Heeresleitung« verbreitet wurde. Ihr liegt die Behauptung zugrunde, das deutsche Heer sei im Ersten Weltkrieg im Felde unbesiegt geblieben. Den Zusammenbruch Deutschlands hätten stattdessen Teile der Zivilbevölkerung, insbesondere die revolutionären sozialistischen Kräfte mit ihren Streikbewegungen verschuldet und damit das Heer »von hinten erdolcht«. Obwohl die Legende 1925 im sog. »Dolchstoßprozess« entkräftet wurde, schürte die politische Rechte mit ihrer Hilfe auch nach dem Prozess weiter das Ressentiment gegen die Sozialdemokratie und die jüdische Bevölkerung, die als gewissenlose Volksverräter gebrandmarkt wurden (vgl. hierzu bes.: J. Petzold: *Die Dolchstoßlegende. Eine Geschichtsverfälschung im Dienst des deutschen Imperialismus und Militarismus*, Berlin 1963, 1–3, 23–25, 43).

30 Vgl. M. H. Kater: *Studentenschaft und Rechtsradikalismus*, 19, 200. Zusammengenommen führten die oben genannten Entwicklungen dazu, dass die Jahre von 1918 bis 1923, wie J. Schwarz schreibt, »in der studentischen Jugend durch geistige und politische Unruhe gekennzeichnet [waren], wie kaum eine Zeit früher oder später« (ders.: *Studenten in der Weimarer Republik. Die deutsche Studentenschaft in der Zeit von 1918–1923 und ihre Stellung zur Politik*, Berlin 1971, 17).

31 Konrad Haenisch (1876–1925), Journalist und Politiker der MSPD, war von 1918 bis 1921 preußischer Kultusminister.

32 Es handelt sich dabei um den Erlass mit der Kennzeichnung »U I Nr. 1046 U I T« vom 17. Mai 1919.

33 Als konkret reformbedürftig weist Haenisch in dem genannten Erlass folgende Bereiche aus: Bestimmung der pädagogischen Aufgaben, Stellung der außerordentlichen Professoren, Neuregelung der Stellung der Privatdozenten und Beteiligung der Studentenschaft an den Hochschulgeschäften (vgl. hierzu Haenischs Erlass im Anhang von C. H. Becker: *Gedanken zur Hochschulreform*, Leipzig 1919, 67–70).

34 Der Orientalist Carl Heinrich Becker (1876–1933) war von Haenisch im April 1919 zum Unterstaatssekretär ernannt worden. Becker war selbst 1921 und 1925–1930 parteiloser preußischer Kultusminister und gilt aufgrund seines politischen Wirkens und seiner Schriften *Gedanken zur Hochschulreform* [1919] und *Vom Wesen der deutschen Universität* [1925] als prägnanteste Gestalt der Weimarer Hochschulpolitik.

Von universitärer Seite hingegen forderte Max Scheler die wohl umfassendsten Veränderungen der Hochschulstrukturen. In seinem Traktat »Innere Widersprüche der deutschen Universitäten«<sup>35</sup> greift Scheler das Prinzip der Einheit von Forschung und Lehre scharf an, indem er es als für die Berufsunterweisung und für die Forschung gleichermaßen kontraproduktiv darstellt. Scheler empfiehlt ein radikales Aufbrechen dieses Prinzips und die Verteilung der bisherigen »grundverschiedenen« Aufgaben der Universität auf verschiedene höhere Bildungsinstitute,<sup>36</sup> wobei er für die Universität die Umbildung in ein »Institut ausschließlicher Berufs- und Fachschulung« vorsieht. Neben Becker und Scheler haben sich auch der Philosoph Hinrich Knittermeyer, der Mineraloge Gottlob Linck und der Pathologe Otto Lubarsch mit eigenen Schriften in den Reformdiskurs eingeschaltet.<sup>37</sup> Ob Jaspers mit diesen Publikationen vertraut war, lässt sich nur in einem Fall rekonstruieren. Materialsammlungen im Nachlass belegen, dass sich Jaspers eingehend mit der bereits 1918 erschienenen, liberal-republikanisch ausgerichteten Schrift *Universitäts-Reform. Ein Aufruf an die Hochschuljugend* Knittermeyers auseinandergesetzt hat. Dies legt nahe, dass Jaspers die Reformbemühungen der frühen Weimarer Republik von Beginn an und besonders in ihrer liberalen Ausprägung aufmerksam verfolgt hat. Knittermeyer postuliert in seinem Text die »Aktualisierung eines nationalen Kulturstaats« mit dem Ziel einer »Demokratie der Bildung«, setzt sich für eine »Erziehung zur vollen Individualität des besonderen Menschen« ein und ruft dazu auf, die Einheit der Wissenschaft vor einer fachwissenschaftlichen Zersplitterung zu bewahren. Für das Studium fordert er eine Reform der Examina im Sinne eines Zurücktretens des »Gedächtniswissens«, die Einführung eines allgemeinbildenden Vorbereitungsemesters sowie die Einrichtung von »Volksbildungsakademien«.<sup>38</sup> Obwohl sich mit Ausnahme der beiden letztgenannten Forderungen eine starke Übereinstimmung mit Jaspers' Positionen erkennen lässt, findet Knittermeyer in dessen Texten ebenso wenig Erwähnung wie die anderen Protagonisten der damaligen Reformdebatte. Die Auseinandersetzung mit den in der frühen Weimarer Republik virulenten hochschulpolitischen Themen sowie die Nähe insbesondere zu Knittermeyers Positionen können indes als ein deutliches Indiz dafür gewertet werden, dass das Ringen um eine Reform des Hochschulwesens nach der Novemberrevolution einen wesentlichen Motivationsgrund für die Veröffentlichung von Jaspers' erster Universitätsschrift bildete.

35 M. Scheler: »Innere Widersprüche der deutschen Universitäten« [1919], GW 4, 473–497. Schelers Vorschläge wurden erst in der dritten Fassung der *Idee der Universität* von Jaspers' Koautor Kurt Rossmann anhand des 1921 erstmals erschienenen Textes »Universität und Volkshochschule« (GW 8, 383–429) eingehend diskutiert.

36 M. Scheler: »Innere Widersprüche der deutschen Universitäten«, 483.

37 H. Knittermeyer: *Universitäts-Reform. Ein Aufruf an die Hochschuljugend*; vorgetragen am 22. Nov. 1918. *Im Auftrag des Studentischen Arbeitsausschusses der Universität Marburg*, Marburg 1918; G. Linck: *Gedanken zur Universitätsreform*, Jena 1919; O. Lubarsch: *Zur Frage der Hochschulreform*, Wiesbaden 1919.

38 H. Knittermeyer: *Universitäts-Reform*, 24–32.

## 3. Die Idee der Universität 1923

*Die Idee der Universität* von 1923 war das erste Buch ideengeschichtlichen und zeitdiagnostischen Charakters, das Jaspers nach seinem 1922 erfolgten Antritt als Ordinarius der Philosophie<sup>39</sup> an der Universität Heidelberg veröffentlichte. Die Schrift, die sich spätestens seit 1919 in Planung befand,<sup>40</sup> ist dem Kieler Mathematikprofessor und Freund Otto Toeplitz<sup>41</sup> gewidmet, der – wie sein Briefwechsel mit Jaspers zeigt – bereits in die Entwicklung und Diskussion eines früheren Manuskripts der *Idee der Universität* einbezogen worden war.<sup>42</sup>

Jaspers selbst nennt als Anlass für die Veröffentlichung »[I]mmer erneute Diskussionen mit Studenten und Professoren,«<sup>43</sup> sowie »allerlei Reformen«, die die Universität

39 Jaspers war 1920 als Psychologe in Heidelberg Extraordinarius für Philosophie geworden, 1922 erhielt er dort ein Ordinariat für Philosophie (vgl. »Karl Jaspers – Ein Selbstporträt« [1966/67]; vgl. zu Jaspers' Berufung auch: C. Tilitzki: *Die deutsche Universitätsphilosophie in der Weimarer Republik und im Dritten Reich*, Bd. 1, Berlin 2002, 94, 107).

40 Jaspers hielt im Sommersemester 1919 eine Vorlesung zum Thema »Psychologie der geistigen Arbeit und des akademischen Studiums«. Am 30. September 1919 erbat er in einem Brief an den Verleger Ferdinand Springer dessen Meinung zu seinem Plan, ein kleines Buch mit dem Titel »Über geistige Existenz und akademisches Studium« zu schreiben (vgl. H.-F. Fulda: »Der Philosoph Karl Jaspers«, in: J.-F. Leonhard [Hg.]: *Karl Jaspers in seiner Heidelberger Zeit*, Heidelberg 1983, 83–123, 103). Eine Mappe mit Arbeitsmaterial zu diesem Projekt ist im Nachlass Jaspers vorhanden, jedoch kein Manuskript. Der einzige Hinweis von Jaspers, dass die Schrift in wesentlichen Teilen bereits einige Zeit vor ihrer Veröffentlichung nicht nur geplant, sondern auch verfasst worden war, findet sich in seiner *Philosophischen Autobiographie*. Dort heißt es: »Zwei Schriften – über Strindberg und van Gogh (1922) und über die Universitätsidee (1923) – waren Redaktionen von Manuskripten, die aus der Zeit vor Antritt meines Ordinariats stammten« (ebd., 41–42).

41 Der Mathematiker Otto Toeplitz (1881–1940) war seit 1920 Professor für Mathematik in Kiel und mit Jaspers spätestens seit 1911 befreundet (vgl. Postkarte von Toeplitz an Jaspers vom 1. Juli 1912, DLA, A: Jaspers). Toeplitz war 1921 in Kiel, wie auch in Bonn, wohin er 1928 gewechselt war, eine treibende Kraft für an Jaspers ergangene Rufe. 1933 wurde er aufgrund seiner jüdischen Herkunft zwangspensioniert, organisierte während der NS-Zeit die Ausreise jüdischer Studenten in die USA und wanderte 1938 nach Palästina aus.

42 Ein Brief von Toeplitz an Jaspers vom 22. März 1921 zeugt von einem frühen, im Nachlass nicht vorhandenen Entwurf des erstmals 1919 in einem Brief an Ferdinand Springer genannten Buchprojekts (vgl. Fußnote Nr. 40). In jenem Brief schreibt Toeplitz: »[S]eitdem Sie Ihre ›Idee der Universität‹ geschrieben haben, hat die äußere Konstellation unserer Universitäten sich von Grund aus geändert. Damals war es die materielle Not, von der man Gefahren für den ›Geist‹ der Universität fürchten musste. Heute hat die Überfüllung der Hörsäle eine viel ernstere Gefahr akut gemacht: der Ausgleich zwischen Forschung und Lehre [...] hat eine Belastung erfahren« (DLA, A: Jaspers).

43 So in einem Brief an seinen Verleger Ferdinand Springer vom 1. März 1923: »Ich schreibe eine kleine Broschüre (Die Idee der Universität, mit Untertitel evtl. und ihre Wechselwirkung mit Gesellschaft, Staat und Volk,) ... Anlaß: Immer erneute Diskussionen mit Studenten und Professoren« (in: H.-F. Fulda: »Der Philosoph Karl Jaspers«, 106). Die Bemerkung zu den »Diskussionen« bezieht sich mit hoher Wahrscheinlichkeit auf Gespräche, die im Zusammenhang mit seiner Vorlesung »Psychologie der geistigen Arbeit und des akademischen Studiums« im Sommersemester 1919 geführt wurden.



mit sich habe vornehmen lassen. Dass Jaspers 1923, zu einem Zeitpunkt also, als die Reformdebatte der frühen Weimarer Republik bereits weitgehend abgeklungen war, in einer eigenen Schrift das Wort ergreift, legt jedoch die Vermutung nahe, dass neben den genannten Reformvorhaben auch biographische Aspekte eine wichtige Rolle für die Publikation gespielt haben. So lässt sich die Veröffentlichung einerseits als Vorhaben lesen, sich anlässlich des Antritts seines Ordinariats innerhalb des universitären Lebens zu verorten, und andererseits als Versuch, der »Kampfgemeinschaft«, in der sich Jaspers zu jener Zeit mit seinem jüngeren und damals noch weitgehend unbekanntem Philosophenkollegen Martin Heidegger währte,<sup>44</sup> den Boden zu bereiten. Ein Beleg hierfür findet sich in einem Brief an Heidegger vom 4. November 1923. Darin schreibt Jaspers: »[...] zumal meine Universitäts-Idee, wenn auch in Haltung und Stil noch auf dem Niveau und im Kreise meiner Weltanschauungs-Psychologie, manche Sätze enthält, die als Brief an Sie gelten können.«<sup>45</sup> Mit Heidegger, dem einzigen Philosophen seiner Zeit, den Jaspers wirklich schätzte,<sup>46</sup> vereinte Jaspers die Kritik an der Professorenphilosophie, an Standesdünkel, Unredlichkeit und mangelnder Originalität. Der Einfluss dieser Freundschaft auf Jaspers' erste Universitätsschrift dürfte entsprechend stark gewesen sein. Ein Jahr zuvor, am 24. November 1922, hatte Jaspers bemerkt: »[W]ir wissen beide selbst nicht, was wir wollen; d.h. wir sind beide getragen von einem Wissen, das noch nicht explizite besteht.«<sup>47</sup> Die Schrift zur Universitätsidee kann vor diesem Hintergrund als ein erster Versuch gelesen werden, dieses gemeinsame Wissen sowohl zu konstituieren als auch zu artikulieren und auf dieser Grundlage eigene Reformvorschläge zu erarbeiten – auch wenn kurz nach der Veröffentlichung eine Jaspers zugetragene despektierliche Äußerung Heideggers über das Buch für erste Irritationen in der Freundschaft sorgte.<sup>48</sup>

In seiner Universitätsschrift nimmt Jaspers für sich in Anspruch, stellvertretend für Menschen zu sprechen, die »ihr Leben in den Dienst der Universitätsidee gestellt

44 Heidegger hatte seine Freundschaft mit Jaspers erstmals in einem Brief vom 27. Juni 1922 als »Kampfgemeinschaft« bezeichnet (M. Heidegger, K. Jaspers: *Briefwechsel*, 29). Jaspers übernahm diesen Ausdruck und verwendete ihn selbst in einem Brief vom 6. September 1922 (vgl. ebd., 32). Vgl. zur Freundschaft zwischen Heidegger und Jaspers: B. Weidmann: »Liebender Kampf- und ›deutsche Universität«. Die gescheiterte Freundschaft zwischen Karl Jaspers und Martin Heidegger«, in: S. Müller-Doohm, T. Jung (Hg.): *Prekäre Freundschaften. Über geistige Nähe und Distanz*, Paderborn 2011, 121–143.

45 M. Heidegger, K. Jaspers: *Briefwechsel*, 45 (Jaspers an Heidegger, 4. November 1923).

46 Vgl. K. Jaspers: *Philosophische Autobiographie*, 92.

47 M. Heidegger, K. Jaspers: *Briefwechsel*, 35 (Jaspers an Heidegger, 24. November 1922).

48 Karl Löwith berichtete Jaspers nach Erscheinen der Erstausgabe, Heidegger habe ihm gegenüber über *Die Idee der Universität* geurteilt, dieses Buch sei »das Belangloseste unter allen Belanglosigkeiten heute« (vgl. K. Jaspers: *Philosophische Autobiographie*, 97). Zur Rede gestellt, stritt Heidegger die Äußerung ab, woraufhin Jaspers das Ganze für »nichtexistent und erledigt« erklärte (ebd.). Vgl. zu den Positionen Jaspers' und Heideggers zur Universität: B. Weidmann: »Liebender Kampf- und ›deutsche Universität«, bes. 134–139.

haben«,<sup>49</sup> und kündigt an, über die Idee der Universität »in ihrer Eigensubstanz und von ihren Funktionen in der Wirklichkeit« zu schreiben. Jaspers möchte damit »endlosen Argumentationen mit zufälligen Prinzipien« begegnen und dazu anregen, Klarheit über den Sinn des eigenen Tuns zu gewinnen, indem er »bewußte Maßstäbe« entwickelt und expliziert.<sup>50</sup> Als wichtigstes analytisches Anliegen nennt er die »Suche, Erfassung und Bestimmung der zentralen Kräfte und allgemeinen Formen geistiger Existenz«,<sup>51</sup> womit von Beginn an klargestellt ist, dass für ihn die Universität den privilegierten Raum und Bewährungsort für die geistige Existenz des Menschen darstellt. Im ersten Kapitel »Voraussetzungen« entfaltet Jaspers zunächst seinen stark vom Deutschen Idealismus geprägten Begriff des »Geistes«. Als dessen wesentliche Charakteristika hebt er in § 1 das »Klarwerdenwollen«, das »Ganzwerdenwollen« und das »Offenbarwerdenwollen« hervor.<sup>52</sup> Bildung diskutiert Jaspers im Wesentlichen unter dem Gesichtspunkt eines »erworbenen Zustands« und grenzt sie von »Ausbildung« (Fachbildung) und »allgemeiner Bildung« ab. Dabei bestimmt Jaspers Bildung, die er für einen der wesentlichen Aufträge der Universität hält, in erster Linie als Habitus und zweite Natur,<sup>53</sup> während er den zweiten Auftrag der Universität, die Wissenschaft, vor allem am diskursiv prüfbaren Geltungsanspruch ihrer Urteile und ihrer Methodik festmacht.<sup>54</sup>

Die Forschung als Praxis der Wissenschaftlichkeit sieht Jaspers getragen von der »Gegenwart der Wahrheit«. »Wissenschaft als Beruf« – Jaspers greift hier Max Webers Diktum auf – könne nur der Mensch sinnvoll betreiben, der ein Pathos zur Objektivität in sich trage.<sup>55</sup> Während Jaspers in seiner ersten Universitätsschrift Wissenschaft und Forschung noch verhältnismäßig kursorisch abhandelt, drückt sich seine Sorge um die Universität als Stätte des geistigen Wirkens »selbstseiender« Menschen bereits in der starken Akzentuierung derjenigen Themen aus, die das Verhältnis zwischen Lehrenden und Studierenden betreffen, namentlich »Erziehung« und »Unterricht«, die den Gegenstand von § 2 bilden. Unter Einklammerung konkreter historischer Erziehungskonzepte lenkt Jaspers den Blick auf drei strukturelle Grundformen universitärer Interaktionsbeziehungen: »scholastische«, »Meister-« und »sokratische« Erziehung. Dabei ergreift er, wie Fichte und Schleiermacher, explizit Partei für die sokratische Erziehung als Grundmodell der universitären Interaktion, deren Praxis er als »kämp-

49 K. Jaspers: *Die Idee der Universität* [1923], in diesem Band, 3.

50 Ebd.

51 Ebd., 7.

52 Ebd.

53 Ebd., 12.

54 Ebd., 15.

55 Jaspers übernimmt den Ausdruck »Wissenschaft als Beruf« und die damit verbundene Einschätzung des Stellenwerts eines »Pathos der Objektivität« aus Max Webers Münchner Rede »Wissenschaft als Beruf« vom 7. November 1917 (EV in: ders.: *Geistige Arbeit als Beruf. Vorträge vor dem Freistudentischen Bund*, München, Leipzig 1919, 3–37).

fende Liebe« beschreibt.<sup>56</sup> Mit der Ergriffenheit des Menschen vom Willen zur Erkenntnis geht Jaspers zufolge eine persönliche Bildung einher, welche die *humanitas* als Bereitschaft rationaler Abwägung fördere. Den Bildungsauftrag der Universität sieht er in erster Linie darin, den Lernenden auf intellektuellem Gebiet alle Werkzeuge und Möglichkeiten zur Verfügung zu stellen, sie aber in allem Entscheidenden auf Selbstständigkeit und die eigene Verantwortung zu verweisen. Universitätsbildung könne darum nur einer Auswahl von Menschen mit starkem geistigen Willen zukommen, womit sich die Frage nach einer geeigneten Auslese stellt. An dieser Stelle tritt Jaspers' fachliche Prägung besonders deutlich zu Tage: Das Problem der Begabtenauslese wird nicht aus soziologischer, sondern aus psychologischer Perspektive und vorrangig unter dem Gesichtspunkt der kriterialen Bestimmung von Begabung reflektiert. Aus seiner Diskussion der Begabungen in § 3 zieht er den Schluss, dass gerade die wesentlichen Begabungen wie »Geistigkeit als das Ethos der Intelligenz« und das »Schöpferische, Geniale«<sup>57</sup> nicht abprüfbar seien und deshalb eine sinnvolle Auslese nicht vor, sondern erst am Ende des Studiums durch Schlußexamina erfolgen könne.

§ 4 der »Voraussetzungen« ist der Kommunikation gewidmet, die Jaspers hier bereits stark existenzphilosophisch akzentuiert.<sup>58</sup> Ähnlich wie in seinem im Nachlass aufgefundenen Typoskript »Individuum und Einsamkeit« von 1915/16<sup>59</sup> wird die Kommunikation als »kämpfende Liebe« gefasst, die im grenzenlosen Rede- und Antwortstehen »das Selbst im anderen Selbst offenbar werden« lasse.<sup>60</sup> Parallel dazu sieht er in der Diskussion als »geistiger Kommunikation« – anders als in der von ihm als Wettkampf angesehenen »Disputation« – keine festen Prinzipien und keinen bis zum Sieg über den anderen festgehaltenen Standpunkt am Werke, sondern nur einen kritischen Prozess. Die für Jaspers maßgebliche Selbstkritik der Wissenschaft als reflexives Korrektiv ist also bereits an dieser Stelle deutlich existentiell gefärbt und wird in ihrer Bedeutung höher eingestuft als die Generierung wissenschaftlicher Ergebnisse.

Der fünfte und letzte Paragraph des Kapitels »Voraussetzungen« ist mit »Persönliche und institutionelle Gestalt des Geistigen« überschrieben. In seiner Lesart der Humboldt'schen Idee von »Einsamkeit und Freiheit« unterscheidet Jaspers darin zwischen »individuell-selbständigen« und »schematischen« Lebensläufen.<sup>61</sup> Alles Neue, Schöpferische sieht er aus der Einsamkeit Einzelner kommen. Allerdings hält Jaspers

56 K. Jaspers: *Die Idee der Universität* [1923], in diesem Band, 20–22.

57 Ebd., 25–26.

58 Vgl. zum Begriff der Kommunikation bei Jaspers: G. Bonanni: »Kommunikation«. Die Genese eines Jaspers'schen Grundbegriffes«, in: *Jahrbuch der Österreichischen Karl-Jaspers-Gesellschaft*, Nr. 21 (2008) 53–82.

59 EV durch H. Saner unter dem Titel »Einsamkeit«, in: *Revue Internationale de Philosophie*, Nr. 147 (1983) 390–409.

60 K. Jaspers: *Die Idee der Universität* [1923], in diesem Band, 34.

61 Ebd., 36–37.

das Aufkommen großer Persönlichkeiten für nicht planbar – es sei lediglich möglich, Rahmenbedingungen für deren Wachstum zu schaffen. Als eine wesentliche institutionelle Bedingung für die Entstehung solcher Persönlichkeiten fordert er deshalb eine »Grobmaschigkeit der Daseinsordnung«. In allem Zwangsläufigen, so Jaspers, müssten »möglichst viele Lücken bleiben, dadurch Möglichkeiten für den Einzelnen, [...] ein gewähltes Schicksal zu ergreifen«. <sup>62</sup>

Nachdem Jaspers im ersten Kapitel das begriffliche und kategoriale Fundament seiner Ausführungen hergestellt hat, wendet er sich im zweiten, nicht weiter untergliederten Kapitel »Die Idee der Universität« den Aufgaben und Zielen der Universität zu. Als Eröffnung diskutiert er geläufige Vorstellungen von den Zwecken der Universität, nämlich als »Fachschulung zum Beruf«, als »Bildungsschule, die den Zweck im Menschen sieht«, und als »Forschungsanstalt zur Mehrung der Erkenntnis und der Heranziehung junger Gelehrter«. <sup>63</sup> Diese drei Zwecke lassen sich aus Jaspers' Sicht nicht voneinander lösen, ohne die geistige Substanz der Universität zu zerstören. Analog zur klassischen Konzeption hebt er die Verbindung von Forschung und Lehre als zentrales Prinzip universitären Lebens hervor. Ein zweites Prinzip der Universität sieht Jaspers in ihrem Charakter als *universitas*, worunter er in bewusster Abhebung vom ursprünglichen Sinn des Wortes die Orientierung der Wissenschaft an einem »Ganzen« versteht. Interessant ist in diesem Zusammenhang, wie Jaspers das Verhältnis von Philosophie und Wissenschaft interpretiert. Während er durchaus kritische Töne für »schlechte Philosophie« im Sinne leichtfertiger Systemmacherei anklingen lässt, sieht er diejenige Philosophie als wertvoll an, die »Sauerteig der Wissenschaften« werde und der Idee nach die ganze Universität durchdringen könne. <sup>64</sup>

Der Bestimmung der ideellen Aufgaben, Prinzipien und Ziele, die Jaspers mit der Universität verbindet, folgt im dritten und letzten Kapitel die Auseinandersetzung mit faktischen »Abhängigkeiten und Auswirkungen der Universitätsidee in der Wirklichkeit«. Das Kapitel umfasst vier Paragraphen mit den Themen »Universitätsunterricht«, »Universität als Korporation«, »ökonomische Grundlagen« sowie »Interessen der Gesellschaft« und »staatliche Verwaltung«.

In § 1 dieses Kapitels spricht Jaspers den Universitätsunterricht an und thematisiert in diesem Zusammenhang studentische Erwartungshaltungen und das Verhältnis des »Jünglings« zur geistigen Arbeit. Für diesen sei wissenschaftliche Arbeit der Idee nach geistige Arbeit, die in Bezug auf das »Ganze des Wißbaren« und auf die »Existenz seiner selbst« stehe. Die hohen Erwartungen an die Universität würden allerdings häufig enttäuscht. <sup>65</sup> Für Jaspers kann die Einsozialisation in die Wissenschaft nicht im doktri-

---

62 Ebd., 37.

63 Ebd., 39.

64 Ebd., 41.

65 Ebd., 47–48.

nären Modus eines Aufzeigens des vermeintlich rechten Weges durch die Vermittlung vorgefertigter Deutungsmuster erfolgen, sondern erfordert von Anfang an die Einnahme einer eigenständigen, an der Suche nach Wahrheit orientierten Haltung. Jaspers erörtert drei Momente wissenschaftlicher Arbeit: Das erste sieht er im Lernen und Üben, in der Erweiterung des Wissens und in der Beherrschung der Methoden. Damit aber – und dies ist das zweite Moment – die wissenschaftliche Arbeit mit Sinn erfüllt sei, bedürfe es der Ideen. Diese verliehen den Erkenntnissen erst ihr Gewicht und dem Forscher die treibende Kraft.<sup>66</sup> Das dritte Moment bildet schließlich das »intellektuelle und geistige Gewissen« des wissenschaftlichen Menschen, das sich für Jaspers in dessen Versuch zeigt, das Zufällige auf ein Ganzes zu beziehen, Kontinuität anzustreben und zu den tiefsten Gründen der Ideen zu drängen. Die aus diesen drei Momenten bestehende Arbeit zu ermöglichen und zu fördern sieht Jaspers als zentrale Aufgabe der universitären Lehre an.<sup>67</sup> Aufschlussreich für das Verständnis seines Grundanliegens ist in diesem Zusammenhang besonders die Abgrenzung des universitären vom schulischen Bildungsauftrag. Während Schulen die Aufgabe hätten, alle ihr anvertrauten Zöglinge zu unterrichten und zu erziehen, sei die Universität dazu keineswegs verpflichtet. Ein der Idee gemäßer Sinn der Universitätsbildung spreche sich vielmehr darin aus, dass diese nur einer Auswahl von Menschen zukomme, die von ungewöhnlichem geistigen Willen beseelt seien.<sup>68</sup>

§ 2 des dritten Kapitels ist der »Universität als Korporation« gewidmet und enthält Ausführungen zur Notwendigkeit und zu den Gefahren der Institutionalisierung. Die ökonomischen Grundlagen sowohl der Institution als auch der in ihr wirkenden Menschen werden in § 3 analysiert. Dabei beklagt Jaspers die Expropriation einer breiten Schicht von Rentenempfängern, darunter auch Studenten und Privatdozenten. Der Verlust der materiellen Grundlage habe verhängnisvolle Folgen für die Lernfreiheit der Studierenden: Mit der Abhängigkeit von Stipendien falle auch die Freiheit; Schulzeugnisse und Strebereigenschaften des Durchschnittsmenschen würden zu entscheidenden Faktoren der Auslese.<sup>69</sup>

Das insbesondere ab der zweiten Ausgabe der *Idee der Universität* prominente Thema des Verhältnisses zwischen Staat, Gesellschaft und Universität wird von Jaspers in § 4 angelegt. Hier räumt Jaspers ein, dass die Universität die Mittel der Gesellschaft selten rein zu Forschungszwecken bekomme, sondern »weil Schichten und Berufe der Gesellschaft hier geistige Nahrung finden und Ergebnisse der Wissenschaft brauchen können«. Die Universität diene immer zugleich der Gesellschaft.<sup>70</sup> Mit der Massenwirkung habe aber historisch auch der Verschulungsprozess zugenommen, der zu einem un-

66 Ebd., 48–49.

67 Ebd., 49.

68 Vgl. ebd., 50.

69 Ebd., 59.

70 Ebd., 61.

merklichen Wandel der Universitätsgestalt geführt habe. Diese sei nunmehr geprägt von einem Kampf zwischen dem philosophischen Geist echter Wissenschaft und den wechselnden Anforderungen der Gesellschaft. Im fünften Paragraphen des dritten Kapitels wendet sich Jaspers schließlich dem Thema »Universität und Nation« zu, das er auch in den späteren Ausgaben beibehält. Dabei wird der abendländische Ursprung der Universität ebenso betont wie die übernationale Rolle der Universität als Ausdrucksgestalt des »Menschentum[s] schlechthin«. <sup>71</sup> Als solche habe sie nicht zum Kampf der Nationen Stellung zu nehmen und keine politischen Kundgebungen abzuhalten.

#### 4. Jaspers' Äußerungen zur Universität in den Jahren 1931–1933

Es dauerte acht Jahre, bis Jaspers sich erneut öffentlich zur Frage der Universitätsidee äußerte, diesmal im Rahmen einer Artikelserie in der *Frankfurter Zeitung* mit dem Titel »Gibt es noch eine Universität?«, die zwischen November 1931 und Januar 1932 erschien. In seinem Beitrag »... könnte wieder eine Rangordnung im geistigen Leben fühlbar werden« <sup>72</sup> betont Jaspers nachdrücklich sein bereits 1923 artikuliertes Bekenntnis zum Selbstsein und zur Geistesaristokratie. <sup>73</sup> Vor diesem Hintergrund überrascht es nicht, dass Jaspers Paul Tillichs Eröffnungsbeitrag der Artikelserie entschieden widerspricht, der die Ausrichtung der Universitäten auf eine geistige Elite in Frage gestellt hatte. Die Fokussierung des universitären Lebens auf eine Aristokratie des Geistes gewinnt vor der Kontrastfolie seiner Kritik an einer »Vergötzung der Masse« <sup>74</sup> und der vermeintlichen Demagogie sowie den Nivellierungstendenzen der Massengesellschaft, die er im etwa zeitgleich erschienenen Buch *Die geistige Situation der Zeit* beschrieben hatte, zusätzlich an Schärfe. Auch der von Tillich vorgeschlagenen strikten Trennung von Fachhochschule und Universität <sup>75</sup> erteilt Jaspers eine entschiedene Absage, da er als Folge eine Trennung von Forschung und Lehre befürchtet. Stattdessen schlägt er vor, das Tätigkeitsfeld von Lektoren und Assistenten zu erweitern, und äußert den Wunsch, den eigentlichen Anspruch der Universität zu stärken, etwa in Form einer die Elite fördernden Reichsuniversität. <sup>76</sup> Alle Tendenzen, die »Durchschnittlich-

<sup>71</sup> Ebd., 65.

<sup>72</sup> Der Artikel erschien am 14. Dezember 1931 auf der Seite »Für Hochschule und Jugend« der *Frankfurter Zeitung* (Nr. 929, 6; neu abgedruckt in: D. Thomä: *Gibt es noch eine Universität? Zwist am Abgrund – eine Debatte in der Frankfurter Zeitung 1931–1932*, Konstanz 2012, 59–62; in diesem Band, 69–71).

<sup>73</sup> Vgl. K. Jaspers: *Die Idee der Universität* [1923], 44–45.

<sup>74</sup> K. Jaspers: *Die geistige Situation der Zeit* [1931], 69.

<sup>75</sup> Vgl. P. Tillich: »Fachhochschulen und Universität«, in: *Frankfurter Zeitung. Zweites Morgenblatt: Für Hochschule und Jugend*, Nr. 871, 5; zuletzt abgedruckt in: D. Thomä (Hg.): *Gibt es noch eine Universität?*, 16–23, 19.

<sup>76</sup> Die Bezeichnung »Reichsuniversität« wurde im deutschen Sprachraum erstmals 1871 nach der Niederlage Frankreichs im Deutsch-Französischen Krieg auf die neu gegründete, nunmehr

keit der Mehrheit« dadurch zu bedienen, dass man den Studierenden den eigenständigen geistigen Weg durch einen schulmäßigen Betrieb abnehme, seien zu bekämpfen. Eine mit dieser Argumentation korrespondierende Stellungnahme findet sich auch in *Die geistige Situation der Zeit*, in der Jaspers die Krise der Wissenschaft auf die Krise des Menschen selbst und sein Massendasein zurückführt.<sup>77</sup> Das Massendasein habe an Hochschulen die Tendenz, Wissenschaft als Wissenschaft zu vernichten, indem es von dieser fordere, sich praktischen Zielen und Zwecken unterzuordnen. Statt der Hochschule, die von der geistigen Unruhe des *sapere aude!* lebe, entstehe »bloße Schule«. Aber ohne Wagnis der Freiheit, so Jaspers, werde auch die Möglichkeit eigenen Denkens nicht eröffnet.<sup>78</sup> Aus der Kritik an der mit dem Massendasein verbundenen gesellschaftlichen wie hochschulpolitischen Rahmung des universitären Lebens erwächst bei Jaspers die Sehnsucht nach einem »Staatswillen«, der die volle akademische Freiheit und das Primat des geistesaristokratischen Prinzips garantiert.

Vor dem Hintergrund, dass kaum mehr als ein Jahr nach Erscheinen des Artikels Adolf Hitler zum Reichskanzler gewählt wurde, nimmt der von Jaspers in diesem Zusammenhang ausgesprochene Appell im Rückblick trotz dezidiert neuhumanistischer Gesinnung eine zweifelhafte politische Note an. So schreibt er: »Wir müssen anschauen, wo die politische Macht ist, die gegen die Bodenlosigkeit intellektueller Spielerei und gegen die Verschulungstendenzen der Menge unser eigenstes deutsches Gut, die Substanz unserer geistigen Tradition, die zugleich Weltgeltung hat, zu ihrer Sache macht.«<sup>79</sup> Obwohl Jaspers damit keinerlei politisches Bekenntnis ablegt, erschien dem damals nach eigener Schilderung politisch unbedarften,<sup>80</sup> von der Hochschulpolitik der Weimarer Demokratie enttäuschten Jaspers ein politischer Umbruch im ersten Augenblick offenbar als Gelegenheit, dem Konzept der deutschen Bildungsuniversität im Klima einer nationalen Aufbruchbewegung zu neuer Geltung zu verhelfen. Konkrete Gestalt nahm diese Hoffnung in den letzten Überlegungen zur Universitäts-

---

deutschsprachige Universität Straßburg angewendet. Später wurden die nationalsozialistischen Neugründungen der Universitäten Prag (1939), Posen (1941) und wiederum Straßburg (1941) als »Reichsuniversitäten« bezeichnet. Ein Grundgedanke der Reichsuniversität, den Jaspers hier offensichtlich vor Augen hat, besteht neben ihrer Neugründung im Geiste der Zeit, der Erprobung neuer Organisationsstrukturen und der Unterstellung unter die Reichshoheit vor allem in einer gezielten Förderung als Elitehochschule.

77 Vgl. K. Jaspers: *Die geistige Situation der Zeit*, 134–136.

78 Ebd., 127.

79 K. Jaspers: »... könnte wieder eine Rangordnung«, in diesem Band, 71.

80 So schrieb Jaspers im Geleitwort zur Neuausgabe der *Geistigen Situation der Zeit* 1946: »Dieses Buch ist im Jahre 1930 geschrieben. Ich hatte damals kaum Kenntnis vom Nationalsozialismus, etwas mehr Kunde vom Faschismus. In der Befriedigung über den gerade erreichten Abschluß des Manuskripts war ich bei den Septemberwahlen 1930 erstaunt und erschrocken über den damals ersten Erfolg der Nationalsozialisten« (ebd., 194); vgl. zu Jaspers' Fehleinschätzung des politischen Umbruchs auch: *Philosophische Autobiographie*, 72; »Karl Jaspers – Ein Selbstporträt« [1966/67], 35; ders.: »Doktor der Philosophie« [1955], 15.

idee an, die Jaspers vor seiner Zwangspensionierung durch den NS-Staat 1937<sup>81</sup> zu Papier brachte. Diese orientieren sich gegenüber dem vorhergegangenen Artikel stärker an den konkreten hochschulpolitischen Entwicklungen seiner Zeit und waren inhaltlich an den neuen Rektor der Freiburger Universität, Martin Heidegger, adressiert. Es handelt sich dabei um die im Juli/August 1933 verfassten »Thesen zur Frage der Hochschülerneuerung«,<sup>82</sup> die erst postum aus dem Nachlass veröffentlicht wurden und als Antwort auf Heideggers NS-affine Rektoratsrede vom 27. Mai 1933 sowie dessen am 30. Juni gehaltenen Heidelberger Vortrag »Die Universität im neuen Reich«<sup>83</sup> angesehen werden können.

Bei der Lektüre der »Thesen« fällt zunächst die programmatische Akzentuierung des Textes und die Begrüßung des durch den NS-Staat eingeführten »Führerprinzips«<sup>84</sup> an der Hochschule ins Auge, die Jaspers' liberale Haltung auf den Kopf zu stellen scheint. Im Führerprinzip meint Jaspers zugleich »eine nie wiederkehrende Möglichkeit und Gefahr« zu erkennen: die Möglichkeit, die schwerfällige akademische Selbstverwaltung »durch die entscheidenden Anordnungen eines die Universitäten schrankenlos beherrschenden Mannes« zu überwinden und zugleich die Gefahr, dass die Führer der Hochschule sich letztlich als ihrer hohen Aufgabe nicht gewachsen zeigen könnten.<sup>85</sup> Die Sympathie für eine Machtbündelung speist sich dabei erkennbar aus einem Unbe-

81 Vgl. hierzu Fußnote Nr. 105; vgl. zum »Deutschen Beamtengesetz« als Grundlage der Zwangspensionierung: Fußnote Nr. 106.

82 K. Jaspers: »Thesen zur Frage der Hochschülerneuerung« [Juli/August 1933], 28. Jaspers charakterisiert diesen Text gegenüber Heidegger als »Schrift[,] verfasst, um Ihnen Vorschläge zur Reform des Medizinstudiums zu machen« (M. Heidegger, K. Jaspers: *Briefwechsel*, 155 [Jaspers an Heidegger, 23. August 1933]; vgl. auch Anm. 4 von Hans Saner in: K. Jaspers: »Thesen zur Frage der Hochschülerneuerung«, 19). Jaspers hat den Text weder als Artikel veröffentlicht, noch – wie aus seinen Notizen hervorgeht – brieflich an Heidegger gesendet. Zwar berichtete er Heidegger in dem genannten Brief von der Abfassung des Textes, stellte darin aber gleichzeitig klar, dass er diesen nicht an ihn schicken, sondern ihm ggf. bei einem Besuch auf Wunsch Einblick gewähren würde.

83 EV: M. Heidegger: *Die Selbstbehauptung der deutschen Universität*, Breslau 1933; ders.: »Die Universität im neuen Reich«, in: *Heidelberger Neueste Nachrichten*, Nr. 150 (1.7.1933) 4. Vgl. zu Inhalten und Kontexten Hans Saners ausführliche Kommentierung der »Thesen« in: M. Heidegger, K. Jaspers: *Briefwechsel*, 259–263, und den Vergleich der »Thesen« mit Heideggers Rektoratsrede in: »Jaspers' »Thesen zur Frage der Hochschülerneuerung« (1933) in kritischem Vergleich zu Heideggers Rektoratsrede«, in: K. Salamun (Hg.): *Karl Jaspers. Zur Aktualität seines Denkens*, München, Zürich 1991, 171–186; vgl. hierzu auch: D. Kaegi: »Philosophie«, in: W. U. Eckart, V. Sellin, E. Wolgast (Hg.): *Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus*, Heidelberg 2006, 321–349, 336–337. Heideggers Text wurde von Jaspers rezipiert (KJB), enthält aber nur wenige Anstreichungen, die eine eher flüchtige Lektüre nahelegen. Vgl. zum persönlichen Gespräch zwischen Heidegger und Jaspers nach Heideggers Vortrag »Die Universität im neuen Reich«: K. Jaspers: *Philosophische Autobiographie*, 100–102.

84 K. Jaspers: »Thesen zur Frage der Hochschülerneuerung«, 10. Baden war das erste Land, das 1933 der Aufforderung zur Einführung des »Führerprinzips« nachkam (vgl. H. Weisert: *Die Verfassung der Universität Heidelberg. Überblick 1386–1952*, Heidelberg 1974, 127).

85 K. Jaspers: »Thesen zur Frage der Hochschülerneuerung«, 10.



hagen an der bisherigen Praxis der universitären Selbstverwaltung. So drängt Jaspers auf eine Vereinfachung der Verwaltung und Abschaffung aller »Umständlichkeiten«, die mit der akademischen Selbstverwaltung für die Lehrkräfte einhergingen. Trotz der bekundeten Sympathie zeigt sich aber auch eine deutliche Skepsis gegenüber dem Führerprinzip. Zum Ausdruck kommt diese insbesondere darin, dass seine Überlegungen zur Rolle des »Hochschulführers« einen Rechtfertigungszwang vorsehen, um einem möglichen Missbrauch der ihm gewährten Entscheidungshoheit vorzubeugen.<sup>86</sup>

Ein zweites signifikantes Merkmal der »Thesen« ist eine dem autoritären Geist des Führerprinzips geradezu entgegengesetzte Betonung der Unerlässlichkeit der akademischen Freiheit. Während Heidegger in seiner Rektoratsrede entschieden für die Aufhebung der akademischen Freiheit plädiert,<sup>87</sup> fordert Jaspers gerade deren Ausweitung, indem er eine Abschaffung aller Studienpläne, Scheine und formaler Nachweise empfiehlt sowie eine freie Professorenwahl.<sup>88</sup> Das Postulat der akademischen Freiheit bildet auch die entscheidende Beurteilungsgrundlage für seine Stellungnahmen zu »Arbeitsdienst«<sup>89</sup> und »Wehrsport«,<sup>90</sup> die Heidegger mit dem »Wissensdienst« feierlich zu einer Trias erhoben hatte<sup>91</sup> und die Jaspers trotz vorsichtiger Affirmation als Hindernis für ein fruchtbares Studium ansieht.<sup>92</sup>

Dass Heidegger in wesentlichen Punkten wie der akademischen Freiheit und der Einschätzung der studentischen Dienstpflichten konträre Positionen vertrat, hat Jaspers zwar ebenso wenig wie die nationalsozialistische Gesetzgebung davon abgehalten, seine »Thesen« unter Verwendung nationaler Floskeln zu Papier zu bringen – seine Fehleinschätzung der hochschulpolitischen Dialogbereitschaft der neuen Machthaber, zu denen auf einer niedrigen Stufe auch Heidegger zählte,<sup>93</sup> und die inhaltliche

86 Ebd., 21; vgl. hierzu den Hinweis von Hans Saner in: M. Heidegger, K. Jaspers: *Briefwechsel*, 262.

87 In seiner Rektoratsrede sagt Heidegger: »Die vielbesungene ‚akademische Freiheit‘ wird aus der deutschen Universität verstoßen; denn diese Freiheit war unecht, weil nur verneinend« (*Die Selbstbehauptung der deutschen Universität*, GA 16, 113).

88 K. Jaspers: »Thesen zur Frage der Hochschulerneuerung«, 17.

89 Ein allgemeiner freiwilliger Arbeitsdienst war bereits von Reichskanzler Heinrich Brüning mit einer Notverordnung vom 23. Juli 1931 eingeführt worden. Im Juni 1933 ordnete die nunmehr als Gesamtvertretung der Studierenden anerkannte »Deutsche Studentenschaft« (DSt) die »studentische Arbeitsdienstpflicht« an, die einen zehnwöchigen Arbeitsdienst zur Pflicht erhob (vgl. H. Weisert: *Verfassung der Universität*, 135).

90 Der Wehrsport wurde als eine Art Ersatz für die durch den Versailler Vertrag weitgehend unterbundene Wehrtüchtigung durch die nationalen Streitkräfte eingeführt. Der 1926 gegründete »Nationalsozialistische deutsche Studentenbund« (NSDStB) unterhöhle die restriktiven Regelungen mit Erfolg und hatte das Wehrsportkonzept Ende der 1920er-Jahre zu einem prioritären Element ihres hochschulpolitischen Programms gemacht (vgl. M. H. Kater: *Studentenschaft und Rechtsradikalismus*, 162–166).

91 Vgl. M. Heidegger: *Die Selbstbehauptung*, 114.

92 Vgl. K. Jaspers: »Thesen zur Frage der Hochschulerneuerung«, 22–23.

93 Heidegger war am 21. April 1933 zum Rektor der Freiburger Universität gewählt worden. Zur Zeit der Abfassung der »Thesen« beteiligte er sich an der Ausarbeitung einer neuen Universitätsverfas-

wie politische Unvereinbarkeit seiner Vorstellungen mit den hochschulpolitischen Zielen des nationalsozialistischen Staates muss ihm jedoch bewusst geworden sein. Das Manuskript blieb unter Verschluss, obwohl Jaspers es ursprünglich an das Ministerium hatte schicken wollen.<sup>94</sup> Handschriftliche Notizen auf einem Beiblatt<sup>95</sup> belegen, dass Jaspers darauf hingewiesen worden war, sich mit dem Versuch eines Einschaltens in die Reformdebatte persönlich auf gefährliches Terrain zu begeben. Die Tatsache, dass Jaspers inhaltlich wie konzeptuell an der neuhumanistischen Bildungsuniversität festhielt und trotz seiner Kritik am Antisemitismus in der nationalsozialistischen Machtübernahme eine Chance für die Universitätsidee sehen konnte, spricht dafür, dass ihm 1933 die Hoffnung auf einen die deutsche Universitätsidee rettenden, von seinem Freund Heidegger mitgestalteten Umbruch in der Hochschulpolitik den Blick für das absehbare Abgleiten Deutschlands in eine verhängnisvolle Diktatur gänzlich verstellt hat.

Dabei blieben seine Vorstellungen von den Aufgaben, Zielen und den Prinzipien der Universität in den Jahren 1923 bis 1933 unverändert. Konzeptuell bildet seit der frühesten Publikation zur Universitätsidee sein Humanität und Elitarismus verklammerndes Konzept der Geistesaristokratie den Fluchtpunkt seiner Ausführungen, auf den er alle Bereiche des universitären Lebens ausgerichtet wissen will. Dass Jaspers in seinen »Thesen« gleichsam als Gegengewicht zu seiner auf die Entlastung von Verwaltungsaufgaben gegründeten Befürwortung des Führerprinzips eine Ausweitung der Freiheit von Forschung und Lehre fordert, ist ein beredter Beleg für den hohen Stellenwert, den er der Universität als freiheitlicher Entfaltungs- und Förderungsstätte des »geistigen Adels« einräumt. Zwar ist die Hochschule auch für ihn eine Ausbildungsinstitution, allerdings für eine Auswahl von Berufen, die eine »forschende Grundhaltung« erfordern, weil sie mit der »Totalität der Lebensverhältnisse« und dem ganzen Menschen befasst sind,<sup>96</sup> und deren Ausbildung unmittelbar aus der Auseinandersetzung mit der wissenschaftlichen Forschung erwächst. Der weite Horizont, den Jaspers für diese Professionen, d.h. für den Arzt, Lehrer, Juristen, Pfarrer usw. fordert, ist allerdings nicht nur auf die reflektierte Aneignung, forschende Durchdringung und Reflexion der Praxis angewiesen. Auch der über die Spezifik der eigenen Disziplin hinausreichende in-

---

sung, die auf seinen Vorschlag zurückging und am 22. August 1933 u.a. im *Heidelberger Tageblatt* und den *Heidelberger Neuesten Nachrichten* veröffentlicht wurde (vgl. H. Saner: »Thesen« im kritischen Vergleich«, 172).

94 Ein dem Text beigelegter Briefentwurf deutet darauf hin, dass Jaspers mit dem Gedanken gespielt hat, die »Thesen« selbst an das Kultusministerium in Karlsruhe zu schicken (vgl. DLA, A: Jaspers; H. Saner: »Thesen« im kritischen Vergleich«, 171).

95 Auf einem Beiblatt zum Text steht der Vermerk: »Nicht abgesandt: 1) Heidegger ist informiert – durch Brief von mir – er kann, wenn er will, die Regierung darauf hinweisen [vgl. Fußnote Nr. 82]. 2) Ungefragt kann ich nichts tun, da mir gesagt wird, dass ich als nicht zur Partei gehörig und als Gatte einer jüdischen Frau nur geduldet bin und kein Vertrauen haben kann« (DLA, A: Jaspers).

96 K. Jaspers: *Die Idee der Universität* [1923], 41.

terdisziplinäre Blick ist für ihn wesentlich und erfordert letztlich das, was Sinnbild der *universitas* in ihrer von Jaspers aufgegriffenen Bedeutung als *universitas litterarum* ist, nämlich die Versammlung und wechselseitige Durchdringung aller Wissenschaften unter dem Dach einer Korporation. Jaspers hat mit seiner Ablehnung des Fachhochschulwesens neben der artikulierten Gefahr einer Trennung von Forschung und Lehre auch die Gefährdung der Universität als »Kosmos der Wissenschaften« im Blick.

An den genannten Positionen hat Jaspers auch nach 1945 festgehalten, diese aber zum einen weiter ausdifferenziert und ergänzt, und zum anderen neu in der Nachkriegssituation verortet. Um die Hintergründe seiner Auseinandersetzung mit den wissenschaftlichen und universitären Entwicklungen der NS-Zeit transparenter werden zu lassen, sollen diese im Folgenden zusammen mit den Geschehnissen der unmittelbaren Nachkriegszeit erörtert werden.

### 5. Die deutsche Universität im Nationalsozialismus

Erste Vorboten einer nationalistischen und antisemitischen Radikalisierung weiter Teile der Studentenschaft und eines Teils des Lehrkörpers waren Gründungen von neuen und das Erstarken bereits vorhandener nationalistischer Studentenverbände.<sup>97</sup> Diese gingen bereits früh mit Denunziationen sowie gezielten Protestaktionen gegen jüdische Gelehrte vor und trieben damit die Universitätsleitungen vielerorts vor sich her.<sup>98</sup> Die NS-affinen Studentenverbände wurden zuletzt sukzessive vom 1926 gegründeten »Nationalsozialistischen deutschen Studentenbund« (NSDStB) abgelöst, der dazu ausersehen war, der nationalsozialistischen Machtübernahme und der Infiltrierung der Universitäten durch die NS-Ideologie den Boden zu bereiten. Obwohl bereits im Sommer 1926 die Mehrheit der Studierenden als antidemokratisch, antiliberal und völkisch-national gesinnt gelten musste,<sup>99</sup> konnte sich der NSDStB mit seiner politi-

97 Exemplarisch hierfür stehen der »Deutsche Hochschulring« (DHR), der bereits 1880 gegründete »Verein Deutscher Studenten« (VDSt), aber auch die »Deutsche Studentenschaft« (DSt), die ihrem Selbstverständnis nach im Dienste der deutschen Nation stand und im Zuge der Gleichschaltung der Studentenschaft am 22. April 1933 als alleinige Gesamtvertretung der an deutschen Hochschulen immatrikulierten Studierenden anerkannt wurde (vgl. H. Titze: »Hochschulen«, in: D. Langewiesche, H.-E. Tenorth [Hg.]: *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*, Bd. V, München 1984, 209–240, 215; H. Weisert: *Verfassung der Universität*, 133; H.-U. Wehler: DGG IV, 287).

98 Viel diskutierte Beispiele hierfür waren die Fälle Emil Julius Gumbel (Heidelberg 1924, 1925, 1932), der für Jaspers 1924 als damaliges Mitglied des Disziplinarausschusses auch biographische Relevanz hatte (vgl. K. Jaspers: *Philosophische Autobiographie*, 60–62), sowie Ernst Cohn (Breslau 1932), den Jaspers zum Anlass nahm, ein Manuskript mit dem Titel »Freiheit der Wissenschaft und der Lehre« zu verfassen (DLA, A: Jaspers, undatiert).

99 Vgl. M. H. Kater: *Studentenschaft und Rechtsradikalismus*, 11; H. P. Bleuel, E. Klinnert: *Deutsche Studenten auf dem Weg ins Dritte Reich. Ideologien – Programme – Aktionen 1918–1935*, Gütersloh 1967, 186, 189.

schen Agenda und seinem hegemonialen Herrschaftsanspruch erst im Juli 1931<sup>100</sup> endgültig gegen die Widerstände von Korporationen wie Studentenverbindungen und Hochschulverbände behaupten. Gleichwohl war bereits früh eine breite rechtsextreme Gesinnung und Aktionsbereitschaft unter den Studierenden vorhanden, die aus Sicht der NSDAP nur noch parteipolitisch kanalisiert zu werden brauchte, um der nationalsozialistischen »Hochschulrevolution« zuzuarbeiten. Ein Ärgernis bildete für sie allerdings der Umstand, dass die Zahl der Hochschullehrer, die sich bereits vor Hitlers Machtergreifung offen zur nationalsozialistischen Bewegung bekannt hatten, trotz weit verbreiteter nationalistischer Gesinnung vergleichsweise gering war.<sup>101</sup> Dies hatte zur Folge, dass die NSDAP der machtpolitischen und ideologischen Durchdringung der Hochschulen hohe Priorität einräumte.<sup>102</sup> Ab April 1933 wurden Lehrkörper und Administration der Universitäten in enger Folge mit Erlassen überzogen, die ihre »Gleichschaltung«<sup>103</sup> forderten und die Einführung des »Führerprinzips« an den Universitäten verfügten. Ebenfalls im April 1933 wurde die Entfernung jüdischer und politisch für den NS-Staat missliebiger Universitätslehrer eingeleitet.<sup>104</sup> Eines der folgenschwersten Gesetze für die ideologisch motivierte »Säuberung« des Lehrkörpers war das »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« vom 7. April, dessen Nachfolgegesetz, das »Deutsche Beamtengesetz«, die Grundlage für Jaspers' Zwangspensionierung im Jahr 1937 bildete.<sup>105</sup> Mit dem Gesetz wurde eine Zurruesetzung sämtli-

100 Im Juli 1931 übernahm der NSDStB auf dem Studententag in Graz die Führung des Dachverbandes der deutschen Studentenverbände, der »Deutschen Studentenschaft« (DSt).

101 Vgl. H. Kuhn: »Die Universität vor der Machtergreifung«, in: ders. u.a. (Hg.): *Die deutsche Universität im Dritten Reich. Eine Vortragsreihe der Universität München*, München 1966, 13–43, 25–26.

102 Vgl. O. B. Roegel: »Student im Dritten Reich«, in: H. Kuhn u.a. (Hg.): *Universität im Dritten Reich*, 140.

103 Die »Gleichschaltung« bedeutete an den Hochschulen die Besetzung aller relevanten hochschulpolitischen Ämter, v.a. der Rektoren und Dekane, mit als parteikonform ausgewiesenen Personen (vgl. hierzu: F. R. Hausmann: *Die Geisteswissenschaften im »Dritten Reich«*, Frankfurt a.M. 2011, 35–55).

104 Vgl. hierzu und zum Folgenden: S. Mühl-Benninghaus: *Das Beamtentum in der NS-Diktatur bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Zu Entstehung, Inhalt und Durchführung der einschlägigen Beamtengesetze*, Düsseldorf 1996; V. Sellin: »Die Universitätsleitung«, in: W. U. Eckart, V. Sellin, E. Wolgast (Hg.): *Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus*, 5–55, 5.

105 Nach mehrfacher Verlängerung der Geltungsdauer wurde das »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« am 26. Januar 1937 vom »Deutschen Beamtengesetz« abgelöst, das in § 59 die Entlassung von Beamten verfügte, deren Gatten »nicht deutschen oder artverwandten Blutes« waren.

Jaspers stand u.a. aufgrund seiner Ehe mit der jüdischstämmigen Gertrud Mayer unter Beobachtung des NS-Regimes. Wegen seines internationalen Bekanntheitsgrades, der dazu geführt hatte, dass man das Ehepaar zunächst unter der Kategorie »privilegierte Mischehe« führte, und aufgrund ihrer Zurückgezogenheit überlebten Jaspers und seine Frau die Zeit des NS-Terrors in einem Zustand »innerer Emigration«. Jaspers war 1933 aus der Universitätsverwaltung ausgeschlossen worden, 1935 fand er sich am Philosophischen Seminar so isoliert, dass er die Geschäftsführung niederlegte. Im Juni 1937 wurde Jaspers als letzter Ordinarius des Philosophischen Seminars zwangspensioniert, weil er sich geweigert hatte, sich von seiner Frau scheiden zu lassen. Seit 1938

cher Beamter »nicht arischer Abstammung« verfügt und eine Gesinnungskontrolle eingeführt, die eine Entlassung derjenigen Personen legitimierte, die »nach ihrer bisherigen politischen Betätigung« nicht die Gewähr dafür bieten konnten, »jederzeit rückhaltlos für den nationalen Staat« einzutreten.<sup>106</sup>

Insgesamt erlitten die Universitäten aufgrund der NS-Gesetzgebung und der allgegenwärtigen Bedrohung jüdischer und regimekritischer Intellektueller zwischen 1933 und 1945 einen beispiellosen Exodus: Das Berufsbeamtengesetz führte bereits bis Ende 1934 zur Entlassung von insgesamt 1684 Hochschullehrern, bis zum Kriegsbeginn mussten rund 3000 Wissenschaftler, darunter 756 Professoren, Deutschland verlassen.<sup>107</sup> Die zwangspensionierten Lehrkräfte wurden z.T. durch parteikonforme ersetzt, die halfen, die nationalsozialistische Ideologie weiter zu streuen und institutionell zu verankern.<sup>108</sup> Mit der Einführung des »Führerprinzips« wurde die akademische Selbstverwaltung praktisch aufgelöst, indem die Rektoren als »Führer der Hochschule« installiert wurden. Auch die Selbständigkeit der Länder wurde mit der Einrichtung des »Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung« am 1. Mai 1934 aufgehoben, das fortan auch die Ernennung der Rektoren übernahm.<sup>109</sup>

Charakteristisch für das Verhalten des Lehrkörpers zu diesen Vorgängen war einerseits eine teils begeisterte Begrüßung der nationalsozialistischen Vorstöße, andererseits die weitgehend protestlose Hinnahme der Erlasse und eine auffällige Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal betroffener Kollegen.<sup>110</sup> Hinzu kam der Verrat wissenschaft-

---

wurden seine Veröffentlichungen von der »Reichsschrifttumskammer« verhindert, ab 1943 verboten. Für den Fall einer Deportation hatte sich das Ehepaar Jaspers Zyankali-Kapseln beschafft, die stets griffbereit gehalten wurden. Noch 1945 erfuhr Jaspers durch Emil Henk, dass ihre Deportation für den 14. April vorgesehen sei. Am 30. März marschierten die Amerikaner in Heidelberg ein (vgl. zu diesen Vorgängen: K. Jaspers: *Philosophische Autobiographie*, 10, 47, 74–75; H. Saner: »Überleben mit einer Jüdin in Deutschland. Karl und Gertrud Jaspers in der Zeit des Nationalsozialismus«, in: ders.: *Erinnern und Vergessen. Essays zur Geschichte des Denkens*, Basel 2004, 97–130; D. Kaegi: »Philosophie«, 321, 338–339).

106 Vgl. »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums«, §§ 3 und 4. Der sog. »Arierparagraph« (3) des BBG sah zunächst noch Ausnahmen vor, die in späteren Fassungen wegfielen. Bereits 1933 wurde zusätzlich die Entlassung aller Beamten verfügt, die Mitglieder der kommunistischen Partei waren oder »sich in Zukunft im marxistischen (kommunistischen oder sozialdemokratischen) Sinne betätigen« (§ 2a, 20. Juli 1933). Im Zusammenhang mit den im September 1935 erlassenen »Nürnberger Gesetzen« wurde in der »Erste[n] Verordnung zum Reichsbürgergesetz« vom November 1935 der Beamtenstatus neu definiert, so dass ab diesem Zeitpunkt auch die bisher durch Ausnahmeregelungen verschonten »Nichtarier« entlassen wurden. Ab dem 26. Januar 1937 wurde der Beamtenstatus im »Deutschen Beamtengesetz« zudem von der »arischen« oder »nicht-arischen« Herkunft des Ehegatten abhängig gemacht (DBG, § 59).

107 Heidelberg verlor bis Kriegsbeginn 24% seiner Lehrkräfte, die am stärksten betroffenen Universitäten in Berlin und Frankfurt 32% (H.-U. Wehler: DGG IV, 824).

108 Vgl. R. A. Müller: GdU, 96.

109 Vgl. H. Weisert: *Verfassung der Universität*, 129.

110 Vgl. H. Titze: »Hochschulen«, 227; H.-U. Wehler: DGG IV, 825.

licher Normen und Standards sowie wissenschaftsethischer Prinzipien.<sup>111</sup> Um dem Problem der »Vermassung« der Universitäten zu begegnen, wurde mit dem »Gesetz gegen die Überfüllung der deutschen Schulen und Hochschulen« vom 25. April 1933 ein *numerus clausus* eingeführt. Das Gesetz ermöglichte u.a. ein Vorgehen gegen marxistische Studierende und erfüllte insofern eine ähnliche Aufgabe wie das »Berufsbeamtengesetz« in Bezug auf den Lehrkörper.<sup>112</sup> Zusammen mit Verpflichtungen wie Land- und Grenzlanddienst, Ernteeinsatz, Pflichtsport, Reichsarbeits- und SA-Dienst,<sup>113</sup> die den Studierenden durch die intellektuellenfeindliche NSDAP-Führung auferlegt wurden, führte dies zu einem Rückgang der Studierendenzahlen von 121 000 zum Ende der Weimarer Republik auf 56 000 im Jahre 1939.<sup>114</sup> Versuche des NS-Regimes, die Wissenschaft für die eigenen Zwecke dienstbar zu machen, misslangen allerdings weitgehend, weil der Nationalsozialismus kein sachbezogenes Programm für das Universitätswesen mitbrachte und eine allgemeine Konzeption der Forschungspolitik ausblieb.<sup>115</sup> Demgegenüber schritt die ideologische Durchdringung der Wissenschaften rasch voran, so dass insbesondere in den politiknahen Fächern Soziologie, Geschichte, Politologie und Germanistik bald »systemstabilisierend« geforscht und gelehrt wurde.<sup>116</sup> Auch wenn sich die Universitäten insgesamt mit der Zeit als untauglicher für die Interessen des NS-Regimes erwiesen als von diesem erhofft, hatten die genannten Maßnahmen und Entwicklungen die Universitäten im Kern ihrer Existenz getroffen: Ihr wissenschaftliches Ethos war verraten, das Verhältnis ihrer Mitglieder vergiftet, die Selbstverwaltung korrumpiert und die Forschung ideologischen Interessen unterworfen worden.

### 6. Die westdeutsche Nachkriegsuniversität

Nach dem Krieg gehörten die Universitäten – nicht zuletzt aufgrund der von den Alliierten angestrebten »Umerziehung« (*»re-education«*) der Deutschen und der Notwendigkeit, die medizinische Versorgung der unterernährten Bevölkerung zu gewährleisten<sup>117</sup> – zu den ersten Einrichtungen, die wiedereröffnet wurden. Dabei stellten sich

111 H.-U. Wehler: DGG IV, 825; vgl. hierzu auch: N. Hammerstein: »Epilog. Universitäten und Kriege im 20. Jahrhundert«, in: W. Rüegg (Hg.): GdUE III, 515–545, 535. Der Verrat wissenschaftlicher Prinzipien zeigte sich u.a. in der protestlosen Hinnahme von Forderungen, wie sie der bayerische Kultusminister Hans Schemm an die Professoren richtete. Dieser verkündete 1933: »Von hier ab kommt es für Sie nicht mehr darauf an, ob etwas wahr ist, sondern ob es im Sinn der nationalsozialistischen Revolution ist« (zit. n. H.-U. Wehler: DGG IV, 825–826).

112 Vgl. H. Weisert: *Verfassung und Universität*, 135.

113 Vgl. H. Titze: »Hochschulen«, 230; H.-U. Wehler: DGG IV, 831.

114 Vgl. ebd., 831.

115 Vgl. H. Maier: »Nationalsozialistische Hochschulpolitik«, in: H. Kuhn u.a. (Hg.): *Universität im Dritten Reich*, 71–102, 73.

116 Vgl. R. A. Müller: GdU, 99.

117 Vgl. G. Neave: »Grundlagen«, in: W. Rüegg (Hg.): GdUE IV, 47–75, 49; W. Rüegg, J. Sadlak: »Die Hochschulträger«, in: W. Rüegg (Hg.): GdUE IV, 79–120, 83.

mannigfache Probleme – von zerstörten Universitätsgebäuden über fehlendes Material bis hin zur Rückgewinnung eines qualifizierten Lehrkörpers bei gleichzeitiger Entnazifizierung Deutschlands.<sup>118</sup> Insbesondere das letztgenannte bildete ein Schlüsselproblem auch für die von Zerstörungen verschonte Universität Heidelberg.<sup>119</sup> In organisatorischer und struktureller Hinsicht knüpfte die von den Besatzungsmächten entnazifizierte Universität der Nachkriegszeit restaurativ an die liberale Universität der Weimarer Republik an<sup>120</sup> und griff das von Carl Heinrich Becker forcierte Verständnis der Hochschule als Stätte der staatsbürgerlichen demokratischen Erziehung auf.<sup>121</sup> Die akademische Selbstverwaltung und ihre weitgehende Autonomie gegenüber dem Staat wurden als Grundsätze fixiert, Rektorats- und Senatsverfassungen wurden ebenso nach den alten Modellen wiederhergestellt wie die Studentenvertretung in Form der »Allgemeinen Studentenausschüsse«.<sup>122</sup> Die Zahl der Studierenden stieg in der Folgezeit von 95 000 (1948) auf 123 000 (1955) an und erreichte 1960, kurz vor dem Abschluss der dritten Fassung der *Idee der Universität*, die Zahl von 207 000 immatrikulierten Studierenden.<sup>123</sup>

Die Universität Heidelberg war am 1. April 1945 nach dem Einmarsch der amerikanischen Truppen in Heidelberg geschlossen worden.<sup>124</sup> Bereits wenige Tage später war auf Veranlassung Emil Henks<sup>125</sup> unter Aufsicht und Assistenz des amerikanischen Nachrichtendienstes »Counter Intelligence Corps« (CIC) die Gründung eines Ausschusses zur Wiedereröffnung der Universität eingeleitet worden, der später als »Dreizehnerausschuss«<sup>126</sup> bekannt wurde. Da nach der Schließung der Universität

118 Vgl. H. A. Koch: UGI, 213; R. A. Müller: GdU, 102.

119 Vgl. H. Lehmann: »Vorwort«, in: J. C. Heß, H. Lehmann, V. Sellin (Hg.): *Heidelberg 1945*, Stuttgart 1996, 9–12, 9; vgl. hierzu auch: V. Sellin: »Die Universität Heidelberg im Jahre 1945«, in: ebd., 91–106.

120 Vgl. H. Schelsky: *Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reformen*, Reinbek bei Hamburg 1963, 177.

121 Vgl. H. Kuhn: »Universität vor Machtergreifung«, 40.

122 Vgl. R. A. Müller: GdU, 102.

123 H. A. Koch: UGI, 215.

124 Vgl. K. H. Bauer (Hg.): *Vom neuen Geist der Universität. Dokumente, Reden und Vorträge 1945/46*, Berlin, Heidelberg 1947, 1.

125 Emil Henk (1893–1969) war Fabrikant, Journalist und ein Freund von Jaspers. Er hatte in Heidelberg Literaturwissenschaft studiert und war seit 1926 Mitglied der SPD. Henk führte nach 1933 eine Widerstandsgruppe gegen das NS-Regime und war von 1934 bis 1936 im KZ Osthofen inhaftiert. Durch den Kontakt zu einer Berliner Polizeiarztin bezog er Informationen über Aktionen des Regimes gegen sogenannte »Mischehen«, die er an Jaspers weitergab und damit dessen Frau Gertrud die Möglichkeit gab, in prekären Situationen unterzutauchen – in einem Fall in seiner eigenen Wohnung. Nach dem Krieg war Henk von 1950 bis 1952 sowie von 1956 bis 1960 Landtagsabgeordneter der SPD in Baden-Württemberg.

126 Dem Ausschuss gehörten neben Karl Jaspers noch Karl Heinrich Bauer, Martin Dibelius, Ernst Engelking, Fritz Ernst, Karl Freudenberg, Wolfgang Gentner, Renatus Hupfeld, Walter Jellinek, Curt Oehme, Alexander Mitscherlich, Gustav Radbruch, Otto Regenbogen und Alfred Weber an (vgl. K. H. Bauer [Hg]: *Vom neuen Geist der Universität*, 1). Das erste Treffen des Dreizehnerausschusses fand am 5. April 1945 in Jaspers' Haus statt (vgl. hierzu auch J.-F. Leonhard: »Neubeginn und Weggang. Karl Jaspers in Heidelberg von 1945–1948«, in: ders. [Hg.]: *Heidelberger Zeit*, 125–157, bes. 128–130, 137–138).

keine Universitätsleitung mehr bestand, bildete dieser Ausschuss bis zur Wahl des ersten Nachkriegsrektors Karl Heinrich Bauer und des Senats im August 1945 das maßgebende Beratungsgremium für alle konzeptuellen und administrativen Fragen zur Wiedereröffnung der Universität.<sup>127</sup> Jaspers wurde 1. Senator und am 26. Juli 1946 zum »Ehrensensator« ernannt.<sup>128</sup> Nach Wiederaufnahme des Lehrbetriebs der philosophischen Fakultät am 13. Dezember 1945<sup>129</sup> setzte sich Jaspers im Wintersemester 1945/46 in seiner Vorlesung über »Die geistige Situation in Deutschland« mit der »Schuldfrage« auseinander.<sup>130</sup> In diesem Zusammenhang nahm er u. a. eine Unterscheidung und Zuordnung verschiedener Schuldbegriffe vor und trat der weit verbreiteten, in sich nicht differenzierten These einer »Kollektivschuld« des deutschen Volkes an den Verbrechen des NS-Regimes entgegen.<sup>131</sup> Neben der Wiedereröffnung der Universität, die Jaspers trotz seiner Krankheit energisch mit vorangetrieben hatte, versuchte er auch publizistisch eine geistige Erneuerung Deutschlands zu fördern. Gemeinsam mit dem Politologen Dolf Sternberger, dem Romanisten Werner Krauss und dem Soziologen Alfred Weber gründete er die von November 1945 bis 1949 erschienene Monatszeitschrift *Die Wandlung*, die als eines der bedeutsamsten deutschen Publikationsorgane Intellektueller in der Nachkriegszeit gilt.

### 7. Die Idee der Universität 1946

Die 1946er-Ausgabe der *Idee der Universität*, die Jaspers dem neuen Rektor der Heidelberger Universität, Karl Heinrich Bauer,<sup>132</sup> widmete, war das erste Buch, das er nach dem Krieg veröffentlichte.<sup>133</sup> Die Überarbeitung der Schrift war bereits im Mai 1945

127 Vgl. ebd., 138.

128 Vgl. ebd., 148.

129 Vgl. ebd., 147.

130 Einen Teil der Vorlesungsreihe veröffentlichte Jaspers unter dem Titel »Die Schuldfrage« [1946].

131 Vgl. hierzu auch: K. Jaspers: »Antwort an Sigrid Undset« [1945].

132 Der Chirurg Karl Heinrich Bauer (1890–1978) wurde im August 1945 zum ersten Nachkriegsrektor der Universität Heidelberg gewählt. Jaspers hatte Bauer beim ersten Treffen des Dreizehnerausschusses am 5. April 1945 kennen gelernt. Bauer sah sich bereits 1946 sowohl aus gesundheitlichen wie auch politischen Gründen veranlasst, sein Amt als Rektor der Universität Heidelberg niederzulegen. Er war vom amerikanischen Nachrichtendienst CIC beschuldigt worden, frühere nationalsozialistische Offiziere bei der Immatrikulation begünstigt sowie antisemitische Äußerungen von sich gegeben zu haben. Die Art des Verhörs und die damit einhergegangenen Drohungen haben Bauer angeblich zur Niederlegung seines Amtes veranlasst, auch wenn er die Vorwürfe vehement bestritt (vgl. K. Jaspers, K. H. Bauer: *Briefwechsel*, 83–85 [Bauer an Jaspers, 11. Januar 1968]).

133 Kurz nach Erscheinen des Bandes war das Gerücht aufgekommen, *Die Idee der Universität* sei in der sowjetischen Besatzungszone verboten worden. Obwohl verschiedene Quellen dieses Verbot zu bestätigen scheinen (vgl. »Wissenschaftliches Kolloquium: »Hochschul- und Wissenschaftspolitik der SMAD« vom 30.8. bis 4.9.1992 in Gosen bei Berlin – Protokollauszüge«, in: M. Heine mann [Hg.]: *Hochschuloffiziere und Wiederaufbau des Hochschulwesens in Deutschland 1945–1949*, Berlin 2000, 202; H. Götze: *Der Springer-Verlag. Stationen einer Geschichte. Teil II: 1945–1992*, Ber-



abgeschlossen,<sup>134</sup> also kaum mehr als einen Monat nach der Besetzung Heidelbergs durch die Amerikaner und nur kurz nach dem ersten Treffen des »Dreizehnerausschusses«. Wegen Schwierigkeiten bei der Lizenzierung und bürokratischer Hürden konnte der Band erst 1946 erscheinen. Obwohl Jaspers in einem Brief an seine ehemalige Schülerin Hannah Arendt beklagt, dass der Text damit »zu spät« komme, er auf ihn »jetzt fast altmodisch« wirke und nur das Vergangene vergegenwärtige,<sup>135</sup> beinhaltet er doch gegenüber den Vorkriegsäußerungen einige wesentliche Neuerungen. Anders als die Schrift von 1923, die noch stark auf den »Geist« und das Ethos des Lehrers und Wissenschaftlers ausgerichtet war, fokussiert Jaspers in der Neuausgabe vor allem den existentiellen Impetus der Universitätsidee und die Wahrheitssuche. So wird der bereits 1929 ins Spiel gebrachte existentielle Impuls des »ursprünglichen Wissenwollens«<sup>136</sup> zur Achse seiner Betrachtungen. Mit Ausnahme des Vorworts und einiger punktueller Andeutungen ist von den Krisenerfahrungen der NS-Diktatur in der Neuauflage allerdings kaum die Rede. Statt die Aufarbeitung der NS-Zeit in seine Universitätschrift zu integrieren, ist Jaspers diese Aufgabe vor allem in Vorträgen, Rundfunkbeiträgen und Aufsätzen wie »Erneuerung der Universität« (1945),<sup>137</sup> »Vom lebendigen Geist der Universität« (1946),<sup>138</sup> »Die Wissenschaft im Hitlerstaat« (1946)<sup>139</sup> und »Volk und Universität« (1946/1947)<sup>140</sup> angegangen. Zusammen mit der bereits genannten Vorlesung über »Die geistige Situation in Deutschland« hat Jaspers damit den Versuch unternommen, mit seinen Analysen des Verfalls von Wissenschaft und Universität unter der NS-Diktatur sowie seinen Überlegungen zur Erneuerung der Universität eine breitere akademische Öffentlichkeit zu erreichen.

---

lin 1994, 22), widerspricht dem Hans-Georg Gadamer von Leipzig aus in einem Brief an Jaspers vom 24. Oktober 1946 (DLA, A: Jaspers).

134 Vgl. H. Sarkowski: »Karl Jaspers und sein Verleger Ferdinand Springer«, in: J.-F. Leonhard (Hg.): *Heidelberger Zeit*, 159–168, bes. 159–160; das Vorwort der Schrift trägt das Datum »Mai 1945«.

135 Vgl. H. Arendt, K. Jaspers: *Briefwechsel*, 79–80 (Jaspers an Arendt, 9. Juni 1946).

136 Jaspers prägte diesen Begriff in seinem Vortrag »Die Universität im sozialen Körper«, den er 1929 in Heidelberg im Rahmen der Tagung »Universität und Volkshochschule« (25. bis 28. April 1929) hielt (vgl. das Manuskript »Die Universität im sozialen Körper«, bes. I, II, 13; vgl. hierzu auch: Stellenkommentar Nr. 175). Das »ursprüngliche Wissenwollen«, das Jaspers in dem genannten Vortrag als »Kern der Universität« bezeichnet (ebd., 13), wurde fortan zu einem wesentlichen Bezugspunkt seiner Reflexionen über die existentielle Durchdringung des universitären Lebens.

137 Rede, gehalten am 15. August 1945 zur Wiedereröffnung der Universität Heidelberg mit medizinischen Kursen (EV in: *Die Wandlung. Eine Monatsschrift*, H. I [1945] 66–74; in diesem Band, 73–80).

138 EV in: K. Jaspers: *Vom lebendigen Geist der Universität und vom Studieren. Zwei Vorträge von Karl Jaspers und Fritz Ernst*, Heidelberg 1946, 5–40; in diesem Band, 85–102.

139 EV in: *Der Tagesspiegel. Unabhängige Berliner Morgenzeitung* (1.5.1946) 4.

140 Der Radiobeitrag wurde am 10. November 1946 von der Sendestelle Heidelberg ausgestrahlt (vgl. R. de Rosa: »Nachweise«, in: K. Jaspers: *Erneuerung der Universität. Reden und Schriften*, 291–297, 296); EV in: *Die Wandlung. Eine Monatsschrift*, H. I (1947) 54–64; in diesem Band, 203–211.

Es sind im Wesentlichen inhaltliche Akzentverschiebungen und ein geschärfter Blick für die Abhängigkeit der Universität von den politischen Rahmenbedingungen, die in der Universitätsschrift von den Erschütterungen der NS-Diktatur zeugen. Zwar knüpft Jaspers die Zukunft der Universität wie schon vor dem Krieg an die Voraussetzung einer »Wiedererneuerung ihres ursprünglichen Geistes«. Aber anders als 1933, als er selbst nach Hitlers Machtergreifung noch gehofft hatte, im Kielwasser eines rechtsnationalen politischen Umbruchs könne auch die klassische deutsche Universitätsidee rehabilitiert werden, hält er ein freiheitliches demokratisches Staatswesen nunmehr für eine unerlässliche Grundbedingung dieser Erneuerung.

Gleichzeitig will Jaspers die Politik mit größerer Eindringlichkeit als zuvor aus den Hörsälen heraushalten. Hiermit korrespondiert auch seine gesellschaftliche Verortung der Universität als exklusiver, »staatsfreier Raum« der bedingungslosen Wahrheitsuche, die in der zweiten Ausgabe deutlich stärker herausgestellt wird als noch 1923. Zudem charakterisiert Jaspers die Universität erstmals als Stätte, »an der Gesellschaft und Staat das hellste Bewußtsein des Zeitalters sich entfalten lassen«. <sup>141</sup> Hiermit wird der Universität die Aufgabe angetragen, nicht nur Ort der Wissenschaft und deren Vermittlung zu sein, sondern auch der Erhellung und Kritik der jeweiligen gesellschaftlichen wie politischen Situation zu dienen. Verknüpft wird diese Forderung mit der These, der Mensch erhebe als Mensch Anspruch darauf, dass es einen Ort bedingungsloser Wahrheitsforschung geben müsse. <sup>142</sup> Dieser Anspruch wird in der Schrift vornehmlich mit dem »ursprünglichen Wissenwollen« begründet. Dieses vollziehe »die Lust des Wissens im Sehen, in der Methodik des Gedankens, in der Selbstkritik als Erziehung zur Objektivität, aber auch die Erfahrung der Grenzen, des eigentlichen Nichtwissens sowohl wie dessen, was man im Wagnis des Erkennens geistig aushalten muß«. <sup>143</sup> Wie das Zitat verdeutlicht, spiegelt sich in Jaspers' Konzept des ursprünglichen Wissenwollens ein deutlich philosophisch akzentuiertes Ethos der Wissenschaftlichkeit. Gegenüber der Erstausgabe ersetzt dieses Konzept den Geist als Ausgangspunkt wissenschaftlichen Strebens. Der Geist erfährt auch insofern eine Abwertung, als Jaspers dessen synthetisierendes Moment nun der Vernunft überträgt. Lediglich die »Macht der Vision« und die »Fähigkeit der Wesensanschauung« werden dem Geist in der zweiten Ausgabe noch zugestanden. Demgegenüber wird die Existenz als Trägerin des geistigen Lebens und des »unbedingten Entschlusses«, den Jaspers hier als existentiell aus dem ursprünglichen Wissenwollen resultierenden konkreten Willen zur Wissenschaft fasst, hervorgehoben. <sup>144</sup> Komplementär zum ursprünglichen Wissenwollen formuliert Jaspers sein Verständnis von Bildung in der

---

<sup>141</sup> K. Jaspers: *Die Idee der Universität* [1946], in diesem Band, 109.

<sup>142</sup> Ebd.

<sup>143</sup> Ebd., 110.

<sup>144</sup> Ebd., 126.

zweiten Ausgabe der *Idee* als »Haltung der Wissenschaftlichkeit«,<sup>145</sup> der er neben der Existenz als zweites wesentliches Moment die Vernunft zur Seite stellt. Die wissenschaftliche Haltung sei eine Bildung zur Vernunft, die dem Menschen durch eine zeitweise Suspendierung der eigenen Wertungen<sup>146</sup> den weitesten Raum eröffne. Dass Bildung als vernunftorientierte Haltung der Wissenschaftlichkeit und der existentielle Ernst und Drang des unbedingten Wissenwollens in der zweiten Version der *Idee der Universität* zusätzlich mit einem deutlich existentiell gefärbten Kommunikationskonzept verklammert werden, lässt mit Blick auf die damit verbundenen Anforderungen an den Einzelnen einmal mehr das Bild der Universität als Ort und Bewährungsraum des geistigen Adels aufleben.

Eine weitere wesentliche Neuerung gegenüber der Erstausgabe bildet die stark erweiterte Auseinandersetzung mit der Wissenschaft und die Aufnahme der bereits 1938 artikulierten Überlegungen zum Verhältnis von Wissenschaft und Philosophie.<sup>147</sup> Trotz der Verfehlungen der Wissenschaft im NS-Staat zeigt Jaspers ein größeres Vertrauen in deren Leistungsfähigkeit als noch 1923 und hebt den allgemeinen Geltungsanspruch wissenschaftlicher Erkenntnisse hervor.<sup>148</sup> Auch sein Blick für den Kosmos der Wissenschaften, deren Ordnung und Bedeutung, hat sich gegenüber der Erstausgabe deutlich geschärft. So hält er es für unerlässlich, den ganzen Umfang modernen Wissens und Forschens in die Universität zu integrieren, was sich vor allem in seinem Eintreten für die Einrichtung einer technischen Fakultät niederschlägt.<sup>149</sup> Ferner sieht er in der Wissenschaft nun explizit ein unerlässliches empirisches Korrektiv für das Philosophieren. Allerdings bedürfen Jaspers zufolge umgekehrt auch die Wissenschaften der Führung durch die Philosophie. Indem die Philosophie für ihn gleichsam den Motor des ursprünglichen Wissenwollens bildet, kommt ihr die Aufgabe einer Bewahrung und Wächterschaft über die Wissenschaftlichkeit zu.<sup>150</sup> Eine wesentliche, weil sinnvermittelnde Voraussetzung der Wissenschaft erblickt Jaspers dabei in der »Führung durch Ideen«, deren orientierende Kraft ihm zufolge über die Tiefe und Bedeutungsschwere der Forschung entscheidet.

<sup>145</sup> Ebd., 127.

<sup>146</sup> Ebd., 128.

<sup>147</sup> Jaspers hatte bereits in seinen 1937 gehaltenen und 1938 unter dem Titel *Existenzphilosophie* veröffentlichten Vorlesungen am Freien Deutschen Hochstift über das Verhältnis von Philosophie und Wissenschaft reflektiert (*Existenzphilosophie*, bes. 3–11).

<sup>148</sup> K. Jaspers: *Die Idee der Universität* [1946], in diesem Band, 113.

<sup>149</sup> Ebd., 167–168. Wie ein undatiertes, mit dem Titel »Struktur einer fiktiven Universität mit Technischer Fakultät« versehenes Typoskript aus dem Nachlass zeigt, hatte Jaspers für die Einrichtung und Gliederung einer technischen Fakultät ein Konzeptpapier entwickelt, in dem die einzelnen Disziplinen den jeweiligen Fakultäten zugeordnet sind und das insbesondere für die technische Fakultät eine detaillierte Aufgliederung mitsamt Erläuterungen enthält.

<sup>150</sup> K. Jaspers: *Die Idee der Universität* [1946], in diesem Band, 125.

Interessante Erweiterungen gegenüber der Erstausgabe finden sich zudem in Jaspers' Darstellung des Verhältnisses von Universität und Staat. So taucht 1946 erstmals die Beschreibung des politischen Status der Universität als »staatsfreier Raum« auf.<sup>151</sup> Auch werden Motive für die Befürwortung der Existenz der Universität durch den Staat genannt. Demnach wisse der Staat sein eigenes Dasein gefördert, wenn in ihm der reinen Wahrheit gedient werde. Auch wenn dies vage bleibt, spricht sich darin Jaspers' Hoffnung aus, dass es einen Geist der Wahrheit und Wahrhaftigkeit gebe, der sich von der Universität aus in die Gesellschaft trägt. Voraussetzung dafür, dass der Staat die Universität als einen aus seiner Machtwirkung ausgesparten Raum<sup>152</sup> dulde und schütze, sei allerdings, dass der Staat die Verwirklichung der Universität wolle. An diesem Punkt erkennt Jaspers eine wechselseitige Abhängigkeit. Denn Klarheit über den eigenen Willen kann der Staat ihm zufolge in erster Linie durch eine Inanspruchnahme von Wissenschaft und Wahrheit entwickeln. Als Ort der Wahrheitssuche bildet die Universität für Jaspers in ihrem Verhältnis zum Staat zugleich eine Grundvoraussetzung und ein Bewährungsfeld eines freiheitlichen demokratischen Staatswesens, da die Universität als Ort der Wahrheitssuche nur in Staaten zugelassen werde, die Selbsteinschränkungen erlaubten.<sup>153</sup> Obwohl die Auseinandersetzung mit dem NS-Staat nicht im Zentrum seiner Schrift steht, findet Jaspers auch in der Neuausgabe seiner *Idee der Universität* kritische Worte für die Wissenschaftler, die unter dem NS-Regime das Ethos der Universität aushöhlten: »Soweit aber sie [die Universitäten] oder ihre Glieder in den letzten zwölf Jahren sich in ihrer geistigen Arbeit und in Handlungen zu Anpassungen und Umbiegungen haben zwingen lassen oder gar aus unbegreiflicher Überzeugung an den Kräften des Regimes fördernd teilgenommen haben, sind sie bedingungslos zu verurteilen, vor allem auch wegen des dadurch begangenen Verrats an der Universitätsidee.«<sup>154</sup>

Gegenüber der Erstausgabe ist auch das Thema »Wahrheitsforschung und Politik« gänzlich neu. In dessen Zusammenhang bekräftigt Jaspers seine bereits 1923 geäußerte Grundhaltung, dass Politik nicht als Kampf an die Universität gehöre, sondern ausschließlich als Gegenstand der Forschung. Angesichts der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs und der Aufgabe eines Wiederaufbaus Deutschlands ordnet Jaspers der Universität neben der oben genannten Funktion für die Demokratie noch eine weitere, kaum weniger wichtige gesellschaftliche Rolle zu: Als wesentliche Trägerin des durch den NS-Staat verratenen kulturellen Erbes soll sie zu einem Identifikationsobjekt eines erneuerten, gewandelten Deutschlands werden: »Wir können nur erklären, was uns gemeinsam ist. [...] Deutschland lebt für immer durch seine Dichtung und Musik. [...]

---

151 Ebd., 185.

152 Ebd.

153 Ebd.

154 Ebd., 196.

Deutschland lebt auch nur immer durch seinen Beitrag zur Wissenschaft und Philosophie. Wir begehren nur eins: daß deren Überlieferung und fortschreitendem Forschen der Raum vergönnt werde, in dem sich bewähren darf, was jederzeit, im Glück und im Verhängnis, unser redlichstes Bemühen sein kann.«<sup>155</sup>

Insgesamt zeigt Jaspers in seiner Neuausgabe der *Idee der Universität* im Vergleich zu den Vorkriegsäußerungen nicht nur ein reiferes Bewusstsein von der Abhängigkeit des Hochschulwesens von der politischen Grundhaltung der Staatsmacht und eine Hervorhebung der gesellschaftlichen und kulturellen Bedeutung der Universität. Auch offenbart er eine sehr viel deutlicher konturierte Vorstellung von der Leistungsfähigkeit und den Grenzen wissenschaftlicher Erkenntnis sowie ein in der Erstausgabe noch nicht in dieser Weise expliziertes Verständnis des Verhältnisses von Philosophie und Wissenschaft. Nicht zuletzt gehört zu den wesentlichen inhaltlichen Erweiterungen der Schrift eine nicht mehr ausschließlich existenzphilosophisch, sondern nunmehr auch politisch motivierte Sorge um den Erhalt und die Förderung einer geistigen Elite.

#### 8. Vorträge und Aufsätze 1945–1948

Die universitären und wissenschaftlichen Entwicklungen während der NS-Zeit hat Jaspers am tiefgreifendsten in seinem ersten Vortrag nach dem Krieg anlässlich der Wiedereröffnung der Universität Heidelberg mit medizinischen Kursen unter dem Titel »Erneuerung der Universität« und in dem ein Jahr später erschienenen Artikel »Die Wissenschaft im Hitlerstaat« reflektiert. In beiden Texten vertritt er die These, dass der Korruption der Wissenschaft durch das NS-Regime bereits vor Hitlers Machtergreifung der Boden bereitet worden war, und zwar »durch die vorher verbreitete Unklarheit darüber, was Wissenschaft ist –, durch die Unwissenschaftlichkeit in alltäglichen Urteilen –, durch die Gewöhnung an den Mißbrauch der Wissenschaft«.<sup>156</sup> Nach Jaspers hat das eigentliche »Verbrechen am Geist der Wissenschaft« da begonnen, wo Forscher »die Wahrheit beugten«, ihre Anschauungen anpassten oder sich in den Dienst der Parteitendenzen gestellt haben. Als äußere Faktoren macht Jaspers die Aufhebung der akademischen Selbstverwaltung, die Neuorganisation nach dem Führerprinzip und die strenge, alle geistige Selbständigkeit restringierende Überwachung der Universitäten für den Verfall der Wissenschaften verantwortlich.<sup>157</sup> Gleichwohl kommt er zu dem Schluss, dass die parteipolitische Instrumentalisierung und der

<sup>155</sup> Ebd., 202.

<sup>156</sup> K. Jaspers: »Die Wissenschaft im Hitlerstaat«, 45.

<sup>157</sup> Dabei gesteht Jaspers ein, dass auch die Nationalsozialisten einige der u.a. von ihm kritisierten Mängel der Universitätsstruktur problematisiert hatten, weshalb von ihnen »viele Gute[s] und daher längst Geforderte[s] verlangt« worden sei. Hiervon habe man sich – möglicherweise steckt darin auch eine gewisse Selbstkritik mit Blick auf seine 1933 verfassten »Thesen zur Frage der Hochschul-erneuerung« – bezaubern lassen »wie Kinder vom Rattenfänger in Hameln«. Indes hätten die Natio-

Kampf des NS-Regimes gegen die freie Wissenschaft am Ende gescheitert seien.<sup>158</sup> Die Universität sei nicht vollständig zerstört worden, es habe vereinzelt auch vortrefflichen Unterricht und unbedingtes Wahrheitssuchen gegeben.<sup>159</sup> Hieraus speist sich Jaspers' Vertrauen, dass es nach wie vor große Persönlichkeiten mit Vorbildcharakter gebe, auf deren Wirken sich auch seine in einem Interview geäußerte Hoffnung stützt, die Universität könne zur Keimzelle einer Erneuerung der deutschen Kultur und Gesellschaftsordnung werden.<sup>160</sup>

Diesen Optimismus bringt Jaspers auch in seinem Vortrag »Vom lebendigen Geist der Universität« zum Ausdruck, mit dem er am 11. Januar 1946 eine der demokratischen Erneuerung gewidmete Reihe von Abendvorträgen bekannter Heidelberger Professoren für das breite Publikum eröffnete.<sup>161</sup> Den Ausgangspunkt seines Vortrags bildet dabei die Besinnung auf die vom Heidelberger Germanisten Friedrich Gundolf<sup>162</sup> stammende Inschrift »Dem lebendigen Geist« über dem Kollegiengebäude der Universität Heidelberg. Das geistige Leben, das der Idee folgt, und der »lebendige Geist« bilden für Jaspers eine Einheit, vor deren Hintergrund er die universitären Realitäten kritisch in den Blick nimmt. Im Zusammenhang mit der erneut vorgebrachten Kritik an der Struktur der Universität als »Aggregat von Fachschulen« und der zunehmenden Verschulung des Studiums betont Jaspers die humanistische Funktion der Universität »als ein Anliegen der Menschheit«.<sup>163</sup> Nur eine von Verschulungszwängen und Nutzenkalkül befreite Universität kann ihm zufolge eine Vorbildfunktion einnehmen und als Identifikationsmodell für ein vermeintlich in einer Umkehr begriffenes Deutschland dienen.<sup>164</sup> Die dafür notwendigen Veränderungs- und Erneuerungsprozesse will Jaspers dabei mit Blick auf Humboldt aber nicht als radikale Neuschöpfung, sondern »im Sinne einer konservativen Revolution«<sup>165</sup> verstanden wissen.

---

nalsozialisten das Gegenteil von dem getan, was sie forderten, und die Universitäten in einen »Strom geistiger Verwahrlosung« getrieben (»Vom lebendigen Geist der Universität«, in diesem Band, 95).

158 K. Jaspers: »Die Wissenschaft im Hitlerstaat«, 43.

159 Ebd.

160 Vgl. K. Jaspers: »Die Erneuerung der Universität«, in diesem Band, 82–83.

161 Vgl. R. de Rosa: »Nachweise«, 294–295.

162 Friedrich Gundolf (eigtl. F. Gundelfinger; 1880–1931); Heidelberger Literaturhistoriker und Germanist jüdischer Abstammung, der dem Kreis um den Lyriker Stefan George angehörte. Seine von George beeinflussten Arbeiten stellen besonders die Einheit von Künstler und Werk in den Vordergrund und deuten die Künstler als Symbolgestalten ihrer Epoche. Gundolf lehrte seit 1916 Germanistik in Heidelberg und galt als einer der prominentesten und meistgelesenen Gelehrten der Weimarer Republik. Hauptwerke: *Shakespeare und der deutsche Geist* (1911); *Goethe* (1916).

163 K. Jaspers: »Vom lebendigen Geist der Universität«, in diesem Band, 90; vgl. zu Jaspers' Interpretation des Humanismus: »Über Bedingungen und Möglichkeiten eines neuen Humanismus« [1949].

164 Vgl. K. Jaspers: »Vom lebendigen Geist der Universität«, in diesem Band, 94.

165 Ebd., 95. Jaspers verwendet den Begriff der »konservativen Revolution« im Sinne einer die Staatsform einklammernden Rückbesinnung auf das kulturelle Erbe Deutschlands. Tatsächlich findet der Begriff, der spätestens 1927 von Hugo von Hofmannsthal in ein ideologisches Leitmotiv ver-

Während Jaspers mit den genannten Vorträgen besonders das akademische Publikum angesprochen und aus der universitären Binnenperspektive heraus eine Erneuerung Deutschlands aus dem geistigen Grund der Universität beschworen hat, wendete er sich mit dem Radiovortrag »Volk und Universität«<sup>166</sup> erstmals an eine breitere Öffentlichkeit. Die Tatsache, dass der Text auf einem Typoskript mit dem Titel »Bitte um Gerechtigkeit für die Universität« beruht, das Jaspers im Juli 1946 als Reaktion auf schwere Vorwürfe der »Arbeitsgemeinschaft der geistig Schaffenden« im »Allgemeinen freien Gewerkschaftsbund« gegen die Universität Heidelberg und die zum Studium zugelassene Jugend verfasst hatte,<sup>167</sup> spricht dafür, dass Jaspers sich mit seinem Vortrag gegen eine öffentliche Diskreditierung der Universitäten stemmen wollte. Behutsam versucht er deshalb, die Sinnhaftigkeit des universitären Lebens gegenüber

---

wandelt worden war (vgl. ders.: *Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation*, in: *Gesammelte Werke: Prosa*, Bd. VI, Frankfurt a.M. 1955, 413), heute vor allem im Sinne der Interpretation des Jaspers-Schülers Armin Mohler Verwendung, der ihn 1950 in der überarbeiteten Version seiner 1949 bei Jaspers eingereichten Dissertation eingehend behandelte (A. Mohler: *Die Konservative Revolution in Deutschland 1918–1932. Grundriß ihrer Weltanschauungen*, Stuttgart 1950). Seitdem wird unter der Konservativen Revolution eine nationalkonservative Bewegung in der Weimarer Republik verstanden, die u.a. durch antiliberalen, antidemokratischen und antiegalitären Positionen hervorgetreten ist und deren Träger sich laut Mohler z.T. vom Nationalsozialismus »fälschlicherweise« die Verwirklichung ihrer Ideen erhofft haben (ebd., 8–9, 18). Als Protagonisten der Bewegung werden von verschiedenen Autoren genannt: Max Hildebert Boehm, Hans Freyer, Martin Heidegger, Edgar Julius Jung, Ernst Jünger, Ernst Niekisch, Carl Schmitt, Martin Spahn, Othmar Spann, Oswald Spengler, Wilhelm Stapel und Moeller van den Bruck (vgl. S. Breuer: *Anatomie der Konservativen Revolution*, Darmstadt 1993, 3). Die Tatsache, dass der bereits 1848 von Friedrich Engels verwendete Ausdruck »Konservative Revolution« erst durch Mohler eine gewisse Kontur erhalten hat, sowie der Kontext, in dem Jaspers ihn gebraucht, legen nahe, dass er den Begriff an dieser Stelle nicht mit der von Mohler beschriebenen nationalkonservativen Bewegung in Verbindung gebracht hat.

166 Vgl. Fußnote Nr. 140; in diesem Band, 203–211.

167 Der Text wurde 1986 aus dem Nachlass veröffentlicht in: K. Jaspers: *Erneuerung der Universität. Reden und Schriften*, 449–453. Jaspers hatte das Typoskript am 22. Juli 1946 an den damaligen Rektor der Universität Heidelberg, K. H. Bauer, geschickt (K. Jaspers, K. H. Bauer: *Briefwechsel*, 42–43 [Jaspers an Bauer, 22. Juli 1946]). In einem sechs Tage zuvor in der *Rhein-Neckar-Zeitung* erschienenen Artikel der »Arbeitsgemeinschaft« war der Universität Heidelberg eine »undemokratische Haltung« und der zum Studium zugelassenen Jugend eine »faschistische Geisteshaltung« attestiert worden. Man äußerte die Befürchtung, die derzeitigen Lehrkörper an den Hochschulen seien nicht imstande und nicht willens, von sich aus eine demokratische Reform vorzunehmen. Aus diesen Thesen leitete die Arbeitsgemeinschaft die an das Ministerium adressierte Forderung einer »verschärften Überwachung« der Universitäten ab (vgl. K. Jaspers: »Bitte um Gerechtigkeit für die Universität«, 449, 451). Bauer hatte auf die pauschalisierenden Anschuldigungen der Arbeitsgemeinschaft mit einem für die Militärregierung angefertigten »Tatsachenbericht« »Universität Heidelberg und Heidelberger Gewerkschaften« reagiert (vgl. E. Wolgast: »Karl Heinrich Bauer – der erste Heidelberger Nachkriegsrektor«, in: J. C. Heß, H. Lehmann, V. Sellin [Hg.]: *Heidelberg 1945*, 107–129, 124). Ohne die Arbeitsgemeinschaft darin explizit zu erwähnen, übernahm Jaspers den größten Teil von »Bitte um Gerechtigkeit für die Universität« in seinen Radiovortrag »Volk und Universität«.

landläufigen Vorurteilen zur Geltung zu bringen. So sei die Universität zwar »eine eigene Welt«, schaffe aber mit »an dem geistigen Raum, in dem wir gemeinsam leben«. <sup>168</sup> Die Eigenständigkeit der universitären Welt rechtfertigt Jaspers mit dem Argument, dass das geistige Leben in den Wissenschaften nur dann gedeihen könne, wenn die schaffenden Persönlichkeiten nicht durch Zwecksetzungen von außen oder vorherige Festsetzung der Wahrheit der Ergebnisse eingeschränkt würden. Freiheit, so Jaspers, sei die »Lebensluft der Universität«. <sup>169</sup> Die Universität diene dem Volk durch Vermehrung und Steigerung der Erkenntnis ebenso wie durch die wissenschaftliche Erziehung und Ausbildung der befähigten Jugend. Insofern diese in den akademischen Berufen wirke, sei die Universität eine »Sache des ganzen Volkes«. <sup>170</sup>

Die Rechtfertigung des Fortbestehens der traditionellen deutschen Idee und Gestalt der Universität bildet auch das zentrale Thema der Ansprache »Die Verantwortlichkeit der Universitäten«, die Jaspers bei einer Konferenz der Universitätsrektoren der US-Zone gehalten hat. <sup>171</sup> Mit Blick auf eine mögliche Umstrukturierung der deutschen Universitätslandschaft durch die Siegermächte verteidigt er darin die Ansicht, die Ausbildung an der Hochschule bestehe wesentlich in der »Teilnahme am Prozeß der Wahrheitssuche selber«, und plädiert dafür, die Beschränkung der Hochschulausbildung auf Berufe aufrechtzuerhalten, für die eine forschende, selbstreflexive Haltung vonnöten sei. Auch in dieser Ansprache wird das Verhältnis von Volk und Universität dezidiert als ein wechselseitiges Abhängigkeitsmodell entworfen. Einerseits könne der »Geist der Universität« nur in Einmütigkeit mit dem Willen des Volkes wieder entflammt werden. Andererseits sieht er den gesellschaftlichen Auftrag der Universität darin, »die geistige Springfeder der kommenden Demokratie als Ethos und Lebensart« zu sein und Impulse für die nach der nationalsozialistischen Katastrophe gebotene »Revolution der Denkungsart« <sup>172</sup> zu geben. Einen besonderen Akzent legt Jaspers bei

<sup>168</sup> K. Jaspers: »Volk und Universität«, in diesem Band, 203.

<sup>169</sup> Ebd., 204.

<sup>170</sup> Ebd.

<sup>171</sup> EV in: *Die Neue Zeitung. Eine amerikanische Zeitung für die deutsche Bevölkerung*, Nr. 39 (16.5.1947) 3. Bei der im redaktionellen Zusatz des Artikels genannten Konferenz handelt es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um die Sitzung des erweiterten Verfassungsausschusses der Rektorenkonferenz der US-Zone vom 21. bis 22. April 1947 (vgl. UAH B-203/3).

<sup>172</sup> Mit diesem Ausdruck lehnt sich Jaspers an ein in der *Kritik der reinen Vernunft* formuliertes Diktum Kants an. Dieser hatte in Bezug auf die von Kopernikus bei der Beobachtung des Sternenhimmels vollzogene Abkehr von der bislang üblichen Grundannahme, »das ganze Sternheer drehe sich um den Zuschauer« (Kant), von einer »Revolution der Denkart« gesprochen. Der Perspektivenwechsel des Kopernikus, der das heliozentrische Weltbild begründete, wurde Kant zum Vorbild für seinen deshalb als »kopernikanische Wende« bezeichneten Grundgedanken, dass nicht die Welt der Gegenstände, sondern die Anschauungsformen von Raum und Zeit sowie die Kategorien des Verstandes die ersten Bedingungen und Möglichkeiten jeder Erfahrung darstellen, sich letztlich also nicht die Erkenntnis nach den Gegenständen richtet, sondern umgekehrt die Gegenstände nach der Erkenntnis (vgl. ders.: AA III, 11, 12).



allem auf den zum Ende vorgetragenen Appell an die Siegermächte, Deutschland seine spezifische Ausprägung der Universität nicht »durch aufgezwungene Umgestaltung der Institution zu nehmen«. Der humanistische Impetus, mithin das »Deutsche in unserer Universität« stellt ihm zufolge nichts weniger dar als einen »Versuch der Menschheit in uns, gerichtet auf etwas Übernationales«.173

Im Ganzen betrachtet lässt sich Jaspers' Vortrags- und Publikationstätigkeit der ersten Nachkriegsjahre als Versuch deuten, die Verfehlungen von Universität und Wissenschaft in der NS-Zeit aufzuarbeiten und für die klassische deutsche Universitätsidee in einer Zeit Partei zu ergreifen, in der durch die Besatzungsmächte eine grundlegende Umstrukturierung nicht nur des Staats-, sondern auch des Bildungswesens zu erwarten war. Augenfällig sind dabei die immer stärkere Bindung des Schicksals des deutschen Volkes an eine Rückbesinnung auf das kulturelle Erbe Deutschlands und das Bemühen, die Universität als Botschafterin dieses Erbes und Identifikationsobjekt für eine vermeintlich in einem Wandlungsprozess befindliche Gesellschaft in Stellung zu bringen.

Kurz bevor Jaspers aus Enttäuschung über das Ausbleiben einer gesellschaftlichen und politischen Aufarbeitung der NS-Vergangenheit und aus Rücksicht auf seine Frau, die stark unter den Erinnerungen an die NS-Zeit litt, in die Schweiz übersiedelte,174 hatte er damit begonnen, die angesprochenen Themen durch Reflexionen zu ergänzen, die nunmehr stärker auf die zukünftige Entwicklung der Universitätsstrukturen zugeschnitten waren. So verfasste er 1948 eine weitere hochschulpolitische Stellungnahme, diesmal auf Bitte der Redaktion der britischen *Times*. Im »Educational Supplement« der Zeitung erschien am 7. Februar 1948 der Artikel »Universities in Danger. The Coherence of Knowledge«,175 in dem Jaspers auf die Gefahren eines Sinnverlusts der Universität und einer Unterwerfung unter das Verdikt der Nützlichkeit sowie auf die Bedingungen für den Erhalt der Einheit der Wissenschaften hinweist. Auch finden sich hierin erste kritische Stellungnahmen zu den hochschulpolitischen Reformbemühungen nach dem Krieg. Dem Artikel folgte im selben Jahr jedoch zunächst kein weiterer Blick in die Zukunft der Universitäten, sondern ein Beitrag, der zur Besinnung auf den »übernationalen Sinn« der Universität aufruft.176 Jaspers thematisiert darin die Uni-

173 K. Jaspers: »Die Verantwortlichkeit der Universitäten«, in diesem Band, 216.

174 Jaspers hatte im März 1948 trotz erheblich schlechterer Konditionen als in Heidelberg und intensiver Versuche, ihn dort zu halten, einen im Dezember 1947 an ihn ergangenen Ruf an die Universität Basel angenommen (vgl. hierzu: K. Jaspers: »Von Heidelberg nach Basel« [1967]).

175 Der Text wurde im deutschen Sprachraum nicht veröffentlicht, ist aber unter dem Titel »Die Gefährdung unserer Universität« als Typoskript im Nachlass Jaspers vorhanden; in diesem Band, 222–224.

176 K. Jaspers: »Der übernationale Sinn der abendländischen Universität«, in: *Quaestiones academicae hodiernae*, Groningen 1949, 9–12; in diesem Band, 225–227.

versität nicht nur als abendländische Institution, sondern spricht auch von einer »Demokratie der Chancen«,<sup>177</sup> in der allen Begabten die Möglichkeit zum Studium gegeben wird, die aber letztlich zum Ziel haben müsse, durch Selektion eine Aristokratie des durch Leistung ausgewiesenen Geistes hervorzubringen. In dieser kleinen Gruppe derjenigen, die ihr Leben der grenzenlosen Wahrheitssuche widmeten, erkennen sich, so Jaspers, »die Völker wieder«. Insofern die Universität den freiheitlichen Ort für diese Wahrheitssuche bildet, bedeute das Leben in der Autonomie der Universität die »Teilnahme an einem übernationalen und überstaatlichen Geist«.<sup>178</sup> Interessant ist an diesem Text vor allem die allgemeine humanistische Dimension, die Jaspers der Geistesaristokratie mit der Wendung verleiht, deren Wirken entspreche einem kollektiven Willen gebildeter Völker.<sup>179</sup> Denn hiermit erhöht Jaspers den Stellenwert der Geistesaristokratie ein weiteres Mal: Sie wird als entscheidendes Signum der Zivilisation ausgewiesen.

Eine neue Wendung nahm Jaspers' Auseinandersetzung mit der Universität in seinem Text »Hochschulreform? Das Gutachten des Hamburger Studienausschusses für Hochschulreform«, der 1949 in *Die Wandlung* erschien und in dem Jaspers erstmals eine konkrete Stellungnahme zu den Nachkriegsentwürfen einer westdeutschen Hochschulreform<sup>180</sup> formulierte. Um diese in ihrem Verhältnis zu den damaligen Reformbestrebungen beleuchten zu können, werden im Folgenden die wichtigsten Beiträge und Reformvorschläge kurz skizziert, auf die sich dieser und die weiteren Beiträge zur Hochschulreform bis zur letzten Fassung der *Idee der Universität* 1961 beziehen.

### 9. Der westdeutsche Diskurs um Hochschulreformen in den Jahren 1948–1960

Die ersten wegweisenden Impulse erhielt der Reformdiskurs nach dem Krieg durch das 1948 verfasste »Gutachten zur Hochschulreform« des Hamburger Studienausschusses für Hochschulreform.<sup>181</sup> Mit dem Papier wurden wesentliche konzeptuelle und ideelle Grundlagen für den Fortgang der hochschulpolitischen Reformbestrebungen

<sup>177</sup> Ebd., 226.

<sup>178</sup> Vgl. ebd., 227.

<sup>179</sup> Vgl. ebd.

<sup>180</sup> Obwohl Jaspers seit 1948 in Basel lehrte, findet sich bei ihm keine Gegenüberstellung des deutschen und des schweizerischen Universitätssystems. Seine Aufmerksamkeit blieb auch nach der Übersiedlung in die Schweiz ausschließlich auf die Entwicklung der deutschen Bildungspolitik gerichtet.

<sup>181</sup> Das Gutachten, auch als »blaues Gutachten« bekannt, war vom Militärgouverneur für die britische Besatzungszone Deutschlands einem Hochschulausschuss aufgetragen worden, der zwölf Mitglieder aus Wirtschaft, Kirche, Kultur und Hochschule umfasste (vgl. Stellenkommentar Nr. 311).

der Nachkriegszeit geschaffen.<sup>182</sup> Unter der erklärten Absicht, die neuhumanistische Bildungstradition einschließlich der Freiheit von Forschung und Lehre zu bewahren, befasste sich der Studiausschuss darin mit Fragen der Vermehrung der Lehrkräfte, der praxisorientierten Fachausbildung, der Berücksichtigung sozialer Umschichtungen, der Auswahl der Studierenden aus allen Bevölkerungsschichten und der Einrichtung eines von einem Präsidenten geleiteten und mit umfassenden Befugnissen ausgestatteten Hochschulrates. Während der Studiausschuss noch den Auftrag hatte, die Möglichkeiten und Bedingungen einer Hochschulreform auf allgemeiner Ebene auszuloten, widmeten sich die vier Jahre später von der Westdeutschen Rektorenkonferenz ausgerichteten »Hinterzartener Arbeitstagungen« vorrangig den praktischen Fragen ihrer Umsetzung.<sup>183</sup> Die in diesem Rahmen eingesetzten Arbeitsausschüsse sprachen sich u.a. für die Implementierung von Hochschulbeiräten aus, denen allerdings nur eine beratende Funktion zugeordnet war.<sup>184</sup> Ferner sah man die Einrichtung universitärer Pressestellen vor und befasste sich mit der Frage der zahlreich gewordenen »Nichtordinarien«, die nach dem Krieg für die Lehre eingesetzt wurden, aber nach wie vor unter prekären wirtschaftlichen Verhältnissen lebten.<sup>185</sup> Um diesem Problem zu begegnen, schlug man eine starke Vermehrung von Ordinariaten, Extraordinariaten, Diätendozenten und Assistenzstellen vor. Trotz hohem Aufwand und einer grundsätzlichen Aufgeschlossenheit gegenüber Reformen blieben aber die meisten Empfehlungen zu vage, um sich einer politischen Umsetzung zu empfehlen.<sup>186</sup>

Erst die Forderungen der Folgekonferenz, der »Bad Honnefer Hochschultagung« von 1955,<sup>187</sup> stießen in der Wissenschaftspolitik auf Gehör und wurden z.T. in konkrete Maßnahmen umgesetzt, mit denen besonders die Probleme des wissenschaftlichen Nachwuchses und der Studentenförderung entschärft werden sollten.<sup>188</sup> Den nach dem »Hamburger Gutachten« wohl stärksten Einfluss auf den Reformdiskurs der Nachkriegszeit übte aber die vom »Hofgeismarer Kreis«<sup>189</sup> ausgearbeitete und im Juli 1956

182 Vgl. J. Fischer: »Hochschulrevolution oder Hochschulreformen?«, in: *Die Deutsche Universitätszeitung*, Nr. 1 (1962) 28–32, 31–32.

183 Die Tagungen waren 1954 vom Hochschulverband und der amerikanischen »Hohen Kommission« veranlasst worden (vgl. Westdeutsche Rektorenkonferenz [Hg.]: *Dokumente zur Hochschulreform 1945–1959*, bearbeitet von R. Neuhaus, Wiesbaden 1961, 629–630; ebd., Anm. 26).

184 Vgl. S. Paulus: *Vorbild USA? Amerikanisierung von Universität und Wissenschaft in Westdeutschland 1945–1976*, München 2010, 154.

185 Ebd., 155.

186 Ebd.

187 Die Hochschultagung wurde von der Westdeutschen Rektorenkonferenz und der Konferenz der Kultusminister vom 19. bis 22. Oktober 1955 unter Mitwirkung des Hochschulverbandes durchgeführt (vgl. Westdeutsche Rektorenkonferenz [Hg.]: *Dokumente zur Hochschulreform*, 631, Anm. 29).

188 S. Paulus: *Vorbild USA?*, 156.

189 Der »Hofgeismarer Kreis« bildete sich einer Selbstbeschreibung nach im Juli 1953 mit dem Ziel, »in der Form einer freien Arbeitsgemeinschaft aus dem geistigen Erbe der deutschen Universität heraus an einer gegenwartsnahen inneren und äußeren Erneuerung des Hochschulwesens mit-

veröffentlichte Denkschrift *Gedanken zur Hochschulreform*<sup>190</sup> aus. Die Autoren plädieren darin für eine Beibehaltung der Gliederung nach Fakultäten und die Berücksichtigung der »vornehmsten Aufgabe der Hochschule«, der Bildung einer »kleinen Zahl junger Menschen«, die reif genug sind, die akademische Freiheit voll zu nutzen. Allerdings mahnen sie gleichzeitig, die Hochschule dürfe nicht länger die Berufsvorbildung der großen Mehrheit der Studienabgänger vernachlässigen, da die Gesellschaft auf diese Akademiker angewiesen sei.<sup>191</sup> Beiden Gruppen müsse folglich durch eine überlegte Neugliederung und Stufung des Unterrichts ebenso wie durch einen Neuaufbau des Lehrkörpers Rechnung getragen werden.<sup>192</sup> Für eine der wichtigsten Maßnahmen einer Hochschulreform erachten die Autoren die Implementierung einer besseren Arbeits- und Funktionsteilung in die Universitäten. Sie fordern eine Entlastung der Lehrkräfte von technischen Funktionen und Verwaltungsaufgaben und sehen die Bildung einer neuen Gruppe mit den Schwerpunkten der methodischen Schulung und Berufsvorbildung innerhalb des Lehrkörpers vor.<sup>193</sup> Auch wenn die *Gedanken* des Hofgeismarer Kreises als eines der ambitioniertesten und aussichtsreichsten Konzeptpapiere der 1950er-Jahre angesehen wurden und Jaspers Rossmann aus diesem Grund darum bat, einen programmatischen Gegenentwurf zu entwickeln,<sup>194</sup> blieben auch sie weitgehend folgenlos.<sup>195</sup> Jaspers gaben die genannten Reformimpulse indes Anlass,

---

zuarbeiten« (L. Raiser: *Die Universität im Staat* [Schriften des Hofgeismarer Kreises], Heidelberg 1958, Coverinnenseite). Anfang Januar 1954 fand die erste Arbeitstagung des Kreises in der Evangelischen Akademie in Hofgeismar statt, der weitere folgten. Im Juli 1956 veröffentlichte der »Hofgeismarer Kreis«, dem u.a. Max Horkheimer und Helmuth Plessner angehörten, die Denkschrift *Gedanken zur Hochschulreform. Neugliederung des Lehrkörpers* (Göttingen 1956).

190 Ebd.; eine Zusammenfassung der in *Gedanken zur Hochschulreform* geäußerten Positionen durch Rossmann findet sich in: *Die Idee der Universität* [1961], in diesem Band, 44o.

191 Hofgeismarer Kreis (Hg.): *Gedanken zur Hochschulreform*, 15.

192 Ebd., 16.

193 Ebd., 33.

194 In einem Brief vom 6. August 1959 spricht Rossmann davon, dass »der einzige allgemein konstruktive Reformvorschlag [...] bisher immer noch der des Hofgeismarer Kreises« sei: »Hier wird der Versuch gemacht, aus der gegenwärtigen Situation bestimmte Konsequenzen zu ziehen, leider, wie ich meine, trotz mancher guter Einzelvorschläge im Ganzen nicht zum Guten. Die Tendenz geht praktisch auf eine Trennung von Forschung und Lehre mit dem Ziel einer in sich kompletten schulmäßigen Wissenschaftsorganisation. [...] Der Denkschrift des »Hofgeismarer Kreises« kommt insofern besondere Bedeutung zu, als sie stillschweigend sowohl von der Kultusministerkonferenz wie vom Wissenschaftsrat und dem Hochschulverband wirklich als das einzige konstruktive Modell angesehen wird. Ich glaube, man kann hier nur ganz entschieden »Nein« sagen«. Jaspers bat Rossmann in einem Antwortbrief zwei Tage später darum, ein Programm zu entwerfen, das dem Hofgeismarer Entwurf entgegengestellt werden könne (Jaspers an Rossmann, 8. August 1959, DLA, A: Jaspers).

195 Vgl. hierzu: J. Fischer: »Hochschulrevolution«, 29; A. Natan: »Dokumente zur Hochschulreform. Einige kritische Bemerkungen aus England zu einer Veröffentlichung der Westdeutschen Rektorenkonferenz«, in: *Die Deutsche Universitätszeitung*, Nr. 1 (1962) 33; W. Mommsen: »Eine echte Reform wurde bisher vertagt«, in: ebd., Nr. 12 (1962) 3–8.

das Schicksal der Universität nicht aus den Augen zu verlieren und vor diesem Hintergrund hochschulpolitische Entwicklungen im Zusammenhang mit der westdeutschen Nachkriegspolitik und dem Verhältnis von freier und totalitärer Welt zu reflektieren. Während er die Kritik an den Empfehlungen des Hofgeismarer Kreises in der dritten Ausgabe der *Idee der Universität* weitgehend seinem Koautor Rossmann überließ, dokumentieren die drei Texte »Hochschulreform? Das Gutachten des Hamburger Studienausschusses für Hochschulreform« (1949), »Vom rechten Geist der Universität« (1956) und »Das Doppelgesicht der Universitätsreform« (1960) Jaspers' eigene Auseinandersetzung mit dem Reformdiskurs der deutschen Nachkriegszeit.

*10. Jaspers' Auseinandersetzung mit den Vorschlägen zur Hochschulreform  
zwischen 1949 und 1960*

Das erste Dokument, in dem Jaspers konkret auf die Reformbestrebungen der Nachkriegsjahre Bezug nimmt, ist der 1949 in *Die Wandlung* veröffentlichte Aufsatz »Hochschulreform?«, der eine Reaktion auf das bereits genannte »Gutachten des Hamburger Studienausschusses für Hochschulreform« darstellt. Während Jaspers darin die »Gesinnung, die echte Sorge der Mitglieder um den Nerv deutschen Geisteslebens« lobt, fällt sein Urteil über die konkreten Vorschläge vernichtend aus. So attestiert Jaspers dem Dargelegten ein Auseinanderklaffen von Prinzipien und konkreten Vorschlägen, die in seinen Augen überdies zu unbestimmt bleiben, sowie eine Blindheit gegenüber den »deutschen gegenwärtigen Realitäten«. <sup>196</sup> Die Reformvorschläge hält er für undurchführbar, weil die dafür nötigen personellen Ressourcen nicht vorhanden seien. <sup>197</sup> Eine Umsetzung der Vorschläge erkaufe den Ausbau des Lehrkörpers durch den Einsatz »Untauglicher«. <sup>198</sup> Anstelle einer Ausweitung des Universitätsbetriebs fordert Jaspers die Steigerung des Sinns für Rang und Persönlichkeit der Forscher und Lehrer und für die »Kostbarkeit Einzelner«. Zudem moniert er, dass man der Frage, wie man den wirklich besten Zugang zur Universität verschaffen könne, nicht mit eingreifenden Vorschlägen begegnet sei. <sup>199</sup> Insgesamt wirft Jaspers dem Hamburger Ausschuss vor, sich der Konsequenzen dessen, was aus der Reform erwachsen würde, nicht hinreichend bewusst zu sein. Dies gilt insbesondere für den als zentral herausgestellten Vorschlag der Einrichtung eines Hochschulbeirats, Hochschulrats und Präsidenten des Hochschulrats. <sup>200</sup> Die eigentliche Überraschung an Jaspers' Beurteilung des Hambur-

<sup>196</sup> K. Jaspers: »Hochschulreform?«, in diesem Band, 229–330.

<sup>197</sup> Ebd., 230.

<sup>198</sup> Ebd., 233.

<sup>199</sup> Ebd., 232.

<sup>200</sup> Vgl. hierzu: »Gutachten zur Hochschulreform«, in: Westdeutsche Rektorenkonferenz (Hg.): *Dokumente zur Hochschulreform*, 315–324; »Aus dem Hamburger Gutachten zur Hochschulreform«, in: *Die Wandlung. Eine Monatsschrift*, H. 4 (1949) 349–357, 350, 355.

ger Gutachtens besteht allerdings weniger in der Bewertung der einzelnen Vorschläge als vielmehr in seiner pessimistischen Sicht in Bezug auf die personellen Ressourcen der deutschen Massenuniversität und der Feststellung, dass »das gemeinsame Ethos eines verbindenden politisch-gesellschaftlichen Zustandes« fehle.<sup>201</sup> Die in den Jahren 1945–1947 noch deutlich vom Optimismus einer gesellschaftlichen und wissenschaftspolitischen Umkehr beseelten Äußerungen zur Universität schlugen an dieser Stelle erstmals um in eine erkennbare Ernüchterung über den geistigen Zustand und die politischen Entwicklungen im Nachkriegsdeutschland, die ihn ein Jahr zuvor dazu bewogen hatten, den Ruf an die Universität Basel anzunehmen.

Sieben Jahre nach der Veröffentlichung seiner Kritik am Hamburger Gutachten ergriff Jaspers in seinem in der Zeitschrift *Die Gegenwart* veröffentlichten Artikel »Vom rechten Geist der Universität«<sup>202</sup> erneut das Wort, in dem er einen zwei Wochen zuvor erschienenen Beitrag des Vorsitzenden der Westdeutschen Rektorenkonferenz, Helmut Coing, kommentierte. Coing hatte »Die Lage der deutschen Hochschulen«<sup>203</sup> im gleichnamigen Artikel unter dem Gesichtspunkt »jahrelanger Vernachlässigung« analysiert und dabei die Befürchtung geäußert, die deutsche Universität bleibe hinter den Erfordernissen der Zeit zurück. Als Hauptursache nennt Coing ein völlig aus dem Gleichgewicht gebrachtes Verhältnis zwischen Lehrkörper und Studierendenzahl, das zur Folge habe, dass in vielen Fächern nur noch eine kleine Elite wirklich gut ausgebildet werden könne. Coing empfiehlt daher eine umfassende Erhöhung der finanziellen Mittel, um die Hochschulen wieder funktionsfähig zu machen,<sup>204</sup> sowie eine deutliche Ausweitung von Stipendien, um dem verbreiteten Werkstudententum zu begegnen. Jaspers teilt in seiner Erwiderung weitgehend Coings Auffassung, hält aber jeden Reformversuch für vergeblich, solange nicht gleichzeitig der Geist der Universität eine Erneuerung erfahre. Ein Programm zur Verbesserung der universitären Lage müsse neben einer institutionellen Neuordnung ein »Prooimion«<sup>205</sup> enthalten, das die Aufgaben des geistigen Lebens, d.h. die Entwicklung eines wissenschaftlichen, vom Willen zum Geiste getragenen Ethos vor Augen bringe. Mit Blick auf den damals breit diskutierten »Fall Schlüter«<sup>206</sup> betont Jaspers, dass auch der Geist der Verwaltung einer

201 Ebd., 230.

202 In: *Die Gegenwart*, Nr. 13 (30.6.1956) 405–406; in diesem Band, 237–239.

203 H. Coing: »Die Lage der deutschen Hochschulen«, in: *Die Gegenwart*, Nr. 12 (16.6.1956) 357–369.

204 Ebd., 369.

205 Griech. für eine »Vorrede« oder ein einleitendes Kapitel.

206 Am 26. Mai 1955 wurde das Kabinett des designierten niedersächsischen CDU-Ministerpräsidenten Hellwege vorgestellt. Leonhard Schlüter, zu dieser Zeit Mitglied der FDP, wurde zum Kultusminister ernannt, was einen Sturm des Protests auslöste. Schlüter hatte neonazistische Schriften verlegt, war Gründungsmitglied der rechtsradikalen Partei SRP und 1947 als Göttinger Kriminalinspektor von der Staatsanwaltschaft wegen Amtsmissbrauchs, Freiheitsberaubung und Unterschlagung angeklagt worden. Zudem konnte er fachlich keinerlei adäquate Qualifikation vorweisen. Der Widerstand ging von der Universität Göttingen aus, wo der damalige Rektor Emil

Wiederherstellung bedürfe. In diesem Sinne müsse die Universität den Kampf mit der Gewalt aufnehmen, die sie geistig vernichte. Erstmals spricht Jaspers der Universität damit die Berechtigung und die Aufgabe zu, auch politisch aktiv zu werden. Die Auseinandersetzung müsse »geführt werden, bis die Verwaltung selber vom Geist der Universität ergriffen und mit ihm solidarisch geworden« sei.<sup>207</sup>

Die Reformdebatte der späten 1940er- und 1950er-Jahre und der erwähnte ministerielle Fehlgriff waren allerdings nicht die einzigen Gründe für diese neue, deutlich politisch gefärbte Perspektive auf die Universität. Besonders Jaspers' Tätigkeit als politischer Schriftsteller, die seit den frühen 1950er-Jahren stark von Hannah Arendts Totalitarismusanalyse<sup>208</sup> beeinflusst war, schlägt sich in seinen späten Texten zur Universität deutlich nieder. Dies zeigt sich insbesondere in Bezug auf seine Reflexionen über die weltpolitische Situation und den »Kampf mit dem Totalitarismus«,<sup>209</sup> die er Anfang der 1960er-Jahre wiederholt mit aktuellen Entwicklungen im Bildungswesen und mit Grundfragen der Demokratie in Beziehung setzte.

Bereits in seinen »Thesen über politische Freiheit« aus dem Jahr 1946 hatte Jaspers die Hervorbringung einer »aristokratischen Schicht« als »Bedingung einer freien Demokratie« ausgewiesen, »die ständig aus der Gesamtbevölkerung nach Leistung, Verdienst, Erfolg ergänzt wird« und die er als »politische Elite« bezeichnet.<sup>210</sup> Deren Entstehung hält Jaspers allerdings – wie schon in früheren Texten – weder für planbar noch für lenkbar. Gleichwohl benennt er die in seinen Augen wesentliche Grundvoraussetzung für das Erwachen einer geistigen und einer sich daraus speisenden politischen Elite, nämlich die Gewährung der größtmöglichen Freiheit der Lebensführung.<sup>211</sup> Die-

---

Woermann aus Protest sein Amt niederlegte und die Studierenden geschlossen in den Hochschulstreik traten. Rektoren der Technischen Hochschule und der Pädagogischen Kant-Hochschule in Braunschweig schlossen sich diesen Aktionen an und das internationale »Committee on Science & Freedom« wandte sich mit einer Protestnote, unterschrieben von 17 international führenden Wissenschaftlern, darunter auch Karl Jaspers, an den Ministerpräsidenten Niedersachsens, um eine Entlassung Schlüters zu erwirken. Nachdem sich die CDU anfangs gegen eine Einmischung in die Regierungsbildung verwahrt hatte, musste Schlüter am 11. Juni 1955 sein Amt zur Verfügung stellen (vgl. hierzu: R. Schottlaender: »Der Fall Schlüter«, in: *Deutsche Universitätszeitung*, Nr. 11 [1955] 3–4).

207 K. Jaspers: »Vom rechten Geist der Universität«, in diesem Band, 239.

208 Jaspers hatte 1951 ein Geleitwort zur deutschen Übersetzung von Hannah Arendts 1951 erschienenem Werk *The Origins of Totalitarianism* (dt: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, Frankfurt a.M. 1955) geschrieben.

209 Unter diesem Titel veröffentlichte Jaspers 1956 den zwei Jahre zuvor in den USA erschienenen Aufsatz »The Fight Against Totalitarianism« (übers. von J. Crick und W. Strauss, in: *Confluence. An International Forum*, Nr. 3 [1954] 251–266; deutsche EV: »Im Kampf mit dem Totalitarismus«, in: *Kontinente. Gedanken und Gespräche der Gegenwart*, Nr. 6 [1955] 1–8).

210 K. Jaspers: »Thesen über politische Freiheit«, 462.

211 Dies bringt Jaspers im folgenden Satz zum Ausdruck: »Damit die [staatliche Daseins-]Ordnung dem Menschen maximale Freiheit ermögliche, ist die Ordnung auf das Daseinsnotwendige zu beschränken« (»Thesen über politische Freiheit«, 463).

sen folgenreichen Gedanken nimmt Jaspers in seinen späteren Texten zum Totalitarismus, zur Erziehung<sup>212</sup> und zur Universität wieder auf. So spricht er in dem 1952 veröffentlichten Text »Von den Grenzen pädagogischen Planens«<sup>213</sup> Implikationen der Bildungsplanung an, die er als Angriff auf die freiheitliche Erziehung wertet und deren Einschätzung seiner 1960 und 1961 geäußerten Kritik an der Verschulung der Universität vorgreift. Erstmals äußert Jaspers hier die Befürchtung, man leiste mit einer radikalen Durchplanung des Erziehungswesens dem Geist des Totalitarismus Vorschub. Das Erziehungssystem der »noch freien Welt« nähere sich durch in guter Absicht vorgetragene und auf Überinterpretationen psychologischer Erkenntnisse gestützte Machbarkeitsphantasien dem totalitären Erziehungssystem an, in dem die Erziehung bis ins Kleinste geplant, nivelliert und erzwungen werde.<sup>214</sup> Die Gefahr einer Entwicklung zum Totalitären und einer Abkehr von den freiheitlichen Grundlagen der Erziehung erblickt Jaspers dabei vor allem in der Verselbständigung der Planung. Denn wo die Planung zum Selbstzweck wird, so Jaspers, »da verwandelt sich Erziehung in Abrichtung, der Mensch in Funktion, kollabiert der mögliche Aufschwung des Menschen in einem Zustand bloß vitaler Lebensenergie, ein Prozeß, der erst im Totalitären seinen Sinn versteht und vollendet.«<sup>215</sup>

Diese kausale Verknüpfung einer rigiden Bildungsplanung mit der Entmenschlichung der Bildung nimmt Jaspers in seinem letzten auf Fragen der Universitätsreform zugeschnittenen Aufsatz »Das Doppelgesicht der Universitätsreform«<sup>216</sup> wieder auf. Ähnlich wie in »Vom rechten Geist der Universität« formuliert er hier zwei zentrale Aufgaben der Hochschulreform. Zur ersten, der Aufgabe der Schaffung eines dem Auftrag angemessenen äußeren Rahmens, zählt er hauptsächlich Aspekte der Verwaltung des Massenandrangs sowie der materiellen und administrativen Einrichtung der Institution. Die zweite Aufgabe sieht Jaspers hingegen in der »Wiedergewinnung der Kraft der Idee der Universität«,<sup>217</sup> ohne deren Führung eine wirkliche Reform des Hochschulwesens substanzlos bleiben müsse.<sup>218</sup> Diese Wiedergewinnung aber ist für ihn auf die akademische Freiheit angewiesen. Die Einschränkung der freien Bildung und akademischen Freiheit kann aus seiner Sicht deshalb ein Abgleiten in den Totali-

212 Ein Lesebuch mit Texten von Jaspers zum Thema Erziehung wurde 1977 von Hermann Horn herausgegeben (K. Jaspers: *Was ist Erziehung? Ein Lesebuch*, Textauswahl und Zusammenstellung von H. Horn, München 1977).

213 EV in: *Basler Schulblatt. Organ des Erziehungsdepartements und der Schulsynode Basel-Stadt*, Nr. 4 (1952) 72–77.

214 K. Jaspers: »Von den Grenzen pädagogischen Planens«, 217; Jaspers betont im genannten Aufsatz, dass sich seine Bemerkungen nicht allgemein gegen Bildungsplanung richten, sondern nur gegen einen »falschen Geist« des Planens (ebd., 218).

215 Ebd., 223.

216 EV in: *Die Deutsche Universitätszeitung*, Nr. 3 (1960) 3–8; in diesem Band, 241–253.

217 K. Jaspers: »Das Doppelgesicht der Universitätsreform«, 241.

218 Vgl. ebd., 241–242.



tarismus in Gang setzen, weil dem Adel des Menschen durch eine restriktive, experimentelle Räume der Persönlichkeitsbildung verschließende Bildungsplanung gleichsam die Luft genommen werde und in der Folge große Persönlichkeiten als Träger und Hüter der Universitätsidee ausblieben. Ein Verschwinden der geistigen und politischen Aristokratie würde nach Jaspers' Ansicht aber nicht nur die Universitätsidee, sondern auch die Grundlagen einer freiheitlichen demokratischen Gesellschaftsordnung gefährden, weil er in deren Wirken die hierfür unerlässliche, kritische, Unwahrheiten entlarvende und Wahrhaftigkeit fordernde Ausdrucksgestalt von Wahrheitssuche und Freiheit erblickt.

Im Zusammenhang mit der politischen und militärischen Selbstbehauptung der »freien Welt« gegenüber dem Totalitarismus schreibt Jaspers zur Verschulung der Universitäten: »An dieser Stelle ist durch die weltpolitische Lage heute die Aufgabe der Universität zur gefahrvollen Spannung gelangt. Sie liegt darin: Zur Rettung der politischen Freiheit ist notwendig die Produktivität der Industrie und eine Wehrmacht, die der ungeheuren, heute überlegenen Rüstung Rußlands [...] gewachsen ist; andererseits aber wächst damit die Gefahr, daß industrielle Produktion und Wehrmacht auf Wege gezwungen werden, die selber totalitäre Formen annehmen. Sie würden mit der radikalen Verschulung der Universitätsausbildung beginnen.«<sup>219</sup> Auch wenn Jaspers hier von der universitären Bildung spricht, handelt es sich bei der Argumentation letztlich um eine Verlängerung seiner Kritik an der schulischen Bildungsplanung. Die ökonomische wie militärische Effizienzsteigerung, die Jaspers durchaus notwendig erscheint, um die politische Freiheit<sup>220</sup> zu behaupten, schlägt genau dann um in eine Gefahr für die Persönlichkeitsbildung, wenn deren Grundlage, das technische Denken, mit der Suggestion universaler Machbarkeit auftritt, alle Bereiche des menschlichen Lebens kolonialisiert und unter das Diktat gesellschaftlicher Nutzenerbringung zwingt.<sup>221</sup> Die Erziehung in Schule und Universität wird dann darauf reduziert, bloßes Mittel für die »Herrichtung des Menschen zu einem brauchbaren Arbeitswerkzeug und zur gehorsamen Funktion«<sup>222</sup> zu sein. Insofern Jaspers in der Geistesaristokratie die Grundbedingung einer freien, demokratischen Gesellschaft erblickt, deren Entstehung aber an die Gewährung der größtmöglichen Freiheit der Bildung und Lebensführung gebunden sieht, stellt ein im Dienste des Staatsapparates vorangetriebenes

219 Ebd., 248.

220 Unter »politischer Freiheit« versteht Jaspers allgemein »den Zustand der Gemeinschaft, in dem die Freiheit aller Einzelnen die größte Chance hat« (»Über Gefahren und Chancen der Freiheit«, 345).

221 In seinem Artikel »Wo stehen wir heute?« schreibt Jaspers im selben Jahr: »Das ist unsere geistige Situation: daß das technische Zeitalter unsere Denkungsart selber hat technisch werden lassen. Von den fabelhaften Leistungen im Bereiche des Machbaren geht die Suggestion aus: worauf es eigentlich ankomme, sei auf eben solche Weise zu machen« (ebd., 44).

222 K. Jaspers: »Von den Grenzen pädagogischen Planens«, 217.

Ausgreifen der technischen Denkungsart auf die Bildung für ihn nichts weniger als den Ausdruck eines verhängnisvollen Missverständnisses der freien Welt in Bezug auf die Bewahrung ihrer eigenen Freiheit dar. So schreibt Jaspers in Fortsetzung des oben Zitierten: »Dann würde am Ende die Selbstbehauptung der freien Welt nicht mehr etwas verteidigen, was sich lohnt, nämlich nicht mehr die Freiheit, sondern die Apparatur. Ein Kampf der Selbstbehauptung würde sinnlos. Denn man würde selber zu dem, was man bekämpfen wollte, wäre im Kampf mit dem Drachen selber zum Drachen geworden.«<sup>223</sup> Das Schicksal der Universität steht für Jaspers insofern sinnbildlich für das Schicksal der freien Welt: Wo die Universität als Ort der freien Wahrheitsforschung, der Kritik und geistigen Kommunikation nicht mehr im Sinne einer Selbstbegrenzung der Staatsmacht von dieser erwünscht und ihrer Autonomie überlassen wird, da sind auch alle anderen Bereiche, in denen Freiheit sich bewährt,<sup>224</sup> ist schließlich auch die freie, kritische Öffentlichkeit als Lebensader der Demokratie bedroht.

### II. Die Idee der Universität 1961

Die zwischen 1945 und 1960 in den oben besprochenen Vorträgen und Aufsätzen artikulierten Positionen sind mit wenigen Akzentverschiebungen in Jaspers' Konzeption und Ausarbeitung der dritten Fassung seiner *Idee der Universität* eingeflossen. Zwar bleibt auch in dieser Ausgabe der »neuhumanistische Kern« mit den Forderungen nach der Einheit der Wissenschaften, dem Erhalt der Verbindung von Forschung und Lehre sowie der akademischen Freiheit erhalten – ebenso die Orientierung am Maßstab der Geistesaristokratie und die Forderung nach der Unabhängigkeit der Wissenschaft von staatlichen Eingriffen. Die sinngebende Achse aber, um die Jaspers diese Forderungen gruppiert, ist hier viel stärker noch als in seiner Schrift von 1946 die im einzelnen Individuum situierte existentielle Dimension, die sich einerseits im Drang des »ursprünglichen Wissenwollens« und andererseits im »Entschluß« als der inneren Bejahung dieses Dranges zeigt. Diese existenzphilosophische Akzentuierung der Universitätsidee verknüpft Jaspers 1961 mit seiner inzwischen entwickelten vernunftphilosophischen Position.<sup>225</sup> Der Brückenschlag erfolgt dadurch, dass sich Vernunft und Existenz seiner Vorstellung nach im kommunikativen Ringen um Wahrheit in der Wissenschaft treffen und durch Wahrhaftigkeit, vernunftgeleitete Wahrheitssuche und Freiheitsstreben im öffentlichen Leben die Grundbedingungen einer freiheitlichen Gesellschafts-

223 »Das Doppelgesicht der Universitätsreform«, in diesem Band, 248.

224 Zur »Freiheit selber« zählt Jaspers »die Wahrheit, die Universitäten als Stätten freier Forschung, die ins Neue vorstoßende Kunst und Literatur, alles Versuchende, im Wettkampf des Geistes zur Reife Gelangende, von niemandem Geführte des freien Menschenwesens selber« (»Im Kampf mit dem Totalitarismus«, 36).

225 Jaspers wollte seine Philosophie seit 1950 explizit als »Philosophie der Vernunft« verstanden wissen (vgl. *Vernunft und Widernunft in unserer Zeit* [1950], 50).

ordnung schaffen. Insofern Jaspers diese Zusammenhänge in die Neuauflage der *Idee der Universität* hineinträgt und sie mit Blick auf den Kampf mit dem Totalitarismus entfaltet, zeigt sich in der neuen Einleitung die bereits in »Das Doppelgesicht der Universitätsreform« vollzogene Verschränkung seiner philosophischen und politischen Grundpositionen.

Die zweite zentrale Neuerung gegenüber der Ausgabe von 1946 stellt die Auseinandersetzung mit dem Reformdiskurs seiner Zeit dar, die sich auch im Untertitel »für die gegenwärtige Situation entworfen« andeutet. Neben dem von Jaspers verfassten Teil enthält der Band eine historische und konzeptuelle Auseinandersetzung seines früheren Assistenten, des Philosophiehistorikers Kurt Rossmann, mit der Humboldt'schen Universitätsidee, vor allem aber mit den genannten universitären Reformbestrebungen in der Bundesrepublik, die schließlich in ein eigenes, der Denkschrift des »Hofgeismarer Kreises« gegenübergestelltes Programm zur Universitätsreform mündet.<sup>226</sup> Zwar überlässt Jaspers Rossmann die Rolle des Entwicklers programmatischer Überlegungen, der Briefwechsel zwischen den beiden Autoren zeugt aber davon, dass die in der Universitätsschrift artikulierten Positionen sorgfältig diskutiert und abgestimmt wurden, so dass die von Rossmann ausgearbeiteten Vorschläge durchaus als repräsentativ für die Übersetzung der Jaspers'schen Grundgedanken in ein Reformprogramm gelten können.

Auffällig an der Überarbeitung der Schrift, die bereits 1958 eingeleitet und im Januar 1961 abgeschlossen wurde,<sup>227</sup> ist vor allem der Inhalt der völlig neuen und ausgesprochen umfangreichen Einleitung. Vor dem Hintergrund des in seinen Augen maßgeblich auf die Verbreitung von Unwahrheit gegründeten Totalitarismus der NS-Diktatur kommt Jaspers darin zunächst auf das Verhältnis von Staat und Universität zu sprechen. Ein auf Unwahrheit gegründetes Leben gilt, so Jaspers, in Staaten, die durch Wahrheit leben wollen, als »nicht lebenswert«.<sup>228</sup> Daher brauche der Staat die Universitäten, an denen alle Wege der Wahrheit gegangen würden. Wie schon in »Das Doppelgesicht der Universitätsreform« verknüpft Jaspers die Aufgabe der Universität unmittelbar mit der weltpolitischen Lage, bringt hier aber zusätzlich den Zusammenhang von »Wahrheit, Freiheit und Friede« ins Spiel, den er 1950 in seinem Vortrag »Über Gefahren und Chancen der Freiheit«<sup>229</sup> hergestellt und 1958 in einer Rede anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels breiter ausgeführt hatte.<sup>230</sup>

<sup>226</sup> Vgl. Fußnote Nr. 194.

<sup>227</sup> Vgl. Brief von Rossmann an Jaspers, 13. Januar 1961, DLA, A: Jaspers. Das Buch erschien im Mai 1961.

<sup>228</sup> *Die Idee der Universität* [1961], in diesem Band, 263.

<sup>229</sup> Der Vortrag wurde im Rahmen des »Kongresses für kulturelle Freiheit« vom 26. bis 30. Juni 1950 in Berlin gehalten; EV in: *Der Monat. Eine internationale Zeitschrift*, Nr. 22/23 (1949/50) 396–406.

<sup>230</sup> Jaspers hatte die Rede »Wahrheit, Freiheit und Friede« am 28. September 1958 anlässlich der Preisverleihung in der Paulskirche in Frankfurt a.M. gehalten (EV in: *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel*, Nr. 79 [1958] 1318–1322).

So heißt es in *Die Idee der Universität*: »Ohne Wahrheit keine Freiheit, ohne Freiheit kein Friede. Diese Einsicht kann im Schatten der Gesamtsituation dem Sinn der Universität die höchste Steigerung geben.«<sup>231</sup> In diesem Sinne spricht Rossmann explizit aus, was als Überzeugung in Jaspers' Veröffentlichungen zur Universität in den Jahren 1960/61 mitschwingt: »Der Kampf um die künftige Gestalt und Ordnung der menschlichen Welt wird auf dem Boden der Wissenschaft ausgetragen [...]. Es ist ein im Medium der Wissenschaftlichkeit um die Freiheit selber zu führender Kampf.«<sup>232</sup> Insofern für Jaspers Wahrheit nicht zuerst in einem Gehalt liegt, sondern »[i]n der Weise, wie dieser gedacht, aufgezeigt und diskutiert wird«,<sup>233</sup> reiht sich seine Betonung der politischen Bedeutung der selbst apolitischen Universität ein in das große Projekt der philosophischen Moderne, der Aufklärung, als deren Puls Jaspers das universitäre Leben letztlich interpretiert. In Aufnahme dieser Tradition sieht Jaspers in der Idee der Universität »die Aufgabe, in der freien Welt dieser und damit sich selbst ständig den Spiegel vorzuhalten, damit die faktische Unwahrhaftigkeit und Unfreiheit dieser Welt, die nur erst auf dem Wege zur Freiheit ist, gesehen und immer von neuem überwunden werde. [...] Die Universität soll die Möglichkeit der Politik überhaupt und damit die Voraussetzung für ihr eigenes Dasein durch die gewaltlosen geistigen Waffen der Erhellung, Einsicht, Überzeugung, durch die Wahrheit schützen.«<sup>234</sup>

Die existentiell motivierte Wahrheitssuche bildet für Jaspers dabei das zentrale Moment, auf das sich seine Hoffnung einer Umwandlung der Universität zu ihrer alten Idee, aber auch die Legitimität ihrer Existenz stützt. Eine das reine Verstandesdenken übergreifende Vernunft klagt Jaspers auch mit Blick auf die Politik ein, was ihn zu einer scharfen Kritik des Umgangs der Bundesrepublik Deutschland mit der Universität veranlasst. Der Staat betrachte die Universität in erster Linie unter dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit wissenschaftlicher Erkenntnisse und der Fachausbildung.<sup>235</sup> Hiergegen müsse sich die Universität zur Wehr setzen, und zwar mit dem Argument: »Wer ausgebildet wird, soll nicht nur der richtig funktionierende Teil einer Maschine, sondern der mit seinem Wesen für Wahrheit und Wissenschaft wirkende Mensch werden.«<sup>236</sup>

Durch Rossmanns Reformvorschläge erhielt *Die Idee der Universität* erstmals den Charakter eines eigenständigen Programms. Rossmann betont zu Beginn seiner Ausführungen, dass das Postulat einer Wiedergewinnung der Idee der Universität in einer neuen Gestalt keinen restaurativen Charakter, sondern den einer Neuschöpfung haben müsse.<sup>237</sup> Aus diesem Grund vermeidet er eine direkte Anlehnung an die Berli-

231 *Die Idee der Universität* [1961], in diesem Band, 269.

232 Ebd., 384.

233 K. Jaspers: »Wahrheit, Freiheit und Friede«, 46.

234 *Die Idee der Universität* [1961], in diesem Band, 287.

235 Vgl. ebd., 284.

236 Ebd.

237 Ebd., 382.

ner Universitätsgründung von 1810, die er im Übrigen für eine inkonsequente Umsetzung der Humboldt'schen Universitätskonzeption im Sinne einer verbrämten Fortsetzung der alten scholastischen Gelehrtenrepublik unter anderen Vorzeichen hält.<sup>238</sup> In Abgrenzung davon unternimmt Rossmann den Versuch, Humboldts Universitätskonzeption, die er als »heute noch das tragfähigste Fundament einer dem Geist der modernen Wissenschaftlichkeit allein angemessenen Gestalt der Universität«<sup>239</sup> würdigt, in eine Neustrukturierung des Hochschulwesens zu übersetzen. Den herausstechenden Kernpunkt seines Konzepts bildet dabei die Einrichtung eigenständiger Bildungsinstitute, deren Unterricht Rossmann von der »Lehre im Medium der Forschung« streng abgegrenzt wissen will und denen er die Aufgabe wissenschaftlichen Unterrichts im Sinne einer »lehrbuchmäßigen Vermittlung von Tatsachen- und Bildungswissen« überträgt. Rossmanns Vorschlag sieht dabei vor, diese Institute der Universität nicht *einzugliedern*, sondern lediglich *anzugliedern*, um einer wechselseitigen Vermischung und Verwässerung ihrer Aufgaben vorzubeugen.<sup>240</sup> Gleichwohl dürfe auch in der Lehre der Unterrichtsinstitute die Lernfreiheit nicht aufgegeben werden. Auch solle diese nicht als Bedingung oder Vorstufe angelegt sein, sondern komplementär zum Studium verlaufen. Eine zweite Kernforderung seines Programms besteht darin, die Universitätslehrer »zu ihrem eigentlichen Beruf als Forscher und Lehrer« zu befreien und die »unerträgliche Belastung« des Lehrkörpers mit Verwaltungsaufgaben dadurch abzubauen, dass ein universitärer Verwaltungsapparat mit qualifizierten Kräften und einem Kurator aufgebaut wird.<sup>241</sup> Zudem sieht Rossmann die Verwandlung der durch eine »widerspruchsvolle« Verkopplung von traditionellem Zunftprinzip und betriebstechnischem Funktionalismus geprägten Hierarchie des Lehrkörpers in eine »geistige Hierarchie« als unerlässliche Bedingung einer Reform an.<sup>242</sup>

Rossmann versteht sein Programm als einen radikalen Reformentwurf im Sinne der Humboldt'schen Idee der Universität, der sich nicht in einem Bündel kosmetischer Verbesserungen erschöpft, sondern tiefgreifende Reformen im Sinne moderner Wissenschaftlichkeit anstoßen will. Hierzu gehört für ihn u.a. die Aufgabe, die Universität als Kosmos der Wissenschaft so weit zu fassen, dass auch diejenigen Disziplinen aufgenommen werden, die bisher exklusiv besonderen Hochschultypen zugeordnet waren. Entsprechend sieht Rossmann in seinem Programm die Auflösung der bisherigen Fachhochschulen vor, indem deren Wissenschaftsbetrieb in die Universitäten abgezogen und die »auf eine zweckhaft bedingte Auswahl von Fachkenntnissen be-

---

238 Ebd., 388.

239 Ebd., 400.

240 Ebd., 413.

241 Ebd., 432–433.

242 Ebd., 421. Dieselbe Forderung spricht Jaspers auch in seinem 1968 mit Gerhard Fauth geführten Interview »Blick in die Welt« aus (215).

schränkte wissenschaftlich-technische Berufsausbildung« an ein neu einzurichtendes Fachschulwesen delegiert wird.

Die gemeinsam mit Rossmann erarbeitete dritte Fassung der *Idee der Universität* war der letzte Text, den Jaspers zu Hochschulfragen verfasst hat. Kurz nach Erscheinen der Schrift meldeten sich die beiden Autoren aber noch in einem Gespräch zum Thema »Wissenschaft, Lehrfreiheit und Politik« zu Wort. Das Gespräch wurde am 25. Oktober 1961 vom Süddeutschen Rundfunk ausgestrahlt<sup>243</sup> und in der *Deutschen Universitätszeitung* abgedruckt, in deren Herausgeberkreis Jaspers in der Zwischenzeit eingedrückt war. Thematisch war es vor allem der Frage nach der Lehrfreiheit vor dem Hintergrund des »Falls Bense«<sup>244</sup> gewidmet, der 1961 für Entrüstung unter den Hochschullehrern gesorgt hatte. Jaspers' letzte dokumentierte Äußerungen zur Universität finden sich in einem Zeitungsinterview mit Gerhard Fauth aus dem Jahre 1968,<sup>245</sup> in dem er u.a. zum Umgang mit der NS-Vergangenheit, den Studentenprotesten der 1960er-Jahre<sup>246</sup> und zur Hierarchie des Lehrkörpers Stellung nahm.

## 12. Werkgeschichtliche Einordnung

Unter werkgeschichtlichen Gesichtspunkten ist es insbesondere die Nähe zu den existenzphilosophischen, gesellschaftskritischen und politischen Schriften sowie zu wissenschaftstheoretischen Reflexionen im Rahmen der Ausarbeitung seiner »Philosophischen Logik«, die sich in Jaspers' Texten zur Universitätsidee am stärksten niederschlägt. Stand die Erstauflage der *Idee der Universität* noch deutlich unter dem Einfluss seiner Weltanschauungspsychologie und des Deutschen Idealismus, so gewannen die in den 1930er-Jahren verfassten Texte ihre scharfe geistesaristokratische Kontur vor

243 EV in: *Die Deutsche Universitätszeitung*, Nr. 12 (1961) 34–39; in diesem Band, 445–455.

244 Der Philosoph Max Bense sollte 1960 nach dem Willen des Senats der Technischen Universität Stuttgart zum persönlichen Ordinarius befördert werden. Aufgrund von Zweifeln an dessen »staatsbürgerliche[r] Loyalität« wurde diese Beförderung durch den Hochschulreferenten des Kultusministeriums, Heinz Autenrieth, mit dem Verweis auf eine vermeintliche Religionsfeindlichkeit Benses abgelehnt. Obwohl sich Ministerpräsident Kurt Georg Kiesinger dieser Deutung anschloss und Bense vorwarf, außerhalb seiner Lehrtätigkeit »monströse und große Bevölkerungsteile beleidigende Äußerungen« getan zu haben, musste das Kultusministerium schließlich dem Druck der Öffentlichkeit nachgeben (vgl. hierzu: G. Ropohl: »Der Fall Bense. Ein Rückblick in die sechziger Jahre«, in: U. Sieber [Hg.]: *Zum Gedenken an Max Bense. Reden und Texte an seinem 90. Geburtstag*, Stuttgart 2000, 40–48; »Heftige Diskussion über den Fall Bense«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* [3.3.1961] 6). Im Nachlass findet sich ein Protestbrief von Jaspers an den Baden-Württembergischen Ministerpräsidenten Kiesinger, der jedoch nicht abgeschickt wurde.

245 »Blick in die Welt. Ein Interview von Gerhard Fauth« [1968].

246 Vgl. zu Jaspers und den Studentenprotesten in der BRD: B. Weidmann: »Karl Jaspers und die studentische Protestbewegung. Der Umschlag von Kommunikation in Kampf am Beispiel Rudi Dutschkes«, in: A. Cesana, G. J. Walters (Hg.): *Karl Jaspers. Geschichtliche Wirklichkeit mit Blick auf die Grundfragen der Menschheit / Karl Jaspers. Historic Actuality in View of Fundamental Problems of Mankind*, Würzburg 2008, 385–405.

allem durch Jaspers' existenzphilosophisch motivierte Hervorhebung der Bedeutung »selbstseiender Menschen« und die Kritik an der Tyrannei eines alle Bereiche des menschlichen Lebens kolonialisierenden und persönliche Größe nivellierenden »Daseinsapparats«, wie er sie in *Die geistige Situation der Zeit* formuliert hatte. Die in dieser Schrift spürbare Enttäuschung über die Weimarer Demokratie und die Kritik an den hochschulpolitischen Entwicklungen, die sich zwei Jahre später in den »Thesen zur Frage der Hochschulerneuerung« am augenfälligsten entlud, brachte es mit sich, dass Jaspers erst durch die Erfahrungen der NS-Zeit ein Bewusstsein für die weitreichenden Konsequenzen politischen Handelns ausbildete und sich nach zwischenzeitlicher Entfremdung von der Weimarer Republik erst 1945 wieder offen zur Demokratie bekannte. Neben der durch die NS-Diktatur angestoßenen Reflexion, einerseits der politischen Abhängigkeit der Universität und andererseits der gesellschaftlichen Aufgabe wissenschaftlicher Wahrheitssuche, hat auch Jaspers' Ausarbeitung seiner »Philosophischen Logik«, die er seit seinen Vorlesungen *Vernunft und Existenz* und *Existenzphilosophie* verfolgte, deutlichen Einfluss auf die Überarbeitung der Schrift ausgeübt. Dies zeigt sich insbesondere in der Aufnahme der bereits 1938 in dem Vorlesungsband *Existenzphilosophie* artikulierten Überlegungen zum Verhältnis von Philosophie und Wissenschaft.

Nach dem Krieg sah Jaspers in der Universität als Institution und der Aristokratie des Geistes als personeller Ressource die Keimzelle für eine mögliche geistige Wandlung Deutschlands aus der Rückbesinnung auf dessen kulturelles Erbe. Mit Blick auf die Bedingungen von Freiheit und Totalitarismus wird eine direkte Verbindungslinie zwischen seiner Sorge um die Geistesaristokratie an den Universitäten und der Reflexion der gesellschaftlichen Bedeutung von Wahrheit und Unwahrheit erkennbar. Die Bedeutung der Universität für Freiheit und Demokratie kann in diesem Zusammenhang als eine wesentliche Motivationsgrundlage für Jaspers' Tätigkeit als politischer Schriftsteller gelten. Dies zeigt sich vor allem in der Einleitung der letzten Ausgabe der *Idee der Universität*. Die Auseinandersetzung mit dem Totalitarismus, die Jaspers unter dem Einfluss Hannah Arendts seit Anfang der 1950er-Jahre führte, bildet hierfür die wesentliche Grundlage. Davon zeugt die These von der wechselseitigen Abhängigkeit von Wahrheit, Freiheit und Friede<sup>247</sup> ebenso wie Jaspers' Sorge, die Verschulung der Universitäten könne zum Wegbereiter eines erneuten Totalitarismus in Deutschland werden. Fügt man diese Gedanken zusammen, so wird deutlich, dass Jaspers in der Universität spätestens seit 1945 ein Bewährungsfeld und einen Indikator für eine freiheitliche demokratische Gesellschaft gesehen hat.

---

247 Vgl. Fußnote Nr. 230.

## 13. Rezeption

Jaspers' erste Schrift zur Universitätsidee fand in der Tages- und Fachpresse noch verhältnismäßig wenig Beachtung. Dennoch galt Jaspers im Reformdiskurs der frühen Weimarer Republik bereits als eine Persönlichkeit, der zugetraut wurde, eine signifikante Rolle in der Diskussion um Hochschulreformen einzunehmen. So findet er in einem Artikel der *Frankfurter Zeitung* vom 18. Oktober 1923 als Hochschullehrer Erwähnung, »von dem man schon lange ein Wort zu den Fragen der Hochschule erwartete, der als Philosoph und Pädagoge, als psychologisch-soziologisch geschulter Betrachter und verständnisvoll führender Lehrer seiner Schüler besonders berufen war«. <sup>248</sup> In einem anderen Artikel ist die Rede davon, dass Jaspers »wie kein Zweiter« berufen sei, zu einem Wortführer in Fragen der Hochschule zu werden. <sup>249</sup>

Starken Zuspruch erhielt seine *Idee der Universität* in der medizinischen Fachpresse, <sup>250</sup> die besonders seine Hervorhebung des Zusammenhangs von Forschungsaufgabe, Fachschulung und Persönlichkeitsbildung mit Beifall aufnahm. <sup>251</sup> Gleichwohl erhoben sich auch schon früh kritische Stimmen. So wird in einem Artikel der *Rhein-Mainischen Volkszeitung* gegen Jaspers der Vorwurf erhoben, er verkenne die Krise der Universität, indem er deren Funktion und Berechtigung von den Interessen und Fragen des praktischen Lebens abtrenne. Das Postulat der zweckfreien Forschung sei nicht mehr zeitgemäß. <sup>252</sup> Zudem wird ihm vom selben Autor andernorts eine »Blickverengung« angelastet, die in Bezug auf die Hervorhebung der Geistesaristokratie »nichts als Individuen zu sehen« <sup>253</sup> vermöge, und generell in Zweifel gezogen, dass eine angeblich von ihm eingeforderte »heroische Aufopferung Einzelner« einer Institution aufhelfen könne.

Mit seinem persönlichen Bekanntheitsgrad, der nach dem Zweiten Weltkrieg beträchtlich gestiegen war, wuchs auch die Aufmerksamkeit, mit der Jaspers' Schriften und Vorträge bedacht wurden: Die zweite Ausgabe der *Idee der Universität* wurde in der *Göttinger Universitäts-Zeitung* als »leidenschaftlich diskutierte Schrift« vorgestellt. <sup>254</sup> Neben der politischen Dimension des Textes wurden – anders als in den Rezensionen

<sup>248</sup> »Die Idee der Universität«, in: *Frankfurter Zeitung. Abendblatt*, Nr. 774 (18.10.1923) 3.

<sup>249</sup> O. F. Scheuer: »Karl Jaspers: Die Idee der Universität«, in: *Deutsche Hochschulwarte* 9 (1923), 33.

<sup>250</sup> Jaspers besaß in Medizinerkreisen durch seine rasch zum Standardwerk der verstehenden Psychopathologie avancierten Habilitationsschrift *Allgemeine Psychopathologie* [EA 1913] große Reputation.

<sup>251</sup> W. Heubner: »Jaspers, Karl: Die Idee der Universität«, in: *Berichte über die gesamte Physiologie und experimentelle Pharmakologie* XXII (1924) 321.

<sup>252</sup> A. Mirgeler: »Jaspers' »Idee der Universität« und die gegenwärtige Krise«, in: *Rhein-Mainische Volkszeitung* (1.8.1924).

<sup>253</sup> Ders.: »Zur Krise der Universität«, in: *Augsburger Postzeitung. Sonntagsbeilage Wissenschaften, Kunst, Unterhaltung* (4.10.1924) 1–4.

<sup>254</sup> Werner Schingnitz: »Karl Jaspers: Die Idee der Universität«, in: *Göttinger Universitäts-Zeitung*, Nr. 16 (1947) 15.



der Erstausgabe – insbesondere sein Gestaltungswille, die »Wirklichkeitsnähe« seiner Überlegungen und sein Blick für finanzielle Problemlagen positiv hervorgehoben.<sup>255</sup> Medizinische Zeitschriften würdigten mit Blick auf die ärztliche Ausbildung in erster Linie Jaspers' Auseinandersetzung mit Begriff und Geltung wissenschaftlicher Erkenntnisse.<sup>256</sup> Kritische Töne waren hingegen in der pädagogischen Fachpresse zu hören. In einer in der Monatsschrift *Pädagogik* erschienenen Rezension wird etwa die Befürchtung geäußert, Jaspers schaffe mit einer Philosophie, die die Wissenschaft aus der Führung aus dem Einen der Transzendenz orientieren wolle, eine »Einbruchstelle des Irrationalen«. Auch die von Jaspers konstatierte Gefährdung politischer Freiheit durch eine »schulmäßige Studienführung« stößt hier auf Skepsis.<sup>257</sup>

Das Echo auf die dritte Ausgabe der *Idee der Universität* fiel gegenüber der Nachkriegsschrift wieder zurückhaltender aus. In der Zeitschrift *Bildung und Erziehung* wird der Band mit der Bemerkung angekündigt, dass den Fachleuten inzwischen die Inhalte der Schrift so bekannt sein dürften, »dass eine Referierung des Inhaltes unterbleiben« könne. Dem hohen Anspruch, den Jaspers an die Universität stellt, wird in einer weiteren Rezension Vermessenheit attestiert und eine vermeintlich einseitige Ausrichtung der Universitätsidee auf die Philosophie kritisiert. Auch der Sinn einer Ausgliederung von »Unterrichtsinstituten«, wie sie Rossmann in seinem Programm fordert, wird in Frage gestellt. Jaspers und Rossmann entwürfen ein »strahlendes Ideal«, dem aber der »Katzenjammer der Nichterfüllbarkeit« notwendig folgen müsse.<sup>258</sup> Ernst Anrich, einer der vehementesten Vertreter der neuhumanistischen Universitätsidee, zieht zudem den Sinn eines auf Unterrichtsinstitute gegründeten »Nebenbaus« zur Universität in Zweifel und moniert, dass zu den konkreten Fragen der Universitätsreform keine Stellung bezogen werde.<sup>259</sup>

Während das Interesse der Zeitschriften- und Fachpresse an Jaspers' Universitätschriften vergleichsweise breit war, fanden seine Äußerungen zur Universitätsidee im engeren Kreis der deutschen Professorenschaft kaum Resonanz. Nur in wenigen zeitnahen Veröffentlichungen zur *Universitätsidee* 1961 wurden einzelne Positionen von Jaspers und Rossmann diskutiert, wie die Einrichtung einer technischen Fakultät, die

255 Theo Herrle: »Wahrhaftigkeit: die Vorbedingung aller Wissenschaft«, in: *Leipziger Volkszeitung* (1.9.1946).

256 H. W. Gruhle: »Jaspers, Karl: Die Idee der Universität«, in: *Der Nervenarzt*, Nr. 3 (1947) 139.

257 O.V.: »Bücher und Zeitschriften: Die Idee der Universität«, in: *Pädagogik. Beiträge zur Erziehungswissenschaft*, Nr. 2 (1946) 59–60.

258 H. Granzow: »Die Idee der Universität, für die gegenwärtige Situation entworfen von Karl Jaspers und Kurt Rossmann«, in: *Bildung und Erziehung*, Nr. 6 (1962) 381–383.

259 E. Anrich: »Die Idee der Universität, für die gegenwärtige Situation entworfen von Karl Jaspers und Kurt Rossmann«, in: *Das Historisch-Politische Buch. Ein Wegweiser durch das Schrifttum*, Nr. 5–6 (1963) 101–102.

Aufhebung der Fachhochschulen<sup>260</sup> oder die Forderung der Autonomie der Universität gegenüber dem Staat.<sup>261</sup> Unter den zeitgenössischen Auseinandersetzungen bilden diejenigen von Helmut Schelsky und Jürgen Habermas noch die umfangreichsten und tiefgreifendsten.

Habermas hatte bereits in seinem 1957 erschienenen Aufsatz »Das chronische Leiden der Hochschulreform«<sup>262</sup> Einwände gegen Jaspers vorgebracht. Unter Bezugnahme auf »Vom rechten Geist der Universität« äußert er erhebliche Zweifel daran, dass die Politik gewillt sein werde, der Forderung nach einer Stärkung des geistigen Fundaments der Universität nachzukommen, und stellt die Annahme einer kausalen Verknüpfung zwischen einem Ethos der Wissenschaftlichkeit und der Persönlichkeitsbildung einerseits und der Struktur wissenschaftlicher Forschungstätigkeit auf der anderen Seite in Frage.<sup>263</sup> Auch gibt er zu bedenken, dass die Anforderung an die Universität, Persönlichkeiten zu bilden, längst von den gesellschaftlichen Entwicklungen überholt worden sein könnte.<sup>264</sup> Fast dreißig Jahre später geht Habermas in seinem Vortrag »Die Idee der Universität – Lernprozesse«<sup>265</sup> abermals mit Jaspers ins Gericht und kritisiert die Anleihen, die er beim Deutschen Idealismus nimmt. Dabei greift Habermas in erster Linie die »implizite Soziologie« des Deutschen Idealismus an, die er auch in Jaspers' Überlegungen zur Universitätsidee zu erkennen meint und derzufolge institutionelle Ordnungen zu toter Materie erstarrten, sobald der Geist aus ihnen weiche. Habermas hält die Prämisse, dass ein so komplexes Gebilde wie das moderne Hochschulsystem von einer gemeinsamen Denkungsart seiner Angehörigen getragen werden müsse, für unrealistisch und ihre Wünschbarkeit für fraglich.

In seiner Schrift *Einsamkeit und Freiheit* von 1963<sup>266</sup> kritisiert der Soziologe Helmut Schelsky trotz Übereinstimmung mit Jaspers' Einschätzung des Reformdiskurses und der Bedeutung einer »Haltung der Wissenschaftlichkeit« dessen Vorstellung, die Erneuerung der Universität müsse sich »in einer idealerfüllte[n] geistige[n] Wiedergeburtbewegung« entfalten.<sup>267</sup> Auch mit Blick auf die Betonung der persönlichen Gestaltungskraft der Dozierenden und Studierenden als wesentlicher Bedingung einer

260 Vgl. A. Nitschke: »Universität und technische Hochschule«, in: P. Bahrtdt, J. Habermas (Hg.): *Universität und Universalität*, Berlin 1963, 109–120, bes. 110.

261 Vgl. R. Dahrendorf: »Autonomie der Universität?«, in: A. Flitner, U. Herrmann (Hg.): *Universität heute. Wem dient sie? Wer steuert sie?*, München, Zürich 1977, 13–31.

262 J. Habermas: »Das chronische Leiden der Hochschulreform« [1957], in: ders.: *Kleine Politische Schriften I–IV*, Frankfurt a.M. 1981, 13–40, bes. 13–17, 26.

263 Ebd., 26.

264 Ebd., 31.

265 J. Habermas: »Die Idee der Universität – Lernprozesse« [1986], in: ders.: *Eine Art Schadensabwicklung. Kleine Politische Schriften VI*, Frankfurt a.M. 1987, 71–99, 73.

266 H. Schelsky: *Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reformen*.

267 Ebd., 265, 296.

geistigen Erneuerung der Universität gibt Schelsky zu bedenken, dass deren Entfaltung konsequenterweise ohne präskriptive Vorgaben der Verantwortung der Einzelnen überlassen werden müsse.<sup>268</sup> Massive Zweifel äußert er an der Durchführbarkeit von Rossmanns Vorschlägen zur Einrichtung von Unterrichtsinstituten und eines Fachschulwesens. Mit Blick auf die Gesamtausrichtung ihrer Reformvorschläge sieht Schelsky Jaspers und Rossmann in einer Linie mit denjenigen, die »den Verlust der ›Schlüsselfunktion‹ der Geisteswissenschaften in der modernen wissenschaftlichen Zivilisation nicht anerkennen« wollen.<sup>269</sup>

Obwohl das Humboldt'sche Bildungs- und Universitätskonzept seine prominente Rolle in der Diskussion um Hochschulreformen bis heute nicht verloren und in den 1990er-Jahren in Jürgen Mittelstraß erneut einen emphatischen Vertreter gefunden hat,<sup>270</sup> greift dieser weder auf Jaspers noch auf Schelsky zurück, die beide als moderne Interpreten dieses Konzepts gelten. Zwar wurden Jaspers' Ausführungen zur Universitätsidee in einem 1988 erschienenen Sammelband mit Beiträgen anlässlich des 600-jährigen Jubiläums der Universität Heidelberg noch einmal Bezugspunkt einiger neuerer Reflexionen.<sup>271</sup> Im aktuellen, vor allem durch die Konzeption und die Folgen des 1999 beschlossenen Bologna-Prozesses wieder neu entfachten Reformdiskurs, in dem von philosophischer Seite vor allem Reinhard Brandt mit scharfer Kritik an den Bologna-Beschlüssen und einem Plädoyer für die Universität als Ort einer freien, dialogisch-kritischen Erkenntnispraxis hervortrat,<sup>272</sup> findet Jaspers trotz offensichtlicher Anschlussfähigkeit zahlreicher von ihm vertretener Positionen jedoch bestenfalls noch als Stichwortgeber Erwähnung,<sup>273</sup> ohne dass eine inhaltliche Auseinandersetzung mit seinen Überlegungen geführt würde. Auch international wurde *Die Idee der Universität* im Vergleich zu vielen anderen Schriften von Jaspers nur wenig beachtet.<sup>274</sup> Lediglich die zweite Ausgabe wurde überhaupt übersetzt, und dies zu seinen Lebzei-

268 Ebd., 311.

269 Ebd., 249.

270 Vgl. hierzu bes.: J. Mittelstraß: *Die unzeitgemäße Universität*, Frankfurt a.M. 1994.

271 Vgl. M. Eigen u.a. (Hg.): *Die Idee der Universität. Versuch einer Standortbestimmung*, Berlin u.a. 1988. Eine Auseinandersetzung mit Jaspers führen in diesem Band vor allem Wolf Lepenies (»Die Idee der deutschen Universität – ein Blick von außen«, 41–71) und Jürgen Habermas mit dem hierin erneut abgedruckten Beitrag »Die Idee der Universität – Lernprozesse« (139–173).

272 Vgl. R. Brandt: *Wozu noch Universitäten? Ein Essay*, Hamburg 2011, bes. 131–138, 192–209.

273 Exemplarisch hierfür stehen: B. Wolbring, A. Franzmann: »Einleitung«, in: dies. (Hg.): *Zwischen Idee und Zweckorientierung. Vorbilder und Motive von Hochschulreformen seit 1945*, Berlin 2007, 7–11, 7; U. Sieg: »Humboldts Erbe. Eine Einleitung«, in: ders., D. Korsch (Hg.): *Die Idee der Universität heute*, München 2005, 15–17.

274 Eine noch verhaltene Annäherung zeichnet sich in Nordamerika ab, wo 1996 ein erster Sammelband mit Essays zu Jaspers' *Idee der Universität* zusammengestellt wurde (G. J. Walters [Hg.]: *The Tasks of Truth. Essays on Karl Jaspers' Idea of the University*, Frankfurt a.M. 1996).

ten nur in drei Sprachen.<sup>275</sup> Ähnliches gilt auch für den engeren Bereich der Jaspers-Forschung, in dem die Auseinandersetzung mit den Texten zur Universitätsidee einen eher randständigen Bereich bildet. Zwar sind zahlreiche Aufsätze<sup>276</sup> sowie ein Sammelband zu *Philosophie, Erziehung, Universität*<sup>277</sup> erschienen, aber eine vergleichende Analyse der Jaspers'schen Texte zur Universitätsidee steht bisher ebenso aus wie ein systematischer Versuch, seine Überlegungen für den aktuellen universitären Reformdiskurs fruchtbar zu machen. Dass noch 1980 ein Reprint der *Idee der Universität* von 1946 erschien,<sup>278</sup> zeugt zudem davon, dass die Akzentverschiebungen und inhaltlichen Erweiterungen, die Jaspers bis zur dritten Ausgabe 1961 an seiner Schrift vorgenommen hat, selbst in interessierten Kreisen lange Zeit unbeachtet geblieben sind.

Eine umfangreiche editorische Arbeit ist nicht ohne wissenschaftliche Unterstützung zu bewältigen. An erster Stelle gilt mein Dank Reinhard Schulz, der die Arbeiten an diesem Band in zahlreichen persönlichen Gesprächen begleitet hat. Auch Thomas Fuchs, Jens Halfwassen, Hans Saner, Anton Hügli und Kurt Salamun sowie Dirk Fonfara, Georg Hartmann, Dominic Kaegi und Bernd Weidmann möchte ich für ihr Engagement bei der Durchsicht der Kommentare sowie ihre wertvollen Hinweise besonders danken. Für die Unterstützung der Rechercharbeiten gilt mein Dank Hildegard Dieke, Heidrun Fink und Thomas Kemme vom Deutschen Literaturarchiv und Dagmar Drüll-Zimmermann vom Universitätsarchiv Heidelberg. Sie alle haben durch ihre Hilfsbereitschaft und Rechercharbeiten einen Beitrag zu diesem Buch geleistet. Danken möchte ich außerdem Malte Unverzagt für die Hilfe bei der Texterstellung und Benjamin Gerloff für die Erstellung des Namenregisters. Dem Co-Leiter des Schwabe Verlags, Wolfgang Rother, danke ich für sein Engagement bei der verlegerischen Vorbereitung des Editionsprojektes und Angela Zoller für die sorgfältige Betreuung des vorliegenden Bandes im Lektorat. Die Verantwortung für eventuell verbliebene Fehler liegt allein bei mir.

275 Die Übersetzungen der einzelnen Texte sind aufgeführt in: C. Rabanus: *Primärbibliographie der Schriften Karl Jaspers'*, Tübingen 2000.

276 Unter diesen verdienen m. E. besondere Hervorhebung: Reinhard Mehrings Aufsatz »Universitätsidee und Philosophiebegriff bei Max Weber, Karl Jaspers und Martin Heidegger«, in: *Philosophisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft*, Nr. 105/II (1998) 370–381, sowie Bernd Weidmanns Analysen »Wahrheit und Kritik. Zur politischen Funktion der Universität bei Karl Jaspers und Hannah Arendt« (in: K. Eming, T. Fuchs [Hg.]: *Karl Jaspers – Philosophie und Psychopathologie*, Heidelberg 2008, 105–133) und »Karl Jaspers und die studentische Protestbewegung«.

277 K. Salamun (Hg.): *Philosophie, Erziehung, Universität: Zu Karl Jaspers' Bildungs- und Erziehungsphilosophie*, Frankfurt a.M. 1995.

278 K. Jaspers: *Die Idee der Universität*, mit einem Geleitwort von A. Laufs, Berlin u.a. 1980.



## REFERENZTEXTE

*Die Idee der Universität*, Berlin 1923.

»... könnte wieder eine Rangordnung im geistigen Leben fühlbar werden«, in: *Frankfurter Zeitung. Zweites Morgenblatt: Für Hochschule und Jugend*, Nr. 929 (14.12.1931) 6.

»Erneuerung der Universität«, in: *Philosophische Aufsätze*, Frankfurt a.M., Hamburg 1967, 9–17.  
EV: »Erneuerung der Universität. Eine Rede«, in: *Die Wandlung. Eine Monatsschrift*, H. 1 (1945) 66–74.

»Die Erneuerung der Universität«, in: *Schwäbische Donauzeitung*, Nr. 9 (8.12.1945) 5.

»Vom lebendigen Geist der Universität«, in: *Rechenschaft und Ausblick. Reden und Aufsätze*, 5.–11. Tsd., München 1958, 186–217.  
EV in: *Vom lebendigen Geist der Universität und vom Studieren. Zwei Vorträge von Karl Jaspers und Fritz Ernst*, Heidelberg 1946, 5–40.

*Die Idee der Universität*, Berlin 1946.

»Volk und Universität«, in: *Hoffnung und Sorge. Schriften zur deutschen Politik 1945–1965*, München 1965, 53–63.  
EV in: *Die Wandlung. Eine Monatsschrift*, H. 1 (1947) 54–64.

»Die Verantwortlichkeit der Universitäten«, in: *Die Neue Zeitung. Eine amerikanische Zeitung für die deutsche Bevölkerung. Feuilleton- und Kunstbeilage*, Nr. 39 (16.5.1947) 3.

»Universities in Danger. The Coherence of Knowledge«, in: *The Times. Educational Supplement*, Nr. 38 (7.2.1948) 83.

»Die Gefährdung unserer Universität« (Nachlasstyposkript, DLA, A: Jaspers).

»Der überationale Sinn der abendländischen Universität«, in: *Quaestiones academicae hodiernae*, Groningen 1949, 9–12.

»Hochschulreform? Das Gutachten des Hamburger Studienausschusses für Hochschulreform«, in: *Die Wandlung. Eine Monatsschrift*, H. 4 (1949) 340–348.

»Vom rechten Geist der Universität«, in: *Die Gegenwart*, Nr. 13 (30.6.1956) 405–406.

»Das Doppelgesicht der Universitätsreform«, in: *Philosophische Aufsätze*, Frankfurt a.M., Hamburg 1967, 78–92.  
EV in: *Die Deutsche Universitätszeitung*, Nr. 3 (1960) 3–8.

*Die Idee der Universität. Für die gegenwärtige Situation entworfen von Karl Jaspers und Kurt Rossmann*, Berlin u.a. 1961.

»Wissenschaft, Lehrfreiheit und Politik. Ist die Freiheit von Forschung und Lehre, ist die geistige Grundlage der Universität in der Bundesrepublik bedroht?«, in: *Die Deutsche Universitätszeitung*, Nr. 12 (1961) 34–39.

Stellungnahme von Karl Jaspers zu dem von der Redaktion des *kolibri* im November 1967 gestellten Thema: »Funktion der Vorlesungen und einer organisierten Scriptenzentrale«, in: *kolibri. Offizielles Organ der Studentenschaft Basel*, Nr. 149 (1968) 11.



# EDITORISCHE ZEICHEN, INDIZES UND ABKÜRZUNGEN

## *Editorische Zeichen*

	Seitenwechsel
/	Zeilen-, Versfall
] ]	Lemmazeichen
[...]	Auslassung durch den Herausgeber
[abc]	Einfügung durch den Herausgeber

## *Indizes*

r, 2, 3, ...	End- oder Fußnoten in Einleitung und Stellenkommentar
i, ii, iii, ...	End- oder Fußnoten im Original

## *Abkürzungen*

Abs.	Absatz
Anm.	Anmerkung
Bd., Bde.	Band, Bände
bes.	besonders
ders., dies.	derselbe, dieselbe
DLA	Deutsches Literaturarchiv
EA	Erstausgabe
ebd.	ebenda
eigtl.	eigentlich
engl.	englisch
EV	Erstveröffentlichung
geb.	geboren, geborene
gegr.	gegründet
griech.	griechisch
H.	Heft
Jh./Jhs.	Jahrhundert/Jahrhunderts
KJB	Karl-Jaspers-Bibliothek
lat.	lateinisch



lt.	laut
NA	Neuausgabe
n.Chr.	nach Christus
Nr.	Nummer
n.v.	nicht vorhanden
Sp.	Spalte
u.a.	unter anderem, und andere
UAH	Universitätsarchiv Heidelberg
v.a.	vor allem
v.Chr.	vor Christus

## EDITORISCHE NOTIZ

Als Forschungsvorhaben des von Bund und Ländern geförderten Akademienprogramms steht die Karl-Jaspers-Gesamtausgabe (KJG) in der gemeinsamen Trägerschaft der Heidelberger Akademie der Wissenschaften und der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Die Ausgabe will Jaspers' Œuvre möglichst vollständig dokumentieren: In der ersten Abteilung (Werke: I/1–27) kommen alle von Jaspers zu Lebzeiten publizierten Schriften zum Abdruck. Die zweite und dritte Abteilung (Nachlass: II/1–11; Briefe: III/1–12) umfassen postume Veröffentlichungen sowie in Auswahl weiteres, bislang unpubliziertes Material, darunter besonders Nachlasstexte, die Buchcharakter besitzen und von Jaspers als eigenständige Veröffentlichungen geplant waren, wie die *Grundsätze des Philosophierens* oder die Monographie über Hannah Arendt. Bei den Korrespondenzen orientiert sich die Auswahl an der werk- und zeitgeschichtlichen Bedeutung der Briefwechsel.

Die KJG versteht sich ausdrücklich als Leseausgabe: Für eine historisch-kritische Edition fehlen grundlegende Quellen. Sehr häufig hat Jaspers Korrekturabzüge vernichten lassen oder – vor allem während papierarmer Zeiten – Typoskripte rückseitig als Notizzettel verwendet. Erst aus den späten 1950er- und den 1960er-Jahren sind maschinenschriftliche Buchvorlagen überliefert, so beispielsweise zum ersten Band der *Großen Philosophen* oder zum *Philosophischen Glauben angesichts der Offenbarung*. Erhaltene Typoskripte werden, wenn einschlägig, bei der Bearbeitung der entsprechenden Bände berücksichtigt, aber nicht als Manuskriptstufen eigens ausgewertet.

Die Textkonstitution *bereits publizierter* Schriften folgt dem tradierten Bestand, maßgeblich ist die letzte von Jaspers autorisierte deutschsprachige Fassung (Referenztext), bei postumen Veröffentlichungen die letzte deutschsprachige Ausgabe vor Beginn des Editionsprojekts (2012). Nicht einbezogen werden Textstücke in diversen Anthologien oder Wiederabdrucke von Jaspers-Texten im Rahmen populärwissenschaftlicher Buchklubs. In (seltenen) Fällen, in denen kein Referenztext vorliegt, wird – soweit auffindbar – zusätzlich zum fremdsprachigen Original das deutschsprachige Manuskript oder Typoskript publiziert. Seitenzahlen der Referenztexte werden als Marginalien wiedergegeben, End- oder Fußnoten der Referenztexte, seitenweise nummeriert, als Fußnoten (kleine römische Ziffern). Interpunktion und Orthographie der Referenztexte bleiben erhalten, Sperrungen werden zur besseren Lesbarkeit in Kursivierungen umgewandelt, es sei denn, ein Text enthält unterschiedliche Arten von Hervorhebungen (Kursivierungen, Sperrungen). Nur offensichtliche Druckfehler werden stillschweigend korrigiert (»Verständnis« statt »Verständnis«); *Textvarianten*, mit Aus-

nahme von Korrekturen der Referenztexte gegenüber älteren Ausgaben, sind in einem gesonderten Apparat dargestellt bzw., bei inhaltlich signifikanten Abweichungen (»Selbstbewußtsein« statt »Weltbewußtsein«), im Kommentar aufgeführt.

Erstmals veröffentlichte *Nachlasstexte* sind nach dem Original transkribiert. Aus pragmatischen Gründen erfolgt ihre Wiedergabe nicht diplomatisch: Orthographie und Eigentümlichkeiten der Jaspers'schen Schreibweise (»Transcendenz«, »Communication«) werden »konservativ modernisiert« – maßgeblich ist hier die *alte*, zur Abfassungszeit der Texte gültige Rechtschreibung. Hervorhebungen (Unterstreichungen) in Manuskripten oder Typoskripten erscheinen durchgängig kursiv.

Alle *Zitate* sind anhand der von Jaspers angegebenen Belegstellen überprüft, die bibliographischen Angaben, wo erforderlich, ergänzt und vereinheitlicht.<sup>279</sup> Abweichungen vom Wortlaut der Quelle werden im Kommentar benannt. Bei relevanten Anstreichungen oder Randbemerkungen von Jaspers' eigener Hand wird zusätzlich auf die entsprechenden Ausgaben aus dem Bestand seiner Privatbibliothek (heute: Karl-Jaspers-Bibliothek, Oldenburg) hingewiesen.

Die Bände der KJG sind einheitlich konzipiert und enthalten neben den Haupttexten jeweils eine Einleitung, einen Stellenkommentar sowie ein Namenregister. Die Einleitung führt in die edierten Texte ein, verortet sie im Zusammenhang des Jaspers'schen Denkens und analysiert ihre Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte. Der Stellenkommentar belegt Zitate, erläutert die wichtigsten Textstellen und bietet Hintergrundinformationen (Begriffs-, Namen- und Sacherklärungen). Um Doppelungen oder die Häufung von Vor- und Rückverweisen zu vermeiden, erhalten Parallelstellen des Kommentars dieselbe Referenznummer, unabhängig von der fortlaufenden Zählung.

Der vorliegende Band versammelt erstmals sämtliche von Jaspers selbst veröffentlichten Texte zur Universität ungekürzt in einer kommentierten Edition. Die Texte sind chronologisch nach dem Datum ihrer Erstpublikation geordnet. Bei der Auswahl der Referenztexte wurde nach der oben genannten Regel verfahren, die letzten von Jaspers selbst bis zu seinem Tod 1969 autorisierten Publikationen zu verwenden (Ausgaben letzter Hand). Während diese Regelung bei den von Jaspers zum Teil mehrfach in verschiedenen Sammelbänden veröffentlichten Aufsätzen Anwendung findet, wurden die drei Versionen der Schrift *Die Idee der Universität* aus den Jahren 1923, 1946 und 1961 sämtlich in den Band aufgenommen. Obwohl diese Ausgaben starke Übereinstimmungen aufweisen, unterscheiden sie sich durch ihre verschiedenen zeitgeschichtlich wie werkgeschichtlich bedingten Akzentuierungen und Erweiterungen so erheblich, dass aus Sicht der Herausgeber ihre vollständige Aufnahme, einschließlich des von Kurt Rossmann verfassten zweiten Teils der dritten Ausgabe, geboten schien. Die Textgrund-

---

<sup>279</sup> Zur Zitierweise vgl. die Angaben im Literaturverzeichnis.

lage bildet hier jeweils die Originalausgabe aus den Jahren 1923 und 1961. Einen Sonderfall stellt die zweite Ausgabe der *Idee der Universität* dar, weil diese mit abweichender Paginierung, aber wortgleichem Text in Würzburg und Berlin gedruckt wurde. Im vorliegenden Band wurde der Berliner Druck zugrunde gelegt. Die Texte aus dem Nachlass, die ebenfalls die Universitätsidee betreffen, werden in der Einleitung des Herausgebers besprochen, sind aber nicht in den vorliegenden Band aufgenommen worden, sondern erscheinen gemäß der Einteilung der Edition gesondert in der zweiten Abteilung der KJG.<sup>280</sup> Lediglich der im Nachlass aufgefundene Text »Die Gefährdung unserer Universität« wurde als deutsche Textgrundlage des in diesem Band abgedruckten Artikels »Universities in Danger. The Coherence of Knowledge« aufgenommen.

---

<sup>280</sup> Dies betrifft u.a. die Texte »Thesen zur Frage der Hochschulerneuerung« [1933] und »Bitte um Gerechtigkeit für die Universität« [1946].



## LITERATURVERZEICHNIS

Schriften von Jaspers werden unter Angabe des Titels (bzw. Obertitels) zitiert. Als Textgrundlage dient, wo nicht anders angegeben, die Ausgabe oder Veröffentlichung letzter Hand, bei Editionen aus dem Nachlass die letzte Ausgabe vor Beginn des Editionsprojekts (2012). Platon und Aristoteles werden nach der Stephanus- bzw. Bekker-Paginierung zitiert. Bibelzitate erfolgen einheitlich nach der revidierten Lutherbibel von 1984 in neuer Rechtschreibung (Stuttgart 2012). Sekundärliteratur wird in den jeweiligen Anmerkungen bibliographiert, nur für häufig zitierte Texte, Gesamtausgaben oder Lexika werden Siglen verwendet.

### JASPERS

#### *Werke*

- Allgemeine Psychopathologie. Für Studierende, Ärzte und Psychologen* [1913], 3. Auflage, Berlin 1923.  
*Allgemeine Psychopathologie* [1946], 8., unveränderte Auflage, Berlin, Heidelberg, New York 1965.  
»Antwort an Sigrid Undset« [1945], in: *Philosophische Aufsätze*, Frankfurt a.M., Hamburg 1967, 21–25.  
»Blick in die Welt. Ein Interview mit Gerhard Fauth« [1968], in: *Provokationen. Gespräche und Interviews*, hg. von H. Saner, München 1969, 214–218.  
*Descartes und die Philosophie* [1937], 4. Auflage, Berlin 1966.  
*Der philosophische Glaube angesichts der Offenbarung* [1962], 8.–13. Tsd., München 1963.  
»Die Atombombe und die Zukunft des Menschen«, in: *Hoffnung und Sorge. Schriften zur deutschen Politik 1945–1965*, München 1965, 153–172.  
*Die Atombombe und die Zukunft des Menschen. Politisches Bewußtsein in unserer Zeit* [1958], 3. Auflage, 37.–44. Tsd., München 1962.  
*Die geistige Situation der Zeit* [1931], 6. Abdruck der im Sommer 1932 bearbeiteten 5. Auflage, Berlin 1965.  
*Die großen Philosophen* [1957], 11. Tsd., München 1959.  
»Die Schuldfrage« [1946], in: *Hoffnung und Sorge. Schriften zur deutschen Politik 1945–1965*, München 1965, 67–149.  
»Die Wissenschaft im Hitlerstaat« [1946], in: *Hoffnung und Sorge. Schriften zur deutschen Politik 1945–1965*, München 1965, 41–46.  
»Doktor der Philosophie«, in: W. Hammer (Hg.): *Theodor Haubach zum Gedächtnis*, Frankfurt a.M. 1955, 14–17.  
*Existenzphilosophie. Drei Vorlesungen gehalten am Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt a.M., September 1937* [1938], 3. Auflage, Berlin 1964.  
»Im Kampf mit dem Totalitarismus« [engl. EV 1954, dt. EV 1955], in: *Philosophische Aufsätze*, Frankfurt a.M., Hamburg 1967, 29–42.  
»Karl Jaspers – Ein Selbstporträt« [1966/67], in: *Schicksal und Wille. Autobiographische Schriften*, hg. von H. Saner, München 1967, 15–38.

- »Krankheitsgeschichte« [1938], in: *Schicksal und Wille. Autobiographische Schriften*, hg. von H. Saner, München 1967, 109–142.
- Nietzsche. Einführung in das Verständnis seines Philosophierens* [1936], 3. Auflage, Berlin 1950.
- Nikolaus Cusanus*, München 1964.
- Philosophie I: Philosophische Weltorientierung* [1932], 3. Auflage, Berlin u.a. 1956.
- Philosophie II: Existenzerhellung* [1932], 3. Auflage, Berlin u.a. 1956.
- Philosophie III: Metaphysik* [1932], 3. Auflage, Berlin u.a. 1956.
- Philosophische Autobiographie* [1957], erweiterte Neuausgabe, München, Zürich 1977.
- Psychologie der Weltanschauungen* [1919], 5. Auflage, Berlin u.a. 1960.
- »Thesen über politische Freiheit«, in: *Die Wandlung. Eine Monatsschrift*, H. 6 (1946) 460–465.
- »Thesen zur Frage der Hochschulerneuerung [Juli/August 1933]«, hg. von H. Saner, in: *Jahrbuch der Österreichischen Karl-Jaspers-Gesellschaft*, Nr. 2 (1989) 5–28.
- »Über Bedingungen und Möglichkeiten eines neuen Humanismus« [1949], in: *Über Bedingungen und Möglichkeiten eines neuen Humanismus* [Nachdruck], Stuttgart 1965, 21–53.
- »Über Gefahren und Chancen der Freiheit« [1950], in: *Rechenschaft und Ausblick. Reden und Aufsätze*, 5.–11. Tsd., München 1958, 345–369.
- Vernunft und Existenz. Fünf Vorlesungen* [1935], Neuausgabe, München 1960.
- Vernunft und Widernunft in unserer Zeit. Drei Gastvorlesungen, gehalten auf Einladung des Asta an der Universität Heidelberg 1950* [1950], 6.–8. Tsd., München 1952.
- »Von den Grenzen pädagogischen Planens« [1952], in: H. Röhrs (Hg.): *Bildungsphilosophie*, Bd. 2, Frankfurt a.M. 1968, 217–223.
- Von der Wahrheit* (= Teil I der *Philosophischen Logik*) [1947], Neuausgabe, München 1958.
- »Von Heidelberg nach Basel« [1967], in: *Schicksal und Wille. Autobiographische Schriften*, hg. von H. Saner, München 1967, 164–183.
- »Wahrheit, Freiheit und Friede« [1958], in: *Philosophische Aufsätze*, Frankfurt a.M., Hamburg 1967, 43–54.
- »Wahrheit und Unheil der Bultmannschen Entmythologisierung« [1953], in: K. Jaspers, R. Bultmann: *Die Frage der Entmythologisierung*, 7.–10. Tsd., München 1954, 5–55.
- »Wahrheit und Wissenschaft« [1960], in: *Philosophische Aufsätze*, Frankfurt a.M., Hamburg 1967, 62–77.
- »Wo stehen wir heute?« [1960], in: H. W. Bähr (Hg.): *Wo stehen wir heute?*, 5. Auflage, 22.–29. Tsd., Gütersloh 1962, 33–46.
- Wohin treibt die Bundesrepublik? Tatsachen, Gefahren, Chancen* [1966], 90.–93. Tsd. München 1967.

### Nachlass

- »Bitte um Gerechtigkeit für die Universität«, in: *Erneuerung der Universität. Reden und Schriften 1945/46*, hg. von R. de Rosa, Heidelberg 1986, 449–453.
- Die Chiffren der Transzendenz* [1970], hg. von A. Hügli und H. Saner, Basel 2011.
- Die großen Philosophen. Nachlaß*, Bd. 2: *Fragmente, Anmerkungen, Inventar*, hg. von H. Saner, unter Mitarbeit von R. Bielander, München, Zürich 1981.
- »Einsamkeit« [1915/16], aus dem Nachlass hg. von H. Saner, in: K. Jaspers: *Das Wagnis der Freiheit*, München, Zürich 1996, 11–30.
- »Die Universität im sozialen Körper« [1929], Vortragsmanuskript, in: DLA, A: Jaspers.
- »Freiheit der Wissenschaft und der Lehre« [1932/33], Typoskript, in: DLA, A: Jaspers.

- »Struktur einer fiktiven Universität mit Technischer Fakultät«, undatiertes Typoskript, in: DLA, A: Jaspers.  
 »Tagebuch 1939–1942«, in: *Schicksal und Wille. Autobiographische Schriften*, hg. von H. Saner, 10. bis 12 Tsd., München 1969, 143–163.

### Briefe

- H. Arendt, K. Jaspers: *Briefwechsel 1926–1969* [1985], hg. von L. Köhler und H. Saner, München, Zürich 2001.  
 M. Heidegger, K. Jaspers: *Briefwechsel 1920–1963*, hg. von W. Biemel und H. Saner, Frankfurt a.M., München, Zürich 1990.  
 K. Jaspers, K. H. Bauer: *Briefwechsel 1945–1968*, hg. von R. de Rosa, Berlin u.a. 1983.
- Briefwechsel mit Kurt Rossmann, in: DLA, A: Jaspers.  
 Briefwechsel mit Otto Toeplitz, in: DLA, A: Jaspers.

## ANDERE AUTOREN

### Werkausgaben

#### Immanuel Kant

- AA *Kants gesammelte Schriften*, hg. von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1900ff.

#### Johann Wolfgang von Goethe

- WA *Goethes Werke*, hg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Abtlg. I–IV, 133 Bde. in 143 Teilen, Weimar 1887–1919.

#### Jacob und Wilhelm Grimm

- WF *Werke. Forschungsausgabe*, hg. von H. Birkhan u.a., Hildesheim 1989ff.

#### Johann Gottlieb Fichte

- GA *Johann Gottlieb Fichte-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften*, 42 Bde., hg. von R. Lauth u.a., Stuttgart-Bad Cannstatt 1962–2012.

#### Wilhelm von Humboldt

- GS *Wilhelm von Humboldts gesammelte Schriften*, hg. von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, 17 Bde., Berlin, Leipzig 1903–1936.



## Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher

KGA *Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher. Kritische Gesamtausgabe*, hg. von G. Meckenstock u.a., Berlin, New York 1983ff.

## Georg Wilhelm Friedrich Hegel

SW *Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe*, hg. von G. Lasson, später J. Hoffmeister, Leipzig 1911ff. [unvollständig].

SWJ *Sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe*, 20 Bde., hg. von H. Glockner, Stuttgart 1927–1940.

GW *Gesammelte Werke*, in Verbindung mit der Deutschen Forschungsgemeinschaft hg. von der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften, Hamburg 1968ff.

## Friedrich Wilhelm Joseph Schelling

SW *Friedrich Wilhelm Joseph von Schellings sämtliche Werke*, 14 Bde., hg. von K. F. A. Schelling, Stuttgart, Augsburg 1856–1861.

## Friedrich Nietzsche

KGW *Nietzsche Werke. Kritische Gesamtausgabe*, hg. von G. Colli und M. Montinari, Berlin, New York 1967ff.

## Max Weber

MWG *Max Weber Gesamtausgabe*, im Auftrag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften hg. von H. Baier u.a., Tübingen 1984ff.

## Max Scheler

GW *Gesammelte Werke*, hg. von M. Scheler und M. Frings, 15 Bde., Bern u.a. 1954–1997.

## Martin Heidegger

GA *Martin Heidegger Gesamtausgabe*, Frankfurt a.M. 1975ff.

## ÜBERBLICKSDARSTELLUNGEN UND NACHSCHLAGEWERKE

- DGG H.-U. Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, 5 Bde., München 2008.
- GdU R. A. Müller: *Geschichte der Universität. Von der mittelalterlichen Universitas zur deutschen Hochschule*, Hamburg 1996.
- GdUE W. Rüegg (Hg.): *Geschichte der Universität in Europa*, 4 Bde., München 1993–2010.
- HWPh J. Ritter, K. Gründer (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, 13 Bde., Basel 1971–2007.
- UGI H. A. Koch: *Die Universität. Geschichte einer europäischen Institution*, Darmstadt 2008.



Die Idee der Universität  
[1923]

Otto Toeplitz<sup>1</sup>  
Professor der Mathematik in Kiel  
gewidmet

## | VORWORT

V

Unter der studentischen Jugend wird seit Jahren über den Sinn und die Aufgaben der Universität leidenschaftlich verhandelt. Von außen werden unfreundliche Urteile aus verschiedenen Motiven gefällt. Die Universität selbst hat seit 1918 allerlei »Reformen« mit sich vorgenommen und vornehmen lassen. Daß es ganz anders werden müsse, daß es so nicht bleiben könne, das erwägen aus einem noch dunklen Instinkt auch ernst zu nehmende junge Menschen. Dazu soll die Universität noch neue Aufgaben übernehmen. Die Ausbildung der Volksschullehrer will man in ihre Hände legen<sup>2</sup> und ihr damit ein für die Bildung unseres Volkes entscheidendes Problem zu praktischer Lösung anvertrauen. Die Verantwortung der Universität wird auf das höchste gespannt, sowohl die Verantwortung für die Bewahrung und das lebendige Wachsen ihrer eigenen Idee als auch die Verantwortung für die beste Lösung gegenwärtiger Aufgaben, die ihr Volk, Gesellschaft und Staat stellen.

Wenn der Universität von der einen Seite gelegentlich fast die Existenzberechtigung abgesprochen wird,<sup>3</sup> während die andere Seite in grenzenlosem Vertrauen fordert, die Aufgaben der Universität zu erweitern, in dieser unruhigen Lage kann kaum jemand, der sein Leben in den Dienst der Universitätsidee gestellt hat, sich den gewohnten Formen des Hochschulbetriebs, seinen eigenen Gefühlen und Wertungen, seinen praktischen Einfällen, die ad hoc kommen, einfach überlassen und im übrigen sich seiner Forschertätigkeit hingeben, als ob sie nie in Frage gestellt werde. Man will Klarheit über den Sinn des eigenen Tuns und über den Zusammenhang des Sinns einzelner Einrichtungen, Handlungen, Verhaltensweisen, Forschungsrichtungen mit der Idee der Universität gewinnen. Man will ein Bewußtsein seiner selbst, ein gegenständliches Wissen von der Universität in ihrer Eigensubstanz und von ihren Funktionen in der Wirklichkeit erstreben, | um seine und der anderen instinktiven Wünsche und Ablehnungen und endlosen Argumentationen mit zufälligen Prinzipien durch bewußte Maßstäbe prüfen zu können.

VI

Dabei kann eine verstandesmäßig fixierbare Summe von Grundsätzen nicht das Letzte sein. Die zeitlos eine Universitätsidee besteht in der Wirklichkeit in Wechselwirkung mit den realen Mächten der Wirtschaft und Gesellschaft des Staats und des Volks. Und zwar nicht infolge trauriger Notwendigkeit, als ob diese Idee lieber jenseits aller Wirklichkeit frei sein möchte, sondern sie hat Gestalt und Differenzierung, Entfaltung und Leben nur durch Auswirkung in der Wirklichkeit. Wir ergreifen nicht widerwillig die Aufgaben, die die Gegenwart uns stellt, wir sind uns bewußt, daß die Uni-

versitätsidee nur lebt, wenn sie in dem konkreten Dasein Wandlungen eingeht und sich in neuen Situationen immer neu als die ewig alte wieder herstellt.

Eine Entwicklung der Idee und der Maßstäbe der Beurteilung kann nicht den Anspruch auf fachwissenschaftliche Richtigkeit machen. Sie nutzt zwar überall Erfahrungen – diese sind Stoff der Darlegung und Gegenstand der Wertung –, aber sie ist nicht selbst empirische Forschung. Darum macht zwar unsere Darlegung Anspruch auf Wahrheit in einem lebendigen Sinne, ist zugleich Ausdruck eines Willens und damit Bekenntnis, aber die subjektive Färbung wird ihr unvermeidlich und ungewollt anhaften und damit trotz der Glaubensgrundlage – die nie in einem Satz besteht – auch die Bereitschaft, sich der Prüfung und Kontrolle Gleichgesinnter und den Einwänden der Gegner auszusetzen. Doch bin ich mir bewußt, nichts wesentlich Neues zu sagen und würde befriedigt sein, wenn andere nur ihre eigenen Gedanken hier wiederfinden.

*Heidelberg, März 1923.*

*Karl Jaspers.*

## | INHALTSVERZEICHNIS

VII

## ERSTES KAPITEL

Voraussetzungen .....	7
§ 1. Geist. Bildung. Wissenschaft .....	7
§ 2. Erziehung und Unterricht .....	19
§ 3. Begabung und Auslese .....	23
§ 4. Kommunikation .....	33
§ 5. Persönliche und institutionelle Gestalt des Geistigen .....	36

## ZWEITES KAPITEL

Die Idee der Universität .....	39
--------------------------------	----

## DRITTES KAPITEL

Abhängigkeiten und Auswirkungen der Universitätsidee in der Wirklichkeit .....	47
§ 1. Der Universitätsunterricht .....	47
§ 2. Die Universität als Korporation .....	54
§ 3. Die ökonomischen Grundlagen .....	58
§ 4. Die Interessen der Gesellschaft und die staatliche Verwaltung .....	61
§ 5. Universität und Nation .....	65
Literatur .....	68





## | ERSTES KAPITEL VORAUSSETZUNGEN

I

Wir suchen die zentralen Kräfte und die allgemeinen Formen geistiger Existenz zu erfassen und unterscheidend zu bestimmen. Sie sind aus innerer Erfahrung und aus historischer Anschauung abzulesen. Zunächst fragen wir, was Geist, was Bildung, was Wissenschaft sei. Diese leicht verwechselten Begriffe, die wir immerfort gebrauchen, geben uns die letzten Maßstäbe. So gut es geht, wollen wir deutlich wissen, was wir mit ihnen meinen. In der Wirklichkeit ist geistige Existenz dann abhängig von der Tradition (Erziehung und Unterricht) und von der individuellen Begabung, welche eine Auslese der Individuen zur Folge hat. Schließlich besteht geistige Existenz zwar immer nur als persönliche, aber zugleich in der Beziehung zu anderen Persönlichkeiten, in Kommunikation. Diese Beziehung und die Tradition findet nicht immer, aber oft in Institutionen – deren eine die Universität ist – ihre Sicherung. Die Vergegenwärtigung der Polarität persönlicher und institutioneller Gestalt des Geistigen beschließt die Erörterungen, welche die Grundlagen für unsere Betrachtung der Universität geben sollen.

### § 1. Geist. Bildung. Wissenschaft

Was *Geist* sei, ist nicht in einfacher Formel zu sagen. Es läßt sich nur umschreiben als Synthese von Gegensätzen. Jedes einzelne, das von ihm ausgesagt wird, für sich ist noch nicht Geist, sondern immer nur im Zusammenhang mit dem anderen. Eine Kraft des Geistes ist das *Klarwerdenwollen*, aber nur in Verbindung mit einem Gegensätzlichen, dem *Ganzwerdenwollen*. Von diesen beiden Kräften gehen wir aus, um den Geist in Formeln zu umschreiben.

| Der Geist in uns drängt zur *Klarheit*, zum Bewußtsein und Selbstbewußtsein. Er erfährt, was er sei, im Handeln oder im Denken oder im Gestalten. Ob der handelnde Mensch in die Wirklichkeit eingreift und ihre Rückwirkungen erfährt, der erkennende Mensch fragt und denkend Grenzen setzt, der Künstler seine Visionen in objektiven Bildern und Gestalten sichtbar macht, in allen ist ein Gemeinsames: das erstaunte Bewußtsein von etwas Dunklem und Entscheidendem, das sich selbst offenbar werden will in der Bewegung zur Welt, zu einem Gegenständlichen hin. Das *γνωθι σαυτόν*<sup>4</sup> ist der Imperativ nicht nur für den philosophischen Denker, sondern für den Geist überhaupt. Die Selbsterkenntnis gewinnt der Denker im Medium des Rationalen, das nur

2

ein Medium neben anderen ist. Auch in der Gestalt wird eine Klarheit, wenn auch nicht durch Begriffe. Das Sichdurchsichtigwerden ist ein qualvolles, mühevolleres, gefährliches. Es ist Unbedingtes darin wirksam, eine absolute Forderung für den Menschen. Darum ist der stets lastende Widerstand der ungeistigen Masse da, die Neigung, beim Bedingten und Gegebenen zu verharren, die Dinge gehen zu lassen und in gewohnten Unklarheiten zufrieden zu sein, das Fragen zu verhindern, das Dunkel zu erhalten. Dem Offenbarwerdenwollen stellt sich schließlich aktiv ein Verdunklungs-, Täuschungs- und Selbsttäuschungswille entgegen, als unproduktive, gegenstandslose und unbewegte Angst, als Trotz – während eine bewegende Angst Quelle des Geistes ist.

Der Geist in uns will zur *Ganzheit* werden. Er drängt auf Zusammenhang. Ungeistig ist die Summe des Isolierten, das Chaos. Der Geist zwingt uns im Denken zur Konsequenz, zwingt uns, nicht dies oder jenes unabhängig voneinander zu denken, sondern aufeinander zu beziehen, die Widersprüche zu sehen und keinen Gedanken vereinzelt zu lassen. Der Geist treibt uns, alles Gedankliche zu assimilieren, nicht äußerlich zu sammeln. Ihm ist es gemäß, daß wir uns selber treu bleiben, daß wir nicht vergessen und ignorieren, was wir taten, dachten, glaubten. In dem Maße, als Geist in uns ist, ist uns unsere Vergangenheit wirksam gegenwärtig. Der Ungeistige lebt im Augenblick, ad hoc, wechselnd und vergessend. Der Geist will alles mit allem in Beziehung, in Zusammenhang, in Vergleich bringen, er prüft jedes Endliche durch alles andere Endliche.

3 | Insofern der Geist Wille zur Klarheit ist, ist er immerfort unterscheidend, gliedernd, analysierend. Der Geist ist nie unmittelbar, sondern immer vermittelt durch Reflexion. Aber er wird immer wieder als unmittelbar gegenwärtig, d.h. er ist nie primäre, naive, sondern immer *vermittelte Unmittelbarkeit* (HEGEL).<sup>5</sup> Insofern der Geist Ganzheit will, ist er synthetisch, beziehend. Er will immer Klarheit und wird nie fertig; er will immer Ganzheit und wird nie vollendet. Sonderungen in aller Klarheit sind Bedingungen der Vereinheitlichungen. Das Sehen von Grenzen und Gegensätzen ist Voraussetzung, um Synthesen zu erfahren und Spannungen.

Darum ist der Geist nie als Zustand und Besitz, sondern ist immer *Bewegung*. Er existiert nur als werdend. Aber er ist es nicht innerlich, wirkungslos (das wäre Schwärmelei und nicht Geist oder absolute religiöse Innerlichkeit KIERKEGAARDS,<sup>6</sup> über welche der Mensch sich selbst nicht klar wird, von der er nicht weiß; die insofern, weil sie nicht nach außen tritt, unberücksichtigt im Denken bleibt, hier als bloßer Grenzbegriff fungiert), sondern er manifestiert sich stets in Werken, Gestalten, Taten. Diese wiederum verführen zur Ungeistigkeit: im Auswendiglernen des Gedachten und im Wissensgenuß, im Nachahmen des Tuns vermöge formulierter Ethik mit Vorschriften für alle Situationen, im Genuß ruhender Vollendung angesichts der Kunst, der Metaphysik, überhaupt der Gestalten und Bilder. Alles dies ist zwar Moment im Prozesse des Geistes, es wird ungeistig, wenn es sich verabsolutiert und das Leben bestimmt. Der Geist ist übergreifend und sein Leben besteht so gut wie im Schaffen und Hinstellen auch im Auflösen und Relativieren.

Ausgang und Vollendung des Geistes sind *dunkel*. Nennen wir die dunkle Fülle das Mystische, so entspringt der Geist aus dem *Mystischen* und kehrt immer wieder zum Mystischen zurück,<sup>7</sup> aber nicht, weil er es suchte – denn er strebt immerfort zur gegenständlichen Klarheit –, sondern weil er mit der jeweils gewonnenen Klarheit gleichsam wieder untertaucht und neue Kräfte gewinnt. Diese Kräfte, unbestimmt, nur deutlich, soweit sie sich auswirken in Gedanken, Taten und Gestalten, sind die *Ideen*. Ideen heißen sowohl die Kräfte, welche in der geistigen Persönlichkeit wirksam sind, als auch die dunklen Zielvorstellungen, die alles Einzelne beherrschen, es an Ganzes bindend. Der | Prozeß des Geistes ist durch die Ideen gleichsam eine Kreisbewegung aus dem mystischen Dunkel in mystisches Dunkel, jedoch so, daß die gewonnene Klarheit Voraussetzung ist für das neue Dunkel, und so, daß das Dunkel nicht Zweck, sondern Mutterschoß neuer Bewegung zu neuer Klarheit ist. Die Kreisbewegung ist keine in sich zurückkehrende, sondern gleichsam eine spiraling aufsteigende. So wird es das Merkmal des Geistes, daß er von Zeit zu Zeit Krisen erfährt, daß die Konsequenzen des Denkens ihn in Verzweiflung, die scheinbar vollendete Ganzheit in Erstarrung bringt. In solchen Krisen schmilzt gleichsam das objektiv Gewordene wieder ein, um eine Metamorphose zu neuen Objektivierungen durchzumachen. Jedoch ist der Geist auch hierbei nicht vergessend, er verwirft alles Gewonnene nur, um es zugleich zu behalten, er relativiert nicht beliebig bald nach dieser, bald nach jener Richtung, sondern aufsteigend vom Engeren zum Weiteren, vom Begrenzten zum mehr Ganzen. Dieser Aufstieg geht eine Zeitlang jeweils innerhalb der gewonnenen objektiven Medien, aber wenn die Bewegungen sich erschöpft haben, die Grenzen erreicht sind, so müssen neue Ansätze entstehen, und diese entspringen aus neuem Untertauchen in dunkle Mystik. Immerfort wird das treulos ungeistige Aufgeben und Vergessen mit dem geistigen Überwinden verwechselt.

Geist ist eine Kraft, die zum Ganzwerden drängt. Für die Beziehung zwischen Menschen bedeutet dieses, daß der Geist immerfort und überall *Kommunikation* sucht. Wie der Gedanke nicht isoliert bleiben, sondern in das Ganze der gedanklichen Beziehungen eingehen will, so hebt der Geist jede Begrenzung, jede endgültige Fixierung, nachdem er sie erst geschaffen hat, alsbald auf. Der Geist existiert nicht im isolierten Menschen, der sich nur auf sich selbst stellt, existiert nicht in der Abgeschlossenheit einer Gemeinschaft, eines Standes, einer Nation. Sondern der Geist, der immer diese Voraussetzungen des Ganzen zuerst bejaht und in seiner Existenz zu eigen macht, durchbricht irgendwann jede Schranke (das Unechte des Überspringens, z.B. Weltbürger ohne Wurzelhaftigkeit, philosophischer Denker ohne persönliche Substanz zu sein, ist ungeistig). Der Geist will Kommunikation, um alles zu einem Ganzen werden zu lassen. Ungeistig schloß sich der spätere Ägypter in seine Grenzen und Lebensformen, geistig strebte der Grieche, sich mit allen Nationen irgend|wie in Verbindung zu setzen. GOETHE sagte paradox, daß er das meiste anderen verdanke.<sup>8</sup> Der Geist ist seinem Wesen nach sozial, insofern er überall Wechselwirkung will, nicht aus der Welt her-

4

5

austreten, sondern in der Welt wirken und Wirkungen erfahren will. Aber geistig sind nicht alle Arten menschlicher Beziehungen, nicht die bloße Geselligkeit, die Formen und Mechanisierungen des Verkehrs, der an sich ziellos und oberflächlich ist. Geistig sind nicht die Institutionen, Organisationen, der Betrieb in jeder Gestalt; alles dieses kann Werkzeug des Geistes sein, der sie übergreift; damit diese Werkzeuge geistig funktionieren, muß in ihnen etwas Lebenswarmes, Erfülltes, Menschliches, Kraft, Reibung und Kampf bleiben. Alle Apparate der menschlichen Gemeinschaften entspringen irgendwo aus dem Geiste, aber sie können des Geistes schnell verlustig gehen. Der Geist ist lebendig auch bei umfassender Organisation immer nur in der Beziehung vom Einzelnen zum Einzelnen. Nicht die Beziehung auf ein Publikum, nicht die Beziehung auf die Masse ist geistig, sondern die Beziehung zum einzelnen Menschen und diese in dem Maße, als sie nicht Zeitvertreib, Gewohnheit ist, sondern eindringend, infragestellend, kämpfend und liebend, wachsend und sich entfaltend, als sie nicht ein Zustand und ein Festes, sondern ein Prozeß ist.

Da der Geist nichts vergißt, will er *Tradition*, d.h. stetigen und allseitigen Zusammenhang mit dem Geiste der Vorfahren. Er will sich des Erworbenen bemächtigen, nicht um sich ihm unterzuordnen, sondern um die breitesten Voraussetzungen der Kommunikation und des Werdens zur Totalität zu gewinnen. Zur Kommunikation mit den anderen lebendigen Gestalten des Selbst und zur Kommunikation mit den Vorfahren und den historischen Gestalten des Geistes kommt die Kommunikation mit sich selbst, der ständige innere Prozeß der *Selbstreflexion*, Selbstprüfung, Selbstdurchleuchtung, der so wenig wie irgendein anderer Kommunikationsprozeß ans Ende kommt.<sup>9</sup> Die mannigfaltigen Entartungsformen wird man mit diesen ursprünglichen geistigen Kräften nicht verwechseln, z.B. die gewohnheitsmäßige Geselligkeit, die ihre Formen benutzt, damit die Menschen innerlich nicht zueinander kommen und sich gegenseitig unangetastet lassen; das scholastische bloße Lernen von Vergangenenem, die eitle Selbstbespiegelung oder die leere nervöse Selbstquälerei in eintönigen Zirkelbewegungen ohne Prozeß.

- 6 | Das geistige Selbst ist nicht die individualistische Subjektivität, nicht die Züchtung der eigenen Besonderheit, es ist auch nicht Zerfließen im Ganzen einer sozialen Gemeinschaft, eines gedanklichen Systems, einer erregten Masse. Das geistige Selbst ist vielmehr immer ein Werden unter der Idee einer *Synthese des subjektiven Selbst und des objektiven Ganzen und Allgemeinen*. Die Persönlichkeit, geistig verstanden, als ideales Selbst, ist weder individualistisch noch universalistisch, sondern beides. Sie verteidigt jeweils die Seite, welche ihr genommen werden soll. Aber vor allem: da sie als empirisches Einzelwesen diese Synthese nie endgültig sein kann, ist sie überhaupt nicht, sondern ist beständig im Werden. Der Geist verschwindet, wenn der Prozeß still steht.

Diese Synthese in einem Prozesse, die nie vollendet immer im Werden ist, ist entscheidend. Der Geist ist weder etwas Objektives noch etwas Subjektives, sondern beides. Geistig ist das Subjektive, das objektiv, d.h. allgemein wird, und an ein Ganzes sich

bindet. Geistig ist das Objektive, das im Subjekt existentiell wird, das vom Subjekt assimiliert und durch dieses wirkend ist. Der Geist manifestiert sich nur in menschlichen Persönlichkeiten und ihren Werken (Taten, Gedanken, geschaffenen Gestalten). Daher will alles Geistige auf Persönlichkeiten bezogen, nicht als rein Objektives genommen sein. Das rein Objektive ist ein Isoliertes und darum ungeistig. Ungeistig ist das bloße Fragen nach Richtigkeit im Erkennen, das faktisch schließlich zur vollen Auflösung oder zu Nichtigkeiten führt, ungeistig das Fixiertsein an das ästhetisch »Richtige«, ungeistig der fraglose Gehorsam gegen endgültige Formeln im Handeln. Aber Geist besteht umgekehrt nur im Erkennen, wenn es auch den Willen zur Richtigkeit in sich aufnimmt, im Handeln, wenn es die Stütze der ethischen Imperative zur Grundlage hat; beide sind aber nur geistig, wenn der Potenz nach in Krisen eine Überwindung und Umschmelzung möglich ist. Darum ist als geistig gesehen das Objektive nie an sich, sondern nur in bezug auf Persönlichkeiten zu werten. Zum Beispiel hat eine Philosophie, die nicht in der Persönlichkeit existentiell wird und ebenso und gleichzeitig durch diese wie durch objektive Evidenz wirkt, keinen geistigen Charakter, sondern ist nur eine Art Rechenkunst; ebenso ein Handeln, das nur aus Formeln, nicht aus der Existenz einer bewegten Persönlichkeit | ergriffen wird. Da wir zunächst alles entweder als Subjekt oder als Objekt denken müssen, dieser Gegensatz die Welt für uns zerspaltet,<sup>10</sup> so ist uns als Betrachtenden der Geist auch immer wieder entweder in Persönlichkeiten oder in objektiven Gebilden sichtbar. Daher gibt es die doppelte Verirrung in der Auffassung: der Geist sei das Objektive, Allgemeingültige, oder er sei das Subjektive, Existentielle; eine doppelte Verirrung, die sich darin endgültig kristallisiert, daß man zwei Welten oder Sphären nebeneinander stellt. Ein subjektivistischer Individualismus möchte sich der Bindungen und Leistungen entledigen, ein objektivistischer Universalismus möchte von der Verantwortlichkeit für die persönliche Existenz befreit sein, indem er z.B. an die Stelle grenzenloser ethischer Selbstdurchleuchtung und Selbstgestaltung die bloße objektive Moralität der bewußten Handlungen setzt. Der Geist ist nicht vollendet als Gegenstand zu gewinnen, da er ewiger Prozeß ist; er ist weder in objektiven Gebilden vollendet anzuschauen, noch in Persönlichkeiten. Geist ist eine Idee, die nicht als Ganzes erfüllt werden kann durch Anschauung, und die, wenn sie gedacht wird, in lauter gegensätzlichen Bestimmungen gedacht werden muß. Die höchste Annäherung der Anschauung geben die Persönlichkeiten, sofern sie als Ganzes mit ihren Werken und Taten erfaßt werden.

7

### *Bildung*

Bildung heißt der Vorgang der Entwicklung und Prägung des Einzelnen und der erworbene Zustand. Hier ist der letztere gemeint. Man unterscheidet Gebildete und Ungebildete. Diese Bildung hat mehrere Seiten, die nicht immer zusammenfallen:

1. Bildung wird gemeint als Ausbildung in einer besonderen *Fertigkeit*, zu einem bestimmten Beruf, der besonderes Wissen und besondere erwerbbarer Geschicklichkeit voraussetzt. Man unterscheidet solche *Fachbildung* von der »*allgemeinen Bildung*«.

2. Gebildet heißt, wer eine »*Berechtigung*« erworben hat, die ihn *soziologisch* ganz allgemein privilegiert. Im hellenistischen Ägypten machte die Ausbildung als Ephebe<sup>11</sup> im Gymnasium zum Griechen, der allein befähigt war zu kommunalen Ämtern. Man führte Listen über die gymnasial Gebildeten. Der Chinese gewinnt durch die Examina das Vorrecht, der Literatenschicht | anzugehören und Mandarin<sup>12</sup> zu werden. Bei uns heißt gebildet, wer die Zeugnisse der höheren Schulen, früher nur des humanistischen Gymnasiums, besitzt. Ohne das Abiturientenzeugnis, das als Ausweis der allgemeinen Bildung gilt, ist die akademische Fachausbildung nicht zugänglich. Die Zeugnisse »berechtigten«.

3. Gebildet ist der Mensch, der einem bestimmten *Bildungsideal* entsprechend geprägt ist, so daß ihm ein Ganzes von Vorstellungsweisen, Bewegungen, Wertungen, Sprechweisen und Fähigkeiten zur zweiten Natur<sup>13</sup> geworden ist. Diese Bildung wird nicht nur durch Zeugnisse bewiesen, sondern ist im Habitus des Einzelnen sichtbar. Gebildet ist der Engländer als Gentleman, der Grieche in seiner Kalokagathie,<sup>14</sup> der Römer in seiner Haltung, die das decorum<sup>15</sup> wahrt.

Die drei Arten der Bildung (Fachausbildung, erwerbbares Privilegium, spezifische Prägung der Person) scheinen ihrem Sinn nach jedermann zugänglich. Doch liegt es auf der Hand, daß ihre Zugänglichkeit immer auch von soziologischen und ökonomischen Bedingungen abhängig war. Im besonderen sind alle Bildungsideale zunächst solche eines Standes gewesen, des Ritters, des Priesters, des Hofadels usw. Zuweilen hat ein ganzes Volk dieses Bildungsideal dann nachträglich als das seine empfunden, wodurch z.B. der geprägte und einheitliche Habitus des Engländer und des Franzosen möglich wurde, während in Deutschland kein Stand ein Bildungsideal mit suggestiver Kraft entwickelt hat, darum der Deutsche als solcher ungebildet, Barbar, seine Bildung sehr weitgehend eine »persönliche« ist.<sup>16</sup> Doch wird damit der Begriff der Bildung nahe an den des Geistes gerückt. Denn Bildung ist Gemeinschaftsideal und Prägung, während die persönliche Bildung vielmehr als Geistigkeit charakterisiert ist.

Daß der Begriff der Bildung leicht in den des Geistes und in den des Wissens zerfließt, ist begreiflich. Bildung ist ein Produkt des Geistes, bleibt aber leicht gleichsam als Versteinerung zurück, ohne von geistiger Bewegung etwas zu behalten. Wenn man ein allgemein menschliches Bildungsideal aufstellt, wenn man Bildung definiert als die Fähigkeit, in der realen Welt, in welcher man lebt, Anschauungen und Erfahrungen zu einem Ganzen werden zu lassen, so hat man den Geist im Auge. Dann denkt man an Kräfte und Bewegungen, nicht an die mehr ruhenden, geprägten, geordneten Gestalten des Daseins, welche Bildungs|ideale heißen. Diese sind ihrem Wesen nach mannigfaltig, soziologisch bedingt, aus dem Geist entsprungen, aber die fortdauernde Verführung, sich zu ihren Gunsten der Unruhe und der Freiheit des Geistes zu entheben. Alle ausgeführten Bildungsideale, auch wenn sie als allgemeine Formulierungen des Geistes beginnen, bringen alsbald besondere, historisch bedingte und soziologisch charakterisierte Typen, die sich selbst nur nicht als solche erkennen.

Mit dem Begriff des Wissens läßt man den der Bildung leicht zusammenfallen, insofern Wissen ein Mittel der Bildung ist. Man spricht wohl von materialer Bildung, womit man dieses Wissen bezeichnet, und stellt sie der formalen gegenüber.<sup>17</sup> Diese letztere aber ist gerade das Eigentümliche. Wissen ist etwas Einzelnes. Bildung ist mehr als Wissen. Die Bildung bezieht sich auf das Ganze der empirischen Existenz des Individuums, während der Geist sich auf ein Ganzes als Idee im absoluten Sinne bezieht.

Will man mit dem Worte Bildung einen spezifischen Begriff verbinden, wird man ihn von Geist und Wissen unterscheiden. Dann wird man auch die Fachausbildung, welche den Menschen zu einem tüchtigen Werkzeug für ein Einzelnes macht, nicht Bildung nennen, die sich vielmehr auf den ganzen Menschen erstreckt; dann wird man auch die soziologische Privilegierung nicht Bildung nennen. Sie ist an sich nichts und gewinnt ihre Substanz nur entweder durch Fachausbildung oder durch die Prägung vermöge eines Bildungsideals.

Die generelle Definition der »Bildung« bleibt immer arm. Sowie man ein Bildungsideal bestimmter faßt, ist es auch ein historisch bestimmtes; und man muß die Mannigfaltigkeit historischer Bildungsideale sich vergegenwärtigen, um zu sehen, daß es nicht ein einziges wahres Bildungsideal gibt – während wir an einen einzigen wahren Geist glauben. Die Bildungsideale haben ihre Farbe nach dem Stande, von dem sie kamen (Ritter, Priester, Bürger, Mönch usw.), der geistigen Sphäre, die bestimmend wurde (Forscher, Weltmann, Künstler und Dichter), nach dem sachlichen Gebiete, das herrschend war (das musisch-gymnastische Geprägtsein, das scholastische Wissen, die sprachlich-literarische Bildung, das technisch-naturwissenschaftliche Können), schließlich nach der Art der Institution, in der die Bildung erworben wird (Gymnasion, öffentliches Leben, agora,<sup>18</sup> Fürstenhof, Salon, Universität).

| Fast allen Bildungsidealen ist gemeinsam der Sinn für Disziplinierung, Form, Selbstbeherrschung; gemeinsam auch der Sinn dafür, daß durch Gewöhnung und Übung die Bildung zur zweiten Natur werden müsse, d.h. so, als ob alles angeboren und nicht erworben sei. Immer wieder ist das Mittel der Bildung vor allem die literarische Welt. Gebildetsein fällt recht oft mit Literatsein zusammen. In der antiken Welt wurde die Rhetorik schließlich das wesentliche Bildungsmittel, und ihr Gegensatz zur philosophischen Existenz, der sich durch das ganze spätere Altertum zieht, zeigt, wie Bildung und Geist, manchmal eng verbunden, in heftige Feindschaft geraten können. Bildung wird bloße Form und will damit es bewenden lassen. Die Humanisten legten wieder entscheidenden Wert auf die Sprache, die französische Bildung ist gebunden an die Entstehung und Erhaltung des vollendeten Gebrauchs des französischen Sprachstils.

In der Bildung ist formuliert und starr geworden, was im Moment des Geschaffenwerdens geistig war und als Element eines Ganzen *in* Relativiertheit geistig bleiben kann. Es besteht in allen Zeiten, in denen Bildungsideale herrschen, welche aus historischem Bewußtsein und Wissen von der Sprache gewonnen sind, eine Spannung zwi-



schen Geist und Bildung, so auch heute. Es gibt dann ein ungeistiges und doch angesichts chaotischen Zerfließens respektables Pathos einer rein formalen Disziplin, einer bewußten Pflege der Sprache ohne entsprechenden Gehalt. Wir sind als Deutsche zu-frieden, Barbaren zu sein, solange wir uns bemühen, den in uns wirkenden Geist je-weils zur Form und Offenbarkeit zu bringen. Barbar zu sein, ist kein Wert, aber gibt Möglichkeiten. In einem Bildungsideal endgültig geprägt zu sein, ist wie die Unterwer-fung unter eine Autorität der Tod, wenn auch ein schöner, ja ein Tod, für den sich zu begeistern eine Verführung ist.

### *Wissenschaft*

Das Rationale macht die Welt des Gegenständlichen klar durch Bestimmung in Begrif-fen und Beziehungen. Jede Behauptung, jede sprachliche Äußerung enthält solche ra-tionalen Elemente. Das Rationale dient sogut zum Ausdruck meiner Zwecke und mei-nes Willens wie zur Erfassung der von mir unabhängigen Gegenstände. Es steht  
II fortwährend im Dienste von Lebensinter|essen, und es wird ad hoc für jede gegenwärtige Situation herangezogen, so daß es durchweg in abgerissenen Fragmenten existiert.

Wissenschaft entsteht, wenn sich die rationale Arbeit erstens aus dem bloßen Dienst für Lebenszwecke befreit, d.h. wenn die Sache selbst, das Objektive als solches das Interesse erregt, also das Wissen Selbstzweck wird, und wenn zweitens das Ratio-nale nicht in isolierten Fragmenten bleibt, sondern wenn Behauptung und Behauptung zusammengestellt, alles Wissen zueinander in Beziehung gesetzt wird. Wissen-schaft entspringt im Rationalen, kurz gesagt, wenn Objektivität als selbständiger Wert erscheint und wenn systematisch alles Rationale durch Beziehungen in sich zu einem Ganzen werden soll.

Wenn solche Definitionen einfach klingen, ist doch die faktische Situation der Wis-senschaft sehr verwickelt. Sie ist nie vollendet, was sie sein soll, sie besteht immer nur in der Bewegung des Erkennens, nicht im festen Besitz erworbenen, endgültigen Wis-sens, sie hat nie die endgültige Wahrheit und ist nie vollendetes Ganzes in einem Sy-tem, es sei denn in vorwegnehmenden Metaphysiken, die nur einen Augenblick Tief-stes zur Erscheinung bringen, dann aber schnell, wenn sie festgehalten werden, den Erkenntnisprozeß lähmen. Das Erkennen sucht in der Wissenschaft die »Wahrheit«. Menschen haben geglaubt, diese in schnellem Zugreifen zu finden, indem sie das An-sich der Dinge, die ἀρχή,<sup>19</sup> die göttliche Idee, die Substanz denkend zu erfassen mein-ten, um daraus die ganze Welt der Erscheinungen abzuleiten. Jedoch läßt die Bewe-gung des Erkennens dem Menschen keine Ruhe. Neue anschauliche Inhalte finden keinen Ort in dem vorschnell für vollendet gehaltenen Ganzen, Widersprüche wer-den erkannt und nicht ertragen, seien es logische Widersprüche in den Formulierung-en, seien es Widersprüche zwischen den Formulierungen und den neuen Anschauun-gen. Indem das Erkennen immer mehr Beziehungen durch das immer im Partikularen voranschreitende Forschen findet, rückt es ab von dem An-sich der letzten Wahrheit.

Die eine Wahrheit zersplittert in eine Fülle von Wahrheiten, deren bestimmte, besondere und begrenzte Geltung dem Erkennenden bewußt wird. Es entsteht eine Welt der Wissenschaften, gegliedert nach Methoden, nach Begründungsarten und Arten der Geltung, nach Inhalten. Es gibt mathematische, empirische, spekulative Einsichten, naturwissenschaftliche, psychologische, historische Er|kenntnisse, formallogische zwingende Gedankengänge, experimentelle Verifikationen, dialektische Gedankenbewegungen und die unendliche Reflexion – und alle diese zeigen nebeneinander höchst verschiedene Wege wissenschaftlicher Forschung. Immer wieder hat man eine Art von wissenschaftlichen Erkenntnissen für die einzige wissenschaftliche Erkenntnis erklärt, die übrigen für Verirrungen oder für Verwechslungen mit Dichtungen oder für primitive und provisorische Vertretungen für später zu gewinnende rechte wissenschaftliche Erkenntnisse haltend. So hat man die philosophisch-apriorische Einsicht gegen die empirische und umgekehrt ausgespielt, hat alle Erkenntnis nach mathematischer Methode gestalten wollen, pochte auf »naturwissenschaftliche« Erkenntnis gegen alle produktiven Einsichten, die nicht auf experimentellen und statistischen Methoden beruhen usw. Demgegenüber wird man ohne Verabsolutierung eines einzelnen Weges Wissenschaft überall da sehen, wo Urteile in Zusammenhang mit Anspruch auf Geltung vorgetragen werden, sofern sie auf Methode beruhen und diskutierbar sind. Innerhalb dieses weitesten Umkreises gibt es viele besondere Arten von Wissenschaft, denen man auch sehr verschiedenen Wert, je nach dem Standpunkt, zuschreiben wird. Der Erkennende wird aber bei all dieser Zerlegung immer als Erkennender den Drang haben, alle Arten von Erkenntnissen aufeinander zu beziehen, so wenig das auch jeweils überall gelingt; nur wird das Ganze, solange das Erkennen frei und bewegt bleibt, nicht durch Verabsolutierung einer Methode, einer Geltungsart, einer Wissenschaftsart erzielt werden. Aufgabe einer Enzyklopädie der Wissenschaften<sup>20</sup> ist es (nicht im Sinne einer Sammlung der Wissenschaften, sondern einer Analyse der Prinzipien), jeweils die Intention auf das Ganze, auf den Kosmos der Wissenschaften zu richten.

12

Das dogmatische Bewußtsein, als ob die absolute Wahrheit greifbar und in Besitz wäre, wird durch die Kräfte der Skepsis zerstört. Die Wissenschaft nimmt die Skepsis in sich auf, indem sie relativistisch wird, das heißt, alle ihre Erkenntnisse als für Erkenntnisse, die auf einem Standpunkt, in gewissen Beziehungen gültig sind, zu erfassen lernt, sie nicht mehr für Erkenntnisse des Absoluten oder für absolute Erkenntnisse hält. Aber sie wird nicht skeptisch, insofern sie in der Bewegung des immer weiter Beziehungen, Tatsachen, Anschauungen findenden und alles zugleich relativierenden Erkennens auf ein Positives, die Idee der Wahrheit als eines vollendeten Kosmos gerichtet ist; und sie wird auch nicht skeptisch, insofern sie die relative Geltung ihrer Richtigkeiten als allgemeingültig in bezug auf ein denkendes Subjekt nicht in Frage stellt, wenn sie auch die absolute Geltung für keinen ihrer Sätze in Anspruch nimmt. Die Wahrheit ist nicht besitzbar, wohl aber ist auf Grund des immer vermehrten Be-

13

sitzes an fixierten Begriffen, Methoden, Gesichtspunkten, Tatsachen eine unendliche Bewegung des Erkennens erreichbar.

Das jederzeit Unfertige der Wissenschaft, die Überwindung jeder Einsicht durch den Fortschritt der Erkenntnis hat den Prozeß des Erkennens wohl als einen endlosen erscheinen lassen, dessen Sinn gerade darum fraglich ist, weil der Prozeß nie zur Vollendung kommt. Ein zielbewußtes Tun – das Forschen –, das sein Ziel notwendigerweise nie erreicht, erschien als ein Schöpfen ins Faß der Danaiden.<sup>21</sup> Um so mehr, als der einzelne Forscher schon das Bewußtsein haben muß, in seinem Leben nicht nur nicht fertig zu werden, sondern dem Sinne des Erkennens gemäß wünschen muß, daß seine Ergebnisse überholt werden. »Der Gelehrte« schreibt KANT, »wenn er bis dahin in der Kultur vorgedrungen ist, um das Feld derselben selbst zu erweitern, wird durch den Tod abgerufen, und seine Stelle nimmt der Abschüler ein, der kurz vor seinem Lebensende, nachdem er ebenso einen Schritt weiter getan hat, wiederum seinen Platz einem anderen überläßt.«<sup>22</sup> Der Gedanke an die Überholung durch spätere wird aber auch als beglückend erfahren, z.B. wenn TAINÉ<sup>23</sup> sagt: »Die lebhafteste Freude eines arbeitenden Geistes besteht in dem Gedanken an die Arbeit, welche die anderen später machen werden.«<sup>24</sup> Alle Erfahrung zeigt den Enthusiasmus der Forscher – nur das bloße Tradieren der Ergebnisse, das Tote des Scholastischen läßt die Menschen unter dem Wust des endlosen Wissens leiden. In der Forschung ist die Idee gegenwärtig, die selbst nicht Gegenstand der Forschung ist. Über die Freude am Können, am Entdecken, am Dahinterkommen hinaus erfährt der forschende Mensch die Gegenwart der Wahrheit, keimhaft und in endlicher Gestalt, in Brechung durch die Relativitäten und unfertig. Es ist in der Wissenschaft wie in allem Leben: im Endlichen ist das Unendliche gegenwärtig, sofern das Leben substantiell ist. Im Handeln gilt HEGELS Satz: »Der Geist ist als Wille dies, sich zum | Endlichen zu entschließen«,<sup>25</sup> wobei dieses Endliche gerade in aller Relativität die Erfüllung bringt, die allein in unserem zeitlichen Leben möglich ist. Und wenn Wissenschaft und Kunst als endloser Progreß und als jeweilige Vollendung scharf kontrastiert worden sind, so gilt diese Auffassung von der Kunst wohl mehr vom Kunstgenießer als vom Schöpfer. Denn die schaffenden Künstler verhalten sich nicht anders als die Forscher. Einige haben Freude an den vollendeten Werken, einige können sich nie genug tun und erfahren jede Leistung als bloße Stufe. Auch in der Welt der Wissenschaft gibt es die kontemplative Freude am Erreichten in ruhigem Zusehen als dünne Entartungsform der im Enthusiasmus des Forschungsprozesses gegenwärtigen Idee.

14

In der Bewegung des Erkennens gibt es ein Pathos der »Richtigkeit«,<sup>26</sup> ein Pathos der »Fruchtbarkeit«<sup>27</sup> und ein Pathos der »Wahrhaftigkeit« oder Objektivität.<sup>28</sup> Alle drei vereint treiben das Erkennen voran; einzeln isoliert machen sie es steril oder verderben es, indem sie es unvermeidlich wieder in den Dienst nichtwissenschaftlicher Zwecke stellen. Wenn man die gänzliche Widerspruchslosigkeit als Kriterium des wissenschaftlichen Wertes ansieht, so muß man auf Wissenschaft verzichten, denn die Skep-

sis behält recht, daß schließlich alles in Widersprüchen, Antinomien endigt. Man kann nur immer mehr Widersprüche zu erkennen und dadurch zur Auflösung gereizt voranzukommen suchen. Das bloße Pathos der Richtigkeit ist gewöhnlich der Deckmantel der Unproduktivität und Unanschaulichkeit. Wenn man umgekehrt die Fruchtbarkeit zum Kriterium macht, so führt man einen ganz subjektiven Faktor ein, der alsbald zum Deckmantel für außerwissenschaftliche Lebensinteressen dient.

Es gibt kein allgemeines Kriterium dafür, was Wahrheit sei. Das Merkmal des Wissenschaftlichen ist, daß man Wahrheit will, d.h. daß man zu Begründungen bereit ist und zu Diskussionen, daß man auf Gründe hören will und kann, daß man sich einer objektiven Evidenz unterwirft und allen Arten von Evidenz zugänglich ist, bereit, ihre Grenzen und ihre Art sich bewußt werden zu lassen; daß man gewillt ist, seine Wünsche und Interessen zurückzustellen. So hält man nicht das für Wahrheit, was einem erwünscht ist, oder umgekehrt folgt nicht einem Bedürfnis der Selbstzerfleischung, das gerade überall das für wahr zu halten | sucht, was einem unerwünscht ist. Für dieses Können ist ein Merkmal, daß man in Selbstreflexion diese Kräfte, welche die Objektivität stören und vielleicht fast nie ganz restlos aufkommen lassen, kennt.

15

Dieser Wille zur Objektivität, zur Wahrheit<sup>29</sup> als solcher ist etwas gleichsam Unmenschliches.<sup>30</sup> Die Besonnenheit muß die stärksten Instinkte und Lebensinteressen für den Augenblick des Erkennens bändigen können. Das ist um so schwieriger, je näher der Gegenstand unserem Interesse steht. Die Freiheit von subjektiven Kräften ist relativ leichter etwa in Physik und Chemie, schwerer in der Soziologie und Politik, noch schwerer in der Psychologie, am schwersten in bezug auf das Ganze der Welt, das in einem philosophischen Weltbild,<sup>31</sup> selbst wenn es nicht geht, immer wieder zu fassen versucht wird. Was die Welt sei, das zu fragen pflegt nur der, welcher das Bedürfnis nach einer vorher bestimmten Antwort hat. Denn wer nur objektiv die Wahrheit sucht, fragt nur da, wo auch Antworten möglich sind oder konstruiert mögliche Fragen, ohne sie zu beantworten, höchstens in dem Bemühen, alle nur möglichen Antworten zu finden, schließlich vielleicht in einem Pathos, irgendwo das Rationale in sich selbst zusammenbrechen zu lassen.

Wissenschaftliche Erziehung ist diejenige, die zur Objektivität erzieht, d.h. nicht, die den Menschen zum Nurobjektiven macht, sondern die ihn befähigt, objektiv sein zu können. Wissenschaft als Beruf kann nur ein Mensch sinnvoll betreiben, der dieses Pathos zur Objektivität<sup>32</sup> hat. Der Zustand der wissenschaftlichen Objektivität läßt sich mit NIETZSCHE als »Tod mit wachem Auge«<sup>33</sup> schildern. Vor allem ist es ganz fraglich, ob die Wissenschaft überall »nützlich«, lebensfördernd, erwünscht ist. Man kann nie vorher sagen, ob sie eine Weltanschauung, z.B. die harmonische, möglich bleiben läßt oder zu unendlichen Spannungen führt. Sie ist durch ihre jeweiligen Resultate nicht ohne Einfluß auf die seelische Haltung und auf das Tun, nicht gleichgültig für die Weltanschauung überhaupt.<sup>34</sup> Sie ist in reiner Form überhaupt nur bei gewissen Weltanschauungen, nicht bei allen, möglich. Das Wissen ist auf keinen Fall harmlos,

es sei denn, daß man zu irgendwelchen Zwecken etwas auswendig lerne, das einen innerlich nichts angeht, aus dem man keine Konsequenzen zieht, das man nur als Stoff  
 16 rezipiert, ohne selbst wissenschaftlich zu werden. Wenn Wahrheit | ernsthaft gesucht wird, so heißt es: Sapere aude!<sup>35</sup> Daß Wissenwollen ein Wagnis sei, das ist vielen nicht mehr bewußt, wo in unseren Zeiten das Wissen ohne Wissenschaft angeeignet wird. Es wird Menschen instinktiv bewußt, welche auf die Wissenschaft schelten, um sich ihr zu entziehen. Denn viel verbreiteter als der Drang zur Wahrheit, der aus dem Klarwerdenwollen, dieser Kraft des Geistes, entspringt, ist der Drang zu Illusionen, zum Fanatismus, und noch verbreiteter ist die dumpfe Gleichgültigkeit, welche keinem der beiden Triebe unterliegt.

Keine Wahrheit ist eine endgültige. Aber sie ist nicht dadurch zu überwinden, daß ich mich um keine Wahrheiten kümmere, sondern nur dadurch, daß ich sie durch eine neue Wahrheit relativiere, ohne daß ich irgend etwas vergesse, so daß der Vertreter der bisherigen Wahrheit, sofern er den Willen zur Objektivität hat, sich der Evidenz unterwerfen muß. Das geschieht nie durch ein paar Erörterungen nach dem Satz des Widerspruchs oder eine schlagende Bemerkung (die Methode nur der demagogischen Versammlungen), sondern durch Argumentieren aus dem Ganzen in Besonnenheit, welche nichts ignoriert.

Bei allem Willen zur Objektivität enthält das lebendige Erkennen einen treibenden Faktor, welcher selbst seinem Inhalt nach nicht mehr objektiv zu machen ist, als nur in Annäherungen allein mit der Durchführung der einzelnen Erkenntnisse. Wir sprechen von den Interessen für ein Problem, einen Gegenstand. Wir sehen, daß es ungeheuer viele Richtigkeiten, selbst zusammenhängende gibt, welche uns gleichgültig sind. Wir unterscheiden von der bloß richtigen die »wichtige« Erkenntnis und drängen auf das »Wesentliche«. Wenn wir alle außerwissenschaftlichen, praktischen, utilitarischen Zwecke, die sich dahinter verbergen können, ausschließen, so bleibt etwas übrig, und zwar etwas, das der treibende Faktor für die Erkenntnis selbst ist. Er heißt die Idee.

\* \* \*

Geist, Bildung, Wissenschaft sind nicht koordiniert. *Geist* ist das Übergreifende, aus dem Bildungsformen als feste Gehäuse<sup>36</sup> entspringen, und der sich neben anderen Sphären auch in der Wissenschaft auswirkt. Der Geist ist die Quelle, das Leben von allem, er ist nur zeitlos zu bestimmen, ist soziologisch und psycho|logisch unbestimmt  
 17 und ist doch immer nur da als persönliche Gestalt und in sichtbaren Leistungen. *Bildung* ist soziologisch bestimmt, ist wandelbar und nur historisch. *Wissenschaft* zu treiben, ist ein Beruf mit besonderen Voraussetzungen, handwerkmäßigem Können, ein Beruf, der seinem Sinne nach zeitlos ist, aber selbst immer zeitbedingt und in besonderen Formen gedeiht. Dem Geiste dient der Philosoph, der Bildung der Literat, der Wissenschaft der Gelehrte. Aus dem Geiste kommt das Ethos der Freiheit, aus der Bil-

derung der Sinn für Legalität und Gewohnheit, für das, was sich gehört, für Takt und Sitten, aus der Wissenschaft der Sinn für Objektivität, die unbestechliche Redlichkeit des Urteils. Bildung und Wissenschaft fließen aus dem Geiste, von dem sie ursprünglich beseelt sind, von dem sich zu lösen sie tendieren, wodurch sie dann verdorren. Es gibt also drei Gegensätze, den des Geistigen und des Ungeistigen (des Philisters, Pedanten, trotzig Engen, sich Fixierenden, Fanatischen), des Gebildeten und des Barbaren, des Wissenden und des Unwissenden. Für Bildung gibt es Erziehung, für Wissenschaft Unterricht, für den Geist nur Kommunikation (Kampf und Liebe).<sup>37</sup> Man kann gebildet sein und dabei unwissend und ungeistig. Der Geist muß die Gestalt von Bildung, Wissenschaft, von ethischen Imperativen usw. annehmen, um soziologisch wirksam zu werden. Sonst ist der Geist nur in Einzelnen für die anderen Einzelnen. Den Geist kann man nicht wollen, sondern nur aus dem Geiste wollen, Bildung und Wissen sind willentlich zu fördern. Über den Geist kann man sich prinzipielle philosophische Gedanken machen und immer unzureichende Formulierungen finden für das, was man meint; es handelt sich um eine begrenzte und ganz unempirische Aufgabe. Die Gestalten der Bildung sind soziologisch, historisch und psychologisch zu untersuchen: eine grenzenlose empirische Aufgabe. Die Wissenschaft wird untersucht in Methodenlehre und Wissenschaftsgeschichte, eine nicht zu Ende zu bringende Aufgabe, durch deren Erfüllung der Gang der wissenschaftlichen Forschung sich selbst erhellt.

### § 2. Erziehung und Unterricht

Wie biologische Qualitäten naturgesetzlich durch Vererbung, so pflanzen sich geistige Inhalte durch Tradition unter Mitwirkung des bewußten und freien Willens fort, oder sie gehen verloren. Der Mensch ist nichts allein. Ohne von der geistigen Tradition aufgenommen zu werden, bleibt er idiotisch – wie man früher Taubstumme, denen nichts fehlte als infolge eines lokalen Ohrleidens die sprachliche Kommunikation, fälschlich für Idioten hielt.

18

Faßt man Erziehung in dem allerweitesten Sinne einer Übertragung der geistigen Inhalte überhaupt, so gibt es unbewußte, unwillkürliche Erziehung überall, wo es Menschen gibt. Und diese unbewußte Tradition und Prägung (durch Kulturkreis und Gesellschaft, Volk und Staat, Stand und Familie) bleibt der höchst wirksame, ja entscheidende Hintergrund der nicht so tiefgreifenden bewußten Erziehung, der willkürlichen Beeinflussung durch Züchtung und Unterricht.

Wir unterscheiden Erziehung und Unterricht. Unterricht ist die Mitteilung von Wissen, das Beibringen von Fertigkeiten wie Schreiben und Lesen. Erziehung ist die Prägung der Persönlichkeit nach einem Bildungsideal, nach sittlichen Normen. Im Unterricht werden anschauliche und gedankliche Inhalte übertragen, Wissen und Können vermittelt, in der Erziehung wird der Mensch in die Sitten und Forderungen der herrschenden Gesellschaft durch Zucht und Gewohnheit eingeführt. Jedoch ist

die Trennung nicht scharf, weil Unterricht immer ein Mittel der Erziehung ist, durch Auswahl des Inhalts und durch die damit von selbst gegebene Disziplinierung, und weil ohne Erziehung kein Unterricht Erfolg hätte. Erziehung ist das Übergreifende, Ganze.

Von Erziehung und Unterricht im engeren Sinne spricht man nur bei der bewußten Erziehung der Kindheit und Jugend gegenüber. Wie aber alle Tradition bedingt ist durch die besondere Gestalt des gesellschaftlichen und kulturellen Organismus, so ist auch die bewußte Erziehung immerfort abhängig von ihm. Die Erziehung wechselt in Inhalt und Form mit den Gestalten, die das geschichtliche Leben der Völker annimmt. So viele Formen Staat und Gesellschaft angenommen haben, so viele Arten der Erziehung hat es auch gegeben. Die Erziehungseinheit ist durch eine gesellschaftliche Einheit gegeben, z.B. die Kirche, den Stand, die Nation. Die soziologische Bedingtheit aller Erziehung tritt um so mehr hervor, je mehr man in der Geschichte der Erziehung ihre Formen vergleicht. Sie ist nicht etwas allgemein Menschliches, sondern die Weise, wie die besonderen gesellschaftlichen Mechanismen durch die Generationen hindurch sich selbst erhalten. | Darum wandelt sich mit allen gesellschaftlichen Umwälzungen auch die Erziehung und wenden sich oft Erneuerungsversuche zuerst den pädagogischen Fragen zu. Darum wird auch das Nachdenken über Sinn und Mittel der Erziehung ganz von selbst bis zu Staat und Gesellschaft geführt, und große Utopien, wie PLATOS Staat,<sup>38</sup> sehen staatliche und Erziehungsorganisationen zu einer großen Einheit, Erziehungswissenschaft und Sozialwissenschaft, zusammenfallen. Die Erziehung prägt den Einzelnen zum Gliede des Ganzen, und das Ganze ist Mittel und Medium der Erziehung des Einzelnen. Wenn man das Ganze will, so richtet man sein Auge auf die Erziehung als das wichtigste Erhaltungsmittel.

Sehen wir uns einige Seiten der Erziehung in bezug auf ihre historische Wandelbarkeit an. Die Inhalte des Unterrichts werden gewählt nach den Bedürfnissen der jeweiligen Gesellschaft: theologisches Wissen beim Priesterunterricht, sprachliche Kenntnisse und Fertigkeiten bei humanistischen, literarischen Bedürfnissen, die mythischen Inhalte der Dichter beim griechischen Kaloskagathos.<sup>14</sup> Heute sind soziologische, sozialökonomische, technische, naturwissenschaftliche und geographische Kenntnisse betont wichtig. Die Erziehung als Zucht und Prägung wechselt mit den Bildungsidealen. Die Schulinstitutionen sind selbst ein Abbild der soziologischen Struktur; es gab Standesschulen, Ritterakademien, Privatunterricht der Aristokraten und Patrizier. Alle Demokratie verlangt gemeinsame Erziehung, weil nichts die Menschen so sehr gleich macht als die gleiche Erziehung.

Sehen wir nun von der soziologischen und historischen Bedingtheit ab und suchen wir psychologische Grundformen der Erziehung auf, so zeigen folgende drei Typen die äußersten konstruierbaren Möglichkeiten:

1. *Scholastische Erziehung*:<sup>39</sup> Es besteht eine fixierte Tradition. Die Erziehung beschränkt sich auf das bloße »tradere«. <sup>40</sup> Der Lehrer reproduziert nur, ist nicht selbst le-

bendiger Forscher, nicht in geistiger Bewegung. Der Lehrstoff ist System. Es gibt maßgebende autoritative Schriftsteller und Bücher. Der Lehrer wirkt ganz unpersönlich, nur als Vertreter, der durch jeden anderen ersetzbar ist. Der Stoff ist in Formeln und Definitionen gepreßt. Im Mittelalter diktierte man und kommentierte. Das Diktieren fällt heute fort, da es durch Bücher ersetzbar ist. Der Sinn und | die Gesinnung sind auch noch heute wie zu allen Zeiten denkbar. Man ordnet sich einem Ganzen unter, in dem man geborgen ist ohne sich irgendeiner einzelnen Persönlichkeit zu verschreiben. Vielmehr sind alle nur Vertreter. Das Wissen ist als ein riesiges geordnetes Weltbild endgültig fixiert. Die Gesinnung ist: man will das Feste lernen, die Resultate, Ergebnisse sich aneignen, »schwarz auf weiß nach Hause tragen«. <sup>41</sup> – Das Scholastische bleibt eine unumgängliche Basis der rationalen Tradition.

20

2. *Meistererziehung*:<sup>42</sup> Maßgebend ist nicht eine unpersönliche Autorität der Tradition, sondern eine Persönlichkeit, welche als einzig empfunden wird. Die ihr gezollte Verehrung und Liebe haben einen Zug der Anbetung. Die Distanz in Unterordnung setzt nicht nur einen quantitativen Unterschied des Grades, nicht nur einen Unterschied der Generationen, sondern einen qualitativen Unterschied wesenhafter Verschiedenheit. Die Autorität der Persönlichkeit hat eine wunderbare Kraft. Das Bedürfnis nach Unterordnung, das Bedürfnis, der absolut freien Verantwortung zu entgehen, die Erleichterung im Sichanhängen, die Steigerung des sonst geringen Selbstbewußtseins durch ein Wertgefühl aus der Zugehörigkeit zu einem solchen Bunde, das Verlangen nach strenger Erziehung, die aber aus eigener Kraft nicht gelingt – alle solche Motive finden sich zusammen. Es ist dieselbe Gesinnung der Unterordnung wie bei scholastischer Erziehung, aber von dieser gänzlich verschieden dadurch, daß die Persönlichkeit im Zentrum steht<sup>43</sup>.

3. *Sokratische Erziehung*:<sup>44</sup> Lehrer und Schüler stehen dem Sinn nach auf gleichem Niveau. Beide sind der Idee nach frei. Es gibt keine absolut feste Lehre, sondern es herrscht das grenzenlose Fragen und das Nichtwissen im Absoluten. Die persönliche Verantwortung und Existenz wird damit auf das äußerste akzentuiert und nirgends erleichtert. Die Erziehung ist eine »mäeutische«, <sup>45</sup> d.h. es wird den Kräften im Schüler zur Geburt geholfen, es werden in ihm vorhandene Potenzen geweckt, aber nicht von außen aufgezwungen. Es besteht dabei die Idee, daß nicht das zufällige, empirische Individuum in seiner besonderen Artung, sondern ein Selbst zur Geltung kommt, das im unendlichen Prozesse die Synthese des Persönlichen und Allgemeinen ist. Die Idee des Geistes | ist das Absolute dieser Erziehung. Dem immer wiederkehrenden Drange der Schüler, den Lehrer als Autorität zu nehmen, aus ihm einen Meister zu machen, widersteht der sokratische Lehrer als der größten Verführung der Schüler: er weist sie von sich auf sich selbst zurück, er versteckt sich in Paradoxien; macht sich unzugänglich.

21

<sup>1</sup> Ein Beispiel ist der Bund der Pythagoreer. Vgl. BURCKHARDT, J.: Pythagoras, *Vorträge*, S. 228–249. Basel 1918.



Es gibt nur kämpfende Liebe<sup>46</sup> als Prozeß zwischen ihnen, nicht unterwerfendes, liebend-verehrendes Anhängen. Der Lehrer weiß sich als Mensch und nicht als Gott, und er fordert, daß der Schüler Mensch und Gott unterscheidet<sup>i</sup>).

Scholastische Erziehung und Meistererziehung haben gemeinsam eine praktische Basis: Gehorsam der Autorität gegenüber. Es ist eine Erziehung durch Dienen; der Kirche und dem Kloster entspricht der Bund, der unpersönlichen Autorität entspricht der persönliche Meister. Beide Typen finden sich zusammen, wenn innerhalb eines unpersönlichen hierarchischen Systems einzelne Persönlichkeiten in den Vordergrund treten, z.B. die Klostergründer und Ordensstifter, oder wenn der Inder seinem Guru dient.

Scholastische und sokratische Erziehung haben gemeinsam eine intellektuelle Basis. Es besteht eine Schule. Statt Bund und Kloster besteht eine Gesellschaft der Disputierenden und Diskutierenden. Der Schüler ist intellektuell dem Lehrer gegenüber selbständig, nur daß er im einen Fall einem Unendlichen, in persönlicher Selbsterfahrung gesuchten Ganzen, im anderen Falle einem absoluten aber nicht überall endgültig festgestellten System zugewandt ist.

Scholastische und Meistererziehung besitzen eine mehr oder weniger entwickelte Lehre, ein plastisches, letztlich endliches Weltbild. In ihnen ist der Geist gefroren. Die sokratische Erziehung setzt ein unendliches, fließendes Weltbild und lebendigen Geist voraus und endet nicht mit Lehre und Spruch, sondern mit Paradoxien und dem Verweis auf die absolute Innerlichkeit des Religiösen mit dem Wissen des Nichtwissens. Jene haben ein »Mysterium«, diese haben »Glauben« im Sinne bewegten Geistes, konkreter Verwirklichung, persönlicher Substanz, absoluten Ernstnehmens der realen gegenwärtigen Situation.

In jedem der drei Typen hat der Zögling Ehrfurcht. Diese findet ihren Gipfel bei der scholastischen Erziehung in einer Tradition, die zugleich in einer hierarchischen Ordnung der Menschen leibhaft gegenwärtig ist; bei der Meistererziehung in der Persönlichkeit des Meisters; bei der sokratischen Erziehung in der Idee des unendlichen Geistes, in dem es auf eigene Verantwortung zu existieren gilt (Ehrfurcht vor dem Anderen und sich selbst als Träger des Geistes).

Ohne Ehrfurcht, ohne Respekt ist keine Erziehung möglich. Bestenfalls kann ein betriebsames Lernen übrigbleiben, sonst eine erzwungene Abrichtung. Ehrfurcht ist die Substanz aller Erziehung<sup>ii</sup>).<sup>47</sup> Wo jede Art von Ehrfurcht entschwunden ist, hört die Erziehung auf. Ohne das Pathos eines selbstverständlichen Absoluten kann der Jüngling nicht existieren, es würde ohne das alles sinnlos sein.

<sup>i</sup> Untereinander höchst verschiedene Beispiele dieser Gesinnung sind KIERKEGAARD, NIETZSCHE und MAX WEBER.

<sup>ii</sup> Vgl. GOETHE in den Wanderjahren.

Dieses Absolute ist entweder universalistisch: der Stand, für den man erzogen wird, oder der Staat, oder eine Religion in Gestalt der Kirche; oder es ist individualistisch: Wahrhaftigkeit, Selbständigkeit, Verantwortung, Freiheit; oder es ist Synthese beider.

In dem Maße, als die Substanz fraglich, das Pathos unecht wird, formuliert sich die Erziehung. Die Ehrfurcht wird künstlich und illegitim hochgehalten durch bewußtes Geheimnis als Mittel der Oberen, durch Forderung persönlicher Autorität und blinden Gehorsams, durch Weckung der im Menschen liegenden Lust am bloßen Gehorsam, an Unterwerfung und Versklavung. Statt einer disziplinierten Übung und Arbeit für die Substanz bleibt leere »Pflichterfüllung«. Statt des Agons um die besten Leistungen entsteht der eitle Ehrgeiz, der in der Anerkennung und Zensierung das Endziel sieht. An Stelle des Hineinwachsens in ein substantielles Ganzes tritt bloßes Lernen von Dingen, die nützlich sind oder sein können. Statt bejahter Bildung unter einem Ideal bleibt der Erwerb von schnell wieder zu vergessenden und gleichgültigen Kenntnissen für ein Examen, durch welches Bildung bescheinigt wird.

Alle bewußte Erziehung kann die Mittel suchen und finden; kann die Didaktik verbessern. Aber sie setzt Weltanschauung und Substanz voraus. Ohne Glauben gibt es keine echte Erziehung, sondern bloße Unterrichtstechnik.

Wenn die Substanz fraglich geworden, der Glauben unbestimmt ist, so fragt man bewußt nach den Erziehungszielen. Solche kann | man nicht machen, aber man kann auf sie reflektieren. Man kann dann in Antinomien formulieren: der Zweck der Erziehung seien die Menschen als solche oder als Werkzeug für ein Ganzes, sei die Masse der Individuen in ihrem Bildungsniveau oder sei die Existenz des Geistes ohne Rücksicht auf das Schicksal der Menge und des Einzelnen, sei die Masse des Durchschnitts oder die große Persönlichkeit usw. Daß solche Antinomien letztlich unlösbar, daß alle Wirklichkeit Synthese oder Kompromiß ist, daß sie oft die eine Seite des Gegensatzpaares ganz ignoriert, und daß eine Entscheidung aus irgendeiner Theorie ganz unmöglich ist, liegt auf der Hand. Das Suchen nach dem Erziehungsziel ist hoffnungslos, wenn es etwas anderes ist als das Sichbewußtmachen der gegenwärtigen Substanz, des eigenen unklaren Willens, wenn man es von außen zu finden sucht, statt aus eigenem Dasein es sich offenbar zu machen. Daher die geringe Bedeutung der massenhaften Schlagworte von Erziehungszielen, die man hören kann: Ausbildung der besonderen Eignung, Ertüchtigung, Weltorientierung, Charakterbildung, Nationalbewußtsein, Kraft und Selbständigkeit, Ausdrucksfähigkeit, Bildung der Persönlichkeit, Schaffung eines alle verbindenden gemeinsamen Kulturbewußtseins usw.

### § 3. *Begabung und Auslese*

Alle Erziehung will den Menschen prägen. Sie setzt voraus, daß der Mensch prägbar, bildbar sei. Aber sowie sie von theoretischen Utopien in die Wirklichkeit tritt, muß sie mit der Realität der menschlichen Veranlagungen rechnen.

Geistigkeit erscheint nur in persönlicher Gestalt. Bildung war immer zunächst Eigentum einer Schicht und wurde nur in Verdünnung und Formalisierung Allgemeingut. Der Wille zur Objektivität, die wissenschaftliche Leidenschaft ist etwas Ungeöhnliches, gleichsam Unmenschliches. Einzelne Fertigkeiten, Geschicklichkeiten und die Eignung zur Ausbildung darin sind verbreiteter, auch hier ist der Durchschnitt weit unter den seltenen Ausnahmen hervorragender Leistungsfähigkeit. Es ist eine Grundtatsache unseres Daseins, daß die Menschen ihrer Geistigkeit und ihren Anlagen nach einander ursprünglich nicht gleich sind, daß die Masse nicht einheitlich ist.

24 Die ganze Welt des Geistigen vom eigentlichen »Geist« bis zur einzelnen Geschicklichkeit ist nur da, wenn sie im Einzelnen | zum Wachsen gebracht wird durch günstige Bedingungen, gleichsam durch Nahrung, durch Erziehung und Unterricht. Diese Bedingungen sind nicht für jeden gegeben – es ist z.B. materiell unmöglich, jedem Menschen Hochschulbildung zugänglich zu machen –, und diese Bedingungen sind selbst etwas, das sich wandeln muß mit der Entwicklung des Einzelnen. Das Günstige wird im Laufe der Zeiten und bei besonderen Veranlagungen ungünstig und umgekehrt. Fragt man, wodurch denn die Auslese geschehe – da nicht alle dasselbe können und nur wenige das höchste Maß von Unterricht und »geistiger« Entfaltungsmöglichkeit bekommen –, so ist keine einfache Antwort möglich, da die auswählenden Kräfte und die Zwecke, wofür ausgewählt wird, in der Geschichte recht verschiedene und wechselnde sind. Solange eine Geistigkeit nicht mit einem Vorteil, einem Vorrecht verknüpft ist, solange z.B. auf wissenschaftliche Leistungen keine gesellschaftliche und ökonomische Prämie gesetzt ist, wenden sich nur diejenigen ihnen zu, welche den heftigsten Trieb dahin haben und durch Geburt in einer ökonomischen und sozialen Lage sind, welche ihnen das notwendige Minimum von Muße und Freiheit in der Lebensführung lassen. In dem Maße, als Bildung und Wissenschaft zugleich Privilegien mit sich bringen, drängt die Masse der Menschen zu ihnen, und jetzt bei dem schnell entstehenden Überangebot ist die Frage, wie man die »Tüchtigen« auswählen könne. Wenn schließlich die gesamte Bevölkerung durch Unterricht und Erziehung gebildet wird, so ist die Frage, wie jeder an den rechten Platz komme, wie jeder seinen Fähigkeiten entsprechend gebildet und verwendet werde. Da fast jeder Mensch das will, was am meisten äußere Vorteile bringt und Ansehen gibt, da die meisten insofern über ihre Kräfte hinauswollen, so ist die Frage der Auswahl des Tüchtigen und der zweckentsprechenden Aufgabestellung eine Grundfrage für alle Erziehungs- und Unterrichtsinstitutionen. Diese Frage wird schon brennend, wenn nicht einmal ein ganzes Volk, sondern nur eine bevorrechtete Schicht die Menschen darstellt, aus welchen die Auswahl stattzufinden hat. Immer ist eine »Masse« die Grundlage der Auswahl. Die Prüfungen sollten unter anderen ein solches Mittel der Auswahl sein. Wenn man freie Bahn für jeden Tüchtigen fordert (ein schönes Ideal, aber wer seine Verwirklichung verspräche, wäre ein Betrüger), so heißt das, man solle die Tüchtigen aus der gesamten Bevölkerung, nicht aber | aus einzelnen Schichten zu ihrem Recht kommen

25

lassen. Es heißt zugleich, daß nicht durch Prüfungsinstitutionen, welche vielleicht ganz spezifische Begabungen voraussetzen, die nicht mit denjenigen zusammenfallen, wegen derer eigentlich die Prüfung stattfindet, die Tüchtigen ausgeschaltet werden. Denn Institutionen, die Bedingungen schaffen, schaffen zugleich Hemmungen, und dies um so mehr, je weniger objektiv, für jedermann faßlich, der geistige Wert ist. Es könnte sein, daß Prüfbarkeit nicht für jede Begabung besteht, daß es eines erheblichen Spielraums der subjektiven freien Beweglichkeit für alles eigentlich Geistige bedarf, und daß jede Art von Institutionen, je zwangsläufiger ihre Wirkung ist, desto mehr die Tendenz hat, das eigentlich Geistige auszuschalten.

Um zur Beantwortung solcher Fragen die möglichen Gesichtspunkte und Tatsachen zu gewinnen, bedarf es der *Überlegung über die Begabungsarten*, über ihre Verteilung und die Eigenschaften der Masse, und dann über die auswählenden Kräfte. Unter den letzteren sind die bewußten Mittel der Auslese von größtem Interesse. Unter diesen sind Prüfungen nicht die einzigen. Es ist zu überlegen, wie indirekt tatsächlich auswählende Kräfte wirken und wie etwa institutionell zu schaffende Situationen in dieser Hinsicht indirekt wirken mögen.

Es ist eine doppelte Urerfahrung: daß die Menschen so sehr verschieden sind, und daß doch alle Menschen etwas Gemeinsames haben. An das Gemeinsame denkt, wer gleiches Recht für alle will. Diese Forderung ist da sinnvoll, wo wirklich Gemeinsames und Gleiches vorhanden ist, z.B. in der materiellen Existenz als solcher, in der Rechtsordnung des Staats. Gemeinsam ist nur das tiefste Niveau und sind gewisse Letztheiten: der Tod, das Religiöse. Das Verschiedene akzentuiert, wer zuerst verlangt, die Niveauunterschiede der Menschen zu sehen und zu respektieren; wer die verschiedenen Eignungen sieht und sie zweckmäßig zum Nutzen und zur Erzielung quantitativ größter Leistung verwandt wissen will; wer die menschlichen Interessen und Triebrichtungen sieht, die ganz verschiedene Art, dem Geiste zuzustreben, die Unterschiede der Opferfähigkeit für seine geistige Existenz usw. Was einer vor allem sieht, hängt davon ab, worauf es ihm wesentlich ankommt, auf den Durchschnitt und die Vielen, oder auf die Gipfel und die Wenigen, oder auf Alle. Danach wird er geneigt | sein, die Menschen als gleichmäßige Masse, oder als Pyramide, oder als gegliederten Organismus mannigfacher Möglichkeiten zu sehen. 26

Nun ist hier aber Willkür des Sehens nicht das allein Entscheidende. Es gibt für den, der den Willen zur Objektivität hat, unausweichliche Einsichten. Diese sind zu gewinnen durch kasuistische Analyse und Vergleich einzelner Menschen untereinander, dann der Massenerscheinungen, ferner durch experimentelle Analyse von Leistungsfähigkeiten und deren Anwendung zu Eignungsprüfungen, schließlich durch eine aus dem Gesamtbild persönlichen geistigen Lebens zu gewinnende begriffliche Analyse der Arten geistiger Fähigkeiten. Für uns kann es sich hier nicht um Entfaltung dieser umfangreichen empirischen Forschungen handeln, sondern um Darlegung und Kritik der Gesichtspunkte.

Wir unterscheiden in der Begabung vier Momente:

1. Die *Voraussetzungen der Begabung*, wie Gedächtnis, Merkfähigkeit, Lernfähigkeit, Ermüdbarkeit, Übbarkeit, Eigenschaften der Sinnesorgane, Unterscheidungsempfindlichkeit, Ablenkbarkeit usw. Alles dieses ist experimentell untersuchbar, mehr oder weniger meßbar, mit besonnener Kritik auch bei einer Gruppe von Individuen vergleichend zu prüfen, so daß man für die jeweilige Leistung die der Begabung nach Tüchtigkeiten herausfinden kann.

2. Die *eigentliche Intelligenz* ist schon schwerer zu fassen. Man hat auch hier Prüfungen der Kombinationsfähigkeit, der Anpassungsfähigkeit an neue Situationen u.dgl. versucht.<sup>48</sup> Jedoch ist hier alles viel unsicherer. Einerseits beachtet man auch hier besondere intellektuelle Fähigkeiten, Talente, andererseits denkt man an einen intellektuellen Zentralfaktor, eine allgemeine Intelligenz, ohne etwa irgendeine endgültige Klarheit gewonnen zu haben.

3. Die *Geistigkeit*, das Ethos der Intelligenz, die »Interessen« (nach Abzug der bloßen Lust an der Ausübung der Funktion, der bloßen Lust am Erfolg, am Übertreffen), die eigentlich sachlichen Interessen, die Liebe zur Sache, der Objektivitätswille, die Wahrhaftigkeit, der Enthusiasmus des Erkennens. Dieses alles ist weder experimentell zu fassen, noch ernsthaft empirisch zu beurteilen, da es das unter den Menschen spärlich Verbreitete ist, und zahlreiche Menschen, die über die geistige Auslese in Prüfungen entscheiden, selbst nur einen sehr geringen Funken dieser Geistigkeit in sich zu tragen scheinen.

27 | 4. Das *Schöpferische*, Geniale. Dieses steht ganz außer der Reihe des objektiv Beurteilbaren. Zu sagen, was man damit meine, führt zu höchst subjektiven Formulierungen. Das Schöpferische ist ein Dämonisches,<sup>49</sup> das dem Menschen gegeben, dann im Fleiß verarbeitet oder nichtachtend verschwendet wird. Es gibt verkommene Genies, die aus ihrem Dämon nichts machen, da ihnen Zucht und Besonnenheit fehlt. Das Geniale, solange es in einem Menschen flammt, ist immer geistig, schafft Urerfahrungen, ursprüngliche menschliche Stellungen, Ideen, Gestalten. Es ist als lebenbeherrschender Dämon selten, nicht Gegenstand des Wollens, außer jeder Berechnung und Züchtung, außerhalb jeder willentlichen Auslese, außerhalb objektiver, jedermann zwingend zu machender Maßstäbe (auch nicht vererbbar, im Gegensatz zu Talent und allen Begabungseigenschaften). Das Genie ist, metaphysisch gesprochen, gleichsam ein Versuch, ein Wurf, eine Manifestation des absoluten Geistes, es ist Quelle, Ausgang aller geistigen Bewegung. Wir leben geistig von dem, was das Genie uns geschaffen hat und vielfach von der Umsetzung des genialen Werks in das allgemeine Wissen und Auffassen. Unser höchster Respekt gilt dem Genie, selbst wenn es verkommt, und unsere Forderung ist, überall das Ursprüngliche, Geniale zu spüren – das ist der gute Wille der Geistigkeit –, es sichtbar zu machen und zur Geltung zu bringen. Darauf kann sich der Wille richten, auf diese Arbeit der Aneignung, Interpretation, Tradition. Wenn auch der Unterschied zwischen dem Genie und uns ein ungeheurer ist, so ist doch das

Geniale oder das Schöpferische, Ursprüngliche momentweise in jedem Menschen – zumal in der Jugend –, nur dadurch kann uns das große Genie angehen, weil wir irgendwo auch von seiner Art sind. Es ist ein absoluter Unterschied zwischen dem Genialen und allem andern, das Begabung ist und guter Wille, aber der Unterschied liegt im einzelnen Menschen. Und niemand ist absolut ganz und gar Genius, sondern doch ein genialer Mensch. Es brennt mehr oder weniger dieses Feuer im Menschen, – kein Mensch ist ein Gott. Aber der Unterschied ist in Quantität und Grad so ungeheuer, daß wir einen Grund haben, unsere Distanz zum Genie auch qualitativ zu fühlen; der entscheidende Unterschied zwischen Menschen ist, ob der Dämon ihr Leben beherrscht oder die Regel der gesellschaftlichen, beruflichen, ethischen Ordnungen allein und an erster Stelle.

| Was wir als vier Momente unterschieden, hängt im Leben untrennbar zusammen. Die Voraussetzungen und die Intelligenz sind gleichsam die Werkzeuge, die Geistigkeit die Kraft, die sie bewegt, benutzt, beherrscht. An Stelle dieser Kraft können rein praktische, utilitarische Interessen treten, welche ungeistig sind. Hohe Begabung gibt es ohne Geistigkeit; und auch Geistigkeit mit schlechten Werkzeugen, aus denen mit Zähigkeit und Energie immerhin etwas herausgeholt wird. Ein Totales, alles vorherige voraussetzend, ist das Genie. Hier handelt es sich nicht um Leistung, sondern Schöpfung, nicht um bloßen Willen, sondern um Wachstum, nicht um Verdienst, sondern um Gegebenheit und verzehrende Flamme. Aber das Genie existiert und entfaltet sich nur, wenn zugleich Ethos, Wille, Fleiß, Handwerk da sind. Es gibt auch geniale Menschen, die schließlich alles verlieren und ganz ungeistig verkommen.

28

#### *Die Verteilung der Begabungen und die Eigenschaften der Masse*

In aller Gesellschaft gibt es Unterschiede des Ranges, der materiellen Wohlfahrt, gibt es vor allem unvermeidlich den Unterschied von Führern und Geführten. Das Ideal ist, daß die hervorragendsten Menschen auch die Führenden sind, daß die Hierarchie der gesellschaftlichen Ordnung zusammenfällt mit der Hierarchie der persönlichen Niveau- und Begabungsunterschiede. Es ist das Ideal, das von PLATO formuliert wurde, nach dem die staatlichen Verhältnisse erst besser werden würden, wenn die Philosophen Staatslenker oder die Staatslenker Philosophen würden.<sup>50</sup>

Dieses Ideal ist ein regulatives Prinzip, aber es ist nicht vollendet zu verwirklichen, weil alle Menschlichkeit im Fluß ist, und jede Verwirklichung, selbst wenn sie – utopisch – einen Moment gelänge, im nächsten Augenblick sich innerlich verwandeln würde zu den alten Inadäquatheiten. Denn:

a) Die Anschauung, welche persönlichen Werte die höchsten seien, wechselt. Die Begabungen sind je nach der soziologischen, ökonomischen und technischen Weltlage verschieden gut zu brauchen.

b) Jeder Rang wird alsbald irgendwie fixiert. Ohne Dauer und Kontinuität geht es nicht. Ob die Menschen als Nachkommen | (ererbter Rang) oder als Schüler sich ablö-

29

sen, ist kein erheblicher Unterschied. Die Folgenden pflegen, nachdem einmal eine schöpferische Gruppe die Führung hatte, bloße Epigonen zu sein, bloße Tradition zu haben und den Geist zu verlieren.

Alle Rangunterschiede und Unterschiede der Wohlfahrt werden nur durch Macht und drohende Anwendung von Gewalt gehalten. Aber sie pflegen so nur haltbar zu sein, wenn zugleich die Tatsächlichkeit und die allgemeine instinktive Anerkennung des höheren Niveaus einer Gruppe oder Schicht da ist.

Das Ideal wäre, daß jeder Mensch seiner Anlage entsprechend alles erhielte, lernte, täte, was er seinem Wesen nach kann. Dies ist selbst bei den größten und glücklichsten Menschen nicht erreicht. Der Mensch ist ein der Idee nach Unendliches, das jeweils in endliche Bedingungen eingespannt ist und nur in diesen, indem es sie ergreift, Substanz und Wert gewinnt. Die Einschränkung durch Vererbung und Anlage und die Einschränkung durch Herkunft und soziologische Bedingungen stehen nebeneinander. Der Mensch lebt in der Zeit und kann nicht alles zugleich, sein Leben ist begrenzt, er muß sich beschränken, seine anlagemäßigen Werkzeuge legen ihm Fesseln an, die er nicht endgültig abzuwerfen vermag – trotz allem ist er sich seiner Freiheit bewußt.<sup>51</sup> Die soziologischen und ökonomischen Bedingungen geben den Anlagen verschieden günstige Chancen. Auch hier läßt sich der geistige Mensch in aller Enge seine Freiheit nicht völlig nehmen.

Man kann empirisch fragen: Aus welchen Kreisen stammen die hervorragenden Männer? Die berühmten Deutschen von 1700 bis 1860<sup>1)</sup>,<sup>52</sup> deren Darstellung in der allgemeinen deutschen Biographie zwei Seiten oder mehr einnimmt, stammen zu 83,2% aus den oberen Ständen, zu 16,8% aus den niederen (Handwerker, Bauern, Proletarier). Von denen, die aus niederen Ständen kommen, werden 32,7% Künstler, 27,8% Akademiker, 14,6% Pfarrer, die übrigen Berufe beteiligen sich nur mit kleinen Zahlen. – Man wird mit Recht schließen, daß bei den oberen Ständen die Bildungschancen, welche Voraussetzung höchster Leistungen sind, erheblich günstiger liegen als bei den niederen, besonders wenn man bedenkt, daß die Gesamtzahl der niederen in jenen Jahrhunderten die der höheren gewaltig überstieg. Die deutsche Kultur wurde | doch von einer Schicht von ein paar tausend Menschen repräsentiert. Wenn man aber bei solchen Überlegungen voraussetzt, daß die Menschen der Anlage nach in allen Schichten gleich geboren würden, und der Unterschied nur auf einem Unterschied der Chancen beruhe, so wäre das mindestens voreilig. Wenn die biologischen Qualitäten durch die Art der Zuchtwahl und Rasse bestimmt sind, so könnten auch anlagemäßige Unterschiede von soziologischen Schichten, die eine alte Herkunft haben, bestehen. Vor allem aber ist der Mensch nicht seinem Wesen nach einfach »geboren«. Sondern was aus ihm wird, das ist zum Teil durch eine lange, strenge, hartnäckige Erziehung be-

<sup>1</sup> Nach MAAS, Über die Herkunftsbedingungen der geistigen Führer, Arch. f. Sozialwissenschaft, Bd. 41.

dingt, durch Übung und Züchtung in Generationen, durch die Tradition einer Kulturfamilie. Das Wesentliche ist nicht etwa der Schulbesuch, den man durch Institutionen jedermann zugänglich machen kann; auch nicht die Lage, daß der Mensch Gelegenheit zu allem möglichen hat, vielerlei nacheinander versuchen kann. Es ist vielmehr die Substanz einer Weltanschauung, die Strenge und Zucht. Nicht daß die Zugehörigkeit zu einer Familie als solche ein Wert sei, sondern sie wurde von solchen Menschen als Verpflichtung empfunden. Soziologische Gehobenheit garantiert dies durchaus nicht. In den gehobenen Schichten ist im letzten halben Jahrhundert der Materialismus des Vielerlei, die Sucht nach allem, ohne daß das Erstrebte Respekt einflößt, viel sichtbarer gewesen. Früher – nicht heute – waren das protestantische Pfarrhaus, der Adel, das Patriziat die Herkunft vieler hervorragender Menschen. Solche Weltanschauung und solche Erziehung läßt sich nicht »machen« und ausdenken.

Wenn auch Auslese unvermeidlich ist, so muß doch auch die Masse erzogen werden. Die Auslese findet jederzeit aus einer Masse statt, auch eine soziologisch herrschende Schicht ist in ihrer Gesamtheit eine Masse. In jedem Falle hat ein Nachdenken über die *Eigenschaften der Masse* eine Bedeutung.<sup>53</sup> Die Urteile über diese Eigenschaften sind seit Jahrtausenden in erstaunlicher Einmütigkeit überall sehr ungünstig. Was das geistige Niveau und die Begabung angeht, so hält die Mehrzahl der Menschen sich selbst für etwas vorzüglich Beanlagtes, und nur in Schwierigkeiten dient immerfort zur Entschuldigung, man sei dazu nicht beanlagt. Ansprüche einerseits, Entschuldigung andererseits, oft im grotesken Widerspruch, hat man bezüglich des Geistigen bei | der Mehrzahl zu erwarten. Die meisten wollen über ihre Kräfte hinaus viel bedeuten, gel- 31  
ten, anerkannt sein. Sie wollen die Welt verändern, von Grund aus neu machen, meinen in ihrem primitiven, unkritischen Denken, die Welt könne als Ganzes gerecht, harmonisch, glücklich sein. Statt bei sich selbst mit strenger Zucht Geist und Bildung wachsen zu lassen, ihre Sache zu tun, fliehen sie vor sich selbst und der eigentlichen Aufgabe und gehorchen einer Vorstellung, die sie Idee nennen, in vollendeter Ungeistigkeit, aber so, daß sie selbst dadurch Geltung gewinnen. – Es gibt nicht nur eine Solidarität der Interessen einer Klasse (ökonomische Schicht), eines Berufs usw., sondern ein instinktives gemeinsames Interesse der durchschnittlich Beanlagten. Die Masse ist Feind des Überragenden;<sup>54</sup> sofern sie, was mit Anerkennung höheren Niveaus nichts zu tun hat, im instinktiven Bewußtsein eigener Unfähigkeit einen Führer für ihre Interessen in den Himmel hebt, wird sie ihn ebenso leicht auch wieder verraten. Die Gleichheit soll für die Instinkte des Durchschnitts auch die Geistigkeit, die Anlage, das Können betreffen. Allerdings gibt es auch Menschen, die sich ihrer Mängel bewußt werden und daraus Konsequenzen ziehen. Aber das ist immer schon ein Zeichen von relativ hohem Niveau. Wer die geistige Triebkraft hat, kann durch schlechte Werkzeuge gehemmt werden, aber er darf, wenn sein Enthusiasmus nur echt ist, und er opfern will, ihm folgen. FICHTE rät geradezu ab von der Selbstprüfung der Begabung. Wer in die Lage gekommen ist, zu studieren, soll sich betrachten als angehenden Gelehrten; denn



man soll in jeder Lage tun, was in dieser Lage geschehen muß.<sup>55</sup> Wer einmal in die Situation gestellt ist, geistig zu werden, der soll voraussetzen, daß er zum Besten berufen ist; d.h. daraus keinerlei Anspruch, aber Verpflichtung herleiten.

#### *Die auswählenden Kräfte*

Die indirekte, nicht durch Wille und Institution bewußt vollzogene Auslese wird durch zahlreiche Bedingungen in einer nur im allgemeinen übersehbaren Weise vollzogen, und sie wird je nach der Gesinnung und dem klaren realistischen Sinn optimistisch und pessimistisch beurteilt.

32 Der »freie Wettkampf«, in dem »der Tüchtigste sich durchsetzt«, ist früher als die natürlichste und günstigste Voraussetzung | der Auslese unkritisch angenommen worden. Jedoch ist zu bedenken, daß nach der Art des Erfolges, in bezug auf den der Wettkampf stattfindet, jeweils besondere Begabungen entscheiden, und daß Geistigkeit schlechthin hier keine erheblichen Chancen hat. Wenn z.B. schließlich Examina entscheiden, so wählen sich diejenigen selbst aus und haben Erfolg, die die Bedingungen für ein umfangreiches Stoffwissen am ehesten erfüllen wollen und können. Wir haben unter Menschen, die sich autodidaktisch neben ihrem Berufe zum Abiturium vorbereiteten, dieses Examen bestanden, dann bis zum Doktor- und Staatsexamen kamen, oft auch solche gesehen, welche hartnäckig, seelenlos sich einpauken können, welche nie die Atmosphäre des Geistes spüren trotz enzyklopädischen Wissens – Erfolgsmenschen, die sich selbst als Apparat benutzen. – Dann ist ferner zu bedenken, daß für das wesentlich Geistige eine Auslese durch Erfolg im Wettkampf oft ganz unnatürlich, ja tödend ist. Es ist etwas ganz heterogenes, wenn der eine im Wettkampf und Konkurrenz Erfolg erstrebt, ihm alles nur Stufe und Trittbrett ist, nichts an sich gilt, und ihm das letzte Motiv die soziale und ökonomische Prämie auf den Erfolg ist; oder wenn der andere die Vollendung einer gegebenen Lebenslage, einer Aufgabe, eines Berufs erstrebt aus der Idee, daß in jeder Lebenssphäre die Substanz zu verwirklichen das Höchste sei; oder wenn wieder andere, wenige, sich geistigen Forschungsaufgaben zuwenden und nur die Bedingungen zur Muße erstreben, diese auszuführen. Zwar gibt es in jeder menschlichen Gesellschaftsordnung manchen Beruf, der eine bloße partikuläre, mechanische Tätigkeit verlangt und den Menschen letzthin nichts angeht; aber zahlreiche Berufe, die an sich ein menschlich Ganzes zu verwirklichen verlangen, waren in den letzten Zeiten von vielen, die in ihnen stehen, nicht mehr als solche erfaßt, wie z.B. der Lehrer- und Arztberuf.

33 Eine andere Weise indirekter Auslese geht von der *herrschenden Weltanschauung* eines Kreises aus, dem anzugehören vorteilhaft ist. Wer darin zur Geltung kommen möchte, gibt sich unwillkürlich innerlich und äußerlich die erforderte Haltung und Anschauungsart. Was man sein möchte, wird man bald wirklich. Und diejenigen, welche der weltanschaulichen Schätzung am meisten entsprechen, machen die beste Karriere. Auch hier sind spezifische Begabungen (zum Drill, zur Willfähigkeit, zur Forschheit,

zur wurzellosen Internationalität, zur unentschiedenen Konzilianz usw. je nach der Schicht, die etwas bedeutet) entscheidend, nicht eine Geistigkeit schlechthin.

Wenn die soziologischen Verhältnisse einfach die Geburt endgültig die Auslese bestimmen lassen, so muß die Inadäquatheit zwischen Begabung und Beruf am größten sein. Sie wird nur manchmal vermöge einer vollendeten, durch eine willentliche Institution nicht herstellbaren Erziehung zum Teil ausgeglichen. Demgegenüber steht die Idee, die Auswahl solle nach Begabung geschehen, und diese müsse bei den Einzelnen objektiv festgestellt werden, so daß die Auslese direkt und willentlich, nicht indirekt und zufällig geschehe. Hierbei kann das entscheidende Motiv sein: a) die äußerste Ausnutzung und Verwertung eines gegebenen Menschenmaterials (Taylorsystem),<sup>56</sup> b) daß der Einzelne soweit als möglich zu sich selbst kommen solle. Die Auswahl soll einmal nach Eignung erfolgen, dann zur Rechtfertigung der besonderen Lebensführung und der besonderen Existenzbedingungen des Einzelnen. Jede Auswahl ist irgendwo ein großes Unrecht. Man denkt sich, wenn man willentlich eingreift, man wolle das Unrecht vermeiden. Indem man dies auf der einen Seite tut, führt man unvermeidlich neues Unrecht ein.

Vergegenwärtigen wir uns die Möglichkeiten einer *direkten, bewußten Auswahl*. Jedenfalls nicht auswählbar und bestimmbar sind die *großen Einzelnen*. »So ist es ausgemacht, daß, wenn auch das gewöhnliche Talent meßbar sein mag, das ungewöhnliche nur schwer gemessen werden kann, das Genie vollends gar nicht.« (GRIMM.)<sup>57</sup> Es ist für die Großen, welche immer zunächst im Gegensatz zu Umwelt und Zeit existieren, wünschenswert, daß die Institutionen und Organisationen nicht ganz durchgreifend werden, daß Lücken bleiben, daß noch ganz individuelle, unberechenbare Lebensläufe möglich sind, daß Menschen noch auf eigene Gefahr Neues wagen können. Eine vollkommene Organisation und Auswahl aller Menschen, welche eine dauernd vorgeschriebene Arbeit für die betreffenden Ziele mit sich brächte, würde bald zur chinesischen Erstarrung<sup>58</sup> führen. Der Geist könnte nicht mehr existieren. Alles würde absolut und endgültig durch die Institutionen bestimmt.

Sehen wir von den großen Menschen ab, die die Härte des Daseins mehr als andere zu spüren haben, die überall um ihre | Existenz kämpfen, da diese in keine vorgefundene Form paßt, von diesen Menschen, die »von je verlästert und verbrannt«<sup>59</sup> waren, so bleibt doch die Frage der Auswahl als eine sinnvolle bestehen, sofern sie relative Erfolge haben kann und sofern sie soziologisch einfach unvermeidlich ist. Es gibt folgende Arten der bewußten Auslese:

1. durch Prüfungen oder Examina,
2. durch persönliche Auswahl seitens einer übergeordneten entscheidenden Persönlichkeit,
3. durch Wahl von unten seitens einer formal begrenzbaren Gruppe von Menschen.

*Examina* haben eine grundsätzlich verschiedene Bedeutung, je nachdem sie entweder als Zulassungsprüfungen entscheiden, ob jemand für einen Unterricht, ein Stu-

dium, einen Beruf qualifiziert ist, oder als Schlußexamina dem Einzelnen nach erfolgter Ausbildung die Erreichung des Zieles bestätigen oder nicht. Wenn es sich um eine große Bevölkerungsmasse handelt, aus der nur eine relativ kleine Anzahl ausgelesen werden soll, etwa zur Ermöglichung des Besuchs einer höheren Schule und der Universität, so hat für manche der Gedanke etwas Faszinierendes, daß man auf psychologisch-experimentellem Wege die Besten objektiv feststellen könne. Die Begabung festzustellen, bevor die Erziehung einsetzt, im voraus sagen, was aus einem Menschen werden kann, das müßte von höchster Bedeutung sein. Jedoch was läßt sich so prüfen? Vortrefflich die Vorbedingungen der Intelligenz, innerhalb gewisser Grenzen auch die Intelligenz, nicht mehr; die Leistungsfähigkeiten und Werkzeuge, dagegen nicht Geist, nicht schöpferische Möglichkeiten, nicht Wille und Opferbereitschaft. Würde eine solche Auslesemaschine verwirklicht und würde dadurch entschieden, was aus einem Menschen werden soll, so wäre der äußerste Gegensatz zur Freiheit der eigenen Wahl – die im Geistigen immer irgendwie erhalten bleiben muß – erreicht. Es wäre etwas erreicht, das ebenso zwangsläufig wäre wie die vererbten Begabungseigenschaften, aber unerträglicher, weil nicht vom geheimnisvollen Schicksal, sondern von Menschen und wahrscheinlich meistens von nicht genügend legitimierten abhängig. In Verbindung mit dem Urteil menschlich und geistig vertrauenerweckender Persönlichkeiten wird die Anwendung experimenteller Prüfungen immerhin mit zu Rate gezogen werden müssen, wenn | eine solche vom Willen direkt zu vollziehende lebensentscheidende Auslese einmal an einer Stelle unvermeidlich ist.

35

Die Schlußexamina haben wieder einen doppelten Sinn. Entweder sind sie bloße Bestätigung des Erwerbs der notwendigen Kenntnisse, die normalerweise nach Ablauf der üblichen Studienjahre gewonnen sind, wobei dann nur sehr wenige, ganz ungeeignete und faule endgültig durchfallen. Oder diese Examina bedeuten eine wirkliche Auslese, d.h. von vielen Zugelassenen fallen eine große Anzahl durch und zwar endgültig, nur die Besten, eventuell eine vorher bestimmte Anzahl (Numerus clausus) bestehen das Examen. – Examina sind soziologisch unvermeidlich. –

*Von einer Persönlichkeit ausgehende Auslese* kann schwer institutionell gemacht werden, weil nur wenige Menschen die zum Auswählen nötigen spezifischen Qualitäten haben. Der Monarch, der seine Ratgeber wählt, der Lehrer, der seine nächsten Schüler wählt, der Kurator einer Universität, der berufsmäßig die hervorragendsten Persönlichkeiten zu entdecken hätte, – das wären Beispiele. Die persönliche Auswahl ist die sicherste und gerechteste, diejenige, welche die tiefstliegenden, nicht meßbar zu machenden Qualitäten trifft – wenn der seltene Fall einer Persönlichkeit da ist, die diese eigentümliche, innerlich dienende Haltung hat, ohne jeden eigenen Anspruch dem objektiven Sinn für das Niveau und die Geistigkeit und die vielen besonderen Fähigkeiten in sich restlose Auswirkung zu geben. Jedoch fast immer wird dieser persönliche Faktor, der an sich im letzten der objektivste wäre, entartet, verwechselt, durch fremde Motive verdrängt. Der Mensch neigt dazu, seine Schüler und Kreaturen zu bevorzu-

gen, ihm selbst Überlegene, Geistigere instinktiv nicht zur Geltung kommen zu lassen. Wenn andere, seltene Menschen sich dann diese Gefahren, die subjektive Willkür klar machen, selbst aber auswählen müssen, so neigen sie wohl dazu, sich bis zur Unsachlichkeit selbst zu bekämpfen, ihre Verehrungen und Sympathien geradezu als Gegenmotive wirken zu lassen, diejenigen zu wählen, die sie eigentlich nicht wollen, so daß die Auswahl wiederum ganz schlecht, ja unbegreiflich wird. Schließlich – und das ist wohl heute das häufigste – wirken als Motive zur Auswahl utilitarische Zwecke, Bedürfnisfragen. Die Menschen werden im Grunde genommen nur als Mittel angesehen. Jedes persönlich | geformte Interesse, das geistig die unvermeidliche Gestalt des Lebens ist, wird als unsachlich bequem zur Seite geschoben, nicht zugunsten einer höheren Sache, sondern zugunsten handgreiflicher äußerlich faßlicher Merkmale der Eignung für die Erfüllung eines Bedürfnisses. Niveaufragen spielen kaum noch eine Rolle oder werden unter dem Namen, es käme auf »Persönlichkeit« an, gelegentlich willkürlich und ohne Verständnis für den geistigen Sinn solchen Satzes verwendet.

36

Eine dritte Möglichkeit der Auswahl wäre die *Wahl durch Majorität* durch eine Gruppe, die ihren Führer, Lehrer wählt, oder die sich durch neue Glieder ergänzt. Diese Form ist wiederum unvermeidlich für Korporationen. Das Wählen der eigenen Führer oder Lehrer aber (z.B. Wahl der Professoren durch Abstimmung seitens der Studenten nach Majorität) ist nicht notwendig und hat große Gefahren. Eigentlich kann nichts Gutes dabei herauskommen, wenn jemand den wählt, der etwa im Examen über ihn zu Gericht sitzen wird. Man wird neigen, so zu wählen, daß man möglichst gelinde durchkommt. Dann werden Schüler immer solche Qualitäten auswählen, die ihnen in die Augen stechen: erotische Eigenschaften, die unbewußt wahrgenommen sind, Fähigkeiten rein didaktisch-organisatorischer Art, Demagogeneigenschaften. Die Majorität entscheidet nach Qualitäten der »Blender«. Wohl hat gute Jugend den unbestechlichen Sinn dafür, ob der Lehrer etwas kann, ob er souverän ist, ob man bei ihm etwas lernen könne, ja auch gerade für den geistigen Rang. Sie hat den Instinkt für die persönliche Substanz, für das Echte. Aber diese Jugend wird bei Wahlen nur selten die Majorität besitzen.

#### § 4. Kommunikation

Ich bin allein für mich kein Selbst. Ich werde ein Selbst in Wechselwirkung mit dem anderen Selbst. Kommunikation ist Bedingung auch des persönlichen Daseins.<sup>60</sup> Der Geist als Wille zum Ganzwerden ist gegen alle Isolierung als bleibende. Wo Kommunikation als lebendiger Prozeß ist, muß aber auch individuelle Substanz sein. Wo keine persönliche Substanz ist, da gibt es bloßes Zerfließen und keine Kommunikation als Wachsen in Wechselwirkung. Darum ist, wo Kommunikation ist, auch Einsamkeit. Geistig ist der unendliche Prozeß der Aufhebung der | Einsamkeit und des Werdens des Selbst.<sup>61</sup> Ein isoliertes Individuum würde, sowenig es ein Selbst wäre, ebensowenig einsam sein können.

37

Die Kommunikation hat einen Unterbau in vitalen Beziehungen der Sexualität, der Männerkameradschaft; sie besteht äußerlich, bewußt, unpersönlich im Verbands, der einem Zweck, einem Nutzen dient; geistig besteht sie auf diesen Gründen als lebendige Beziehung des Einzelnen zum Einzelnen, als kämpfende Liebe, die im grenzenlosen gegenseitigen Rede- und Antwortstehen das Selbst im anderen Selbst offenbar werden läßt. Unter Aufhebung jeder Distanz – praktisch in vielen Stufen – stellen wir uns gegenseitig in Frage, nicht um Macht des Einen über den Anderen zu gewinnen, sondern um durchsichtig und klar zu werden und die letzten Impulse des Willens zum Bewußtsein zu erheben. Es ist ein Kampf im Verstehen, im Medium der unendlichen Reflexion, um ganz zu werden in einer übergreifenden Einheit mit dem Anderen; nicht um zu zerstören, sondern um unter der Gefahr der Zerstörung zu den Wurzeln unseres Daseins zu kommen. Der Prozeß ist nie vollendet, die Einsamkeit ist nur im Augenblick, nie im Wesen aufgehoben. Dieser Prozeß wird immerfort verwechselt: mit dem Wirkenwollen auf andere, dem Erziehen, der Gewinnung von Überlegenheit. Denn das Rationale, die Fülle des im Objektiven starr gewordenen Geistigen, kann als Mittel benutzt werden, um Macht zu gewinnen. Oft haben Priester – in gutem Glauben – den Menschen in Verzweiflung gebracht durch das Infragestellen in unendlicher Reflexion, durch Weckung einer hoffnungslosen Skepsis, um ihm dann die Gnadenmittel einer Kirche anzubieten und ihn zu erlösen. In anderer Weise zerreibt der an sich unbewußt verzweifelte ästhetische Reflexionsmensch in dialektischer Gewandtheit jeden, der ihm begegnet, um ihn dann allein zu lassen und für sich nur die Überlegenheit und die Zerstörung zu genießen. Gegen diesen Mißbrauch der Reflexion gibt es nur ein Mittel: selbst den objektiv gewordenen Geist, selbst die Welt der Reflexion beherrschen zu lernen. Gar nicht hilft der Trotz des Sichzurückziehens, der auch dem echten liebenden Kampf gegenüber die häufige beklagenswerte Reaktion ist. Ungeistig ist das Abbrechen der Kommunikation, die Behauptung: wir haben keinen gemeinsamen Boden. Das ist eine Selbstbewahrung im Partikularen, ein Ausweichen der Gefahr, ein trotziges Pochen auf einen fixierten, unlebendigen Glauben.

38 | In der Sphäre der Wissenschaft besteht die Kommunikation als rationale *Mitteilung* und als *Diskussion*. Was wir gefunden haben, teilen wir mit, zeigen an, berichten es. Der Prozeß der echten Kommunikation beginnt aber erst mit dem Infragestellen. Dieses bewegt sich in fachmäßigen Einzelerörterungen auf gesichertem Boden, erst an der Grenze wird es letztes Infragestellen, wird es philosophisch. Hier unterscheiden wir zwei typische Gestalten:

1. In der *Disputation* werden feste Prinzipien vorausgesetzt. In formaler Weise werden daraus Folgen abgeleitet und der Gegner mit dem Satze des Widerspruchs unter Mitwirkung zahlloser Kniffe, die die logische Eristik<sup>62</sup> seit dem Altertum bewußt gemacht hat, geschlagen. Einer siegt, die Stimmung der Disputation ist durchaus die Einstellung: wer Recht behält. Das Ende ist bei diesem bloßen Machtkampf – der übrigens in seinen Folgen für die formale Klarheit höchst nützlich sein kann, wenn er auch dem

geistigen Ganzwerden gar nicht dient –, irgendwo der Abbruch der Kommunikation nach dem Satze: *Contra principia negantem non est disputandum*.<sup>63</sup>

2. In der *Diskussion* im engeren Sinne als geistiger Kommunikation gibt es keine festen Prinzipien und keinen bis zum Sieg des Anderen festgehaltenen Standpunkt. Was man selbst und was der Andere als Prinzip voraussetzt, will erst gesucht werden. Man will klar werden über das, was man eigentlich meint. Und jedes gefundene Prinzip ist Ausgangspunkt neuer Bewegung, wenn nicht das Letzte eine Frage bleibt. Man zeigt sich gegenseitig die Voraussetzungen, die man implizite machte und arbeitet in der Diskussion an einer gemeinsamen, klarer werdenden Anschauung. Es gibt kein Ende. Es gibt keinen Sieg. Jeder, der in die Lage kommt, recht zu behalten, bekommt gerade dadurch Mißtrauen. Jedes Ergebnis ist nur Stufe.

Echte Diskussion, die keine Grenze kennt, gibt es nur zu zweien unter vier Augen. Schon der Dritte stört, verwandelt leicht die Diskussion in bloße Disputation, weckt die Machtinstinkte und den Trotz. Aber wir diskutieren trotzdem mit Vorteil auch in größerem Kreise. Hier ist der Sinn ein anderer: hier wird vorbereitet, was im Gespräch zu zweien vollendet wird, hier werden Stellungen dargelegt, Standpunkte entwickelt, es werden Ausführungen der Einzelnen aneinander gereiht, nicht scharfe | Diskussion 39 versucht, die nur in schnellem Wechselgespräch gedeiht; es wird kein Ergebnis gesucht, nicht einmal ein relatives. Daher gibt es auch spezifische Regeln für die Diskussion unter mehreren: man soll nicht wiederholen, was man gesagt hat, nicht durch solche Wiederholung sein »Rechthaben« betonen, nicht das letzte Wort haben wollen, sondern sich begnügen, seine Sache gesagt zu haben, und nun alle anderen zu hören. –

Die Kommunikation findet zwischen Menschen eine festere, zu regelmäßiger Wiederkehr führende Form in der Freundschaft zu zweien, in den Jugendbünden, in der Liebe und Ehe, dann auf dem Gebiete der Forschung in den Kreisen, die sich um einen Meister scharen, und in der Schulbildung. Die große geistige Bedeutung der Männerfreundschaften (die Brüder GRIMM, SCHILLER und GOETHE, MARX und ENGELS), der Jugendvereinigungen (Urburschenschaft),<sup>64</sup> der Ehe (SCHELLING-KAROLINE, J. STUART MILL, die BROWNINGS)<sup>65</sup> soll hier nicht vergegenwärtigt werden. Nur mag hingewiesen sein auf die innere Gegensätzlichkeit zwischen der Leidenschaft der Geschlechter für einander und der Liebe, welche geistige grenzenlose Kommunikation und lebendiges Wachsen zu ihren Momenten hat. Es ist ein existentielles, rational nicht lösbares Grundproblem geistigen Daseins, wie der Mensch liebend durch Formung und Gesetzgebung seiner Geschlechtlichkeit (die nicht etwa als bloße physiologische Sexualität verstanden werden darf) Herr wird und der mit ihr verknüpften dämonischen Leidenschaften.

Für die wissenschaftliche Forschung ist Schulbildung ein Kennzeichen der Kontinuität. Schulbildung gibt es in höchst verschiedenartigem Sinn: 1. Als Nachahmung eines Führers, dessen Arbeiten durch Analogieleistungen erweitert und vermehrt werden, dessen System ausgebaut, übertragen, reproduziert wird. 2. Als Zusammenhang

der wissenschaftlichen Tradition, der methodischen Ausbildung, so daß der Schüler so selbständig wie der Lehrer sein kann; meistens so, daß gar nicht eine einzige Persönlichkeit der Führer war, sondern eine ganze Gruppe. Es handelt sich um die Schule einer geistigen Bewegung, die durch einige Generationen anhält. Die auf gemeinsamem Boden Stehenden gewinnen durch gegenseitigen Austausch, durch Wettkampf und Prüfung das Höchstmaß von Kraftauslösung, das Interesse wird durch den Wiederhall gesteigert, die Beweglichkeit erhöht, Konkurrenz und Neid werden zu Agon und Enthusiasmus für die Sache.

40 | Schulbildungen wachsen ungerufen. Sie können nicht gemacht werden. Versucht man es, so entstehen unechte, künstliche Betriebe ohne Fruchtbarkeit. Der Zustrom der durchschnittlichen Masse zur wissenschaftlichen Forschung hat überall dort abgeleitete Scheinbildungen hervorgerufen, wo entweder eine faßliche, greifbare, äußerliche »Methodik« schnellstens für jedermann lernbar und zum Scheine anwendbar wurde, so daß nach dem Schema jeder »mitarbeiten« konnte (zum Teil in der experimentellen Psychologie und ihren Nebengebieten), oder wo neben einer formalen Denkmethode eine begrenzte Anzahl leicht lernbarer Grundbegriffe zum Subsumieren jedes beliebigen, was einem auftaucht, geeignet ist (alle philosophische Scholastik, die nur, wenn sie riesenhaft die Gedanken einer ganzen Zeit umspannt, Sinn und Wert hat).

### § 5. Persönliche und institutionelle Gestalt des Geistigen

Die geistige Existenz der Mehrzahl gehorcht einem Typus einer gegebenen Laufbahn. Der Einzelne ist einer von vielen Ähnlichen. So gehorcht der Einzelne je nach Zeit und Kultur etwa dem Typus des indischen Jogin, oder des antiken Rhetors, oder des deutschen Universitätsprofessors. Das Seltene, nie Generelle, nie zu Verallgemeinernde ist die auf sich selbst gestellte geistige Einzelexistenz. Diese wird nicht bewußt gewählt, nicht vorher gewußt und berechnet. Sie ist nicht vorher zu rechtfertigen. Sie ist die unvermeidliche Existenzform der großen schöpferischen Menschen, selbst dann, wenn sie äußerlich, aber nie in ihrer Gesamtphysiognomie, einem Typus gehorchen. Alles Neue, Bewegende, Schöpferische kommt aus der Einsamkeit einzelner, aus der Existenz solcher, die sich gegen Einordnung auflehnten, die meistens auch von ihrer Umgebung abgelehnt werden. Von ihren Schöpfungen leben dann später die typischen geistigen Existenzformen, in welchen das Gewonnene traditionell bewahrt, geordnet, ausgearbeitet, vermannigfaltigt wird<sup>i</sup>).<sup>66</sup> So sehr zunächst dieser Gegensatz | zu akzentuieren ist, der Gegensatz der individuell-selbständigen Lebensläufe, welche zugleich ein per-

<sup>i</sup> Steril und nicht zu verwechseln ist: Der geistige Epikureer in seiner Existenz unfruchtbarer Vornehmheit. Ihm gilt: Lebe in stiller Einsamkeit und nil beatum nisi quietum. Ohne Kampf, ohne Bewegung lebt er in Isolierung, wenn die ökonomischen Verhältnisse ihm ein Leben ermöglichen. Seine Freundschaft ist ruhende Befriedigung, nicht radikale Kommunikation.

sönliches und ein geistiges Schicksal sind, und der schematischen Lebensläufe, so bestehen in der Wirklichkeit natürlich Übergänge, partikulare Verwirklichungen, Abbiegungen, Ansätze. Die selbständige geistige Persönlichkeit existiert unter Bedingungen, besonders ökonomischer und soziologischer Art, und sie erscheint dadurch geformt in mannigfachen Gestalten. Die selbständige Triebkraft und schaffende Energie der Einzelnen ist zwar zu allen Zeiten, überall wo Menschen leben, faktisch wirksam, aber das Selbstbewußtsein des Einzelnen, das bewußte Ergreifen persönlichen Schicksals ist an einzelne Epochen gebunden. Und nur selten erscheinen die Riesenmenschen, die zu Beginn individualistischer Zeitalter so plötzlich und zahlreich auftauchen. Der Zerfall gebundener Zeitalter<sup>67</sup> ist eine Hauptphase des Auftretens selbständiger und selbstbewußter, schöpferischer Persönlichkeiten. Ein hohes Maß von Geistigkeit ist als selbstverständliche Tradition schon da. Gegen diese und zugleich von ihr lebend ist dann der geistige Einzelne die Grenze, ein Letztes, das zwar aus eigener Substanz, aber doch zugleich nur geweckt durch das Zersprengen eines Gehäuses, durch das Abwerfen und Überwinden von Bindungen existiert, die vorher dagewesen sein müssen. Solche Erwägungen sind nur ein Beispiel vieler möglicher. Greifbarer ist die ökonomische Bedingtheit des Einzelnen, ob er als selbständiger Aristokrat, als wandernder Bettler, als Handwerker, als Hauslehrer, als Rhetor, Literat oder wie sonst lebt. Die Fülle des hier Erforschbaren lehrt uns eines: Willensmäßig, durch bewußte Organisation, können wir keine Persönlichkeiten entstehen lassen.<sup>68</sup> Ihre Bedingungen sind grenzenlos mannigfaltig, eine Ursache, die sie notwendig entstehen ließe, kennen wir nicht, und es ist anzunehmen, daß es eine solche nicht gibt. Daher ist wünschbar, daß in allem Organisierten, soziologisch und ökonomisch Zwangsläufigen, möglichst viele Lücken bleiben, dadurch Möglichkeiten für den Einzelnen, wenn auch unter Entbehrungen, überhaupt ein gewähltes Schicksal zu ergreifen, statt bloße Unausweichlichkeiten ertragen zu müssen. Glücksfälle sind etwas Letztes, Unentbehrliches. Breite Schichten mit einem Existenzminimum und einer gewissen Muße, Pfründen, Beamtenstellungen, Mäzene usw. eröffnen Möglichkeiten, keine dieser Möglichkeiten eine Sicherheit.

| Die geistige Schöpfung und Existenz des Einzelnen ist in größter Gefahr, wirkungslos zu vergehen. Dieses Dasein bedarf der Aufnahme in eine bewußte Tradition, in ein Wissen, damit es nicht allein »unmittelbar zu Gott« in seinem wesentlichen Werte besteht, sondern auch den Nachfahren, den Anderen Weckung, Lehre, Gegenstand wird. Wissenschaftliche Leistungen im besonderen sind zudem gebunden an materielle Mittel, die dem Einzelnen selten zur Verfügung stehen und an Zusammenarbeit vieler, die nur durch eine gewisse dauernde Institution ermöglicht wird. Es bilden sich Gruppen unter einem verehrten Führer, es werden zweckbewußte Organisationen geschaffen, und so gibt es wieder sehr mannigfache dem Geiste dienende Institutionen: Schulen, Kirchen, Akademien, Universitäten, Bibliotheken, Sammlungen usw.

Solche Institutionen sind Bedingung einer geistigen Tradition. In ihnen dient der Einzelne einem Ganzen. Nun wird das Ganze wichtiger, der Einzelne bloßes Glied, in



extremer Einseitigkeit nur Mittel und Vertreter. Es ist kennzeichnend für Menschen, die an der Organisation arbeiten, »reformieren«, einrichten, umrichten, ob sie an Persönlichkeiten glauben oder an Institutionen. Persönlichkeiten allein beseelen die Institution, und sie allein auch schaffen sie als fruchtbare und wahrhaft zweckmäßige. Sie werden nicht gemacht nach irgendwelchen Prinzipien steriler Menschen. Und die alten noch gegenwärtigen Institutionen leiden nicht nur an vielem »Zopf«, sondern enthalten in ihrem lebendigen Dasein – das allerdings immer von den gegenwärtigen Menschen und ihrer Artung abhängig ist – tiefe Weisheit, von der rationalistische Reformer meistens keine Ahnung gewinnen.

In jeder Institution steckt ein rationaler, zweckhafter Mechanismus. Der bloße Mechanismus würde reiner Betrieb und tot sein. Er ist Bedingung der Tradition, aber er muß aufgenommen und relativiert sein in einem geistigen Ganzen. Daher muß man, zumal in unserer heutigen Welt der Organisation und Mechanisierung, nicht nur bedenken, wie man Organisation zwangsläufiger und sicherer macht, sondern auch, daß man sie begrenzt auf das, was seinem Wesen nach maschinenmäßig ist. Hier aber, in den Voraussetzungen und Unterbauten des Geistes, soll das Maschinenhafte auch möglichst zweckmäßig – und mit Lust an der Beherrschung durch den Zweck – durchgeführt werden (Bibliotheksordnungen, Sammlungseinrichtungen, formale Verwaltungsgeschäfte usw.). Das erweitert die Freiheit. Dann ist zu bedenken, wie man für das lebendig Geistige Spielraum und Möglichkeiten frei hält, und wie man organisatorisch indirekte Wirkungen nicht zwangsläufig herbeiführt, aber ihnen möglichst günstige Chancen gibt (z.B. der Auslese der Geistigen).

Persönlichkeit des Einzelnen und Institution sind aufeinander angewiesen. Die Polarität ist nie ohne Spannung, aber drängt immer zur Synthese. Ein ruhiger Ausgleich wäre der Tod.

In jeder Institution gibt es Über- und Unterordnung, gibt es Rangordnung. Es sollen nicht nur die faktischen Niveauunterschiede der Menschen anerkannt werden, sondern vor allem ist jede zweckhafte Einrichtung ohne Leitung undenkbar. So finden sich ursprünglich frei die Schüler um einen Forscher zusammen, so herrscht später institutionell der Direktor über sein wissenschaftliches Institut und alle seine Assistenten. Es liegt auf der Hand, daß solche Herrschaft immer nur dann erträglich und sogar ersehnt ist, wenn der Führer auch faktisch der produktivste Kopf ist und der geistigste Mensch. Das sind in dauernden Institutionen Glücksfälle. Unerträglich wird die Herrschaft der Kümmerlichen, die sich ihre Geistlosigkeit nicht eingestehen und die Unzufriedenheit mit der eigenen Substanz ausgleichen wollen durch den Genuß einer äußerlich sichtbaren Herrschaft. Vortrefflich sind die produktiven Köpfe, die zur Leitung eines Institutes berufen, im Bewußtsein ihrer begrenzten Kräfte jedem lebendigen Impuls der ihnen Unterstellten Freiheit lassen und ihren Ehrgeiz darin sehen, daß diese Besseres leisten möchten als sie selbst.

## | ZWEITES KAPITEL DIE IDEE DER UNIVERSITÄT

44

Es bedarf nur der Zusammenfassung und Akzentuierung der bisher entwickelten Gedanken, um sich der Idee der Universität bewußt zu werden. Wir nehmen als Ausgangspunkt die geläufigen Antworten auf die Frage nach dem Zweck der Universität. Man bekommt drei Antworten: Es komme an auf die *Fachschulung zum Beruf*; die Universität sei eine *Bildungsschule*, die ihren Zweck im Menschen sehe; sie sei eine *Forschungsanstalt*, deren Sinn in der Mehrung der Erkenntnis bestehe und in der Heranziehung junger Gelehrter. Zwischen solchen Möglichkeiten hat man ein Entweder-Oder aufgestellt und gefragt, was man denn eigentlich von der Universität wolle; alles könne sie nicht leisten, man müsse sich für einen Zweck entscheiden. Damit fordert man wohl eine Auflösung der Universität und die Einrichtung besonderer Fachhochschulen, Bildungshochschulen – letztere vielleicht in der Form besonderer Fakultäten, welche an den Universitäten nur der Bildung dienen sollen – und Forschungsanstalten. Andere wieder meinen gutmütig, es ließen sich diese Zwecke wohl verbinden, und man könne unter Abwägung und sorgfältiger Begrenzung der einzelnen Zwecke wohl allen zugleich gerecht werden.

In der Idee der Universität bilden aber diese getrennten Zwecke eine Einheit. Ein Zweck läßt sich vom anderen nicht lösen, ohne die eigentlich geistige Substanz der Universität zu vernichten und sich selbst verkümmern zu lassen. Alle drei Zwecke isolieren nur eine Seite eines lebendigen Ganzen, und in der Isolierung dieser Zwecke tritt ein Absterben der Geistigkeit ein. Dies suchen wir uns zu vergegenwärtigen:

Das erste Prinzip der Universität ist die *Verbindung von Forschung und Lehre*;<sup>69</sup> nicht weil man aus ökonomischen | Gründen durch Häufung der Arbeit auf einen Menschen sparen wollte; nicht weil man nur so die materielle Existenz der Forscher ermöglichen könnte; sondern weil der Idee nach der beste Forscher zugleich der einzig gute Lehrer ist. Denn der Forscher kann zwar didaktisch ungeschickt sein, er kann ungeschickt sein zur bloß tradierenden Vermittlung eines zu lernenden Stoffes. Aber er allein bringt in Berührung mit dem eigentlichen Prozeß des Erkennens, mit dem Geist der Wissenschaften, statt mit den toten, lernbaren Ergebnissen. Er allein ist selbst lebende Wissenschaft, und im Verkehr mit ihm allein ist die Wissenschaft, wie sie ursprünglich existiert, anschaulich. Er weckt gleiche Impulse im Schüler. Er führt ins Zentrum der Wissenschaft, an ihre Quelle. Nur wer selbst forscht, kann lebendig lehren. Der Andere tradiert nur Festes, didaktisch geordnet. Die Universität aber ist keine Schule, sondern Hochschule.

45

Für den besonderen fachlichen Beruf ist die beste Ausbildung nicht das Erlernen eines endgültigen und abgeschlossenen Wissens sondern die Schulung und *Entfaltung der Organe zu wissenschaftlichem Denken*. Dann ist durch das Leben hindurch eine weitere geistig-wissenschaftliche Ausbildung möglich. Für die eigentliche Berufsausbildung kann die Universität überall nur die Basis geben, die Ausbildung selbst erfolgt in der Praxis. Für diese Ausbildung in der Praxis sollen die besten Bedingungen geschaffen werden. Man muß Methoden und Gesichtspunkte des Fragens geübt haben, man muß von der Idee erfüllt sein, man muß fachmäßig irgendwo bis auf den letzten Grund gekommen sein. Man braucht aber nicht die Gesamtheit der fachmäßigen Ergebnisse im Kopf bereit zu haben. Das ist, wo es der Fall ist, doch nur eine vorübergehende Illusion. Denn nach dem Examen wird schnell vergessen. Nicht das Wissen hilft, sondern die Fähigkeit, durch eigene Initiative sich überall das erforderliche Wissen zu verschaffen, die Fähigkeit, fragen zu können, die Dinge denkend unter Gesichtspunkten aufzufassen. Diese Fähigkeit aber wird nicht durch Erlernung von Wissensstoff erworben, sondern durch die Berührung mit der lebendigen Forschung. Das schließt nicht aus, daß überall auch das Technische, das Stoffliche, das didaktisch zu Ordrende gelernt werde. Dieses aber kann auf selbständiges Bücherstudium zu einem großen Teil abgeschoben werden. »Die hohe Schule ist kein Gymnasium«, sagte man noch vor einem | halben Jahrhundert.<sup>70</sup> Auch ist es durchaus sinnvoll, im theoretischen Studium möglichst viele solche Stoffe heranzuziehen, die zugleich für spätere Praxis wichtig sind. Aber das Wichtigste bleibt der bewegliche wissenschaftliche Geist und das Erfassen der eigentlichen Probleme und Fragestellungen, die Beherrschung der Methoden.

Die Universität ist ihrem Namen nach *universitas*).<sup>71</sup> Das Erkennen und Forschen besteht, wenn es auch nur in Facharbeit gedeiht, doch auch nur als ein Ganzes. Wissenschaftliche Lebendigkeit besteht nur in *Beziehung auf ein Ganzes*. Jede einzelne Wissenschaft ist ein solches Ganzes und hat insofern philosophischen Charakter, und die einzelne Wissenschaft existiert in Beziehung auf das Ganze der wissenschaftlichen Erkenntnis überhaupt. Darum ist es der Sinn der Universität, ihren Schüler mit der Idee dieses Ganzen seiner besonderen Wissenschaft und der Idee des Ganzen des Erkennens zu erfüllen. In diesem Sinn ist jeder wissenschaftlich bewegte Mensch »philosophisch«. All der Schulbetrieb, der Erwerb der Routine und des Stoffwissens wird dann schädlich, wenn er nicht in bezug auf die Idee der Wissenschaft bleibt oder gar das Erfülltwerden von ihr hemmt oder lähmt.

Die Richtung auf die *universitas* ist nicht weniger als das Legen der Keime zur lebenslänglichen Entfaltung wissenschaftlichen Auffassens und Erkennens, Voraussetzung für alle geistigen Berufe, die nicht allein auf Ausübung einer Technik, einer fachmäßigen Routine beruhen. Der Arzt, der Lehrer, der Verwaltungsbeamte, der Richter, der Pfar-

<sup>1</sup> Der Name hatte ursprünglich den Sinn: Universitas der Lehrer und Schüler, ist aber längst im oben gemeinten Sinn umgedeutet worden.

rer, alle sind im Beruf beschäftigt mit dem ganzen Menschen, mit der Totalität der Lebensverhältnisse, wenn auch jeder von ganz anderer Seite her. Die vorbereitende Ausbildung für diese Berufe ist geistlos und macht im Berufe unmenschlich, wenn sie nicht auf das Ganze führt, die Auffassungsorgane entwickelt und den weiten Horizont zeigt, wenn sie nicht »philosophisch« macht. Mängel in der Fachroutine, die unter allen Umständen zur Zeit der Staatsexamina in erheblichem Maße bestehen, können im Laufe der Praxis beseitigt werden. Fehlt aber jener Boden geistiger wissenschaftlicher Ausbildung in Einstellung auf Ganzheiten oder Ideen, so ist alles weitere hoffnungslos.

| Die Richtung auf das Ganze ist »*philosophisch*«, daher ist alle Wissenschaft philo- 47  
sophisch, sofern sie nicht über den Mitteln den Zweck vergißt, nicht im Lexikalischen, in den Apparaten, in den Sammlungen, im Technischen und im bloß Vereinzelt untergeht und die Idee verliert. KANT hat gesagt, daß die Würde, das ist der absolute Wert der Philosophie, allen anderen Erkenntnissen erst einen Wert gebe.<sup>72</sup> Das heißt nicht, nun sollten alle Philosophie studieren. Mancher Forscher hat seinen philosophischen Impuls außer in seinen neuen Fragestellungen auch in seinem Schelten auf »die Philosophie« gezeigt. Auf die Philosophie *in* der Wissenschaft kommt es an wie auf die Philosophie *im* Leben, nicht auf philosophisches Gerede, philosophische Arabesken und Einleitungen, philosophische Terminologie – das ist meist jene gescholtene schlechte Philosophie.<sup>73</sup> Es kommt an auf den philosophischen Impuls, von dem die Forschung ausgeht, die Idee, die sie führt, den Sinn, der der Forschung Wert und Selbstzweck gibt. Darum ist diejenige Philosophie allein wertvoll, die Sauerteig der Wissenschaften<sup>74</sup> wird und die den wissenschaftlichen Menschen zu prägen vermag, diejenige Philosophie, die der Idee nach die ganze Universität durchdringt. Das Dasein besonderer philosophischer Lehrstühle und einer besonderen esoterischen Philosophie, die ohne Berührung mit dem Ganzen scheinbar als besondere Fachwissenschaft gedeiht, ist eine Einzelfrage der Organisation und des Unterrichts.

In der Idee der Universitas, der philosophischen Totalität, liegt das Geistige der Wissenschaft. Innerhalb des Erkennens soll möglichst allseitige Beziehung eintreten. Auch im wissenschaftlich-persönlichen Leben fordert die Idee die intensivste *Kommunikation*, nicht in der Form der bloßen Geselligkeit, sondern in der Sphäre des Wissenschaftlichen und Geistigen. Daher soll die Universität der Idee nach der Rahmen sein, innerhalb dessen Forscher untereinander und Forscher und Schüler in nächste Verbindung der Diskussion und der Mitteilung treten. Diese Kommunikation kann der Idee nach nie die eines Meisters oder die eines bloß tradierenden Lehrers zum Schüler sein, sondern wesentlich die sokratische Beziehung, die kämpfend infrage stellt, um sich gegenseitig zu durchdringen und offenbar zu werden. Das Gehobensein durch diese Atmosphäre der Kommunikation der Gemeinschaft in Ideen schafft die günstigsten Vorbedingungen für die zuletzt immer einsame wissenschaftliche Arbeit.

| Das Erkennen richtet sich auf Gegenstände. Nicht aus dem Kopf allein kann das Erkennen produziert werden – das gelingt nur in Grenzfällen der Mathematik und Lo- 48

gik, in denen wir, was wir denken, selbst konstruieren oder jeden Augenblick in der Alltagserfahrung vorfinden. Vielmehr bedarf der Erkennende überall des *Stoffes*, der empirischen *Anschauung*, des *Materials*. Die Universität als Institution schafft es herbei, bietet es dem Forscher und Studierenden an: Institute, Sammlungen, Bibliotheken, Kliniken; die Objekte selbst oder deren Abbildungen, Apparate und Präparate. Die toten Objekte reichen nicht aus für die gesamte Welt des Wißbaren. Die Geistigkeit ist nur als lebendige und gegenwärtige da. Das Selbstbewußtsein einer Zeit und einer Kultur spricht sich in Begriffen aus, wenn der denkende Mensch mit seiner Existenz in Wechselwirkung mit der Zeit, in Verkehr mit geistig produktiven Menschen steht, in unmittelbarer Erfahrung die Gegenwart kennen lernt. Daher besteht an der Universität als Grundlage, als Hintergrund des Denkens ein Fluidum geistigen Lebens, eine niemals einzufangende, auch nicht willensmäßig oder durch Institution herbeizuführende Beweglichkeit der Menschen, eine persönliche, verschwiegene Schicksalhaftigkeit. Es bilden sich Kreise und menschliche Beziehungen unberechenbarer Art, die kommen und gehen, und die Universität wird arm, wenn dieser menschlich-geistige Untergrund nicht mehr pulsiert, nur noch Pedanten und Philister mit dem ihnen fremden Stoff sich abgeben, und es nur noch Philologie, keine Philosophie, nur noch technische Praxis, nicht mehr Theorie, nur noch endlose Tatsachen, keine Idee mehr gibt. Eine Erweiterung der immer begrenzten Welt der Universität durch Reisen, durch Aufnahme von Gästen, durch möglichst weite und in die persönliche Tiefe gehende Beziehungen auch auswärtigen Verkehrs, durch Teilnahme an praktischen Aufgaben, zu denen vielleicht Glieder der Universität berufen werden, denen andere (die Ärzte) ständig dienen, alles das kommt der Universitätsidee zu Hilfe, wenn es sich mitteilt und sich umsetzt in Gedachtes und Wiederhall findet in der Welt der forschenden Genossen.

49 | In der Idee der Universität scheint ausschließlich die Ausbildung geistig bewegten Erkennens zu liegen. Das dritte Moment neben Forschung und Fachschulung, die *Bildung* zum geprägten Menschen, scheint damit nicht in notwendigem Zusammenhang zu stehen. In der Tat, nicht jede beliebige Bildung und nicht eine bewußte und endgültige Bildung ist Moment der Universitätsidee, aber innerhalb des Gesamtbildes eines Menschen spielt die rationale und philosophische Prägung eine so entscheidende Rolle, daß mit dem Ergriffensein von der Idee der Universität, von dem grenzenlosen Willen zum Forschen und Klären, eine zwar für viele Sphären des Lebens unbestimmte, aber doch eine Bildung verknüpft ist: sie fördert die Humanitas,<sup>75</sup> d.h. das Hören auf Gründe, das Verstehen, das Mitdenken auf dem Standpunkt eines jeden anderen, die Redlichkeit, die Disziplinierung und Kontinuität des Lebens. Aber diese Bildung ist natürlicher Erfolg, nicht bewußtes Ziel, und durch die Aufstellung der Bildung zu einem besonderen, in Loslösung von den Wissenschaften erreichbarem Ziel, wird die Idee der Universität verraten. Mag man nun an eine dünne »humanistische« Bildung denken, die statt philologisch-methodischer Schulung bloße Ergebnisse und anschauliche schöne Dinge zum Genusse und Gerede darbieten und Chaos statt Bildung fördern

würde. Oder mag man an ernstere Bildungsprozesse denken, die in die Seele greifen, indem sie an das religiöse Zentrum rühren: die Universität ist keine Kirche, kein Orden, kein Mysterium, nicht der Ort für die Wirksamkeit von Propheten und Aposteln. Ihr Grundsatz ist: auf intellektuellem Gebiet alle Werkzeuge, alle Möglichkeiten zu geben, an die Grenzen zu führen, den Lernenden aber in allen Lebensfragen, in allem Entscheidenden des Handelns auf sich selbst zu verweisen, auf seine eigene Verantwortung, die gerade durch das Erkennen erst recht geweckt und auf das höchstmögliche Niveau und in das hellste Bewußtsein der Bedeutung gebracht wird. Die Universität stellt die Anforderung rücksichtslosen Erkennenwollens. Da Erkennen nur in selbständiger Initiative möglich ist, ist ihr Ziel diese Selbständigkeit und damit für das Leben überall: die eigene Verantwortung des Einzelnen. Sie kennt innerhalb ihrer Sphäre keine Autorität, sie verwirft jede Autorität und respektiert nur die Wahrheit in ihren unendlichen Gestalten, diese Wahrheit, die alle suchen, die aber niemand endgültig und fertig besitzt. Bei allem ist nicht zu vergessen, daß in der Wertung jedes wissenschaftlich, d.h. philosophisch berührten Menschen, ob Forscher oder Schüler, die Forschung, das Erkennen Selbstzweck ist. Was *der* Zweck des Daseins, das Endziel sei, ist im allgemeinen durch keine bloße | Einsicht zu entscheiden. Hier ist jedenfalls *ein* Endzweck: die Welt will erkannt werden.<sup>76</sup> An der Universität hat die Forschung nicht nur ihren Platz, weil sie die besten Grundlagen für die wissenschaftliche Erziehung zu praktischen Berufen gibt, und weil sie Einschlag einer erwünschten Bildung ist, sondern weil die Universität für die Forschung da ist, in ihr ihren Sinn erfüllt. Der Student ist der Potenz nach angehender philosophischer Gelehrter, und er bleibt sein Leben lang ein philosophisch wissenschaftlicher Mensch, wenn er in jene Bewegung dauernden Wachsens der Idee eingetreten ist, auch wenn er sich auswirkt im praktischen Beruf der Wirklichkeitsgestaltung, die nicht weniger produktiv ist als die wissenschaftliche Leistung im engeren, literarisch sichtbaren Sinn.

50

Das Durchdrungensein von der Idee der Universität ist Element einer *Weltanschauung*.<sup>77</sup> Man könnte die Folgerung ziehen wollen, also habe nur diese Weltanschauung an der Universität ihren Platz. Das hätte ein exklusives Verhalten der Idee, ein Prüfen des Anderen auf seine Weltanschauung zur Folge. Gerade das widerspricht der Universitätsidee. Sie prüft nicht die Weltanschauung, sondern die wissenschaftliche Leistung und die Geistigkeit, das geistige Niveau eines Menschen, den sie zu ihrem Gliede machen möchte. Sie unterscheidet sich von allen sektenhaften, kirchlichen, von allen fanatischen Kräften, die ihre Weltanschauung aufdringen und in ihren exklusiven Kreisen entfalten wollen, dadurch, daß sie nur frei gedeihen will und lieber zugrunde geht, als sich durch äußerliche Mittel äußerlich zu sichern, sich vor fremder Geistigkeit sorgsam zu hüten, sich dem an die Wurzel gehenden geistigen Kampf zu entziehen. Nur auf eines kann sie bei ihren Gliedern nie verzichten, auf fachliche, wissenschaftliche Leistung, auf handwerkliche Tüchtigkeit und auf »Niveau«. Im übrigen aber wird sie selbst Menschen in sich aufnehmen, die das *Sacrificio del intelletto*<sup>78</sup>

begehen, selbst solche, die ihrerseits, wenn sie die Macht hätten, intolerant und exklusiv wären. Sie vertraut darauf, daß sie das ertragen kann, setzt sich gern der Infragestellung aus, mag nur in Bewegung, nicht in ruhigem Besitz leben. Der Idee wäre es ungemäß, irgendeinen Mann von geistigem Rang, der tatsächliche wissenschaftliche Leistungen zeigt und fortdauernd wissenschaftlich arbeitet – auch wenn diese Wissenschaft letzthin im Dienste eines fremden Interesses steht –, abzulehnen. Ebenso | un-

51 gemäß wäre es, zu verlangen, für »jede Weltanschauung« Vertreter an der Universität – wenigstens in philosophischen, historischen, soziologischen, staatswissenschaftlichen Fächern – zu schaffen. Wenn auf dem Boden einer Weltanschauung tatsächlich keine Persönlichkeit von wissenschaftlich erheblichem Rang entstanden ist, so kann diese Weltanschauung sich im Reiche der Wissenschaft auch nicht zur Geltung bringen. Die Neigung des einzelnen Menschen ist es gewiß, daß er am liebsten mit Gesinnungsgenossen zusammenlebt. Sofern er zur Idee der Universität sich bekennt und bei der Auswahl der Menschen mitzureden hat, wird er gerade dazu neigen, das Entfernteste heranzuziehen, Möglichkeiten des Kampfes zu schaffen, die Spannweite des geistigen Umfangs – auch wenn es mit Gefahren verknüpft ist – zu erweitern, vor allem aber wissenschaftliche Leistung und geistigen Rang allein entscheiden zu lassen. Es ist also das unvermeidliche Resultat, daß die Idee der Universität es nicht nur zuläßt, sondern fordert, Persönlichkeiten in ihren Körper aufzunehmen, die ihr selbst widersprechen und die Formulierungen dieser Idee für sich ablehnen würden. Sofern diese Persönlichkeiten ihre außerwissenschaftlichen Glaubensinhalte und Autoritäten innerhalb der Universität nicht nur zum Gegenstand der Darstellung und Diskussion machen, nicht nur als Impuls für ihre Forschung wirken lassen, sondern die Universität damit zu beherrschen suchen, in der Auswahl von weiteren Persönlichkeiten zunächst auf ihre Gesinnungsgenossen blicken, wissenschaftliche Freiheit durch prophetische Propaganda ersetzen, dann und nur dann würde die Idee der Universität sich in den anderen Gliedern der Institution aufs schärfste widersetzen.

Die *Freiheit* des Lebens in der Idee hat auf den ersten Blick wunderliche und »gefährliche« Folgen. Da dieses Leben nur aus eigener Verantwortung gedeiht, wird schon der Student auf sich selbst zurückgewiesen. Der Freiheit der Lehre entspricht die Freiheit des Lernens. Keine Autorität, keine vorschriftsmäßige Lebensführung und schulmäßige Studienleitung darf den Studenten beherrschen. Er hat die Freiheit zu verkommen.<sup>79</sup> Oft ist gesagt worden: Man muß Jünglinge wagen, wenn Männer entstehen sollen.<sup>80</sup> Wohl spielt auch der scholastische Unterricht eine große und berechtigte Rolle, das Lernen im engeren Sinn, das Üben der Methode – aber der Student hat die

52 freie Wahl, wieweit er ihn | mitmachen will, wo er ohne Lehrer mit Büchern weiterkommt. Die sokratische Beziehung ohne Autorität, auf gleichem Niveau, ist auch zwischen Professor und Student die der Idee entsprechende. Aber das ist keine gutmütige Menschlichkeit, sondern diese Beziehung ist mit strengem, gegenseitigem Anspruch verbunden. Es gilt überall nur geistige Aristokratie, nicht der Durchschnitt.<sup>81</sup> Wir le-

ben miteinander unter der Voraussetzung, gegenseitig in uns an das höchste Können und die Idee zu appellieren, die unser Leben durchdringen soll. Unser Feind ist die gemütliche Behaglichkeit und die Philistrosität. Wir haben die ursprüngliche Sehnsucht zu den uns Überlegenen. Die Liebe zum großen Manne, dessen Existenz der höchste Anspruch an uns ist, beflügelt uns. Und doch bleibt überall die Beziehung sokratisch. Wenn auch Rangordnung anzuerkennen Lebensbedingung des immer aristokratischen geistigen Lebens ist, so wird darum doch niemand Autorität. Selbständigkeit und Freiheit – beim Menschen nicht im zufällig subjektiven sondern im ideellen Dasein – hat noch das Sandkorn gegenüber dem Felsen. Auch das Sandkorn ist Substanz. Die Geltung der geistigen Aristokratie bedeutet für den Einzelnen nur Anspruch gegen sich selbst, nur Verpflichtung, nicht Überlegenheit und Anspruch gegen andere. Das Grundbewußtsein des Einzelnen als Gliedes der Universität, des Professors und des Studenten, ist, daß er arbeiten und sich anstrengen soll, als ob er zu Höchstem berufen sei, aber daß er dauernd unter dem Druck steht, ob er sich bewähren wird, ob er zureichend ist. Es ist das beste, in dieser Hinsicht der Selbstreflexion keinen breiten Raum zu geben, aber auch keine Anerkennung von außen zu beanspruchen.

Man hat wohl gesagt, die Studenten sollten *Führer* des Volkes werden, und man hat gar den wunderlichen Begriff einer Führerhochschule gemacht.<sup>82</sup> Das liegt nicht in der Idee der Universität. Sie beansprucht nicht Autorität. Führer kommen aus allen Ständen und Schichten. Sachkunde wird überall, nicht nur an der Universität, erworben. Die akademische Bildung gibt hier kein Vorrecht. Man möchte wohl vom Führer »Geistigkeit« fordern. Aber faktisch sind die Führer oft von anderer Qualität. Die Welt ist nicht der platonische Philosophenstaat. Machtwille, Entschlossenheit, Umsicht, Augenmaß für gegenwärtig konkrete Realitäten, praktische Übung und Erfolg, besondere Charaktereigen[schaften] sind das Entscheidende. Führer können auch aus den Kreisen akademischer Bildung kommen. Jedoch ist der allgemeine Typus akademischer Berufe kein Führertypus. Der Seelsorger, der Arzt, der Lehrer usw. sind wohl »Führer« in einem begrenzten Sinn, entweder durch formale Autorität (die mit der Universitätsidee nichts zu tun hat), solange sie in der Gesellschaft anerkannt wird, oder durch ihre Menschlichkeit und Geistigkeit, die sich in der einzelnen Persönlichkeit durchsetzt, aber auch immer wieder in Frage gestellt wird und nie auf Anspruch beruht, sondern sokratisch, nicht autoritativ wirkt; oder durch Sachkunde, die sich nützlich erweist, in den Sphären dieser Sachkunde. –

53

Der Studierende und der Professor soll die Universität nicht als zufällige staatliche Institution, nicht als bloße Schule und nicht als eine Berechtigungen erteilende Maschinerie ansehen, sondern der Idee der Universität teilhaftig werden, dieser abendländischen, übernationalen, hellenisch-deutschen Idee.<sup>83</sup> Diese Idee ist nicht handgreiflich faßbar, nicht äußerlich sichtbar, nicht laut und pathetisch, sie glimmt in der Asche der Institutionen und flammt von Zeit zu Zeit in einzelnen Menschen und Gruppen von Menschen heller auf. In ihr zu leben, verlangt nicht immer offizielle Zugehö-



rigkeit zur staatlichen Institution, ja kann sogar mit aktueller Feindschaft verbunden sein. Aber die Idee drängt auch zur Institution und fühlt sich in der Isolierung unvollkommen und unfruchtbar. In ihr zu leben, gibt der Existenz Struktur und Farbe und nimmt sie auf in ein Ganzes.

## | DRITTES KAPITEL

### ABHÄNGIGKEITEN UND AUSWIRKUNGEN DER UNIVERSITÄTSDIEE IN DER WIRKLICHKEIT

54

#### § 1. Der Universitätsunterricht

Der Student kommt zur Universität, um Wissenschaften zu studieren und sich für einen Beruf vorzubereiten. Trotzdem Aufgabe und Situation scheinbar klar sind, ist aber der Student oft ratlos. Zunächst überwältigt ihn die *Menge des Lernbaren*, er fragt, wo er anfangen, wie er urteilen soll, worauf es vor allem ankommt. Einführungsvorlesungen, Übungskurse, Studienpläne helfen zum Teil über diese Schwierigkeiten hinweg; letztthin muß er sich in der Welt der Vorlesungen und Übungen doch selbst helfen. Aber der junge Student erwartet von der Universität instinktiv mehr. Zwar studiert er ein Fach und denkt an einen Beruf, jedoch die Universität, ihm in ihrem ererbten Glanz erscheinend, repräsentiert das Ganze der Wissenschaften, und er hat Ehrfurcht vor diesem Ganzen; er erwartet von dieser Totalität etwas zu spüren, denkt wohl, begründete *Weltanschauung* hier zu finden. Der Weg zur Wahrheit überhaupt soll ihm aufgetan, die Welt, die Dinge, die Menschen und Verhältnisse sollen ihm klar und durchsichtig werden, und das Ganze soll sich ihm langsam in einer unendlichen Ordnung, einem Kosmos darstellen. – Auch damit würde die Jugend noch nicht zufrieden sein. Der junge Mensch fühlt das Leben meist verantwortlicher und ernster als in späterem Alter, er fühlt sich bildsam und voller Möglichkeiten, ist sich bewußt, daß noch vieles zukünftig entschieden wird, und daß es zu gutem Teil an ihm liegt, was aus ihm wird. Er fühlt, daß es auf die alltägliche Lebensführung ankommt, auf jede Stunde und jede innere Regung seiner Seele. Der junge Mensch *will erzogen sein*, sei es in Unterwerfung unter einen | Meister, sei es in Selbsterziehung, sei es in kämpfender und liebender Kommunikation mit Gleichstrebenden.

55

Für den Jüngling ist der Idee nach wissenschaftliche Arbeit geistige Arbeit, d.h. sie ist bezogen auf das Ganze des Wißbaren, und sie ist bezogen auf die Existenz seiner selbst, seine Entfaltung und Prägung. Man spricht an der Universität darum nicht nur von Wissenschaft, sondern von Weltanschauung, von Geist und von Erziehung.

Der erste Enthusiasmus hält nicht stand, die Erwartungen werden an der Universität selten erfüllt. Vielleicht war sich der Mensch nie recht klar, was er wollte und was er tat, jedenfalls wird er nun oft chaotisch, gibt das eigentliche Streben auf und verrennt sich in sehr verschiedenartigen Sackgassen: er lernt zum Examen und beurteilt

alles nur danach, was es für das Examen bedeutet; die Studienzeit empfindet er als peinliche Übergangszeit zur Praxis, von der er nunmehr das Heil erwartet; er erklärt, er sei wohl zu dumm, verstehe das Wesentliche doch nicht und resigniere für einen Fachberuf; oder er übersteigert und entleert seinen früheren Enthusiasmus zu bloßer Schwärmerei, wird in der eigentlichen Arbeit immer fauler, will die Idee, das Ganze, das Tiefste direkt erfassen ohne die ihm widerwärtige Mühe, in der er nur Unlebendiges, Dürres, Unwichtiges zu ergreifen meint; er hält das Lesen einiger schöner Bücher für wissenschaftliche Arbeit, und er verkehrt das Streben schließlich so sehr, daß er Erbaulichkeit statt Wissenschaft sucht und das Katheder als Kanzel ansehen möchte.

Den Einzelnen führt in glücklichen Fällen sein persönlicher Genius den rechten Weg, d.h. einen Weg, der in sich Kontinuität, Entwicklung, Zielhaftigkeit hat. Zuletzt gilt auch hier: am weitesten kommt, wer nicht weiß, wohin er geht.<sup>84</sup> Eine analysierende Betrachtung unter der Idee eines Ganzen kann niemandem den Weg direkt zeigen, das könnte nur ein Erzieher als Meister von Person zu Person beanspruchen. Aber die Betrachtung kann die Möglichkeiten zeigen, kann Grenzen und Unterschiede deutlich machen, Verwechslungen verhindern. Wer Wissenschaft will, wird auch hier, in den Fragen der Führung, Auswahl, Ordnung und Zielsetzung seiner geistigen Arbeit, nachdenken, weil der Wille zum Wissen zugleich ein Wille zur Helligkeit im eigenen Tun, zur Klarheit der Methoden, zum Bewußtsein seiner selbst ist, und | ein Wille gegen unkritisches Hinnehmen und bloße Gewohnheit, gegen Verschwommenheit und leere Schwärmerei. Dieses Streben für die geistige Existenz durch Klarheit zu unterstützen, nicht zu lenken, dient eine analysierende Betrachtung.

Die wissenschaftliche Arbeit enthält drei Momente:

1. Die Arbeit im engeren Sinne besteht im *Lernen und Üben*, in der Erweiterung des Besitzes an Wissen und der Beherrschung der Methoden. Sie ist die Grundlage alles weiteren, sie bedarf am meisten der Disziplin und Ordnung, sie nimmt zeitlich den größten Umfang ein, sie kann jederzeit willkürlich in Angriff genommen werden. Durch sie schaffen wir uns die Mittel und Voraussetzungen, bilden wir unsere Werkzeuge, durch sie gewinnen wir, wenn wir wissenschaftlich etwas Neues gefunden haben, den klaren Ausdruck, die methodische Kontrolle, die eigentliche Durcharbeitung und Verifikation dessen, was sonst bloßer Einfall bleibt. Diese Arbeit des Fleißes kann niemand gering achten. Hier ist der gute Wille mächtig. Mit dieser Arbeit soll der Student sofort beginnen, wie er es auf der Schule gelernt hat. »Je früher der Mensch gewahr wird, daß es ein Handwerk, daß es eine Kunst gibt, die ihm zur geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlagen verhelfen, desto glücklicher ist er.« (GOETHE.)<sup>85</sup> Wer allerdings auf dieses Handwerkliche pochen wollte und dadurch allein seiner Geistigkeit Wert geben möchte, wäre ein hoffnungsloser Pedant, im endlos Stofflichen verloren. Ungeistigkeit und bloßer Fleiß wenden sich so in unedlem Ressentiment wohl gegen wahre Geistigkeit, in der noch weitere Momente entscheidend wirksam sind.

2. Damit das Arbeiten nicht bloße Endlosigkeit werde, damit Sinn und *Idee* darin sei, bedarf es eines durch guten Willen allein nicht Erwerbbaaren. Ideen, selbst nicht rational und nicht als richtig einsichtig, geben den Erkenntnissen erst ihre Wichtigkeit, dem Forscher die treibende Kraft. Ideen wachsen und bewegen und sind nicht willkürlich herbeizuzwingen, wachsen aber auch nur bei dem Menschen, der stetig arbeitet. »Einfälle« kommen unberechenbar. Das Irrationale, durch das und in dem das Rationale allein gedeiht, die Sprünge des Geistes, alles dieses Nichtklare, Nichtmechanischzumachende und nicht rational Durchschaubare bedarf der Pflege. Der geistige Wissenschaftler gehört zu denen, die »immer daran denken«, die von ihrem Studium ganz durchdrungen sind. Spezifisch ungeistig ist die Trennung von Arbeit und Amüsement. Das »Immerdarandenken« ist die Bedingung, daß Einfälle kommen, und auch insbesondere, daß sie ernst genommen werden. Mancher hatte einen guten Gedanken und hat ihn nichtachtend schnell vergessen.

57

3. Der Grundlage der Fleißarbeit und dem Leben des Ideellen gegenüber hat der wissenschaftliche Mensch ein *intellektuelles* und *geistiges Gewissen*. Überall sieht er, daß er sich dem guten Glück, einem dunklen Instinkt anvertrauen muß, aber überall auch will er, soweit ein redliches Bewußtsein reicht, Kontrolle und Herrschaft über seine Arbeit. Gegen das Gewissen ist ihm der endlose stupide Fleiß ohne Ziel, und gegen das Gewissen ist ihm bloßes Gefühl und Glauben, bloße Stimmung und Erbauung, die sich ihm nicht umsetzen in Gestalt und Tätigkeit. Das Zufällige und Isolierte sucht er immer auf ein Ganzes zu beziehen, er erstrebt die Kontinuität, wehrt sich gegen willkürliches Abbrechen, und bricht doch ab, wenn sein Gewissen ihn zwingt, einem weiterführenden »Einfall« zu folgen, der nun seinerseits in intensiver Kontinuität verfolgt wird. Häufiges Abbrechen und Neuanfangen erregt sein tiefstes Mißtrauen, ebenso wie absolute regelmäßige Kontinuität des Fleißes. Weil er zu den tiefsten Gründen der Ideen strebt und diese in seiner Arbeit zur Geltung kommen lassen will, ist er der Mode und dem bloß Aktuellen wenig zugänglich, aber der Gegenwart, dem Augenblick als dem leibhaftigen Dasein des Ewigen aufgeschlossen. Er vermag sich einzuspinnen und er weiß, daß niemand von außen beurteilen kann, ob er recht handelt. Sein geistiges Gewissen entscheidet und kann durch keinen Rat von außen erleichtert werden.

Die aus diesen drei Momenten bestehende geistige Arbeit soll an der Universität gedeihen. Der Unterricht soll ihr dienen, durch positive und negative Eigenschaften seiner Form. Der äußeren Form nach haben wir *Vorlesungen*, *Übungen*, *Diskussionen* in kleinen Kreisen, die für eine begrenzte Anzahl privatissime stattfinden, und Diskussionen zu zweien. In den Vorlesungen wird lernbares Wissen so vorgetragen, daß die Methoden seines Erwerbs und seiner Begründung dem Hörer lebendig gegenwärtig werden. Bloße Ergebnisse stehen in den Büchern. Der Hörer macht sich Notizen, hat die Aufgabe, über das Vorgetragene nachzudenken, durch Bücherstudium oder praktische Erfahrungen sich zu den Vorlesungen vorzubereiten und das Gelernte zu erweitern. | In den Übungen werden die Methoden im praktischen Umgang mit dem Stoff,

58

den Apparaten, den Begriffen im konkreten Fall zu eigen gemacht. Sie sind durch eigene Initiative der Teilnehmer zu erweitern und privatissime fortzusetzen. In kleinen Kreisen werden unter aktiver Teilnahme aller Glieder prinzipielle Fragen erörtert und die Grundlage geschaffen, auf der jeweils zwei zu einer ernsthaften Diskussion in bewegtem Hin und Her bis zum letzten unter vier Augen veranlaßt werden können. Hier treten Lehrer und Student sich – wie überall der Idee nach – auf gleichem Niveau gegenüber, gemeinsam in dem Bemühen, dem Geiste immer von neuem in dem ihnen erreichbaren Niveau und in möglichst klarer, bewußter Gestalt Gegenwart zu verschaffen, und um die bewegenden Impulse zu wecken und zu beleben, die allein in einsamer Arbeit zu objektiven Leistungen führen. – Den bei weitem größten Raum nimmt das Handwerkliche ein; die erheblichen Unterschiede des Unterrichts je nach Art der besonderen Fächer und der notwendigen technischen Mittel seien nicht näher erörtert. Auch die wenigen oben gemachten Bemerkungen sind schon falsch, wenn man sie fixiert. Die Abweichungen persönlicher Art, die besonderen Zwecke des Augenblicks lassen den Unterricht immer wieder anders erscheinen. Eine feste didaktische Tradition ist in vielen Fällen vorhanden, ist aber doch nur das Skelett, nicht das Leben des Unterrichts. Zumal die Vorlesungen können so verschiedenartige Werte verwirklichen, daß man nicht einen Maßstab des Richtigen aufstellen kann. Vorlesungen, die didaktisch sich innerlich an die Hörer wenden und sie einführen und heranziehen, sind ebenso möglich wie monologische Erörterungen lebendiger Forschungen, bei denen der Lehrer kaum an den Hörer denkt, die aber gerade darum dem Hörer Unersetzliches bieten, augenblickshafte Teilnahme an wirklicher Forschung, auch wenn nicht alle Hörer alles verstehen.

59 Ein Unterricht sieht ganz anders aus, wenn er sich an die Masse des Durchschnitts hält, als wenn er sich an eine Auswahl Begabter wendet. Es ist ein Grundunterschied der Volks- und Mittelschulen auf der einen Seite und der Universität auf der anderen, daß die ersteren alle ihnen anvertrauten Zöglinge lehren und erziehen sollen, letztere dazu keineswegs verpflichtet ist. Der Sinn der Universitätsbildung ist, daß sie nur einer Auswahl solcher Menschen zukommt, die von ungewöhnlichem geistigen Willen | be-seelt sind und zureichende Werkzeuge haben. Tatsächlich kommt zur Universität eine durchschnittliche Masse von Menschen, die durch den Besuch einer höheren Schule sich die erforderlichen Kenntnisse erwerben konnten. Die geistige Auslese wäre daher an die Universität selbst verlegt und muß hierher verlegt werden. Das Wichtigste, der Wille zur Objektivität und das unbezähmbare, opferbereite Drängen zum Geist, sind gar nicht vorher, objektiv und direkt, erkennbar. Diese Anlage, die nur bei einer Minorität von Menschen in unberechenbarer Verteilung vorhanden ist, kann nur indirekt bevorzugt und zur Wirksamkeit gebracht werden. Der Unterricht an der Hochschule hat sich der Idee der Universität nach allein auf diese Minorität einzustellen. Der echte Student vermag unter Schwierigkeiten und unter Irrtümern, die für die geistige Entwicklung nötig und unausweichlich sind, in dem reichen Angebot an Unterricht und

Möglichkeiten an der Universität (die äußerlich für den Geistlosen nicht als Totalität, sondern als bloßes Vielerlei wirken mag), seinen Weg durch Auswahl und Strenge seines Studiums zu finden. Es ist in Kauf zu nehmen, vielleicht sogar erwünscht, daß die anderen in Ratlosigkeit, wie sie es anfangen sollen, in dem Chaos aus Mangel an Leitung und Vorschrift, an Plan und Ordnung, möglichst gar nichts lernen. Die künstlichen Gängelbänder und Einpaukereien, die Studienpläne und alle die anderen Wege der Verschulung widersprechen der Universitätsidee und sind aus Anpassung an die durchschnittliche Masse der Studenten entstanden. Man sagte sich: die Masse der Studenten, die zu uns kommt, muß etwas lernen, jedenfalls so viel, daß die Examina bestanden werden können. Dieser Grundsatz ist für die Schule ebenso trefflich, wie er für die Universität, die ja auch schon dem Alter nach Erwachsene als Studenten hat, vererblich ist.

Über die indirekte Auslese der Geistigen seien noch einige Bemerkungen eingeschaltet: Wer auf die Universität geht, geht ein Risiko ein. Es muß ihn ein Enthusiasmus, nicht Anspruch auf standesgemäßen Beruf, auf ökonomische Prämie, auf gesellschaftliche Geltung, auf vermeintlich bequemes Leben treiben; dann wagt er. Das Wagnis muß so groß sein, jene Prämien müssen so gering sein, daß ein Mensch aus den bloß äußerlichen Interessen jenes Wagnis gar nicht eingeht. Der »gute Wille« des Ungeistigen aus den oberen Ständen, das Leistenwollen, »was dazu gehört«, fleißig zu sein, um die Berechtigungen durch Examina zu erwerben, war anmaßend und verwerflich, so sehr er auf sentimentales Entgegenkommen zu stoßen pflegte. Die Echtheit und Intensität des Willens zum Geiste, der zu Opfern | bereit ist, dem der geistige Beruf, Wissenschaft als strukturgebend für das Dasein Lebensfrage ist, diese ist entscheidend. Die Werkzeuge müssen zureichend sein, sie reichen aber oft als durchschnittlich aus, wenn nur jene Kraft da ist. Und die besten Werkzeuge, großartige Begabungen der bloßen Intelligenz bleiben ungenutzt, wenn diese Kraft fehlt. –

60

Die Prüfungen am Ende werden unvermeidbar bleiben. Wenn die Ausbildung erschwert ist in den Punkten, welche es den Ungeistigen schwer machen, die keine Initiative, keinen Instinkt haben, so wird die Prüfung günstigere Chancen einer treffenden Auswahl haben. Mitwirken muß die Reihe schriftlicher und anderer selbständiger Leistungen, die während der Unterrichtszeit zustande gekommen sind und vom Lehrer kritisch beurteilt und im Zeugnis festgelegt werden. Es wird auf die Dauer wegen der Begrenztheit des Bedürfnisses nach akademischen Berufen die Frage vielleicht unvermeidlich sein, ob ein Numerus clausus für die jährlichen Examina eingeführt werden solle – solange man am Berechtigungswesen festhält, das für uns durch nichts Besseres ersetzbar ist. Es muß die freie Wahl des Studierenden am Anfang bleiben – und das Risiko. In jedem anderen Falle würde man die Mehrzahl der eigentlich Geistigen ausschalten. Erst nach Ablauf des Studiums auf Grund der Leistung darf Anerkennung oder Ablehnung stattfinden. Die Schwierigkeiten sind nicht gering: schlechte Examinatoren, urteilsunfähige Dozenten; es wirkt vielleicht doch die Masse, nicht die Minorität, nach welcher sich die Dozenten in ihrer Unterrichtstätigkeit richten sollten (Interesse am Honorar, Ehrgeiz wegen der Zahl der Hörer). Doch trotz dieser Schwierigkeiten ist die Idee klar.

Die akademischen Berufe sind heute zum größten Teil der Vorrechte, die sie für die Masse anziehend machten, entkleidet worden. Die ökonomische Prämie ist relativ gering geworden. Das soziale Ansehen als solches ist fast geschwunden, z.B. die »Autorität« des Beamten, des Arztes, des Lehrers als solchen, die alle diese heute noch beanspruchen (und darin sehr empfindlich

sind). Man mag das beklagen oder nicht. Jedenfalls ist eine Chance für die indirekte Auswahl eigentlich geistiger Menschen vielleicht erhöht. Jeder einzelne muß nun in diesen Berufen sich durch seine Persönlichkeit und das faktische Können das Ansehen erst erringen. Allerdings ist überall dort, wo die Masse mit ihrem Urteil in Frage kommt, die Erfahrung nicht eindeutig. Beim Arzt z.B. wirken auf die Majorität der Menschen erstaunlicherweise nicht wirkliche Sachkenntnisse, sondern Blendereigenschaften, brutale Autorität u.dgl. Aber auch umgekehrt sieht man, wie eine Persönlichkeit oft verkannt, mißhandelt, verachtet wird, aber doch schließlich zur Geltung kommt – vorwiegend allerdings wieder bei den anderen geistig Bestimmten.

Wenn das Auswahlprinzip nicht die werkzeugartige Leistung, sondern die Unbedingtheit des geistigen Wollens sein soll – welche schließlich auch zu dieser Leistung führt (und ohne diese Leistung kaum etwas wert ist), so kommt vielleicht dieses Wollen mehr zur Geltung, wenn das soziale Ansehen der akademischen Schicht als solcher sinkt und das geistige Ansehen ganz der einzelnen Persönlichkeit zufällt, d.h. nicht, daß die Akademiker, statt wie früher positiv, nun jetzt negativ bewertet werden müßten. Sondern es heißt, daß der Wert der Berufsschichten als solcher im sozialen | Ansehen sich ausgleichen möge, da jede ihren spezifischen Wert schafft. Das Sinken der akademischen Berufe geschieht faktisch jetzt zum Teil durch die große Masse derer, die studierend sich die Berechtigungen erworben haben – ohne am Geiste teilzuhaben – und geschieht durch das Sichtbarwerden geistiger Persönlichkeiten in anderen Berufsschichten. –

Beim Hochschulunterricht kann es sich aber trotz allem nicht um die ganz wenigen Allerbesten, die Genies, handeln. ROHDE<sup>86</sup> meinte: Von 100 Hörern verstünden den Dozenten 99 nicht, und der hundertste brauche ihn nicht.<sup>87</sup> Das wäre trostlos. Es kommt auf eine Minorität an, die das Studium braucht, aber nicht auf den Durchschnitt. Der Unterricht wendet sich nicht an die Hervorragendsten, an die einmaligen Genies, nicht an die Mittelmäßigen, sondern an diejenigen, die des Aufschwungs und der Initiative fähig sind, aber des Unterrichts bedürfen.

Daß auf der Universität ausschließlich Wissenschaft getrieben würde, ist ebenso entschieden behauptet worden wie der anscheinend dazu im Widerspruch stehende Satz, daß auf der Universität mit den Mitteln der Wissenschaft die Weltanschauung gebildet und begründet werde. In der Zeit vor ein bis anderthalb Jahrhunderten war es den schöpferischen Erneuerern unserer Universitätsidee<sup>88</sup> selbstverständlich, daß Wissenschaft und Weltanschauung eine große Einheit bilden, die Philosophie konnte damals die ganze Universität durchdringen, und was die Fachwissenschaftler als wissenschaftliche Weltanschauung in sich trugen, wurde von den Philosophen, die damals zugleich Philosophieprofessoren waren, in hellstem Bewußtsein entwickelt, repräsentiert und von der universitas anerkannt. Es ist ganz anders geworden. Die Wissenschaften haben sich im Laufe des 19. Jahrhunderts immer mehr spezialisiert und auch zersplittert, die Philosophie, von den Fachwissenschaften bekämpft, wurde dann vergessen und ignoriert, wissenschaftliches Erkennen löste sich von der Weltanschauung, die letztere wurde »Privatsache«, darüber redete man nicht mehr und beschränkte sich auf die Sauberkeit verbindlicher Einzelerkenntnisse im Fache. Die Philosophieprofessoren wurden Philosophiehistoriker. Wenn sie mit wissenschaftlichen Mitteln ein systematisches Ganzes als Weltanschauung vortrugen, wurden sie von Generation zu Generation mehr belächelt. Heute wird wieder eine philosophische Weltanschauung

erseht und die Zerstreung der Wissenschaften in endlos viele Partikularitäten nicht als der letzte und notwendige Zustand empfunden.

Wenn wir heute keine Weltanschauung, kein allen gemeinsames Weltbild an den Universitäten besitzen, keinen metaphysischen, | ethischen, religiösen Überbau, unter dem alle einzelnen Wissenschaften geborgen wären und von dem sie Würde und Sinn empfangen, so kann auch nicht von einem »Philosophen« ein solches Ganzes gelehrt werden. Es ist heute unmöglich, an der Universität über die wissenschaftliche Weltanschauung in besonderen Vorlesungen belehrt zu werden, die die bewußte Vollendung der Fachvorlesungen wären und darauf sich bezögen, so daß der Hörer einen alles durchdringenden Geist spürte. Ein einzelner kann solche weltanschauliche Vollendung nicht herstellen, das wäre ein künstliches Machen und letztthin eine private Spielerei. Und doch ist es der Universitätsidee wesentlich, daß die Wissenschaften ein Ganzes bilden und als Ganzes dem Menschen weltanschaulich zumindest höchst relevant sind. Auch heute gibt es einen gemeinsamen »Geist«, bei dem Mangel einer in einem großartigen System formulierten, jedermann geläufigen Weltanschauung doch eine Redlichkeit, ein kritisches Forschen, eine Unbedingtheit des Anerkennens des logisch und empirisch Unausweichlichen, ein entschiedenes Ablehnen des *sacrificio del intelletto*<sup>89</sup> – selbst seitens solcher, die ihn vielleicht faktisch begehen –, ein unbeirrbarer Realismus, ein grenzenloses Fragen und Forschen.

Kann die Universität sich mit solcher unbestimmten Haltung begnügen? Seit Jahren ist es sichtbar, daß sie das nicht will. Ohne Philosophie, die der Wissenschaft selbst Sinn und Halt in einem Ganzen gibt, bestehen auf die Dauer auch nicht die Fachwissenschaften. Aber es wäre absurd, ein Programm zu entwerfen für das, was nun geschehen oder gemacht werden solle. Man kann nur konstatieren, was da ist, und tun, was getan werden soll. An philosophischen Programmen hat man genug. Konstatieren läßt sich der zunehmende Impetus bei den Forschern in den Fachwissenschaften, ihr Streben, an die Prinzipien der eigenen Wissenschaften zu denken, ihre Wissenschaften als Ganzheiten zu sehen, der Wissenschaft im Ganzen des Lebens eine bewußte Funktion zu geben. Zu konstatieren ist der große Zulauf der Studierenden zu philosophischen Vorlesungen, wobei dem Drang zur Philosophie gewiß durch die ihm gegebene Nahrung und Prägung kaum jemals Genüge geleistet wird. Die bis zur gegenseitigen Verständnislosigkeit gehende Entfernung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften, die auch heute noch in einer für die philosophische Weltanschauung verderblichen Weise besteht, wird doch hier und dort | zu überbrücken gesucht. Denn nur auf diese beiden Pfeiler gemeinsam kann sich ein wissenschaftlich begründetes Bewußtsein vom Ganzen des Daseins aufbauen. Die scharfe Trennung von Sacherkenntnis und Werturteil, so treffend und Ethos gebend auf dem Standpunkt wissenschaftlicher Einzelforschung sie ist, wird doch als etwas empfunden, das nicht das letzte Wort sein kann. Der Relativismus, d.h. das Bewußtsein, daß alle Erkenntnis ein Einzelnes betrifft und nur jeweils in Beziehung auf einen bestimmten Standpunkt gilt, dagegen keine

62

63



Aussage über das Absolute enthält, ist bis zum äußersten entwickelt und kann offenbar durch eine objektive verbindliche Erkenntnis, die das Absolute von außen holt und als Allgemeines hinsetzt, nicht mehr überwunden werden, sondern nur durch einen existentiellen Absolutismus, der sich hier und dort indirekt zu formulieren versucht hat. So ist die gegenwärtige Lage, daß die Idee der Universität in ihrem Zentrum aus einer Epoche der Zersplitterung und Auflösung zu neuer Gestalt drängt, welche zu schaffen gemeinsame Aufgabe der gegenwärtigen Lehrer und Studenten ist. Es ist heute alles extrem unfertig, daher das Studium für den jungen Menschen besonders schwer. Der Relativismus stellt an die Arbeitskraft die größten Anforderungen, da der universale Umblick in Geschichte und Natur fast nicht mehr zu gewinnen ist, während die einseitigen Verabsolutierungen bestimmter Wissenschaftsarten oder bestimmter Kulturen (wie des Griechentums) dem Studium eine heilsame Begrenzung gaben, die jetzt jeder einzelne aus seiner eigenen Kraft finden muß. Die Gefahren der ungeordneten bloßen Beschäftigung, der bloß literarischen Aneignung, des Versäumens der Hauptsache der handwerklichen Fachbildung, die Gefahren des Studiums einer vermeintlich wie ein wissenschaftliches Fach in sich selbst ruhenden Philosophie u.dgl. sind groß. Der Student hat recht, wenn er in seinem Universitätsstudium eine wissenschaftlich fundierte – darum doch nicht wissenschaftlich erwiesene – Weltanschauung zu entwickeln sucht. Er hat aber unrecht, wenn er diese als fertige systematische Lehre, als ein objektives, lernbares Gebilde anzutreffen meint. Wir erziehen nicht, wir leiten nicht – nur im Handwerklichen, im Erwerb der Methoden, in dem Weitergeben der Tradition –, wir bieten nichts Endgültiges und Festes; das Letzte ist heute, daß wir auflockern, wecken, aufmerksam machen, fragen, an die | persönliche Substanz des anderen appellieren. Der Student soll im Tiefsten frei sein, wir treten mit ihm in Kommunikation, damit er werde, was er ist,<sup>90</sup> in Wechselwirkung und Erprobung. Dann zeigen wir, wie wir es gemacht haben, und was uns gelungen oder mißlungen ist. Aber wir erheben nicht den Anspruch auf Nachahmung, auch nicht auf Nachfolge, sondern nur auf Erwerb der Tradition. Wir selbst fühlen uns verpflichtet, Träger der Tradition zu sein und fühlen uns schuldig, wenn etwas verloren geht und vergessen wird (wie z.B. im letzten halben Jahrhundert die tiefe Begriffswelt der Metaphysik). Wir verlangen Arbeit, Hartnäckigkeit, Methode, Klarheitswillen, und wir machen es schwer, weil wir möglichst wenig einfach scholastisch hinzunehmen erlauben.

## § 2. Die Universität als Korporation

Damit die Idee lebendiger Zusammenarbeit von Forschern und Schülern sich verwirklicht, bedarf es der Institution, die die materiellen Bedingungen gibt und die Kontinuität festhält. Das Leben der Universität hängt ganz an den Persönlichkeiten, nicht an der Institution, welche nur Bedingung ist. Die Institution wird danach zu beurteilen sein, ob sie die besten Persönlichkeiten heranziehen kann, und ob sie

die günstigsten Bedingungen für deren Forschung, Kommunikation und Lehre gibt. Jede Verwirklichung einer Idee in Institutionen führt zu einer Schwächung und Einschränkung der Idee. Die Institution, ihre Gesetze und Formen drängen sich vor und können dazu führen, daß die Idee ganz verschwindet und etwa nur ein scholastischer Betrieb übrigbleibt. Es ist unvermeidlich, daß eine gewisse Spannung zwischen den lebendigen Forscherpersönlichkeiten und den institutionellen Formen eintritt, die, solange die Idee der Universität am Leben bleibt, zu einer fortwährenden, langsamen Umformung der Formen führen muß. Zeiten des Beharrens wechseln mit Zeiten neuer Impulse ab.

Das Neue und Schöpferische entsteht zuerst in häufigen Fällen außerhalb der Universitäten, wird von dieser zunächst abgelehnt, dann aber assimiliert, so daß es die Herrschaft gewinnt. Der Renaissancehumanismus entstand außerhalb und gegen die scholastischen Universitäten. Als dann die Universitäten humanistisch, dann philologisch geworden waren, entstand die philosophische und naturwissenschaftliche Erneuerung im 17. Jahrhundert wieder | außerhalb (DESCARTES, SPINOZA, LEIB-  
NIZ, PASCAL, GALILEI, KEPLER). Als die Philosophie in der Gestalt des Wolffianismus<sup>91</sup> in die Universität gedungen war, entstand der Neuhumanismus wieder außerhalb (WINCKELMANN, LESSING, GOETHE), eroberte dann aber schnell durch große Philologen (F.A. WOLF) die Universität. Auch kleinere Neuerscheinungen entstehen nicht selten außerhalb und werden von der offiziellen Universitätswissenschaft lange abgelehnt, so früher die marxistische Soziologie, so vor Jahrzehnten der Hypnotismus,<sup>92</sup> der jetzt längst ein anerkanntes Tatsachengebiet darstellt, oder die Graphologie,<sup>93</sup> die eben erst anfängt, an der Universität beachtet zu werden, die verstehende Psychologie,<sup>94</sup> wie sie von KIERKEGAARD und NIETZSCHE und anderen entfaltet wurde. J. GRIMM schreibt (Kl. Schr. Bd. I, S. 242): »An Universitäten herrscht eine ansehnliche Buchgelehrsamkeit, die sich hebt und fortträgt, aber ungewöhnliche Arbeiten, ehe sie Geltung erlangt haben, vorläufig abweist. Universitäten sind Gartenanlagen, die ungerne etwas wild wachsen lassen.«<sup>95</sup> Wenn eine neue geistige Richtung geschaffen ist, so bemächtigt sich irgendwann die Universität derselben und bringt sie zur Entwicklung in vielen einzelnen Leistungen, Entdeckungen, Erweiterungen; und sie bewahrt das Gewonnene zugleich als Lehrgut. Das letztere kann sie aber ihrer Idee entsprechend nur, wenn sie selbst forschend darin voranschreitet. So geschah es immer wieder auf den deutschen Universitäten. Diese haben auch einige Male, und zwar in entscheidenden Fällen, selbst das Neue ursprünglich in Bewegung gebracht. Die größte Erscheinung ist die KANTISCHE Philosophie, dann die in deren Gefolge auftretende Philosophie des deutschen Idealismus. Im 19. Jahrhundert sind die historischen und die Naturwissenschaften fast in allem Neuen von der Universität abhängig gewesen.

Die Aufnahme des geistigen Erwerbs in die Tradition der Universität hat immer auch die Tendenz, das Erworbenere erstarren zu lassen, als endgültig, wenn auch nicht

in ausgesprochener Meinung, so doch tatsächlich erscheinen zu lassen. Die Abgrenzung der einzelnen wissenschaftlichen Fächer z.B. läßt sich schwer ändern. Es kann vorkommen, daß ein hervorragender Forscher nach der gegebenen Facheinteilung keinen Platz hat, und daß man zur Besetzung eines Lehrstuhls einen viel minderwertigen Forscher vorzieht, weil er in seinen Leistungen dem Schema | entspricht. Wenn das Neue eine Zeitlang besteht, erreicht es manchmal, nicht immer, die Errichtung eines weiteren Lehrstuhls.

Was die Auswahl der Persönlichkeiten anlangt, so hat jede Korporation – nicht nur die Universität – eine meist unbewußte Solidarität des Interesses. Man wehrt sich instinktiv gegen die ganz überragenden Persönlichkeiten, sucht sie auszuschalten, und man lehnt die minderwertigen Persönlichkeiten ab, da sie Einfluß und Ansehen der Universität stören würden. Man wählt den »Tüchtigen«, das Mittelgut, die Menschen gleicher Geisteshaltung. Darum ist eine fortdauernde Kontrolle der Fakultäten, die ihre Glieder auf freigewordene Lehrstühle berufen, durch eine andere Instanz erforderlich. So meint J. GRIMM: »Die Wahl der Professoren überhaupt hat aber der Staat nicht aus seiner Hand zu lassen, da kollegialischen, von der Fakultät vorgenommenen Wahlen die allermeiste Erfahrung widerstreitet. Selbst über reingestimmte, redliche Männer äußert die Scheu vor Nebenbuhlern im Amt eine gewisse Gewalt. Die Universitäten haben sich unter Kuratelen oft ausgezeichnet wohl, unter dem Einfluß anwesender Regierungsbevollmächtigter immer übel befunden. Auswärtige Gelehrte und Professoren können sich ohne Gefahr dem Kurator melden, wogegen jeder Antrag bei wahlberechtigten Fakultäten bedenklich erschien.«<sup>96</sup>

Die korporative Interessensolidarität hat zugleich eine merkwürdige Tendenz, den einzelnen zu isolieren. Man läßt jedem einzelnen möglichst weitgehende Freiheit, um auf Gegenseitigkeit selbst diese Freiheit zu haben und vor dem Hineinreden anderer möglichst geschützt zu sein. Man hat das Verhalten von Fakultätsmitgliedern witzig verglichen mit dem der Affen auf den Palmen im heiligen Hain von Benares: Auf jeder Kokospalme sitzt ein Affe; alle scheinen sehr friedlich und kümmern sich gar nicht umeinander; wenn aber ein Affe auf die Palme eines anderen klettern möchte, so gibt es eine wilde Abwehr durch Werfen mit Kokosnüssen.<sup>97</sup> Die Tendenz solcher gegenseitigen Rücksicht geht dahin, schließlich jedem in seinem Bereich seine Willkür und zufällige Richtung zu erlauben, so daß das Wesentliche der Universität nicht mehr gemeinsame Angelegenheit, sondern nur jeweils die des einzelnen ist, während das Gemeinsame »taktvoll« auf das Formale und auf Berufungen sich erstreckt. So etwa kommt es vor, daß man jedem Ordinarius seine Habilitationen durchgehen | läßt, um auch selbst Freiheit hierin zu haben. Man vermeidet substantielle Kritik, regt sich dagegen vielleicht in formalen Dingen auf. Hier wird die Kommunikation, die geistig ein Kampf um Klarheit und um das Wesentliche ist, unterbrochen, so gut wie zwischen Lehrer und Schüler, durch Aufrichtung der Autorität und einer nach Gesichtspunkten des Taktes geregelten Beziehung. Wie es im bürgerlichen geselligen Leben wohl hieß,

es sei taktlos, sich über Religion und Politik zu streiten, so wird hier der Tendenz nach aus der Kommunikation die Idee ausgeschaltet.

In diesem Verhalten, das zunächst vielleicht nur abschätzig beurteilt wird, steckt die Weisheit: daß die Freiheit des einzelnen Gelehrten bis zur Willkür (vom Standpunkt des Zeitgenossen gesehen) Bedingung seiner produktiven Geistigkeit ist. Daher ist ein korporatives zwangsmäßiges Einwirken auf die mit Forschung und Lehre zusammenhängenden Dinge des Einzelnen unerträglich, auch ein solches Einwirken auf nichtbeamtete Dozenten, ja selbst auf Studenten. Bei allen Dingen, die über diesen ganz persönlichen Bereich hinaus liegen, wo also ein gemeinsames Interesse der Fakultät oder der Universität vorliegt, ist eine Einwirkung, ist Kontrolle jedoch geradezu Pflicht, z.B. vor allem bei Berufungen und Habilitationen. Und in den persönlichen Bereichen ist der Idee der Universität entsprechend Aussprache, Diskussion, also echte Kommunikation – die immer nur persönlich, nicht amtlich und formell geschehen kann –, Zeichen von Geistigkeit.

Die Universitätsidee lebt nur in Persönlichkeiten. Sie muß von Individuen immer neu in ihrer Existenz verwirklicht werden. Sie ist nicht als rein objektives Gebilde faßbar. Wer sich nur von außen erfüllen, sich einem gestalteten Dasein einfügen will, seinen Sinn allein durch Unterordnung gewinnen will, kann sie nicht verstehen. Sie muß aus dem Menschen selbst kommen, von ihm ausstrahlen, und die letzte Gewißheit in ihm selbst, nicht in einem Äußeren haben.

Die Polarität zwischen Persönlichkeit und Korporation kann an der Universität ihrer Idee nach nie zur restlosen Einfügung des Individuums als Glied mit einem begrenzten Spielraum persönlicher Auswirkung führen, sondern die Forscherpersönlichkeit ist selbst ein Ganzes, das als solches autonom ist und sich nur relativ und mit Vorbehalten eingliedert. Es gilt darum an der Universität nicht das Pathos des echten Beamten, vielmehr das | Pathos des selbstverantwortlichen, keine Autorität anerkennenden freien geistigen Forschers.

68

Entartungen sind ebenso der Persönlichkeitskultus, das Genietreiben, die Betonung der Willkür und der Originalität, wie die Vergewaltigung durch die Korporation, durch die Pedanterie, die gegen alles Überragende sich wehrt. An der Universität herrscht eine schwer formulierbare Gesinnung, die sich diesen beiden Extremen fernzuhalten sucht, eine Toleranz gegen scheinbare Wunderlichkeiten des Einzelnen, eine Aufnahmefähigkeit für heterogenste Persönlichkeiten, eine Gemeinschaftlichkeit, in der nicht die letzten weltanschaulichen Gesinnungen entscheiden – vielmehr können sich die extremsten hier begegnen –, sondern geistiges Niveau und Leistung. Weil aber die persönliche Gestalt immer das Übergreifende und das Letzte in der Verwirklichung der Idee ist, gilt auch ohne Kultus die Persönlichkeit als solche. Man empfindet den Rang und das Verdienst, auch ohne es auf Formeln gebracht zu haben, man hat Pietät dem Alter gegenüber, dessen Verdienste schon endgültiger und sichtbarer sind als die der Jugend, und das im Reiche des Geistes immer durch Reife und Weite eine Überle-

genheit hat. Und der Einzelne wird Wert darauf legen, seiner Fakultät ein erwünschtes Mitglied zu sein, er will von ihr frei erwählt, nicht aufoktroiiert, und er möchte dauernd von ihr geschützt sein.

### § 3. Die ökonomischen Grundlagen

Zum Studieren und Forschen gehört Muße, zur Muße gehören Existenzmittel, die nicht durch eigene ökonomisch nützliche Arbeit erworben werden können. Zur Universität gehören Institute, Bibliotheken und die vielen anderen materiellen Vorbedingungen. Daher ist immer die Frage: wovon lebt die Universität, leben die Professoren, die Privatdozenten, die Studenten? Bei uns war es bis jetzt so: Die Universität wurde vom Staat erhalten, dieser zahlte den beamteten Professoren ihre Gehälter. Der Nachwuchs der Privatdozenten riskierte auf eigene Gefahr die Laufbahn, lebte von mehr oder weniger kleinen Renteneinkommen und wurde getragen von der früher ziemlich breiten Schicht der Besitzer kleiner Vermögen. Nur ein Teil erreichte das Ziel des beamteten Professors. Die Auswahl geschah aus einer zwar »plutokratisch« be-  
 69 grenzten, aber doch relativ großen Masse von Menschen. Die | Studenten lebten von dem Wechsel, den ihnen Eltern oder Verwandte gaben. Früher war es anders gewesen, und heute wird es wieder ganz anders<sup>i</sup>). Im Mittelalter und heute noch zum Teil in Amerika ruhen die Universitäten auf Stiftungen, entweder ständig erneuertem oder auf festem Stiftungsbesitz. Das wäre richtig verwirklicht eine ideale Unabhängigkeit. In der Gegenwart hat die Zerstörung des deutschen Wohlstands, insbesondere die Valuta-expropriation der Mittelschicht, die Existenzmöglichkeit der wissenschaftlichen Forschung und des Studiums auf ein Minimum reduziert. Das Entscheidende ist, ob die Forschung und das Studium überhaupt leben können. Mit reduzierten Mitteln können sie sich einrichten, unter einem Minimum tritt einfach das Ende ein. Es gilt für den einzelnen wie für die Universität NIETZSCHES Wort: es sei kein großer Unterschied, ob einer 300 oder 3000 Taler Renteneinkommen habe, jedoch sei es ein die Existenz entscheidender Unterschied, ob er nichts oder 300 Taler habe.<sup>98</sup> Das Ökonomische ist eine Gegebenheit. Die staatlichen Mittel, soweit mit ihnen zu helfen ist, können wohl bei Kulturgesinnung der politischen Parteien – zumal es sich um einen im gesamten Staatsbudget verschwindenden Prozentsatz handelt – bewilligt werden. Aber die breite Schicht von Rentenempfängern, die materielle Existenzmöglichkeit für Studenten und Privatdozenten, das sind Gegebenheiten gewesen, die nun verloren sind. Der Verlust wird unausweichlich die gefährlichsten Konsequenzen für die Auslese des Nachwuchses haben und kann im Gefolge eine Verflachung des gesamten Niveaus eintreten lassen.

<sup>i</sup> Vgl. ALFRED WEBER: Die Not der geistigen Arbeiter. München: Duncker und Humblot 1923.

Vorläufig helfen sich die Studenten noch selbst, zum Teil durch äußerste Bescheidenheit mit sehr geringen Monatswechseln, die der Vater von seinem Gehalt abzieht oder die sonst irgendwie aufgebracht werden, und durch eigene Arbeit, die jedoch in der Mehrzahl der Fälle einfach eine Erschwerung des Studiums bedeutet, in günstiger Lage auch einmal geistig vorteilhaft sein kann. Der Gedanke, den notwendigen Nachwuchs an Beamten, Lehrern, Ärzten später durch Stipendien des Staats an Studierende zu sichern, würde an dem unlösbaren Problem der Auslese die größten Schwierigkeiten haben. Bisher und jetzt noch ist die Auslese eine auf dem eigenen Willen der Studenten beruhende. Wem die geistige Durchbildung Entscheidendes bedeutet, wagt mehr dafür, legt sich größere Entbehrungen auf. Der Wegfall der gesellschaftlichen und ökonomischen Prämie, die früher Ungeeignete zum »standesgemäßen« Studium lockte, könnte auch zu einem kleinen Teil günstig für die Auslese wirken. Mit der Abhängigkeit vom Stipendium aber fällt die Freiheit, entscheiden Schulzeugnisse und Strebereigenschaften des Durchschnittsmenschen.

70

Ebenso gefährlich liegt die Situation für den Nachwuchs der Dozenten. Wenn, was jetzt unausweichlich ist, der Privatdozent vom Staate ein Existenzminimum bekommt, ist der Numerus clausus für Habilitationen unvermeidlich, ist die Rücksicht auf Bedürfnisfragen, deren man sich gerade bewußt ist, größer als die Rücksicht auf freie geistige Möglichkeiten, die früher von der Jugend ergriffen werden konnten auch ohne Zustimmung der älteren Generation. Wenn man eine ökonomische Existenz mit der Habilitation erreicht, so kann die Geringfügigkeit der Bezüge doch gerade passive, bequeme und leicht zufriedene Naturen anlocken, braucht nicht bloß von geistig beweglichen, die es wagen und für ihr kontemplatives Dasein ein Opfer zu bringen bereit sind, in Kauf genommen zu werden. Die Urteile der Professoren und Fakultäten bei Habilitationen waren bisher unzuverlässig, die *venia legendi* wurde nicht immer mit dem genügenden Verantwortungsgefühl bewilligt – im Gegensatz zum Verhalten bei Berufungen, wo die Fakultäten aus den vorhandenen Kandidaten durchweg mit bestem Wissen und gutem Willen aussuchten. Die großen Gefahren des Numerus clausus scheinen jedoch vermeidbar zu sein. Man darf jedenfalls erstens den Numerus clausus für Habilitationen nur für bezahlte Privatdozenten zulassen. Über die Zahl der durch Existenzminimum gesicherten Privatdozenten hinaus, außerhalb des Numerus clausus, müßte Spielraum für freie Habilitationen auf eigenes Risiko bleiben. Wer es wagt und etwas leistet, soll auch neben einer schon größeren Anzahl von Privatdozenten eine Lehrtätigkeit eröffnen und hungern dürfen. Zwar werden solche freien Habilitationen wohl beschränkt bleiben auf den engen Kreis Besitzender, aber auch hier ist Freiheit in wenigen Fällen besser als nichts. Zur Verhinderung eigentlicher Verbeamtung des Nachwuchses darf zweitens das Recht auf das Existenzminimum nicht als ein dauerndes erworben werden. Das Risiko – aber ausschließlich das Risiko, ob echte Befähigung zu | wis-

71

zuweisen hat, hat auch im Falle des Ausbleibens einer Berufung moralischen Anspruch auf Sicherung, Anspruch an die Solidarität der geistig Schaffenden. Allerdings auf bloße Lehrtätigkeit und Gewohnheitsrecht hin kann ein solcher Anspruch nicht gestützt werden. Im Falle freier Habilitationen über den Numerus clausus hinaus müßte eine überragende Begabung auch Chancen behalten, in eine bezahlte Stellung einzurücken, die durch zu geringe Leistungen eines früher Habilitierten frei wird. Bewilligung der Bezüge und Nachprüfung nach sechs oder zehn Jahren müßte auf Grund einer Beurteilung geschehen, die nach der Art, wie sie bei Berufungen üblich ist, gewonnen wird (briefliche Gutachten auswärtiger Fachgenossen, Lektüre der Publikationen, Beachtung des Lehrerefolgs). Niemals dürfte die *Venia legendi* entzogen werden – diese kann nur freiwillig aufgegeben oder auf dem Disziplinarwege abgesprochen werden –, vielmehr kann sich alle Bewilligung und Verweigerung immer nur auf die Gehaltsbezüge richten. Drittens würde das Existenzminimum natürlich nur dem gegeben werden dürfen, der es nicht aus eigenem Vermögen hat. Ein Anspruch auf Grund von Leistungen allein soll nicht erhoben werden dürfen, sondern nur bei hinzukommender Mittellosigkeit oder sehr beschränkten Mitteln. Der Zweck – die Sicherung des akademischen Nachwuchses in dieser Zeit der allgemeinen Verarmung – muß erstrebt werden unter möglichst geringer Beschränkung der Freiheit der Habilitationen, dieses Grundpfeilers des akademischen Lebens und der Produktivität. Die Verbeamtung, zu Ende geführt, bedeutet die Gefahr des Absterbens freier Geistigkeit, eigener Initiative, persönlichen Wagens.

Es ist den Universitäten nicht zu verargen, wenn sie in ihrer Not, in der der Staat nicht annähernd mehr alles tun kann, was für wissenschaftliche Zwecke erwünscht ist, sich nach Stiftungen umsehen, die ihr heute in erfreulicher Weise zufließen, wenn auch in der allgemeinen wirtschaftlichen Not Deutschlands in bescheidenen Grenzen.<sup>99</sup> Die Universität hat sich dankbar zu erweisen durch ihr Dasein und ihre Leistungen. Aber sie kann sich auch persönlich dankbar zeigen durch Verleihung von Titeln. Es ist nicht zu leugnen, daß die Erwerbung von Titeln manchen groß|zügigen souveränen Stiftern unerheblich ist, anderen aber der Erwerb vor allem des *Doctor honoris causa* erwünscht ist, und daß die Chancen zu solchem Erwerb einen Anreiz für Schenkungen bilden. Um den Dokortitel für wissenschaftliche Verdienste allein zu erhalten, haben die Universitäten um sie verdiente Männer zu Ehrenbürgern und Ehrensensoren ernannt. Es sind das alles heikle Fragen, über die man nicht gern mit brutaler Aufrichtigkeit spricht, bei denen zur Wahrung von Ehre und Würde alles stillschweigend geschieht. Ich gestehe, daß es für die Universitäten letztthin auf die Höhe der Geschenke ankommen muß. Der Unterschied der Quantität bedeutet auch einen der Qualität. Früher haben die Universitäten Fürsten zu Rektoren gehabt, weil der Staat die Existenz der ganzen Universität begründete. Wenn ein Trustmagnat<sup>100</sup> eine Universität durch eine Stiftung völlig auf eigene Füße stellen würde, wäre kein Grund zu sehen, diesen Magnaten nicht auch zum Rektor zu machen (die faktischen Geschäfte würde wie zu Zeiten der Fürsten der Prorektor übernehmen). Bei nicht die Gesamtexistenz begründeten Stiftungen aber liegt

die Situation anders als bei einem bloßen Titelkauf, wenn eine angesehene Persönlichkeit durch längere Zeit sich immer von neuem mit erheblichen Geschenken in offenbarem Interesse um die Universität Verdienste erwirbt. Diese seltenen Fälle auch beim Fehlen eigentlicher Forschungsleistungen ein für allemal vom Doctor honoris causa auszuschließen, wäre ein der Not der Universität inadäquater Idealismus schlechter Art. Allerdings ist hier der Mißbrauch seitens der Fakultät gefährlich. Hier ist immer der Punkt nahe, wo die Ehre der Universität auf dem Spiel steht.

#### § 4. Die Interessen der Gesellschaft und die staatliche Verwaltung

Die Universität bekommt ihre materiellen Mittel von der Gesellschaft selten allein zu Forschungszwecken und zur Verwirklichung einer gleichsam für alle stellvertretenden kontemplativen Denkerexistenz, sondern weil Schichten und Berufe der Gesellschaft hier geistige Nahrung finden und Ergebnisse der Wissenschaft brauchen können. Die Universität dient immer zugleich der Gesellschaft, und ihre Erscheinung wandelt sich grundlegend mit den Wandlungen der Gesellschaft und der in ihr relevanten Berufsaufgaben.

Im Mittelalter mußten vor allem die Kleriker ausgebildet werden, später die Staatsbeamten, außerdem die Ärzte und Lehrer. | Die technische Rationalisierung seit dem 17. Jahrhundert verlangte spezialistische Fachausbildung mit dem Ziel des Erwerbes eines besonderen nützlichen Könnens und einer Routine, während früher Gotteserkenntnis, Theologie und Philosophie alles beherrschten. Das aus soziologischen Gründen unausweichliche Frauenstudium<sup>101</sup> gab zuletzt der Universität eine neue Farbe. Nun werden vielleicht die künftigen Volksschullehrer hier ausgebildet,<sup>102</sup> was der Universität wieder neue Aufgaben und auch neue lebendige Möglichkeiten zu den bisherigen gibt. Die Frequenz der Studierenden, vom Willen aller Beteiligten unabhängig, ist von großer Bedeutung für die innere Haltung der Glieder der Universität und die den Geist bestimmende Kommunikation zwischen Schüler und Lehrer. Ganz unmerklich hat sich die Gestalt der Universität im 19. Jahrhundert bis zum Weltkrieg gewandelt allein durch Vervielfachung der Frequenz.<sup>103</sup> Mit der Massenwirkung nahm der Verschulungsprozeß zu.

73

Die Gesellschaft wirkt jederzeit unwillkürlich auf den Geist der Universitäten, aber sie wirkt auch direkt und willkürlich durch die staatliche Verwaltung, der gegenüber die Abhängigkeit der Universität in der Geschichte sehr gewechselt hat. Im Mittelalter bestanden die Universitäten als durch Stiftungen begründete Korporationen, manchmal von europäischer Geltung. Dann sanken sie in die Enge des Territorialstaats, der seine Landeskinder hier zu gesinnungstüchtigen Beamten prägte. Erst mit dem 18. Jahrhundert gewann die Universität wieder als nationale einen weiteren Horizont. Die Professoren und Studenten kamen nun aus dem gesamten deutschen Sprachgebiet, wenn auch die Verwaltung in den Händen der Einzelstaaten blieb<sup>1</sup>). Dem Staat gegenüber,

<sup>1</sup> Vgl. KARL BÜCHER: Über alte und neue Aufgaben der Universität. Rektoratsrede. Leipzig 1903.



dem die Universitäten zu großem Dank verpflichtet sind, haben sie zugleich immer ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen. Lehrfreiheit ist erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts endgültig errungen worden, hatte jedoch noch insofern eine Grenze, als gewisse politische und weltanschauliche Gesinnungen zum Ausschluß aus der Dozentenkarriere führten, und wird wieder in Frage gestellt, wenn paritätische Vertretung von Weltanschauungen an der Universität gefordert wird, während die Idee nur Erkenntnisleistungen – auf welchem weltanschaulichen Boden auch immer – berücksichtigt. Bevorzugung gewisser Gesinnungen bei staatlichen | Eingriffen ist die Gefahr bei jeder Staatsverfassung, sie wirkte sich im monarchischen Deutschland aus und im parlamentarischen – aber relativ wenig und nur in Grenzfällen. Sie würde bei jeder radikalen, extremen Regierung – ob rechts oder links – wahrscheinlich viel stärker sein und bis zur Gewaltsamkeit gehen.

Unter den gesellschaftlichen und staatlichen Einwirkungen wird die Universität immer wieder umgeformt. Hinter der Mannigfaltigkeit der Gestalten steht als ewige Idee und als Substanz die eigentliche Geistigkeit, die hier jeweils Verwirklichung, Existenz finden soll, das Erkennen als Selbstzweck, Forschen und Schaffen. Diese Substanz ist immerfort in Gefahr, verloren zu gehen. Der Kampf zwischen dem philosophischen Geiste echter Wissenschaft und den wechselnden Anforderungen der Gesellschaft führt einmal zu lebendiger Synthese, zu Konkretisierungen der Idee von historischer Einmaligkeit, dann wieder zum Unterliegen des Geistes, gefördert durch Eigenschaften, die in jedem korporativen Verband liegen. Daher wechseln in der Entwicklung der Universität Zeiten der Öde und Zeiten des Blühens. Die Universität verliert sich manchmal in der Befriedigung der an sie herantretenden Forderungen, in der Versuchung, mit der sie dem Willen der Durchschnittsmasse entgegenkommt. – Wechselnd ist auch die Geltung, die die Universität in der Gesellschaft hat. Einen ungeheuren Einfluß hatten die deutschen Universitäten auf den Geist der Nation in der ersten Hälfte und noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Ihre geistigen Leistungen nicht nur imponierten, sondern auch die geistige Haltung vieler Professoren, aus der zugleich ihre Wissenschaft und ihr Leben kam, und in der die Nation sich selbst erkannte. Von der moralischen Tat z.B. der Göttinger Sieben,<sup>104</sup> die ihre Existenz für Wahrhaftigkeit und Eidtreue opferten, fiel ein Glanz auf alle Universitätsprofessoren. Die an der Universität geschaffene Philosophie von KANT bis HEGEL prägte eine Zeitlang die gesamte Bildung und gab der Existenz der akademischen Berufe überall Schwung. Arzt und Lehrer, Beamter und Pfarrer waren sich des Sinns ihres Tuns gewiß und sahen ihr Leben in einer umfassenden Weltanschauung. Die Geltung der Universitäten hat seitdem gewaltig abgenommen, zum Teil weil überhaupt alle Geltungen schwanden, wenigstens die Geltungen geistiger Herkunft, zum Teil weil sie selbst die großen Leistungen nicht mehr aufwiesen, trotz zahlreicher fachwissen|schaftlicher Entdeckungen und Fortschritte in der Weltanschauung nicht mehr führend, nicht mehr Ausdruck und Repräsentanten der soziologischen und kulturellen Bewegungen der Zeit waren, und schließ-

lich auch, weil sie dem Staat sich so sehr ergeben hatten, daß eine weithin sichtbare sittliche, heroische Haltung unter den Professoren geschwunden war. Denn für die verehrungswürdigen Männer einsamen, würdigen unbestechlichen Wahrheitsforschens, das ihrem Leben Struktur und Bildung gab, hatte die Menge kein Interesse.

Die staatliche Verwaltung ist unausweichlich, wenn wie heute der Staat das Geld für die Universität gibt. Doch ist sie anders als jede sonstige Staatsverwaltung, denn die Universität ist auch heute und immer der Idee nach eine selbständige Korporation, die sich selbst verwaltet, die jedoch der Kontrolle des Staates untersteht und die ihre Mittel nur bekommt, wenn sie sie beim Staat erbittet, dem sie deren Zweck und Verwendung begründet. Die staatliche Kontrolle birgt Gefahren für die Universitätsidee, aber auch erhebliche Vorteile. Letztere bestehen vor allem in der Gegenwirkung, sobald an der Universität nach der Eigengesetzlichkeit aller Korporationen sich Kliqueswesen und unsachliche Motive geltend machen – entscheidend ist eigentlich immer nur die Auswahl der Personen, insbesondere bei Berufungen.

Eine Kontrollinstanz ist für die Universität geradezu nötig. Das kann der Staat, könnte auch ein mit entsprechenden Machtbefugnissen ausgestatteter Kurator sein, dem eine, seine Universität lebenslänglich zur Obhut anvertraut würde. Es wäre von großem Vorteil, wenn eine Universität und nicht viele Gegenstand der Fürsorge eines Mannes wären. Es handelt sich immer darum, die besten Kräfte an einem Ort zu vereinigen. In der Geschichte sind die großen geistigen Epochen auf den deutschen Universitäten meistens von einer einzelnen Universität eingeleitet worden, so war es anfangs des 18. Jahrhunderts Halle, dann Göttingen, dann gegen Ende des Jahrhunderts Jena, dann zu Beginn des 19. Jahrhunderts das neugegründete Berlin. Es gibt einen Geist der einzelnen Universität, einen *Genius loci*,<sup>105</sup> der nur als Hintergrund eine historische Atmosphäre hat, in Wahrheit jederzeit lebendig sein, neugeschaffen werden muß. Sofern überhaupt in einer Zeit Bedingungen dafür gegeben sind, könnte ein Kurator der Universität sehr viel tun, falls er Sinn und Instinkt | hat. Gelingt es ihm, so vermag die Anziehungskraft eines Ortes gerade für junge frische Kräfte so groß zu werden, daß ein wirkliches Leben, eine schöpferische Zeit an dieser einzelnen Universität anbricht. Während die gleichmäßige Verwaltung vieler von einer Zentrale aus, falls sie wirklich ausgleichend gehandhabt wird, den Verschulungsprozeß zu fördern tendiert. Allerdings kann eine solche Zentrale faktisch eine Universität geistig besonders bevorzugen und einem starken *Genius loci* nachgeben, sie kann ausgleichend an einzelnen Hochschulen eine einzelne Fachwissenschaft oder ganze geistige Gebiete durch Versammlung einer größeren Zahl hervorragender Persönlichkeiten zum höchstmöglichen Gedeihen bringen. Der Agon der Universitäten untereinander ist ein schöner Ansporn zur Anstrengung der Kräfte, zumal mehrere zugleich hohen Rang und jede in der Rangordnung irgendwo ihren Platz und Wert haben kann. Der Gedanke, man solle die Männer von Rang verteilen, weil sie dann mehr zur Geltung kämen, der Gedanke etwa insbesondere für die Philosophie, an einer Universität müsse ein Philo-

soph sozusagen Alleinherrscher sein, ist irrig. Jedes edle Streben muß die schärfste Konkurrenz neben sich wünschen, dorthin drängen, wo die Bedeutenden und Überlegenen sind. Und objektiv entfaltet sich der Einzelne besser und reicher in einer Luft, die es ihm schwer macht, die ihn erregt, auch ärgert, ihn zur Reaktion und zur Anspannung drängt. (Im Reiche des Geistes gelten andere Regeln als im Reiche der Politik, in der Cäsar begreiflicher Weise lieber in einem Dorfe der Erste als in Rom der Zweite sein wollte.)<sup>106</sup> Daß in Deutschland die Universitäten von den Ländern verwaltet werden und dadurch mehrere konkurrierende verwaltende Zentralbehörden bestehen, ist ein großer Vorzug, zumal der Geist des Partikularismus in der Auswahl der Persönlichkeiten kaum je zur Geltung kommt, vielmehr die Vermischung der deutschen Stämme an den Universitäten, ihr gegenwärtiges geistiges Sichdurchdringen im Dienste einer umfassenden abendländischen Idee heute noch das instinktiv erstrebte Ziel ist.

77 Verwaltung der Universitäten ist ein hoher Beruf. Wenn ich mir die Berufsidee eines Menschen, dem Universitäten anvertraut sind, zu vergegenwärtigen suche, so sehe ich als Zentrum den Sinn für geistigen Rang, die Gesinnung der Pflege der geistig schaffenden Menschen wie kostbare Pflanzen. Bei der Einstellung | innerer Unterordnung unter die geistige Lebendigkeit, die nicht zu machen, nur zu finden und zu pflegen ist, muß die Bereitschaft bestehen, bei Wirksamkeit unsachlicher Motive jedem auch entgegenzutreten zu können. Die faktische große Macht des Verwaltungsbeamten darf, wo es sich hier um die Pflege des Geistes handelt, der immer an Charakter und Existenz der Persönlichkeiten geknüpft ist, nur so gebraucht werden, daß der sittliche Charakter der Professoren und Beamten niemals angegriffen oder gar zertrümmert wird. Das »System Althoff«,<sup>107</sup> das in der Schaffung von Instituten und anderen materiellen Dingen den äußeren Glanz der Universitäten gewaltig hob, hat für immer dieses Odium auf sich geladen, das System der Korruption der Professorencharaktere zu sein. Wenn man mit Menschenverachtung an die Professoren herankommt, sie unwürdig behandelt, sie in Lagen bringt, in denen ihnen ein verwerfliches Verhalten nahegelegt wird, wenn man Methoden der Politik in die Pflege der geistigen Welt trägt, so wird man leicht die Menschen in der Richtung umformen, die den gehegten Erwartungen entspricht. Bloßer Sinn für äußerliche, augenblicklich sichtbare Erfolge, Machtbewußtsein und die Eitelkeit, in der Macht anerkannt zu werden, Verlangen von Dankbarkeit – das sind die eigentlichen Fehler beim Verwaltenden; Schmeichelei, Bereitwilligkeit, sich das Rückgrat in der Jugend brechen zu lassen, um voranzukommen, die Fehler bei den Professoren. Der Idee nach wendet sich bei Offenheit in der Behandlung der Sachen der sittliche Charakter des Verwaltungsbeamten unter Voraussetzung hohen Niveaus an den sittlichen Charakter im Professor und umgekehrt. Daß Enttäuschungen häufig in dieser Welt sind, ist selbstverständlich. Aber der Geist einer Verwaltung wird durch die Erwartungen und Ziele bestimmt, nicht durch die Fälle von Enttäuschung.

Der Geist einer Persönlichkeit, die die Universität verwaltet, ist dem Sinne nach ein anderer als der der Professoren. Diese unpersönliche Sachlichkeit der gegenwärtigen

Wirklichkeit gegenüber, verbunden mit dem Respekt vor jeder menschlichen Persönlichkeit, diese uneitle Befriedigung an der Blüte einer Welt, an der man nicht selbst teil hat, die man nicht selbst schafft, aber pflegt – und die von dieser Pflege abhängig ist –, diese scheue Prüfung geistigen Lebens, das man nie übersehen kann, und für das jeweils nach bestem Wissen Entscheidungen materieller | Art getroffen werden müssen; all dieses verlangt eine hohe Souveränität. Professoren selbst können im allgemeinen nicht leisten, was hier verlangt wird. Sie sind in bestimmter Aufgabe tätig, leicht Partei [sic], selbst geistige Substanz besonderer Art und interessiert, darum als Verwalter nicht souverän. Es gibt natürlich Ausnahmen vom Typus; aber wenn z.B. ein Kurator, nicht ein Ministerium, die Universität verwalten würde, so wäre es, falls dieser früher Professor war, wahrscheinlich ein zweckmäßiger Usus, daß er als Kurator nie mehr Vorlesungen halten dürfte. Er ist in eine andere Existenzsphäre gerückt. Man wird also im allgemeinen – Ausnahmen sind selbstverständlich – die Welt der Professoren nicht durch frühere Professoren verwalten lassen; juristisch vorgebildete Menschen, die zum Verwalten geboren sind und ihr Leben ursprünglich diesem Beruf gewidmet haben, wird man vorziehen. Wenn daher je aus Professorenkreisen der Wunsch auftauchen sollte, in der vorgesetzten Behörde wieder nur Professoren zu haben, so würde diesem Wunsche entschieden widersprochen werden müssen.

78

Eine letzte und größte Gefahr für die innere geistige Haltung der Professoren erwächst aus der unausweichlichen Tatsache, daß sie vom Staat besoldet werden, daß sie also ihre Arbeit entlohnt bekommen. Es ist unvermeidlich, daß sie eine Neigung haben, die staatlichen Zustände, die ihnen günstig sind, die ihnen Geltung verschaffen und Sicherheit, zu bejahen, Bestehendes und Gewordenes als solches anzuerkennen und mit ihrem Wort als Werkzeug des herrschenden Staates zu dienen. Es ist in denjenigen Gebieten, die hier in Betracht kommen, ein bewußtes Sichklären für jeden Einzelnen erforderlich. Das Mißtrauen gegen die vom Staat angestellten Gelehrten hat ein ungerechtes Übermaß gewonnen, zumal SCHOPENHAUERS bis zur Karikatur entartetes Schelten auf die Staatsphilosophen<sup>108</sup> trifft nicht, weil es blind geworden ist. Aber eine Grundlage hat dieses Mißtrauen, das fruchtbar nur als Mißtrauen gegen sich selbst ist. Es ist nicht zufällig, daß von SOKRATES an mancher solchen Wert darauf legte, gänzlich unabhängig zu sein und unentgeltlich sein geistiges Können wirken zu lassen.

### § 5. *Universität und Nation*

Die Idee der Universität ist abendländisch, von den Griechen her<sup>109</sup> uns Europäern eigentümlich.<sup>110</sup> Die Universitäten als Institutionen sind staatliche Anstalten oder, wenn sie private Stiftungen sind, doch immer einer Nation angehörig. Die Universität ist immer, wo sie wirklich ist, Ausdruck eines Volkes. Sie erstrebt Wahrheit, sie will Allgemeingültiges erkennen, sie will der Menschheit dienen, Menschentum schlechthin repräsentieren. Humanitas – wie oft und tief auch die Bedeutung dieses Begriffs

79

sich gewandelt hat – ist zu ihrem Wesen gehörig. Darum ist zwar jede Universität eine zu einem Volk gehörige nationale, aber sie strebt darüber hinaus gerade Übernationales zu erfassen und zu verwirklichen.<sup>111</sup> Sie ist bei aller sonstigen Verschiedenheit darin verwandt der Idee der Kirche. Darum hat die Universität als solche aus ihrer Geistigkeit heraus nicht zum Kampf der Nationen Stellung zu nehmen – dies kann nur der Einzelne als Mensch. Alle Glieder der Universität sind als Menschen ihrem Volke zugehörig und mehr oder wenig leidenschaftlich Partei. Aber als Glieder der Universität, als Fakultät und Senat, haben sie nicht die Aufgabe, politische Kundgebungen zu machen,<sup>112</sup> selbstverständlich keine parteipolitischen, aber auch keine nationalen, nicht etwa, weil die Universität gegen das Nationale wäre, sondern weil sie als Universität allein durch Leistung und geistiges Schöpfertum der Nation dient, nicht durch Kundgebungen, zu denen sie als Institution nicht berufen ist. Die Reinheit der Idee wird getrübt dadurch, daß sie in ihr inadäquate Beziehungen gebracht wird. Auch wenn alle Glieder als Menschen und Volksgenossen völlig einig sind, ist es ein Flecken für die Idee, wenn sie diese politische Einigkeit durch die Universität äußern, sie sollen es außerhalb ihrer tun.

Jeder Deutsche wird als Glied der Universität das Ansehen seiner Korporation und deren Leistungen als einen Ruhm der Nation empfinden, aber gerade als sachlicher Mensch dient er an der Universität einer nicht bloß nationalen, sondern einer europäischen Idee, die er am liebsten für eine Menschheitsidee halten würde. Darum wird er die Vertretung der Interessen und der Ehre der Nation nicht als eine Aufgabe der Universität als Institution ansehen und sich der Organe der Universität nur zu sachlich-wissenschaftlichen und Erziehungsaufgaben, zu keinerlei anderen, bedienen, auch wenn ihm diese vielleicht – auf das Ganze des Lebens gesehen – mehr am Herzen liegen als alle Wissenschaft.

Die Universität kann auch als Institution nationale Großtaten nicht ehren, ohne ihre Grenzen zu überschreiten und sich eine | Wichtigkeit anzumaßen, die ihr nicht zukommt. Ruhmestaten von Generalen, Staatsmännern und anderen kann man nicht durch die Verleihung des Doctor honoris causa auszeichnen. Heldentaten mit dem Doktor zu dekorieren, ist nicht nur geschmacklos. Die verleihende Fakultät wirft sich zum Richter auf über Gesinnungen oder über den nationalen Wert der Taten, sie würde sich ein Urteil anmaßen über eine Sphäre, für die sie nicht das Forum ist, über etwas, das Gott oder das Volk angeht.

Da die Universität staatliche Anstalt ist, da die Nation durch ihren Staat ökonomisch für ihre Glieder sorgt, ist nationales Interesse unvermeidlich und mit Recht praktisch wirksam in der Auswahl der Dozenten und Studenten. Solange die eigenen Volksgenossen nicht leben können, wird die Universität keine Ausländer als Dozenten zu gewinnen suchen, es sei denn, daß im Interesse der Universität ein ganz überragender einzigartiger Genius aus dem Auslande aufgenommen wird. Im Allgemeinen wird man Ausländer ablehnen, sofern sie sich auf dem Niveau bewegen, das auch der

Durchschnitt eigenen begabten Nachwuchses erreicht. Anders liegt es, wenn Ausländer als Dozenten nicht dauernde Aufnahme in den Lehrkörper, sondern Gastvorlesungen zu halten wünschen. Solche werden von Dozenten, die durch ihre Leistungen legitimiert sind, im Interesse der Universität selbst liegen, sofern ein Austausch von Professoren in Gegenseitigkeit möglich ist. Als Studenten wird die Universität Ausländer zulassen überall, wo die Volksgenossen nicht materiell benachteiligt werden, vor allem also in den Fakultäten der Philosophie, Theologie, Jurisprudenz. Ja hier wird man die Kommunikation mit Ausländern geradezu erstreben. Wo aber ohne Teilnahme am deutschen Geist, der in der Universität sich ausspricht, nur technische, praktisch brauchbare Ergebnisse billig angeeignet werden sollen besonders in den technischen, naturwissenschaftlichen, medizinischen Gebieten, wird man zurückhaltender in der Aufnahme Fremder sein zumal hier die großen Kosten der Institute schon die Volksgenossen, die es möchten, aus Mangel an Platz nicht alle aufzunehmen gestatten. Sofern allerdings Plätze frei sind, scheint eine bereitwillige Aufnahme von Ausländern, die nicht geradezu deutschfeindlich sind, der Idee der Universität und dem Interesse der Nation, die ihr geistiges Wesen mitteilen möchte, entsprechend.

| LITERATUR<sup>113</sup>

Zu den in dieser Schrift behandelten Problemen gibt es eine sehr umfangreiche Literatur. Eine kleine Auswahl sei angeführt:

WEBER, MAX: Wissenschaft als Beruf. 1919. Wiederabgedruckt in den »Gesammelten Aufsätzen zur Wissenschaftslehre«. Tübingen 1922. Eine pädagogisch gemeinte Rede, die die Wissenschaft »schwer« macht, Täuschungen abwehrt, sich eigentlich nur an solche wendet, die in der Wissenschaft »leben« oder an solche, die ihr gänzlich fremd sind, da sie über den Sinn der Wissenschaft und die Erfüllung eines solchen Sinnes nichts Positives sagt und gar nicht zur Wissenschaft verführt, vielmehr abschreckt. Eine Deutung seiner eigenen ungeheuren wissenschaftlichen Leistung gibt MAX WEBER hier nicht.

FICHTE: Über das Wesen des Gelehrten (in der Ausgabe der Werke von Medicus, Bd. V, S. 1–102). Äußerster Gegensatz zur vorigen Schrift. Wissenschaft ist »Leben in der göttlichen Idee«. »In dem wahrhaften Gelehrten hat die Idee ein sinnliches Leben gewonnen, welches sein persönliches Leben völlig vernichtet, und in sich aufgenommen hat«.

SHELLING: Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums (in der Gesamtausgabe der Werke Bd. V, in der Ausgabe von WEISS, Bd. II, daraus auch separat erschienen). Eine Darstellung des akademischen Studiums als Totalität des Wissens. SCHELLINGS philosophisches System dargelegt als Auffassung des Universitätsstudiums.

FICHTE, SCHLEIERMACHER, STEFFENS: Über das Wesen der Universität, neu herausgegeben von SPRINGER, Leipzig 1910. Neben HUMBOLDTS Bemerkungen, die sich zerstreut in seinen Denkschriften finden, die Gedanken, die unsere Philosophen über die Idee der Universität hatten anlässlich der geplanten Gründung der Berliner Universität im ersten Dezennium des 19. Jahrhunderts.

Später noch lesenswert, aber die zunehmende Problematik und Unzufriedenheit zeigend:

LAGARDE: Deutsche Schriften. Göttingen. Darin S. 168 ff., 264 ff., 393 ff. Sehr viel treffende Bemerkungen, edle Begeisterung für das Geistige, fromm, viel rücksichtslose und drastische Wendungen und doch in der Gesamthaltung unfrei, sehr selbstüberzeugt, zum Fanatischen neigend. Nicht einheitlich und manchmal von schlechter Subjektivität.

NIETZSCHE: Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten (Taschenausgabe, Bd. I, 265 ff.).

Eine treffliche Anschauung vom Geist des Universitätsunterrichtes geben Auszüge aus Autobiographien hervorragender Männer, die über ihre Studentenzeit berichten:

ZIEHEN, JULIUS: Aus der Studienzeit, ein Quellenbuch zur Geschichte des deutschen Universitätsunterrichtes in der neueren Zeit. Berlin: Weidmann 1912. |

## | ... könnte wieder eine Rangordnung im geistigen Leben fühlbar werden<sup>114</sup>

Ihrem Wunsch, mich zu den Erörterungen Tillichs<sup>115</sup> zu äußern, folge ich gern. Ich vermag jedoch in der Kürze nur Thesen ohne genügende Begründung hinzustellen.

1. Die *Tatsache*, an der Universität diene der Fiktion nach das ganze Haus dem, was allein in den Dachkammern geschehe, kann ich *nicht anerkennen*.<sup>116</sup> Die Wirklichkeit der Universität ist bei einer anonymen Minorität der Studenten, die in geistiger Disziplin aus ursprünglichem Wissenwollen<sup>117</sup> arbeiten. Diese Wirklichkeit ist Maßstab und Sinn des Ganzen; die übrigen dienen nicht, sondern tun, je ferner sie bleiben, um so mehr etwas Sinnloses. Die Situation war von jeher die gleiche: es gehört zum Wesen der Hochschule, daß eine Minderheit sinnvoll erfüllt, was eine Mehrheit äußerlich mitzumachen scheint. Das Neue ist nur, daß man heute Fiktion nennen darf, was als Anspruch gefordert ist, der das ganze trägt.

2. Die *Trennung von Fachhochschule und Universität*<sup>118</sup> bedeutet die Trennung von Lehre und Forschung, d.h. die Zerstörung der Idee der Universität. Solche Forderung entspringt aus der Verkennung des Wesens der auf Wissenschaft fundierten Berufe; ihr Wesen ist, in der Praxis nicht durch bloße Anwendung von Wissen, sondern durch schöpferisches Eingehen auf die durch das Leben entstehenden konkreten Situationen dem Menschen als Menschen zu dienen. Mediziner, Juristen, Lehrer würden als routinierte Techniker einen Betrieb in Gang halten, aber den Sinn ihres Tuns verlieren, wenn sie nicht, ursprünglich zum Forschen geneigt und erzogen, auch in der Praxis sich forschend verhielten und damit erst dem Leben in seiner Ganzheit offen blieben.

Das Wesen der *geistigen Fachberufe* hört also auf, wenn es genügen soll, sich auf sie durch bloße Fachausbildung vorzubereiten. Auch die einfachsten Dinge sind in der Weise, wie sie genutzt und angewandt werden, gebunden an eine zu erwerbende *geistige Haltung*, die nicht lösbar ist von der *Idee des forschenden Daseins* überhaupt. Die Barbarisierung der Fachberufe würde eine Verwandlung bedeuten, durch die ihr menschlicher Sinn verloren ginge, Kinder keinen rechten Lehrer, Kranke keinen rechten Arzt mehr fänden; die Vernünftigkeit schwände aus der Welt zugunsten eines schließlich immer versagenden technischen Verstandes und eines willkürlichen Aberglaubens.

3. *Statt der Trennung von Fachschule und Universität wäre ein Ausbau der Funktionen von Lektoren und Assistenten* möglich. Zwar ist auch die zunehmende Verwandlung der Lehre in didaktisch geschickten Lehrbetrieb verderblich für die geistige Substanz; denn daß es heute wahrscheinlich didaktisch sehr viel brauchbarere Vorlesungen gibt



als vor hundert Jahren, ist keineswegs nur ein Fortschritt; Vorlesungen sind nicht dazu da, die trefflichen Lehrbücher zu ersetzen. Es wäre aber sinnvoll, sogar in einstmals hervorragenden Fächern, die nur noch als Lehre, nicht mehr als lebendige Forschung da sind, mangels eines eigenständigen Mannes von geistigem Rang die Lehre zunächst durch Lektorate versehen zu lassen. Wissenschaftliche Hilfsarbeiter haben, wenn eingeordnet in die eigentliche Lehre der Forscher, durchaus ihren Sinn und Wert.

4. *Statt der Spaltung* der Universität, welche eine Bejahung und Beschleunigung ihres Verfalls wäre, ist eine *Verstärkung des eigentlichen Anspruchs* zu wünschen. Eine Möglichkeit neben anderen wäre folgende: man hebe eine einzige Universität, die etwa *Reichsuniversität*<sup>119</sup> werden müßte, heraus und lasse in ihr nur Aufnahme finden, wer das Abiturium des humanistischen Gymnasiums besitzt. Als Versuch angesehen, würde diese Besonderung einer Universität wahrscheinlich in 10 und 20 Jahren zeigen, daß hier eine Elite von Ärzten, Lehrern, Juristen usw. herangewachsen wäre, die der Ausgang für weitere Niveauerhöhung werden könnte. Doch nur von außen sieht wie ein Versuch aus, was in Wirklichkeit nur aus einem Glauben der Studenten und Dozenten geschehen kann, die daran teilnehmen.

Es könnte wieder eine *Rangordnung im geistigen Leben* fühlbar werden, welche das innere Handeln<sup>120</sup> des Menschen zum Aufschwung bringt. Im Geistigen steht uns ein Zeitalter der *Restauration* bevor, falls wir nicht ganz versinken. Die Begeisterung für ein dunkles Neues ist unfruchtbar, solange sie nicht auf dem Grunde dessen steht, was diese Restauration bewahren muß.

5. Zu *bekämpfen* sind alle Tendenzen, die *Durchschnittlichkeit der Mehrheit* geistig dadurch zu versorgen, daß man ihnen den selbst zu wählenden geistigen Weg durch schulmäßigen Betrieb abnimmt,<sup>121</sup> oder daß man durch Aktualisierung der Dinge interessant macht, was sein wahres Interesse als Sache hat. Diese Tendenzen bringen Wissen als bloße Fassade hervor und verführen zu Gerede; sie lenken ab von der möglichen Leidenschaft des ursprünglichen Wissenwollens, ohne welche kein Studium gerechtfertigt ist.

Die Frage der Reform wird unter dem Zwange stehen: wo kann *gespart* werden? Wenn gespart werden *muß*, ist zu sehen, wo es vorteilhaft möglich ist. Zum Beispiel könnte die Abschaffung aller *allgemeinen* Erleichterungen des Lebens an der Universität durch so viel materielle Hilfe, daß das Studieren die billigste Lebensform geworden ist, die Überfüllung steuern. Eine Vermehrung der langfristigen Stipendien dagegen für *hervorragende*, sorgfältig erlesene Individuen wäre sinnvoll und wünschenswert.

6. Gegenüber dem selbstverständlichen Hinweis, daß die Universität in *politischen* Zusammenhängen stehe, fragen wir uns: Wo ist der verlässliche Staatswille, der den freien Raum der Forschenden und Studierenden sichert, daß sich die geistigen Möglichkeiten zeigen? Dieser Staatswille allein könnte etwas verwirklichen wie jene Wiederherstellung einheitlicher humanistischer Vorbildung, die heute noch weltfremd wie eine unmögliche Forderung anmutet, obgleich ihre Durchführung kein Geld kostet.

Die *deutsche* Universitätsidee steht nicht mehr unangetastet; sie wird geleugnet und zerstört von Mächten, die schon an der Universität selbst einen Raum einnehmen.<sup>122</sup> Gegenwärtige Reformpläne sind daher zu befragen, ob sie nicht eine Verwandlung der deutschen Universität in die Allerweltsuniversität als bloße Schule bewirken oder gar bewirken wollen. Wir müssen ausschauen, wo die politische Macht ist, die gegen die Bodenlosigkeit intellektueller Spielerei und gegen die Verschulungstendenzen der Menge unser eigenstes deutsches Gut, die Substanz unserer geistigen Tradition, die zugleich Weltgeltung hat, zu ihrer Sache macht.

7. Wohl ist der Sinn menschlichen Tuns mit den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Voraussetzungen verflochten, in denen es sich verwirklicht; sind sie fraglos sicher, so breitet sich der Sinn aus und vergißt seine Bedingtheiten; werden sie unsicher, beginnen sie gar zu wanken, so scheinen die Maßstäbe in der Hand zu zerbröckeln; es ist, als ob sie von unsichtbaren Mächten nicht nur unwirksam gemacht, sondern zerschlagen würden. Aber das ist eine Täuschung; denn es kommt darauf an, in dem Strom der Dinge festzuhalten, was stets nur aus anderem Ursprung und oft gegen den Strom als die eigentliche Wahrheit sich verwirklichen kann.

Der Vorschlag einer Trennung von Universität und Fachhochschule hat für einen unentschiedenen, nur den Strom sehenden Geist eine Verführung. Er denkt nicht aus einem Willen, der glaubt, sondern aus einem weichen Scheinrealismus, der Tatbestände als Unausweichlichkeiten festzustellen meint, aber doch nur kapituliert vor Massenerscheinungen. Ein solcher Geist übt eine unechte Gerechtigkeit, welche, indem sie gutgläubig die Aufgaben verteilt und jeder ihr Recht geben will, vielmehr ahnungslos *alle ruiniert*.



Zum erstenmal nach zwölf Jahren haben wir wieder frei den Rektor gewählt, haben wir unseren Rektor.<sup>124</sup> Heute beginnt der medizinische Unterricht. Es ist für unsere Universität ein großer Tag. Wir dürfen hoffen, daß andere Fakultäten bald folgen und daß in nicht zu ferner Zeit die Universität im ganzen eröffnet wird.<sup>125</sup>

Es ist ein Neubeginn nach der Ruhepause infolge des Zusammenbruchs und nach dem Ruin, in den die Universität seit zwölf Jahren hineingezwungen wurde.

Wohl hat der Kern der Universität in der Verborgenheit standgehalten. Es gab Professoren und Studenten, die innerlich frei blieben. Sachlich erfüllten sie ihren Beruf. Es blieb etwas erhalten trotz der massenhaften Entlassungen, trotz der Eingriffe in den Unterricht und in die Forschung, trotz der Zerstörung unserer uralten Verfassung und Selbstverwaltung zugunsten eines weltanschaulich und politisch vergifteten, in seinem Wert ständig sinkenden Schulbetriebs. Weil der wissenschaftliche Geist tatsächlich noch nicht zerstört werden konnte, vermag heute die Universität sogleich wieder zu beginnen, wenn auch nur in einem beschränkten Umfang.

Daß wir wieder arbeiten dürfen, verdanken wir dem Einverständnis der Besatzungsmacht. Wir haben nach der bedingungslosen Kapitulation, nach dem wortlosen Verschwinden der Führer des Regimes und nach dem Aufhören jeder deutschen Staatlichkeit keinen Rechtsanspruch. Wir leben in der Lage des ›vae victis‹.<sup>126</sup> In diese Lage aber sind wir geraten nicht barbarischen Völkern gegenüber, sondern Völkern, die im Grundsatz ihres Lebens Menschenrechte anerkennen, die sie einst in ihrer Geschichte feierlich verkündet haben. Daß wir für den Aufbau unserer Universität die Duldung und vielleicht die Hilfe der Sieger finden, ist allein ihrem tätigen Glauben an diese Menschenrechte zu danken, die sie auch uns Besiegten gewähren. Sie haben erklärt: Das deutsche Volk soll nicht vernichtet werden, und das deutsche Volk soll erzogen werden.<sup>127</sup> Von diesen Rechten dürfen wir, als uns von ihnen gegeben, auch Gebrauch machen. Hier dürfen wir vertrauen, wenn überhaupt noch ein Ort in der Welt ist, dem wir Vertrauen schenken wollen.

Der Neubeginn unserer Universität kann jedoch kein einfaches Anknüpfen an den Zustand vor 1933 sein. Zuviel ist geschehen, zu eingreifend ist die Katastrophe. | Wir selbst sind andere geworden seit 1933. Es war möglich, in der Würdelosigkeit den Tod zu suchen – 1933, als nach dem Verfassungsbruch durch eine Scheinlegalität die Diktatur errichtet und, was sich widersetzte, im Rausche eines großen Teiles unserer Bevölkerung hinweggeschwemmt wurde. Wir konnten den Tod suchen, als die Verbrechen des Regimes öffentlich in Erscheinung traten: am 30. Juni 1934<sup>128</sup> oder mit den Plün-

derungen, Deportationen und Ermordungen unserer jüdischen Freunde und Mitbürger, als zu unserer untilgbaren Schmach und Schande 1938 in ganz Deutschland die Synagogen – Gotteshäuser – brannten.<sup>129</sup> Wir konnten den Tod suchen, als im Kriege das Regime von Anfang an gegen den Satz unseres größten Philosophen, Kant, handelte, der als Bedingung des Völkerrechts forderte: Es dürfen im Kriege keine Handlungen geschehen, die eine spätere Versöhnung der Kriegführenden schlechthin unmöglich machen.<sup>130</sup> Tausende haben in Deutschland im Widerstand gegen das Regime den Tod gesucht oder doch gefunden, die meisten anonym. Wir Überlebenden haben nicht den Tod gesucht. Wir sind nicht, als unsere jüdischen Freunde abgeführt wurden, auf die Straße gegangen, haben nicht geschrien, bis man auch uns vernichtete. Wir haben es vorgezogen, am Leben zu bleiben, mit dem schwachen, wenn auch richtigen Grund, unser Tod hätte doch nichts helfen können.

Daß wir leben, ist unsere Schuld.

Wir wissen vor Gott, was uns tief demütigt.

Mit uns ist durch die zwölf Jahre etwas geschehen, was wie eine Umschmelzung unseres Wesens ist. Mythisch gesprochen: Die Teufel haben auf uns eingehauen und haben uns mitgerissen in eine Verwirrung, daß uns Sehen und Hören verging. Wir haben Blicke in die Realität von Welt und Menschen und uns selbst getan, die wir nicht vergessen. Was daraus in unserem Denken wird, ist unabsehbar. Daß wir bis jetzt überleben, ist wie ein Wunder. Aber darüber hinaus ist, daß wir leben, unser eigener Entschluß.<sup>131</sup> Er fordert, die Folgen eines Daseins unter solchen Bedingungen auf uns zu nehmen. Unsere in dieser Würdelosigkeit einzig noch bleibende Würde ist die Wahrhaftigkeit und dann die unendlich geduldige Arbeit trotz aller Hemmungen, trotz allem Mißlingen – solange es uns vergönnt ist. Wir wollen uns unser Leben, das uns gerettet wurde, verdienen.

Wir müssen Abstand nehmen von einer Vergangenheit um uns und in uns. Aber wir suchen nicht Vergeltung, wenn jetzt das Notwendige geschieht und unser Einverständnis fordert. Die Kette des Bösen muß einmal abreißen. Wir wollen nicht aus | dem  
II Nein zum Schlechten, sondern aus dem Ja zum Guten leben, aus der Tiefe unserer eigentlichen Vergangenheit, die uns trägt. Treu sind wir unseren Eltern, unserer Heimat, treu unserem Vaterlande, das wir sehen in Kant und Goethe und Lessing und den anderen hohen Gestalten – in allem, was bei uns Adel hatte im Gehorsam gegen die ewigen sittlichen Forderungen – in unserer deutschen Sprache – in unseren Wäldern, Bergen, Strömen und unserem Meer.

In solcher Lage als so gewordene Menschen sollen wir nun die *Universität* wieder aufbauen. Was das Äußere betrifft, so haben wir die Hoffnung, daß unsere alte Verfassung und Selbstverwaltung uns wieder bestätigt wird, daß Kliniken, Institute, Seminare materiell bestehen, daß die Studenten leben können, daß die Bedingungen für

Forschung und Lehre, wenn auch bescheiden, hergestellt werden. Aber das alles ist noch keine Erneuerung.

Diese Erneuerung kann in der Tat nur geschehen durch die Arbeit der einzelnen, der Forscher und der Studenten, in der Gemeinschaft ihres geistigen Lebens. Diese Gemeinschaft muß die unvergängliche Idee der Universität zur Führung haben, die Idee der Hochschule, welche der Forschung und Lehre zugleich und in einem dient, Lehr- und Lernfreiheit als Bedingung verantwortlicher Selbständigkeit aller einzelnen Dozenten und Studenten fordert, den bloßen Schulbetrieb und die sich abschließenden Spezialisierungen verwirft, vielmehr die Einheit der Wissenschaften in der lebendigen Kommunikation und dem geistigen Kampf zur Entfaltung bringt.

Das Ergebnis solcher Erneuerung wird sich zeigen in dem Geist eines Hauses, sei es des Seminars, des Instituts oder der Klinik, in der Weise, wie dort gearbeitet und wissenschaftlich diskutiert wird. Es wird sich zeigen in den Veröffentlichungen und in den Lehrbüchern, die solchen Geist bis in die Stimmung hinein sichtbar werden lassen. Diese Erneuerung liegt allein an uns.

Aber noch verbindet uns keine öffentliche gemeinsame Anschauung. Wir haben noch nicht den Boden, auf dem wir stehen, wenn wir miteinander sprechen. Die Idee der Universität ist noch nicht wieder wirklich lebendig. Mannigfaltige Reste fragwürdiger Gewohnheiten beherrschen das Denken und Werten.

Wir Deutsche hatten einst die Stärke, als einzelne auf uns selbst stehen zu können, in allen realen Abhängigkeiten innerlich doch frei und unbeirrbar zu sein. Das ist geistig zunächst auch heute unsere einzige Chance. Jeder muß es an der Universität auf sich hin wagen, während er ständig hört und Kommunikation sucht, damit die Idee der Universität wieder erwache.

Die Erneuerung der Universität steht also unter diesen Voraussetzungen: der politischen und wirtschaftlichen Ohnmacht unseres Landes – der Lage des *vae victis* – der Umschmelzung unseres Wesens durch eine Not und Schmach von zwölf Jahren – der Aufgabe von uns noch zerstreuten Überlebenden, die wir uns einrichten auf den Trümmern – der Chance unseres geistigen Schaffens – dem Anspruch der Idee der Universität.

All das wird ausführlich zum Thema, wenn die geisteswissenschaftlichen Fakultäten wieder auferstehen dürfen.

Die *Medizin* scheint diesen Fragen ferner zu stehen. Sie ist doch eine Wissenschaft und Kunst, die unabhängig von Politik das gleiche in aller Welt will, wo Menschen für die Gesundheit des Leibes und der Seele sorgen. Aber es scheint nur so. Wir haben gesehen, in welchem Umfang der Eingriff auch in ein so apolitisches Gebiet möglich war.

Ärzte haben aus einem unzureichenden Wissen vom Vererbungsgeschehen das Material für eine Gesetzgebung beigebracht, deren Durchführung sie durch eine ausge-

breitete Gutachtertätigkeit unterstützen oder in ihren unmenschlichen Wirkungen einschränken mußten. Ärzte wurden gezwungen zu Operationen (Sterilisierungen), die sie mit gutem Gewissen in der Mehrzahl der Fälle nicht vertreten konnten. Einzelne Ärzte haben sich herbeigelassen, den Geisteskrankenmord zu vollziehen.

Wir haben etwas erlebt, was dem Hexenwahn des späten Mittelalters entspricht: den Rassenwahn, samt allen Irrungen auf Grund einer sogenannten biologischen Weltanschauung. Diese Vorstellungen hatten dieselben Merkmale wie damals: Unkorrigierbarkeit, Umdeutung aller Gegengründe in Bestätigungen, Ersatz der Begründung durch Sophistik, Terror und Folter, eine angstvolle Ergriffenheit Wohlmeinender, als ob doch etwas daran sein könnte, sadistische Befriedigung anderer, die unersättlich nach noch weiteren, noch grausameren Verfahren drängten.

Hat das alles der Nationalsozialismus gebracht? Doch offenbar nur darum, weil diese Möglichkeiten bereitlagen. Es sitzt irgendwo in unserer vorhergehenden Überlieferung, was hier so unheilvoll ausbrach. Darum müssen wir den *Keim des Bösen* begreifen, der lange vorher ahnungslos gelegt wurde. Das ist eine der großen Aufgaben unserer in die Tiefe gehenden geschichtlichen Selbstbesinnung.

Hier nur ein Beispiel aus der Medizin: Ein kritisch anregender, seinerzeit hochangesehener Psychiater schrieb mit einem Juristen eine Broschüre über die Vernichtung lebensunwerten Lebens.<sup>132</sup> Das entsprach der Denkungsart einer gottlosen positivistischen Welt. Dort wurden die Gedanken niedergelegt, welche jetzt im Geisteskrankenmord ihre damals gewiß nicht so gewollte praktische Konsequenz hatten. Aber das Entscheidende ist, daß überhaupt unter gewissen Bedingungen Tötung von Geisteskranken aus rational feststellbaren Indikationen gefordert wurde, daß es sich dabei gar nicht um Wissenschaft oder um ein Ergebnis der Wissenschaft handelte, daß die Motive der Humanität unklar geworden waren und daß solche Forderung zumal unter Herbeiziehung der scheinbar einleuchtenden Beispiele auch Menschen, die im Sinne unseres Zeitalters verständlich waren, plausibel erschien. Die Sache ist in der Tat nicht einfach. Weiß doch jeder Arzt, wie etwa bei rasenden Schmerzen Karzinomkranker zuletzt die Spritzen wohlthätig so gesteigert werden, daß der Kranke nicht mehr erwacht und der Übergang zur letalen Spritze fließend ist.

Daraus ist eines zu lernen: daß es Fragen gibt, die unlösbar sind. Wenn man sie in die Sphäre der Berechenbarkeit und Grundsätzlichkeit zieht, so tastet man etwas an, das man ehrfürchtig stehen lassen muß. Solcher Unlösbarkeiten gibt es zahlreiche, zum Beispiel in den Fragen nach der freien Willensbestimmung, in den Fragen der Unfallgesetzgebung, ja, in den Fragen der alltäglichen Durchschnittstherapie. In den Unlösbarkeiten aber kann man klar sein. Diese Klarheit wird überall dort entstehen, wo die zwei Pfeiler, auf denen die Medizin ruht, verlässlich sind.

Diese zwei Pfeiler sind die Wahrhaftigkeit und die Ehrfurcht vor dem Menschsein – oder: *Wissenschaft* und *Humanität*. Wären jene beiden Pfeiler fest gewesen, so hätte der Einbruch des Nationalsozialismus in die Medizin nicht stattfinden können.

*Wissenschaftlichkeit*, das heißt: zu wissen, was man weiß und was man nicht weiß; unwissenschaftlich ist das dogmatische Wissen. Wissenschaftlich sein, das heißt: mit den Gründen zu wissen; unwissenschaftlich ist das Hinnehmen fertiger Meinungen. Wissenschaftlich ist das Wissen mit dem Bewußtsein von den jeweils bestimmten Grenzen des Wissens; unwissenschaftlich ist alles Totalwissen, als ob man im Ganzen Bescheid wüßte. Wissenschaftlich ist grenzenlose Kritik und Selbstkritik, das vorantreibende Infragestellen; unwissenschaftlich ist die Besorgnis, der Zweifel könne lähmen. Wissenschaftlich ist der methodische Gang, der Schritt für Schritt auf dem Boden der Erfahrung zur Entscheidung bringt; unwissenschaftlich ist das Spiel vielfacher Meinungen und Möglichkeiten und das Raunen.

Ich wage zu behaupten, daß ein Strom von Unwissenschaftlichkeit durch den größeren Teil unserer wissenschaftlichen und auch der medizinischen Literatur hindurchgeht. Der Geist der Unwissenschaftlichkeit öffnete dem Nationalsozialismus die | Tore, weil dieser ein entgegenkommendes Verständnis fand. Zum Beispiel: Die *Rassentheorie* trifft zwar etwas, das im Unterbau des Menschseins eine wahrscheinlich sehr große Rolle spielt. Aber nicht einmal der Begriff ›Rasse‹ ist klar. Was an Rassenlehre all die Jahre Schulfach war, ist zum größten Teil Schwindel. Aber die Folgen waren erstens ein verderblicher, weil die Auffassung des Menschseins verkehrender pseudowissenschaftlicher Mythos, zweitens jene mörderischen Handlungen zur Beseitigung für minderwertig erklärter Rassen.

14

Die *Vererbungslehre* gehört zu den großartigsten naturwissenschaftlichen Forschungsbewegungen der letzten Jahrzehnte. Das Studium bedeutender Werke der Genetiker bringt uns zur staunenden Anschauung, was unsere Erkenntnis vermag. Der Mensch aber ist ein aus den verschiedensten Gründen für Vererbungsforschung biologisch besonders ungeeignetes Objekt. Man kann nur anderswo erworbene Vererbungserkenntnisse auf ihn anzuwenden versuchen. Solche Anwendungen haben zwar einige Ergebnisse bei günstig gelagerten Krankheitsformen gehabt, obgleich fast nie die Exaktheit der Genetiker erreicht wurde. Im weitesten Umfang – zumal in der psychiatrischen Vererbungslehre – ist dagegen ein Betrieb in Gang gebracht mit mathematischen Spielereien und mit dem typischen Absinken unproduktiven Forschens in Endlosigkeiten. Die Ergebnisse sind so dürftig, daß eine praktische Anwendung, selbst wenn man den inhumanen Ausgangspunkt solcher Anwendung annehmen wollte, in den meisten Fällen wissenschaftlich gewissenlos war.

Der andere Pfeiler neben der Wissenschaftlichkeit ist die *Humanität*.<sup>133</sup> Sie bedeutet die Ehrfurcht vor dem Menschsein. Jeder einzelne Mensch ist eine Unendlichkeit. Keine wissenschaftliche Auffassung kann ihn als Ganzes treffen. Der Mensch ist stets mehr, als von ihm erkannt wird. Daher darf der Arzt, zumal der Psychiater und Psychotherapeut, nie das Bewußtsein von der Unerschöpfbarkeit und Rätselhaftigkeit jedes einzelnen Menschen verlieren. Er soll es noch den scheinbar alltäglichsten Fällen gegenüber besitzen.



Diese Unerschöpflichkeit ist der Schleier vor der Verborgenheit des eigentlichen Menschen für die wissenschaftliche Erkenntnis. Die Freiheit des Menschen ist seine entschiedenste Wirklichkeit, aber für die wissenschaftliche Erfahrungserkenntnis gibt es keine Freiheit.

15 Daher gehört zur Humanität ein Bild des Menschen, das über das Erkennbare hinaus vergegenwärtigt, was der Mensch sei und sein könne. An diesem Bild des Menschen arbeiten alle Fakultäten. Dieses Bild in seinem ganzen Umfang gegenwärtig zu gewinnen, das bringt für jeden und vor allem für den Medi|ziner den Raum, aus dem das besondere Wissen und Können seine Führung hat. Das Bild des Menschen war weitgehend verloren und besonders in großen Teilen der medizinischen Literatur verdorben. Kein wahres Bild des Menschen ohne Gott. Wir müssen das Bild des Menschen zurückgewinnen.

Wissenschaftlichkeit und Humanität suchen sich gegenseitig.

Der humane Arzt will von der Wissenschaft nicht mehr, als sie leisten kann, will aber diese Leistung vollständig und gewissenhaft. Der wissenschaftliche Arzt weiß, daß er für die Praxis mit bloßer Wissenschaft nicht ausreicht. An der Grenze des wissenschaftlich Möglichen ist er Helfer und *Schicksalsgefährte* des Leidenden aus der Gemeinschaft des Menschseins.

Wissenschaftlichkeit und Humanität sind unlösbar verbunden. Wo Wissenschaft verlassen wird, da werden Phantastik und Täuschung ein Glaubensersatz, durch den die Irrenden statt an Gott vielmehr an ihre Fanatismen gebunden werden. Die Unwissenschaftlichkeit ist der Boden der Inhumanität.

Daß die beiden Pfeiler, Wissenschaftlichkeit und Humanität, wieder fest werden, dazu bedarf es der *ganzen* Universität. Die Medizin muß, wie alles Wissen und Können, im Raum der einen umfassenden Wahrheit leben, die sich darstellt im Kosmos der Wissenschaften und in der lebendigen Kommunikation der forschenden Menschen. Die ganze Universität muß leben, wenn Unterricht und Forschung in den einzelnen Gebieten gedeihlich sein sollen. Man darf uns nicht zerstückeln.

Billroth, der weltbekannte Chirurg, schrieb in den siebziger Jahren, daß die Theologie eigentlich nicht an die Universität gehöre.<sup>134</sup> Ein Mediziner würde doch keine theologischen Vorlesungen besuchen, und ein Theologe, der eine medizinische Vorlesung besuche, sei in Gefahr, seinen Glauben zu verlieren. Aber Pietät veranlasse ihn, trotzdem nicht für die Ausschaltung der theologischen Fakultät zu sprechen. Das Herz des humanistisch gebildeten Billroth ließ sich noch nicht zum Schweigen bringen gegenüber solchen unheilvollen Trennungsgedanken, die damals fast selbstverständlich waren und sich bis heute ausgewirkt haben. Ohne Gott aber und die Seele kommt man bis zum Geisteskrankenmord.

Im Ursprung war die Universität wirklich *das eine Ganze*. Für die Grundanliegen unseres Menschseins wurden die drei Fakultäten begründet: für das Heil der Seele die

theologische Fakultät, für die Ordnung der irdischen Gemeinschaft die juristische, für die Gesundheit des Leibes die medizinische. Diese drei oberen waren unterbaut durch die untere, die philosophische Fakultät. Sie umfaßt für sich den ganzen Kosmos der Wissenschaften, die Grundwissenschaften,<sup>135</sup> auf denen alle Praxis beruht.

| Es war ein Unheil, daß in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts diese Einheit verlorenging, zuerst im Bildungsbewußtsein und dann auch in der äußeren Erscheinung der Universität. Die Folgen davon waren: einerseits die Zerstreung der Wissenschaften, damit der Einbruch der Unwissenschaftlichkeit, weil jede einzelne Wissenschaft sich zur ganzen machen wollte, und schließlich die Zerstreung, die in den Wahnbildungen der nationalsozialistischen Zeit gipfelte; andererseits die Unfähigkeit, die neuen tatsächlichen Kräfte des Zeitalters, besonders der Technik, in den Zusammenhang des Ganzen aufzunehmen und von ihm aus zu durchdringen. Die Erneuerung aus dem Ursprung müßte die Universität erweitern auf alle großen menschlichen Anliegen unseres Zeitalters und zugleich ihre Einheit wiedergewinnen. Sie würde nachholen, was durch bald ein Jahrhundert versäumt wurde. Die Aufgabe solcher Erneuerung geht auf den eigentlichen Sinn unseres Berufs. Vielleicht sind die Begründung einer technischen neben der theologischen, juristischen und medizinischen Fakultät<sup>136</sup> und die Wiederherstellung der alten Einheit der philosophischen Fakultät die beiden größten Probleme der äußeren Universitätsgestaltung. Sie können gut nur gelöst werden, wenn das Ganze unserer Welt in allen einzelnen Forschern lebendig wird.

Dann würden die besonderen Berufe wieder miteinander gehen in einem gemeinsamen Geist. Dann wäre die theologische Fakultät wieder wirklich die oberste Fakultät. Dann lebten alle, während sie ihr besonderes Gebiet bestellten, im Bewußtsein des Ganzen, im Blick auf seine Symbole. Dann würde auch der in allem gegenwärtige Arzt wieder Arzt in dem großartigen Sinn des Hippokrates:<sup>137</sup> Der Arzt, der philosophisch ist, ist göttergleich – *ιατρὸς φιλόσοφος ἰσόθεος*.<sup>138</sup>

Solche Erneuerung der Universität würde mit der ihr erwachsenden Gesinnung den ganzen Menschen ergreifen. Eine Folge wäre, daß auch die verlässliche Staatsgesinnung bewußt werden und sich ausbreiten kann. Ein wahrer menschlicher Staat vollzieht mit der Macht zugleich die Selbstbegrenzung der Macht, weil er das Recht verwirklicht. Er verwurzelt seinen Sinn in der alltäglichen Denkweise seiner Bürger, in ihrer Solidarität. Er vollzieht, wie alles geistige Leben, ständig Selbstkorrekturen. Seine Freiheit zeigt sich im gesetzlich geformten Kampf der Geister, die noch im radikalsten Gegensatz miteinander verbunden bleiben durch die gemeinsame Aufgabe. Er erfüllt sich mit allem Wissen und findet daher in dem geistigen Schaffen der Universität nicht nur sein hellstes Bewußtsein, sondern die Quelle der Erziehung seiner Bürger. Das aber kann nur gelingen, wenn die Universität ein umfassendes Ganzes ist, | nicht ein Aggregat von Fachschulen und Spezialitäten. Die Idee der Universität und die Diktatur schließen einander aus; das hat der Nationalsozialismus gezeigt. Die Idee der Universität

16

17

wirkt mit an dem Rechtsstaat freier Menschen. Das sind hohe Ziele. Denken wir in unserer Lage an die Erneuerung der Universität, so dürfen wir sie wohl ins Auge fassen. Denn der Geist ist auch in materieller Beschränkung offen für das Höchste. Aber der Weg dahin ist weit. Für jetzt müssen wir seinen allerersten Anfang beschreiten.

Wir werden nicht jubelnd vom ›Aufbruch‹ reden, nicht noch einmal dem falschen Pathos verfallen, daß es nun gut und herrlich werde und daß wir vortreffliche Menschen in vortrefflichen Zuständen sein würden. Solcher Illusion verfiel mancher in den Jahren 1918 und 1933. Diese Selbstberauschung, während in der Tat der Ruin seinen Gang geht, ist uns verwehrt. Uns bleibt, unser Verhängnis schlicht auf uns zu nehmen und dann zu tun, was noch möglich ist: harte Arbeit auf lange Sicht; mit wenig Hoffnung auf unmittelbares Glück, aber mit dem Segen des Dienstes in der Idee und – besonders für die Jugend – mit der beschwingenden Erfahrung des geistigen Vorankommens, des Frei- und Selbständigwerdens im Erwerb der Wissenschaften, des Wachsens der Seele in die Tiefe und in die Weite.

Mögen uns auf diesem Wege angesichts der furchtbaren Realität Zuversicht und Tapferkeit geschenkt werden.

*Frage:* Es ist Ihre Ansicht, Herr Professor, daß nach Wiederherstellung der äußeren Bedingungen die eigentliche Erneuerung der Universität von innen kommen muß. Sie meinen damit, daß die menschliche und politische Haltung entgiftet werden muß?

*Jaspers:* Gewiß. Aber dies wird an der Universität nur als die Folge einer tiefen geistigen Erneuerung geschehen, oder es wird mißlingen. Die Weise der Beschäftigung mit den Wissenschaften muß anders werden. Der Ernst der Wahrheit, die Wahrhaftigkeit, die methodische Kritik und die Liebe zur Sache stehen in unlösbarem Zusammenhang mit der Humanität.<sup>140</sup> Eine Jugend, die mit Leidenschaft wissen will und Wahrheit sucht, wird unfehlbar zugleich menschlich sein und politisch vernünftig werden.

Aber das Suchen der Wahrheit, dieses höchste Anliegen des Menschen, ist nicht einfach. Wahrheit liegt nicht als fertiger Lehrstoff da, den man nur zu lernen braucht. Wahrheit ist nur dort, wo alles erreichte Wissen das ursprüngliche Wissenwollen<sup>141</sup> steigert. Dieses unendliche Vorantreiben zur Wahrheit ist die Sache der Universität. Darum sind an ihr *Forschung und Lehre*, auch schon für das Bewußtsein der Studenten, *untrennbar*.

*Frage:* Sie scheinen mir von persönlichen Qualitäten zu sprechen. Diese Erneuerung wäre Sache eines jeden einzelnen. Läßt sich dafür von außen etwas tun?

*Jaspers:* Ja, und zwar Entscheidendes. Man muß erstens die *Universität im ganzen* als die Einheit aller Wissenschaften eröffnen. Man muß zweitens alle großen Anliegen des Menschen zur Sache der Universität, der Forschung und Lehre, werden lassen. Vielleicht darf ich diese beiden Punkte nacheinander erörtern.

*Frage:* Was den ersten Punkt betrifft, so wundere ich mich, daß Sie auf die Universität als Ganzes solchen Wert legen. Wenn man nacheinander erst die medizinische Schule, dann die Theologie, dann die Sprachen usw. eröffnet, so wird doch am Ende auch das Ganze erreicht werden.

*Jaspers:* Das eben halte ich für einen Irrtum. Auf diesem Wege wird nur ein Aggregat von Schulbetrieben erreicht. Dann wird in der Gesinnung studiert, daß man fertige Ergebnisse nur zu lernen habe, um damit baldmöglichst zum Examen und zur praktischen Anwendung zu kommen. Dagegen ist die Teilnahme am Suchen der Wahrheit auf dem Wege des Lernens daran gebunden, daß der Geist in der Unruhe des Fragens sich befindet. Dann wird mit größtem Eifer gelernt, um die Voraussetzungen zu gewinnen, diese Fragen zu verstehen und an der großen Diskussion der Menschheit teilnehmen zu können. Diese Bewegung aber ist wiederum gebunden an die eine um-

fassende Wahrheit, die nur in der Gesamtheit der Wissenschaften sich darstellt. Die Wissenschaften müssen sich als Glieder des Ganzen wissen.

Die Wahrheit ist nicht da als Lehrgegenstand, sondern als die Bewegung der Gemeinschaft der Geister, – in der die Theologie und Physik, Recht und Medizin, die Geschichte und Astronomie, kurz die gesamte Welt und ihre Grenzen, und das Erdenken der Transzendenz<sup>142</sup> – zur Geltung kommen. Die Wahrheit ist eine, weil in der Welt alles miteinander zusammenhängt und weil die eine, in sich ungeschlossene Welt auf Gott, ihren Schöpfer bezogen ist.

Daher ist die Eröffnung der Gesamtuniversität von der Bedeutung, durch die lebendige Einheit aller Wissensmöglichkeiten die Schwungkraft für das Studium zu gewinnen.

*Frage:* Meinen Sie wirklich, daß die Eröffnung der Gesamtuniversität diese großartigen Folgen haben würde?

*Jaspers:* Die eigentliche Erneuerung findet statt durch das innere Handeln<sup>120</sup> jedes einzelnen. Es kommt auf die Menschen an. Daß solche Menschen in der deutschen Jugend da sind, ist mein festes Vertrauen. Sie sind durch die vergangenen Vergewaltigungen ihres Geistes und durch die Not des allgemeinen und persönlichen Leidens zum Äußersten getrieben. Der Umschlag in die Leidenschaft geistiger Aufbauarbeit ist für jede edle Natur zwingend. Es bedarf nur der Ermutigung durch die Begegnung dieser Einzelnen im Raume der Universität. Im deutschen Volke liegen nicht nur die Möglichkeiten, deren Entfaltung in den letzten Jahren das Entsetzen für die Welt und mehr noch für uns selbst waren. Die damals verbotenen, darum verborgenen Möglichkeiten drängen heute ans Licht. Das Land Lessings, Kants und Goethes wird sich seiner besten Vergangenheit und des daher kommenden Anspruchs erinnern.

*Frage:* Sie haben als zweite Forderung ausgesprochen, alle großen Anliegen des Menschen zur Sache der Universität zu machen. Was meinten Sie damit?

*Jaspers:* Eine Gefahr der Universität war jederzeit, sich abzuschließen vom Leben in ästhetischer Betrachtung, in interessanten Diskussionen, in kontemplativer Unverbindlichkeit. Nun ist es recht, daß die Universität in einem gleichsam staatsfreien Raum, ohne unmittelbar praktische Aufgaben, in Ruhe und auf lange Sicht arbeitet. Aber das ist nur fruchtbar, wenn die Menschen, die dieses Leben der Studien führen, zugleich ergriffen sind von den realen Nöten der Zeit. Darum wandelt sich die Vordringlichkeit der Probleme. Nicht das, was diesen Monat oder dieses Jahr als irgendein einzelnes Geschehnis Ansprüche erhebt, ist notwendig Sache der Universität, aber wohl das, was in diesem Zeitalter die überall und immer wiederkehrende Not ist.

Heute werden z.B. *ökonomische, politische und soziologische Fragen* eine viel größere Bedeutung haben, als in ruhigeren, relativ stabilen Zeiten. Heute wird in Deutschland *die Umschmelzung unseres geschichtlichen Bewußtseins* ein Hauptproblem der Forschung.

Aber vielleicht das größte Problem des Zeitalters ist die *Technik*. Die Universität wird erst eigentlich modern, gegenwärtig und aufgeschlossen, wenn neben die theologi-

sche, juristische, medizinische auch eine technische Fakultät tritt, die die Aufgaben der bisherigen technischen Hochschulen erfüllt.<sup>143</sup> Dann bestände die Möglichkeit, daß alle Forscher durch die Gegenwart der Techniker innerlich lebensnäher würden, weil sie ergriffen würden von der Größe und dem Verhängnis der modernen Technik, und daß die technischen Forscher sich durchdringen ließen von dem einen umfassenden Geist der Wahrheit, in dem alle menschlichen Anliegen ohne Ausnahme ihre Ansprüche und Fragen zur Geltung bringen.

*Frage:* Aber wäre das nicht eine neue Gefahr? Die Universität, die schon durch zu viele Wissenschaften zerstreut ist, bekäme nur eine Verbreiterung, die ihre Einheit vollends auflöst, in ein Aggregat.

*Jaspers:* Das ist in der Tat eine Gefahr, aber eine Gefahr von der Art, die man auf sich nehmen muß, wenn das eigentliche Leben der Universität erhalten bleiben soll. Darum wäre zugleich mit der Schaffung einer neuen Fakultät alles zu tun, um die Einheit der Universität straffer zu gestalten. Dafür würde ein hohes Symbol sein die Wiederherstellung der alten philosophischen Fakultät, statt der Spaltung in die beiden Fakultäten der Natur- und der Geisteswissenschaften, wie sie das Ende des 19. Jahrhunderts gedankenlos hat geschehen lassen. Diese Einheit der philosophischen Fakultät umfaßt sämtliche Grundwissenschaften,<sup>144</sup> auf denen die anderen Fakultäten ruhen, welche ja besonderen menschlichen Anliegen wie dem Heil der Seele, der staatlichen Ordnung, der Gesundheit des Leibes und der technischen Daseinsordnung des Menschen zugewandt sind.

*Frage:* Ist nicht Ihr Programm einer Erneuerung der Universität, von dem Sie mir ein wenig mitgeteilt haben, zu hoch gegriffen für die Notlage, in der sich heute Deutschland befindet?

*Jaspers:* Ich glaube nicht. In materieller Hinsicht werden wir mit den großen Weltuniversitäten nicht konkurrieren können. Auf manche kostspieligen Forschungen werden wir verzichten müssen. Aber noch in materieller Beschränkung kann der Geist das Höchste erstreben in dem, was auf das Hervorbringen des Menschseins selber geht. Wir dürfen versuchen, eine Hohe Schule des Geistes zu werden, der durch ständigen Wechselverkehr aller Wissensmöglichkeiten, in dem lebenden Kampf der Forschenden möglich ist. Wir müssen, was uns an physischen Mitteln abgeht, ersetzen durch die Kraft des Geistes,<sup>145</sup> wenn es uns vergönnt ist. Noch sind wir nicht so weit, aber wir hören den Ruf unserer geistigen Ahnen.



»Dem lebendigen Geist«, so lautet die Inschrift über unserem Kollegiengebäude, die dort bis 1933 stand und bald wieder stehen wird. Sie stammt von Gundolf.<sup>147</sup>

Leben und Geist wurden schon längst in eins gesetzt, sei es, daß der Kern des Geistes als Leben, oder daß der Kern des Lebens als Geist galt. »Des Geistes Wirklichkeit ist Leben« –, sagt Aristoteles,<sup>148</sup> und die Umkehrung: Goethe läßt Suleika in ihrem Glück, vom Dichter geliebt zu werden, singen:

»Denn die Liebe ist das Leben  
Und des Lebens Leben Geist.«<sup>149</sup>

Wir machen uns Gundolfs Wort zu eigen. Die Idee der Universität ist der lebendige Geist.

Ständig fällt die reale Universität ab von ihrer Idee. In keiner Zeit war sie vollendet. Sie muß unruhig sein, wenn sie sich an dem Maßstab sieht, dem sie nicht Genüge tut. Wir dürfen zuversichtlich sein nur aus der Kraft unseres geistigen Aufschwungs und in dem Maße unserer Anstrengungen für die jederzeit notwendige Wiederherstellung.

Vom lebendigen Geist der Universität spreche ich daher in drei Abschnitten: *erstens* in einer allgemeinen Charakteristik, *zweitens* im Blick auf die Geschichte der Universität, *drittens* in der Erörterung der Aufgabe, die Universität zu erneuern.

### | Charakteristik des lebendigen Geistes der Universität

Unsere Aufgabe sind die Wissenschaften. Es gilt als selbstverständlich, daß diese Wissenschaften mit ihren in Lehrbüchern dargebotenen Ergebnissen gelernt und in den Examinas geprüft werden, – daß sie nützlich sind für eine Reihe von Berufen, die akademischen Berufe, – und daß jeder sich seinen Beruf und die dazu gehörende Lehre wählen kann. In einem geordneten Studienplan lernt man in der gehörigen Reihenfolge, was man braucht. Um das übrige kümmert man sich nicht. Die Universität ist ein Aggregat von Fachschulen.

Dieser Zustand nun, obgleich er eine Realität ist, und diese Auffassung, obgleich sie verbreitet ist, sind der Tod des lebendigen Geistes der Universität.

Zwar ist es unumgänglich: Wir werden in den Wissenschaften nur dann heimisch, wenn wir uns spezialisieren, wenn wir irgendwo das Handwerk bis zur Meisterschaft lernen, wenn es ein, und sei es noch so kleines, Gebiet des Erkennens gibt, von dem



wir sagen dürfen: hier weiß niemand besser Bescheid als ich. Wir müssen daher in unserem Studium nicht sofort, aber bald wählen, an welcher Stelle wir mit Gründlichkeit uns einarbeiten wollen. Aber all dieses Bemühen wird für das eigentliche Erkennen vergeblich und in der Praxis zu bloßer Routine, wenn es nicht im Zusammenhang bleibt mit dem *Ganzen des Erkennens*. Dieses Ganze treibt uns voran, ist als Keim in uns von Anfang an, ist das geistige Leben, ist der lebendige Geist, der sich entfaltet auf den Wegen der Spezialisierung.

188 Daher der Anspruch an Sie: Sie müssen dahin kommen, wo Sie hingerissen werden von dem Geist des Zusammenhangs von allem mit allem, von der Wahrheit, die keine Wissenschaft sich isolieren läßt, – wo | das Zusehen bei den anderen Wissenschaften nicht bloße Neugier ist, sondern der Weg zum Ergreifen der wesentlichen Grundzüge im Bau unseres Erkennens, dadurch auch zum vollen Erfassen der eigenen Wissenschaft.

Dann erfahren Sie die *Einheit der Universität* in der vielfachen Gliederung ihrer Institutionen. Sie treten ein in eine große Überlieferung. Die Universität bewahrt und erneuert die geistigen Grundlagen in den großen Lebensbereichen des Menschen für die Berufe, die auf Erkenntnis gegründet sind, in den vier Fakultäten, die bis auf eine aus dem Mittelalter stammen. Es sind die Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Technik (diese letztere bisher nur in der gesonderten Gestalt der Technischen Hochschule).<sup>150</sup> Vergegenwärtigen wir sie kurz:

1. Die *Theologie* pflegt die Überlieferung der biblischen Religion zum Heil der Seele.
2. Die *Jurisprudenz* dient dem bürgerlichen Wohl in der Ordnung der Gemeinschaft.
3. Die *Medizin* dient der Gesundheit, dem Leibeswohl der Einzelnen und der Hygiene der Zustände der gesamten Bevölkerung.
4. Die *Technik* dient der Daseinsgestaltung in der Beherrschung der Naturkräfte mit der Aufgabe, eine von Not entlastende und Schönheit ermöglichende Gestaltung der Umwelt des Menschen zu finden.

189 Für diese Pflege der Zwecke in vier Bereichen unserer Lebenswirklichkeit ist der Boden die Gesamtheit der Grundwissenschaften,<sup>151</sup> die in der *philosophischen* Fakultät zusammengefaßt sind. Diese Fakultät (heute aus Geistesvergessenheit gespalten in philosophische und naturwissenschaftliche Fakultät) dient durch ihre | Erkenntnis den anderen vier Zwecken, aber sie ist über diese hinaus durch ihr zweckfreies Suchen der Wahrheit in allen greifbaren Richtungen, in Natur- und Geisteswissenschaften, jene mehr der Medizin und Technik, diese mehr der Theologie und Jurisprudenz zugewandt. Die Fakultät repräsentiert den einen Kosmos der Wissenschaften, zusammengehalten im philosophischen Bewußtsein. Sie bildet sinngemäß die Lehrer.

Der lebendige Geist der Wissenschaft läßt es nicht zu, daß die Wissenschaften, daß die Fakultäten beziehungslos nebeneinander hergehen. In jeder Wissenschaft wirkt der Mensch, der als Einzelner zwar seinen besonderen Ort einnimmt, aber nicht ohne um das Ganze zu wissen und nach allen Seiten seine Zusammenhänge zu ergreifen.

Das Ganze aber ist nirgends fertig da, weder in den einzelnen Wissenschaftsgebieten und ihren Fakultäten, noch in der Gesamtheit der Universität. Es lebt überall durch *ungelöste Spannungen*.

Die theologische Fakultät lebt in Spannungen der Konfessionen, aus denen die verborgene Einheit aller biblischen Religion hervorleuchtet, die schließlich auf die Solidarität allen echten Glaubens der sich zur Transzendenz aufschwingenden geschichtlichen Menschheit führen müßte.

Die juristische Fakultät entfaltet den Rechtsgedanken im positiven Recht ihres Staates und geht auf die übergreifenden Ideen von Naturrecht und Völkerrecht. Die Spannung liegt zwischen dem positivistischen Satz, jeder habe nur soviel Recht als er Macht habe, und der Idee, daß nur was in der Macht auch Recht sei, wahr und beständig bleibe.

Die medizinische Fakultät lebt in der Spannung der Auffassung des Menschen als Leib, der mit naturwis|senschaftlichen Mitteln vollständig zu begreifen ist und dem allein mit diesen geholfen werden kann, und der Kommunikation mit dem Menschen als Freiheit der Existenz,<sup>152</sup> dem ich als Arzt Schicksalsgefährte, nicht mehr nur naturforschender Helfer bin.

190

Die technische Fakultät lebt in der Spannung zwischen technischen Möglichkeiten und menschlichen Lebensordnungen. Sie ist in einer Wertneutralität ebensogut zur Zerstörung wie zum Aufbau zu nutzen. Sie ist an Naturwissenschaften gebunden, aber in ihrer Verwirklichung zu führen von der Freiheit des Menschen, der weiß, was er kann und will, oder es nicht weiß.

Das Ganze der Universität aber in allen Fakultäten könnte leben in der tiefen Spannung von Theologie und Philosophie, die, beide aufeinander angewiesen, in ihrer Polarität ebenso Bundesgenossen wie Gegensätze sind.

Der lebendige Geist nun ergreift überall die Spannungen, steigert sie und bringt sie zu fruchtbarer Bewegung. Sie erlahmen zu lassen und in fertigen Gesamtanschauungen als vermeintlich absoluter Wahrheit in der Tat zu verschleiern, ist der Tod des Geistes.

Das Ganze in seinen Spannungen weiter hat Gehalt allein durch Tiefe und Umfang der *Erfahrungen*. Erfahrung nennen wir alles, was dem Menschen gegenwärtig werden kann. Innerhalb der Erfahrung aber liegt folgender Gegensatz: Auf der einen Seite die Selbsterfahrung des Geistes im Hervorbringen der Bilder und Entwürfe, mit denen er ideale Wahrheit entdeckt, auf der anderen Seite die Erfahrung der undurchdringlich außen da seienden Natur im Hinnehmen des leibhaftig Gegebenen. Dieser Gegensatz hat zur Folge die Scheidung in Geistes- und Naturwissenschaften.

| In den *Geisteswissenschaften* ist Erfahrungsgrundlage das geistige Leben selber. Der Geist beschäftigt sich mit sich im Medium seiner Geschichte. Wir erfassen deren Gehalte in dem Maße, als wir selbst religiös sind, als der sittliche Entschluß<sup>131</sup> uns trägt, als wir in künstlerischer Anschauung und in politischer Leidenschaft leben, gleichgültig ob in aktiver Teilnahme oder in schmerzvoller Entbehrung, ob aus der Fülle oder

191

aus dem Bewußtsein des Mangels. Diese Wissenschaften werden armselig, wenn die menschlichen Erfahrungen zusammenschrumpfen. Unbetroffenheit läßt das geisteswissenschaftliche Wissen und Forschen kollabieren. Was ist eine Theologie, wenn kein religiöses Leben die Grundlage ist, wenn im Studium der Quellen, der Geschichte, der dogmatischen Gehalte nicht ständig die innere Auseinandersetzung, die Aneignung und das Abwehren geschieht! Was ist Geistesgeschichte, wenn eigene geistige Wirklichkeit fehlt! Wie kann man den »Faust« noch verstehen, wenn etwa die Gretchentragödie bei banaler Unbekümmertheit des eigenen sexuellen Verhaltens kein Problem mehr ist!<sup>153</sup> Wie überhaupt die Dichter verstehen, wenn deren Erlebnisgrundlage fremd geworden ist! Daher ist der Ernst persönlichen Lebens Bedingung eines sinnvollen Studiums.

Auch die *Naturwissenschaften* gedeihen nicht bei Beschränkung auf Sinneswahrnehmung und Verstand. Ihr Wesen ist so geistig wie das der Geisteswissenschaften. Ein Instinkt für Mächte und Kräfte der Natur, ein visionärer Blick ermöglichen auch hier gleichsam ein verborgenes Vorherwissen und führen zum Beachten des bis dahin Unbeachteten, zur Entdeckung. Die großen Entwürfe naturwissenschaftlicher Anschauung entspringen aus einer Verwandlung des Weltbewußtseins.

192 | In allen Wissenschaften also ist es die Seele des Menschen, seine Empfindlichkeit, sein Horchen in der Stille, wodurch die Erfahrungen entstehen. Erfahrung ist nicht einfach da. Nur soweit unser Geist lebendig ist, machen wir überhaupt Erfahrungen.

Der Grundzug geisteswissenschaftlichen Erfahrens heißt das *Verstehen*. Wir verstehen auch das, was wir nicht selber sind. Man kann, so ist gesagt worden, Cäsar verstehen, ohne Cäsar zu sein.<sup>154</sup> Kann man es wirklich? Das ist das Rätsel geisteswissenschaftlicher Forschung: das Verstehen trifft einerseits in dem verstandenen Menschen etwas, was diesem gar nicht bewußt war; hat Cäsar etwa sich selbst verstanden, ist er sich selbst durchsichtig gewesen? Und andererseits verändert das Verstehen den Verstehenden in seinem geistigen Leben, das dadurch in sich Voraussetzungen zu neuem Verstehen gewinnt. Er tritt ein in die grenzenlose Bewegung des Hellwerdens, vollzogen am Stoff der Geschichte.

Es ist das Bild vor allem deutscher Denker, daß sie in der Verborgenheit ihrer Studierstube dem Weltgeist durch die Jahrtausende ergriffen zusahen und Visionen geistiger Wirklichkeit hatten – in einem wunderlichen Mißverhältnis zu ihrer eigenen Wirklichkeit. In welcher großartiger Tiefe hat Hegel, haben Ranke,<sup>155</sup> Burckhardt,<sup>156</sup> Dilthey verstanden! Unter Erlöschen ihrer selbst wirkte in ihnen der lebendige Geist als Verstehen. Aber wie ist das möglich?

Ich sagte, es sei für die Erfahrungsgrundlagen der Geisteswissenschaften gleichgültig, ob sie in aktiver Teilnahme oder schmerzvoller Entbehrung gewonnen würden. In der Tat kann das Verstehen so gut aus dem Bewußtsein des Mangels erfolgen, wie aus selbsterlebter Fülle heraus. Ja, vielleicht ist die Erkenntnis gesteigert gerade aus dem Mangel des Menschen, der in | sich die Möglichkeit birgt. Dieses Bewußtsein ist schöp-

ferisch als Selbsterhellung des Entbehrens. Nur die Leerheit spürt ihren eigenen Mangel nicht mehr.

Im Forscher wird ein merkwürdiger Schwebezustand zum Ausgang der Erkenntnis. Der nicht zum Zuge kommende Täter wird der beste Erkennen politischer Wirksamkeit: Machiavelli fand seine tiefsten Einsichten und schuf seine Werke erst, als er vom politischen Dasein ausgeschlossen war. Max Weber entfaltete seine unerhört tiefdringende Erkenntnis, weil ihm politische Verwirklichung versagt war. Daher kann der Geist lebensnah sein in einer Abseitigkeit. Er ist dann verbunden dem, woran er nicht teil hat. Der lebendige Geist des Verstehens entspringt aber nicht schon dem bloßen Mangel an Verwirklichung, sondern erst der Verwundung. Menschen, welche gelitten haben, kommen zur Erkenntnis. Menschen, die gestrandet sind, bringen ihr eigenstes Leben durch Erkennen hervor. Wie Perlen durch verletzende Fremdkörper in der Muschel entstehen, so die wahrste Erkenntnis aus der tiefsten Verwundung, wenn diese nicht den Tod gebracht hat.

Das ist noch allgemeiner zu fassen: Da der Mensch als Mensch ein verwundetes Wesen ist, das nicht rein zurechtkommen kann,<sup>157</sup> und da die menschlichen Zustände immer ungenügend sind, da die Zeitalter wie Formen des Versagens erscheinen, so ist der lebendige Geist der eigentlich wirklichkeitsnahe vielleicht gerade dann, wenn er durch Beraubung schöpferisch wird.

Aber dieser Weg ist nicht der einzige. Erkenntnis kommt nicht nur aus dem Mangel, sondern auch aus der Fülle. Das ist der Grundzug der *Naturwissenschaften*. Was der Naturforscher erkennt, das muß er selber leibhaftig und unmittelbar erfahren. Die Praxis der Beobachtung und das Experiment hält sich an die Sache | selbst, nicht an Residuen einer Wirklichkeit, wie Texte, Dokumente, Monumente, Kunstwerke. Der Naturforscher hat in der Hand, was er begreift. Das gibt den Naturwissenschaften und den Naturforschern das vergleichsweise Eindeutige ihres Seins, bringt ihre Erdgegründetheit, die praktische Art ihrer Verwirklichung, ihre Unbefangenheit, ihre Offenheit und Sachlichkeit. Die Gefahr der Hintergründigkeit ist für den Naturforscher geringer, weil die Natur durch ihre Realität ihn hält und zurechtweist. Daher ist in uns allen das, was der Naturforschung nahe steht oder von daher kommt, unerlässlich.

Es ist sinngemäß, daß Naturforschung und Medizin auch ihre *Praxis* an der Universität anders vollziehen als die Geisteswissenschaften: religiöser Kult, Landesverwaltung, Rechtsprechung, Staatsführung kommen an der Universität nicht in institutioneller Zugehörigkeit, sondern nur in persönlicher Beiläufigkeit vor. Was von diesen Wirklichkeiten an der Universität erforscht wird, das wird an ihr nicht getan. Naturforscher und Arzt dagegen leben aus der Fülle, nicht aus dem Mangel an Praxis. Das Wesen ihrer Erkenntnis setzt nicht notwendig die eigene Verwundung voraus. Hier zeigt sich der Mensch in seiner Stärke und Ungebrochenheit. Der lebendige Geist ist ganz nur, wenn im Menschen beide Seiten wirklich werden, die gesunde und die verwundete. Er ist nur wirklich in der Verbundenheit und Einheit von Natur- und Geisteswissenschaften.

So wird alles, was erfahren werden kann, an der Universität durchdrungen, erhellt und objektiviert zum Gegenstand der Forschung. Es ist, als ob das gesamte Leben gleichsam ein Versuch wäre, ein Material des Erkennenden.

195 Wirklichkeitsnähe der Universität bedeutet, daß sie | gegenwärtig ist je in ihrem Zeitalter. Lebendiger Geist geht zwar in fernste Zeiten und Zonen, in fremdeste Welten, aber nicht um sich loszulösen von der Gegenwart, um sich abzukapseln in einer glücklichen Insel unverbindlichen Betrachtens, – sondern vielmehr: um von überall her die Kräfte zu wecken zur Erhellung der Gegenwart und zum geistigen Mitwirken an der Zukunft des Menschseins. Die Universität soll daher das hellste Bewußtsein eines Zeitalters sein.

Fassen wir zusammen: Der lebendige Geist geht auf das Ganze, – lebt in den äußersten Spannungen, – ist Grund der Tiefe und Weite der Erfahrungen. Der lebendige Geist ist es, der aus der Schule eine Hochschule macht, – der aus den bloß lernbaren Wissenschaften eines Unterrichtsbetriebes das Leben der Ideen hervorgehen läßt, – der die Seele aus der Abhängigkeit vom Nutzen befreit, – der gegenwärtig ist im Zeitalter, – der aus der Zerstretheit, in die er ständig losläßt, auch zurückführt zur Konzentration meiner selbst, – der aus der Vergeßlichkeit vielfacher Ansätze die Kontinuität wachsenden Erkennens entstehen läßt.

### *Geschichte der Universität*

Die Universität ist uralt. Wir gehören einer Institution an, die in Heidelberg über ein halbes Jahrtausend besteht.<sup>158</sup> In ihrer Idee geht sie bis zu den Griechen zurück.<sup>109</sup> Sie hat ihren eigenen übernationalen und überstaatlichen Sinn.<sup>159</sup> Sie ist vom Staate und von anderen Mächten geschützt als ein Anliegen der Menschheit.

196 Aber die Universität zeigt stärkste Verwandlungen ihrer Einrichtung und äußeren Erscheinung. Wir sehen hohe Augenblicke des Gelingens zur Nacheiferung, wir sehen mehr noch Zeiten des Verfalls mit der Warnung | an uns. Wir sehen die kritische Lage der modernen und besonders der gegenwärtigen Universität. Wir spüren, daß die Universität im Dienst des lebendigen Geistes stets ursprünglich neu zu verwirklichen ist.

Die mittelalterliche Universität war europäisch, kam zuletzt nach Deutschland, hier zuerst nach Heidelberg. Sie war kirchlich und scholastisch.<sup>160</sup> Die Theologie beherrschte alles. In dieser Scholastik lebte ein beweglicher, leidenschaftlicher Geist. Großartige Gedankenbauten hat sie hinterlassen. Diese Universität aber ist für uns ebenso bewunderungswürdig wie fern.

Halten wir uns für unseren Überblick an Deutschland. Im Laufe der letzten vier Jahrhunderte sind mit dem Wandel von Staat und Gesellschaft drei Universitätsgestalten einander gefolgt, die protestantische, die klassisch-humanistische, die moderne Universität.

Die *protestantische Universität* der Landesherren wurde begründet als Objektivierung des protestantischen Christentums mit dem Zweck, die rechten Pfarrer und Be-

amten für das eigene Land zu erziehen. Der Humanismus wurde assimiliert, der Betrieb aber wurde eine neue, ärmer gewordene Scholastik. Melanchthon<sup>161</sup> schrieb die ersten Lehrbücher. Diese Universität wurde bald fast nur noch von Landeskindern besucht, von denen der Staat verlangte, daß sie in ihm selber studierten. Die Atmosphäre wurde trüb, der Horizont eng. Leibniz lehnte schon als Zwanzigjähriger ab, Professor an einer solchen Universität zu werden.<sup>162</sup>

Im 18. Jahrhundert entwickelte sich die *klassisch-humanistische Universität*.<sup>163</sup> Der Student wurde freizügig. Er ging dahin, wo er die ihm wesentliche Lehrerpersönlichkeit erwartete. Es entwickelte sich eine deutsche Bildungsschicht, von bürgerlichen Menschen getragen, die ihren Halt in Fürsten und Adel hatte, – von Petersburg bis Amsterdam, von Kopenhagen bis | Wien und Zürich. Wissenschaften und Philosophie wurden eine gemeinsame Angelegenheit. Schließlich entwarfen Kant, Fichte, Schleiermacher die Idee der Universität. Humboldt fand die praktischen Formulierungen und verwirklichte, was geworden war, noch einmal bewußt in der Gründung der Universität Berlin.<sup>164</sup> Die Freiheit von Forschung und Lehre bei den Dozenten, die Freiheit des Lernens bei den Studenten war die Grundlage. Die Untrennbarkeit von Lehre und Forschung bestimmte das Niveau. Ein staatsfreier Bezirk im Staate wurde zu eigenem Leben geschützt. Die Wirklichkeit der Idee war zwar voller Spannungen. Aber der Gegensatz von Philosophie und empirischer Forschung, der Philosophien gegeneinander, hinderte nicht eine wissenschaftliche Gemeinschaft. Jeder trug das Bekämpfte als Kraft und Wissen in sich selbst. Es wurden die Menschen gebildet, welche dann die Idee in ihren Berufen zur Auswirkung brachten, als Pfarrer, Ärzte, Richter, Lehrer, Verwaltungsbeamte. Der Humanismus war Bildungsgrundlage. Aber das Entscheidende entstand durch die Persönlichkeiten, denen die Institution nur den Raum schuf. Im öffentlichen Leben spielte die Universität eine repräsentative Rolle. Das letzte Mal war Schellings Amtsantritt in Berlin 1840 ein großes deutsches Ereignis, als ob im Denken der Universität die großen Weltvorgänge entschieden würden.<sup>165</sup> Bald wurde das anders. Die Revolution 1848 war noch zu gutem Teil von Professoren getragen. Sie bestimmten den Rang des Frankfurter Parlaments. Aber diese politischen Verwirklichungen waren schon Erscheinungen der Unklarheit der Universitäten. Gervinus<sup>166</sup> brachte die verhängnisvolle Lehre: Poesie und Philosophie seien gewesen, jetzt seien Politik und praktische Realität an der Zeit.<sup>167</sup> Die positivistische Wissen|schaft siegte. Die Auflösung des Philosophierens in billige Bildungsphilosophie gab gegen sie dem naturwissenschaftlichen und historischen Forschen ein Ethos höherer Wahrhaftigkeit. Aber darin triumphierte am Ende ein ideenloser Realismus. Die Verherrlichung Bismarcks siegte gegen die wirklichkeitsfremde Professorenweisheit, eine preußisch gebundene politische Geschichtsschreibung gegen die Weite Ranks und Burckhardts. Gleichzeitig aber stand abseits eine hellsehende ohnmächtige Kritik. Sie ist zerstreut in Äußerungen mancher Schlimmes ahnenden Professoren, die aber nicht folgerichtig durchgedacht wurden. Die Kritik wurde konzentriert, unerbittlich und bis zur äußersten

197

198

Radikalität getrieben durch Nietzsche, der seine Professur aufgegeben hatte und von den Universitäten verworfen wurde. Die bedeutendsten neuen Denkipulse gehörten gar nicht mehr der Universität an, wenn sie auch in deren geistiger Welt als Opposition stehen. Marx und Kierkegaard fanden ungefähr gleichzeitig in den 40er Jahren ihre entscheidenden Visionen, ohne anders beachtet zu werden denn als Wunderlichkeiten.

Es entstand seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die *moderne Universität*. Sie meinte die alte Idee zu bewahren, doch geschah es jedenfalls ohne Kraft. Sie hat kein eigenes neues Prinzip entwickelt. Sie zweifelt schließlich, den eigenen Ursprung vergessend, an ihrer Einheit. Billroth meinte schon in den 70er Jahren, daß das Zusammensein von medizinischer und theologischer Fakultät in einem gemeinsamen Körper sinnlos sei.<sup>134</sup> Man gründete technische und andere Hochschulen außerhalb der Universität; die Idee der Einheit war vergessen. Man ließ die alte philosophische Fakultät sich spalten in naturwissenschaftliche und philosophische Fakultät.

199 | Der Zudrang der Studenten vervielfachte sich.<sup>168</sup> Die Zahl der Professoren wuchs. Aus einer Korporation von Persönlichkeiten wurde eine Massenuniversität. Die akademischen Berufe nahmen auch in der Praxis den Charakter der Massenhaftigkeit an. Die gemeinsame Vorbildung aller im humanistischen Gymnasium hörte auf, auch andere Schulen berechtigten zum Studium. Die Anforderungen wurden herabgesetzt. Die technisch bequemere Verfügbarkeit großer Wissensmassen und ihre außerordentliche Vermehrung verschleierten den geistigen Rückgang. Mit dem Humanismus verlor man die gemeinsame Atmosphäre. Der Unterricht wurde didaktisch zweckmäßiger. Die Masse mußte etwas lernen. Die Verschulung beschnitt den Raum des gefährvollen geistigen Lebensganges des für sich selbst verantwortlichen Einzelnen.

Mit der Senkung des Niveaus wuchs die Spezialisierung. Wer geistig ein Barbar war, konnte als Fachmann mit Leistungen glänzen. Die Institute drängten sich vor. Trotzdem ist Haeckels<sup>169</sup> unwilliger Satz nur halb wahr: Je größer die Institute, desto unbedeutender die daraus hervorgehenden Arbeiten.<sup>170</sup> Die spezialistische Forschung, in den Naturwissenschaften, in der Philologie und in den historischen Wissenschaften, ging ihren sicheren Weg, aber sie hatte immer loseren Zusammenhang mit der Idee der Wahrheit im Ganzen und wurde ratlos vor der Frage nach ihrem eigenen Sinn. Sie mußte sich verspotten lassen als Wissenschaft vom Nichtwissenswerten.<sup>171</sup> Der Tüchtigkeit im speziellen Können trat statt der philosophischen Idee etwas ganz Anderes gegenüber: ein unerhört versiertes Intellektuellentum. Der Verstand ist keineswegs geringer, nur das Leben des Erkennens ist matt geworden. Die Philosophie war preisgegeben als Magd der Wissenschaften; sie war nicht | mehr das Ethos sich selbst gestalten-  
200 der Menschen. Philosophie wurde vielmehr ersetzt zunächst durch Erkenntnistheorie, dann durch Psychologie und Soziologie.

Zerbröckelung in Spezialistentum und Verflüssigung in Intellektuellentum brachten die Kommunikation an der Universität bis an die Grenze des Verschwindens. An die Stelle geistiger Gemeinschaft im liebenden Kampf<sup>37</sup> trat einerseits die Vorsicht auf

dem gemeinsamen Boden einer standesgemäßen Geselligkeit, andererseits die endlose Diskussion als das Spiel zufälliger Meinungen, der Eitelkeiten des Rechthabens und der sophistischen Künste. Überall galt der geheime Vorbehalt: es ist alles unentschieden, es ist so ernst nicht gemeint. Konzilianz war die Bedingung, um für einen anständigen Menschen gehalten zu werden.

Wir Professoren hatten nicht mehr den Rang der Forscherpersönlichkeiten, die in der Zeit des klassischen Idealismus in großer Zahl, wenn auch als Minorität, die Universitäten beherrschten. Unser Bestes schien jetzt zu sein, daß wir verehren konnten, was war, und daß wir uns nicht verwechselten. Der Lebenslauf des Professors war beamtenartig typisiert. Er wurde selten noch durch eigenes Leben Schöpfer einer Wissenschaft. Die geistige Aristokratie schien am Ende. Wer wollte, ergriff nach der Promotion diese Laufbahn. Verstand und Fleiß genügten meist.

Jedes Jahrzehnt sah auf das vorhergehende mit dem Bewußtsein des Niedergangs. Wie war es Männern zumute, die noch Hegel, Schelling gehört, wie anders schon denen, die Liebig,<sup>172</sup> Helmholtz<sup>173</sup> kannten! Sie waren noch tüchtig, aber es war schon ein Abstand. Wer, wie ich, um 1900 zur Universität kam, hörte lauter als je vom Abstieg sprechen. Aber noch gab es Mommsen,<sup>174</sup> Dilthey. Die 90er Jahre erschienen später als eine noch | goldene Zeit der Universität. Wir selber haben noch Max Weber gesehen. Aber was wird aus denen, die nur uns sehen! So sagte ich in einem Vortrag, den ich als prognostische Selbstbesinnung 1929 öffentlich bei einer Zusammenkunft vor Dozenten hielt.<sup>175</sup> Darin hieß es weiter:

»Es kann sein, daß wir, im Blick auf die Größe und Wahrheit des Vergangenen, in unserem wissenschaftlichen Tun nur noch den Schwanengesang singen einer aussterbenden Menschenart, die wir auf der Grenze stehend gerade verlassen. Ich glaube es nicht. Das Feuer ist zwar erkaltet bis auf Funken in der Asche, diese aber sind zu bewahren und werden wieder flammen. Der Mensch kann nicht umgebracht werden. Wenn es an der Universität geschehen sollte, dann wird er anderswo wiedererstehen.

Aber die Gefahr ist groß. Der soziale Körper trägt die Universität. Er wird sie vernichten und nur eine Schule für Leistungsfähigkeiten und Wissensstoff übrig lassen, wenn ihre Aufsaugung durch die Instinkte der Majorität am Ende gelingt. Das wird still, unmerklich geschehen, wenn die Mitglieder der Universität selber diese Instinkte vertreten. Dieser Sieg kann aber endgültig nur eintreten, wenn alle Einzelnen es wollen, weil sie sich aufgeben. Solange noch zwei sind, die die Fahne tragen, ist Zukunft.

Am Ende darf ich eine historische Abschätzung vollziehen. Blickt man auf die Jahrtausende und fragt, was eigentlich Wert hatte bei den Völkern, so darf man sagen: Das Deutschland der letzten vierhundert Jahre wird bestehen durch seine Universität. Der Deutsche hat keinen Staat von weltgeschichtlicher Bedeutung geschaffen. Er hat keinen Menschentypus geprägt. Es gibt nur die unvergleichlichen Einzelnen in Deutschland. Er hat keine weitläufige Kultur begründet. Da|gegen wurde seine originalste Tat,



der Protestantismus, sogleich universitätsbegründend und hat als Universität seine Theologie und seine Pfarrer gebildet. Nur in Deutschland waren die großen, weltgeschichtlichen Philosophen zugleich Professoren: Kant, Hegel. In der Universität sah das 19. Jahrhundert die Repräsentation besten deutschen Wesens. Dichter und Künstler standen in Beziehung zur Universität oder im Kampf gegen sie. Die Frage ist berechtigt: was ist Deutschland, wenn seine Universität dahin ist? Wird der soziale Körper in Deutschland es fertig bringen, der Universität den freien Raum zu bewahren? In diesem müßte allerdings ganz anderes vollzogen werden als bisher: die Mitschöpfung des Menschen in dem Welt-dasein, das gerade beginnt; die Ermöglichung des Menschen in dieser Welt dadurch, daß er wieder offen wird für seine transzendenten Wurzeln. Die Geschichte unseres Geistes geht im Augenblick wie der Reiter über den Bodensee.<sup>176</sup> Man scheint die Gefahr nicht zu merken; und wenn man an sie denkt, muß man schwindlig werden.

Was aber die Zukunft bringt, und wie die Universität in ihr der Ort der Wahrheit ist, das kann jedenfalls kein Programm erdenken und keine Organisation machen. Wahrscheinlich wird diese Zukunft des Menschseins entschieden von dem, was heute Einzelne in der Einsamkeit und in der Stille tun. Sichtbar ist heute nur, daß die Wasser steigen, in denen alles ertränkt werden kann.«<sup>177</sup>

203

Die Katastrophe kam ganz anders als hier vorausgesehen war. Aus Deutschland wuchs eine Partei, von der Deutschland in die gegenwärtige, alles Frühere übertreffende Vernichtung geführt wurde. Ein politischer Einbruch, gewaltsam eingeleitet und dann fortgetragen von einem Rausch der Bevölkerung, warf die Universität über den Haufen. Statt eines Selbstver|waltungskörpers blieb eine Schule, die den Anordnungen von Berlin zu gehorchen hatte. Wohl gab es noch die Namen von Rektor und Dekan. Aber sie waren von den Nationalsozialisten ernannt. Entlassungen, Beförderungen, Veränderungen ließen einen nur noch scheinbar geordneten Trümmerhaufen entstehen. Ein siegreiches Hitlerdeutschland hätte die Universitäten aufgelöst in Fachschulen und ersetzt durch Ordensburgen und die dazu gehörenden Parteischulen.

Fast widerstandslos lieferte sich die Universität, lieferten wir uns den Gewaltakten aus, zwar innerlich mit unserem ganzen Wesen widerstrebend, aber ohne Kampf. Alles, was uns Wahrheit, Wissenschaft und Würde geistigen Lebens ist, geriet in die Verborgenheit des Einzelnen. Was öffentlich war, hatte den Schleier von Zwang und Täuschung.

Die Folge ist: *Auch als Universität haben wir 1933 unsere Würde verloren*. Nur eine neue Universität kann aus dem Zusammentreffen der bis jetzt verborgenen Einzelnen, durch Dozenten und Studenten eine Würde wieder finden, aber unter anderen Bedingungen, als sie je waren, und mit neuen Aufgaben. Unter den Erscheinungen dieser zwölf Jahre an der Universität ist eine für uns besonders bemerkenswert. Die geschilderten Mängel des geistigen Lebens der modernen Universität fanden die schärfste Kritik seitens der Nationalsozialisten. Sie zersetzten das schon Verderbende. Vieles schein-

bar Geltende und doch uns Gewohnte fiel zusammen, wie staubgewordene Holzfiguren, die das Rütteln nicht mehr aushalten.

Man wird sagen dürfen: Der Erfolg dieser Kritik offenbarte drastisch die Mängel im geistigen Leben unserer Universität. Aber diese Kritik war von den Nationalsozialisten nicht erfunden, sondern vergrößerte Wiedergabe unserer Selbstkritik. Und diese Leute | hatten kein Recht zu dieser Kritik, weil sie in ihrem Munde ein einziger Schwindel war.

204

Denn es wurde zwar scheinbar von den Nationalsozialisten vieles Gute und daher längst Geforderte verlangt: Nähere Berührung der Fakultäten; Synthese der Wissenschaften; weltanschaulicher Ernst als Grundlage alles Wissenwollens; Aufgeschlossenheit für das Volk und die große Geschichte; Verehrung der großen Persönlichkeiten. Alles vortreffliche Forderungen, von denen sich viele bezaubern ließen wie Kinder vom Rattenfänger in Hameln. Aber diese Forderungen blieben eine Mimikry des Wahren. Es kam auch nicht ein Ansatz zu eigener positiver Leistung. Mehr noch, die Nationalsozialisten taten das Gegenteil von dem, was sie forderten. An Stelle von Einsicht trat Gerede, das beliebig wechselte. An Stelle von Weltanschauung ein Ragout von allen möglichen leicht verständlichen Sätzen, beliebig aufgegriffen aus Dichtern und Denkern, aus Nietzsche, besonders aus der Literatur des Rassenwahns. Geistige Zucht ging vollends verloren, ebenso Kenntnisse und Überlieferung. Die Zuchtlosigkeit verbarg sich unter forschem Sprechen. Die Unbegabten und die Charakterlosen an den Universitäten sahen ihre Zeit gekommen. Wir dürfen diesen Strom geistiger Verwahrlosung an unseren Universitäten nicht leugnen. Wir haben, jeder in sich selbst, zu prüfen, ob und wo wir in Motiven unseres Denkens einmal diesen Zusammenhängen nahe gekommen sind. Aber wir dürfen ebenso entschieden behaupten, weil wir es wissen, daß in der Stille Einzelne an den Universitäten in allen Stellungen (von alten Professoren bis zu jungen Assistenten und Studenten) da waren, die unbeirrt durch die Jahre gegangen sind.

Die nationalsozialistische Vergewaltigung hat aufgehört. Der freien Forschung ist wieder Raum gegeben. Unbefangene Auseinandersetzung ist wieder erlaubt und gefordert.

205

### *Aufgabe der Universitätserneuerung*

Aber damit sind uns nur Möglichkeiten eröffnet. Solange diese nicht mit Wirklichkeiten erfüllt werden, ist keine Erneuerung. Noch ist nichts geleistet. Was ist unsere Aufgabe?

Aus unserer Treue zur Humboldtzeit erstreben wir in den Formen unserer Institutionen keine radikale Neuschöpfung; wir stellen sie her im Sinne einer konservativen Revolution.<sup>178</sup> Aber wir wissen auch: die für uns klassische Zeit der deutschen Universität können wir nicht wiederherstellen. Alle soziologischen, staatlichen, persönlichen

Voraussetzungen, dann die Gehalte des gegenwärtigen Weltenseins, unser Wissen und Können sind anders geworden.

Zwar sagen wir mit Recht, daß wir die alten Aufgaben der Universität wieder rein vor Augen bringen möchten: Wissenschaft und philosophische Besinnung; – geistiges Leben im Kosmos der Wissenschaften; – verstehende Vergegenwärtigung aller uns zugänglichen Gehalte; – unbedingte Wahrhaftigkeit und Menschlichkeit; – Schärfung des Sinns für Recht und Gerechtigkeit; – Bezug auf den Gottesgedanken.

Aber in solcher Allgemeinheit ausgesprochen genügt das alles nicht. Wir sind nicht mehr sicher, daß diese Worte von allen im gleichen Sinne aufgefaßt werden. Der Boden einer gemeinsamen, im Dasein gesicherten Bildungswelt und das uns einigende Selbstbewußtsein sind uns entglitten. Wir haben keinen Lebensgrund mehr in unseren allgemeinen Zuständen. Wir stehen im Leeren.

206 Unausgesprochen leben wir innerlich oft noch auf | dem Boden, der zerbrochen ist, dem Boden vor 1933 und vor 1914, so als ob noch eine selbstverständliche Basis für uns da sei. Wir können uns, soweit das geschieht, vorkommen wie Gespenster einer vergangenen Welt, die zusammenkommen und miteinander reden, als ob eigentlich noch alles beim Alten sei: es ist zwar ein großes Unglück passiert, aber nun ist es vorbei, und wir fangen wieder da an, wo aufgehört worden war.

So ist es nun ganz und gar nicht. Die Phantasielosigkeit und die Blindheit für das Wirkliche ist geistig unsere große Gefahr. Wir können nicht einfach mit dem guten Alten fortfahren, als ob nur eine Unterbrechung gewesen wäre. Es ist eine neue Welt, von der wir noch nicht wissen, ob und wie wir in ihr leben werden. Wir stehen in einer *Not*, die alles in sich hineinreißt. Daher sind die gegenwärtigen Aufgaben bestimmt durch diese Not.

Ist diese Not nicht so übergroß, daß es besser ist, nur im Augenblick sich und dem Andern zu helfen, wie man kann, die Not aber reflexionslos zu ertragen und im Ganzen verschleiert zu halten? Es gibt in der Tat diesen Weg des Schlafenwollens, des Nichtdenkens, des Dranges in eine nur ermüdende Arbeit, nur um Ruhe zu haben vor Bildern und Gedanken. Das aber ist ein schlimmer Weg, weil ohne innere Entwicklung. Aufgabe ist es vielmehr, diese Not nicht nur von außen zu erleiden und im glücklichen Falle baldmöglichst zu vergessen, sondern in unserem Innersten zur Geltung kommen zu lassen. Wir müssen unsere Seele ihr aussetzen. Wir dürfen uns dem Ungeheuren nicht entziehen, das über uns seit zwölf Jahren hereingebrochen ist, nicht ohne daß in uns allen etwas lag und liegt, das dies möglich gemacht hat.

207 Vor dem Abgrund kann der Mensch zur Besinnung | kommen. In hellen Augenblicken werden die Keime der geistigen Entfaltung gelegt. Heute aber ist es, als ob wir noch nicht imstande wären, die Not auch innerlich zu fassen, sondern nur äußerlich zu erleiden. Es ist wie eine Lähmung. Doch die Not, die nicht vernichtet, kann Ursprung werden, wenn sie, die doch unumgänglich da ist, auch innerlich gewagt wird, wenn wir durch sie zu den Fragen an den äußersten Grenzen gedrängt werden.

Dann kann eine Verwandlung eintreten, die wie eine Umschmelzung unseres Wesens ist, uns von Unwahrheit und Verkehrungen befreit, von Überflüssigem und Wesensfremdem.

Die Universität hat diese Umschmelzung im Medium des Forschens zu vollziehen. Wir erwarten eine Erneuerung unseres Denkens vor allem durch die Leistung derer, die in der Stille ihr Wesen vorbereitet haben. Es gibt sie unter denen, die noch nicht studieren konnten oder die von der Forschung ferngehalten wurden durch den Kriegsdienst; es gibt sie unter den Abseitigen, die entweder an den Universitäten ihre Arbeit unbeachtet fortsetzen konnten, oder die, obgleich ausgeschlossen, doch der Vernichtung entgingen hier im Lande oder in der Emigration. Es wird sie vor allem auch geben unter denen, die in einer Wiedergeburt ihres Denkens das Wahre vielleicht gerade darum um so tiefer erfassen, weil sie dem Irrtum verfallen waren. An Sie alle, die Sie studieren, geht der Anspruch, teilzunehmen am Hervorbringen unseres neuen geistigen Deutschlands.

Was wissenschaftlich sichtbar werden wird, kann zwar niemand vorher wissen. Wenn wir an die für uns dringendsten geistigen Aufgaben denken, dürfen wir vielleicht folgende Arbeitsrichtungen voraussagen:

Erkenntnis der soziologischen und politischen Wirklichkeit unseres Zeitalters, um zu wissen, wo wir stehen. Universalgeschichtliche Anschauung, um hinzugelangen zu dem Ursprung des Menschseins im Ganzen.

208

Herausarbeitung einer wahren Naturanschauung, negativ durch Säuberung von dem Wahn biologischer Weltanschauungen oder materialistischer Plattheiten, positiv durch weltanschauliche Aneignung der Teilnahme an den großartigen, seit Jahrzehnten sich ungeahnt entfaltenden Naturwissenschaften.

Hingegebenes Studium unserer tausendjährigen deutschen Vergangenheit. Statt Vielwisserei und historischer Ableitungen die Vertiefung in das wirklich Große z.B. in Dichtung und Philosophie (in Goethe und Kant, Nicolaus Cusanus, Lessing), die Welt der Ottonen, in die schweizerischen und niederländischen Freiheitskämpfe und Staatsbildungen, in das Scheitern der großen Entwürfe des Freiherrn vom Stein,<sup>179</sup> Gneisenaus,<sup>180</sup> Humboldts.

Die Ausbildung eines deutschen Geschichtsbildes, das anknüpft an das Gute unserer Überlieferung und das die Idole durchschaut, ist nicht zu gewinnen in bequemer Umkehrung bisheriger Wertungen, sondern ist zu erarbeiten durch Forschung.

Kehren wir zurück aus solcher unvollständigen Vielfalt der Aufgaben zum Blick auf das *Ganze der Universität*.

Der Geist ist nicht lebendig als abgesonderte Liebhaberei, nicht als weltfremde Beschäftigung. Er erwächst aus der allverbindenden Sprache, aus den gemeinsamen Erfahrungen, aus der unvordenklichen, wirksam gegenwärtigen Erinnerung eines Volkes. Aber er erwächst diesem Grunde in der Einsamkeit des Studiums und Forschens. Hier fließt die Quelle des eigentlich Gemeinsamen, wenn nicht neurotische Isolierungsneigung, sondern Befreiung für das Hören des | Ursprungs dahin drängt. Erst aus

209

dieser Einsamkeit erwächst die Kontinuität eines geistig aufbauenden Lebens, das dem Ganzen dient.

Dieses Ganze ist nicht eine selbstgenügsame Universität, sondern umfaßt Volk und Menschheit.

Die Universität gehört dem ganzen Volk. Sie verwirklicht, was für alle wesentlich ist, – sei es durch Ergebnisse und Leistungen der Wissenschaften, die unmittelbar nützlich sind, – sei es durch Erziehung zu den akademischen Berufen, durch Erziehung der Erzieher im weitesten Sinne, – sei es durch Vertretung, damit irgendwo geschieht, was nicht alle zugleich tun können, damit hier das unbedingtste Forschen im Dienst der Wahrheit stattfinde.

Die Unruhe des lebendigen Geistes, aus dem Volk geboren, gewinnt in der Universität Steigerung und Helligkeit.

Daher kann das Dasein der Universität auch der Bevölkerung die Befriedigung geben, daß dort mit allen Mitteln um die Wahrheit gerungen wird. Wenn die Bevölkerung überzeugt war, daß dies geschieht, so gab es ihr in hohen Zeiten der Universität ein Selbstbewußtsein als Volk, das sich dort wiedererkannte. Es ist neben dem kirchlich-religiösen das einzige Selbstbewußtsein der Gemeinschaft, das unpolitisch sein kann. Die Universität ist daher nicht ein Luxus, der einem armen Volke nicht erlaubt wäre, sondern sie gehört mit Schulen und Kirchen zu dem für die Seele eines Volkes Unerläßlichen.

Weil die Universität dem ganzen Volke gehört, werden *zwei Forderungen* erhoben, die, recht erfüllt, dem lebendigen Geist Kraft geben.

*Erstens:* Die Universität soll die Wissenschaft den weitesten Kreisen zeigen. Man verlangt Popularisierung. Das aber ist zweideutig.

210 | Teilnahme am Geist ist am Ende immer nur durch eigene Erarbeitung zu gewinnen. Ohne Mühe wird kein redliches Ergebnis erreicht. Darum ist die Leistung der Universität nicht unmittelbar für die breite Bevölkerung zugänglich. Die Universität ist nicht »Volkshochschule«. Gerade das Voranschreiten im Wissen auf der jeweils erreichten höchsten Stufe macht ihr Wesen aus. Man braucht viel Zeit, um darin mitwirken, aber auch um nur wirklich verstehen zu können.

Etwas anderes ist das hohe Ergebnis, wenn in der Wissenschaft etwas wieder einfach wird und mit dem Einfachen das Weltbewußtsein im Elementaren zu verwandeln vermag. Aber dies bleibt beschränkt auf das, was als allgemeinverständlich auch in der Kürze sachgemäß begriffen werden kann. Weiter ist es eine besondere Aufgabe, nicht des Gelehrten als solchen, sondern des Schriftstellers in ihm, den Wert auch des nicht unmittelbar Verständlichen gleichsam in einer Übersetzung begreiflich zu machen. Die Forderung des Einfachen und der Wunsch nach solcher Übersetzung sind Ansprüche, die den lebendigen Geist in wirksamste Mittelbarkeit drängen, ihn selber steigern.

*Zweitens:* Die Universität soll die für die geistige Arbeit Begabtesten aus der gesamten Bevölkerung, nicht aus bevorzugten Schichten gewinnen.

Man sagt vielleicht: Zur Universität kommt, wer sich selber dazu auswählt auf eigenes Risiko. Er wird abgelehnt oder ausgeschlossen je nach Leistung. Aber diejenigen, die in die Lage kommen zu solcher Wahl, sind die Minorität derer, die die höheren Schulen besucht haben und die Geldmittel für das Studium besitzen.

Es ist der größte Mangel, daß nicht aus der gesamten Bevölkerung die Besten an unserem geistigen Leben | mitwirken. Wir dürfen leider nicht das Bewußtsein haben, die ursprünglich geistig Begabten zu vereinigen. Vielmehr sind wir zu einem nicht geringen Teil eine zufällige Versammlung von Durchschnittsbegabungen. Die höchsten Begabungen sind selten. Der Verstand zwar ist eine verbreitete Eigenschaft; entscheidend aber sind die Leidenschaft des Wissenwollens, die Hartnäckigkeit geistiger Arbeit, die Bereitschaft zu Verzicht, der Gehalt der Seele, der intellektuelle Charakter.

211

Unser Anspruch auf die Besten aus allen Bevölkerungsschichten wird unwahr als Anspruch aller, qualifiziert zu sein. Ein falscher Gleichheitsgedanke verwechselt den Anspruch auf gleiche Chancen mit einem Anspruch auf gleiche Begabung. Die Menschen sind ihrer Natur nach sehr verschieden geboren, und die Entschlüsse ihrer Freiheit führen zu sehr verschiedenen Ergebnissen.

Dem Ausbleiben von bester geistiger Lebendigkeit müssen wir begegnen, soweit wir können.

Die entscheidende Auslese erfolgt auf der Schule, nicht an der Universität. Die große Schwierigkeit ist, die Begabung frühzeitig zu erkennen. Das Problem ist immer nur in Annäherungen lösbar. Jede neue Gerechtigkeit bringt in der Tat auch neue Ungerechtigkeiten.

An der Universität aber fordert ein lebendiger Geist, daß der Maßstab durch die Minorität der Besten gelte, nicht der Durchschnitt. An der Schule sollen alle mitkommen, damit die meisten ihr Ziel erreichen. Die Hochschule versagt, wenn sie diesem Prinzip folgt. Wer nicht ständig in äußerster Anspannung aus eigener Initiative arbeitet, der gehört dem Arbeitstypus nach nicht an die Universität.

Das ist ein Element des Ethos, das an der Universität herrschen soll. Denken Sie nicht, das didaktisch | Bequeme, das gleich völlig Verständliche sei das Beste. Das Beste ist, was Sie anspannt, was Sie anregt zum Nachholen von Kenntnissen und zur Vertiefung des Nachdenkens. Ein junger Student vor mehr als fünfzehn Jahren sagte einmal nach einer Vorlesung im Beginn des Semesters: Ich habe nichts verstanden, aber da ist etwas zu verstehen; ich werde hingehen. Dieser Student, scheint mir, war in der rechten Verfassung.

212

Sie dürfen nicht meinen, durch bloßen Fleiß des Lernens, durch Erwerb von Kenntnissen für Beruf und Examen schon genug getan zu haben. Allerdings ist Fleiß, verzehrender Fleiß Bedingung geistigen Lebens. Aber hüten Sie sich auch vor einer Verwechslung, zu der gerade philosophische Vorlesungen verführen können: Das allgemeine Gerede über das Ganze ist nicht Teilnahme am Ganzen, das Schwelgen im Ungefähren ist nicht Erkenntnis, das Naschen an allem ist nicht Weite des Horizonts. Es bedarf

der Verwirklichung durch das Konkrete und Bestimmte hindurch, der Konzentration auf das Eine in der grenzenlosen Weite des Umgreifenden.<sup>181</sup>

Die an uns gestellten Ansprüche sind fast unerfüllbar. Das unterscheidet die Hochschule von der Schule: dieses Bewußtsein des Ungenügens aller, diese Last für jeden Einzelnen, seine Aufgabe frei zu wählen, diese Ablehnung fester Lehrpläne, die nur in den unteren Bereichen des auch an der Universität unerläßlichen Schulbetriebs gelten. Der Student wird als reif behandelt. Er hat auf eigene Verantwortung seinen Weg zu suchen. Bei aller Distanz vom Alter nimmt er doch schon teil am gemeinsamen Forschen. Wir begegnen Ihnen daher grundsätzlich auf gleicher Ebene, treten Ihnen »al pari« gegenüber.

Denken wir an die Idee des lebendigen Geistes, so kann uns *der Zweifel* befallen. Die Realität der Uni|versität liegt allzu weit ab vom Ideal. Wir als Lehrer, Sie als Studenten versagen nur zu häufig. Aber daß wir es erkennen, kann uns zum Aufschwung bringen. Nur wer sein Versagen nicht mehr spürt, ist kein Glied in der Bewegung des lebendigen Geistes.

Aber der Typus des ständig empörten Literaten ist steril. Der Zweifelnde muß, damit es besser werde, nicht so sehr auf die anderen schelten als an sich selber arbeiten. Dabei vermag er Zuversicht zu gewinnen aus der in ihm fortlebenden Substanz der Jahrhunderte. Auch der Student.

Als ich vor 44 Jahren in meinem ersten Semester diese Räume in diesem Gebäude betrat, mit dem Schauer der Ehrfurcht vor der Überlieferung, da hörte ich Kuno Fischer,<sup>182</sup> Thode,<sup>183</sup> Jellinek,<sup>184</sup> Kraepelin.<sup>185</sup> Im Übermut der Jugend hatte ich an jedem etwas Wesentliches auszusetzen, mit dem Scharfblick der Jugend vielleicht nicht immer ganz zu Unrecht, aber ich war zugleich ergriffen von dem, was sie zu sagen hatten und was mir ohne sie nie aufgegangen wäre. Ich denke mit Dankbarkeit an jene Zeit und an meine Lehrer hier und an anderen Universitäten. Auch im Abstoß der Kritik legte sich der Grund des Erkennens.

Mögen Sie es wieder so machen, uns radikal kritisieren, wenn nur der Sinn ist, daß Sie aus der Wurzel der Universitätsidee, dem lebendigen Geiste denken, und daß Sie es besser machen, und sogleich anfangen durch die unermüdliche Arbeit am Aufbau Ihres geistigen Könnens. Mögen Sie uns verwerfen, die wir noch versuchen, den Faden der Überlieferung nicht abreißen zu lassen, wenn Sie nur dadurch den Weg finden, tiefer diese Überlieferung zu ergreifen.

Der lebendige Geist ist keine Gegebenheit der Natur, sondern ein Geschenk für die, die sich ihm offenhalten. Die Arbeit des Kopfes, der Selbstkritik, des Verstehens | von allem, was Menschen hervorgebracht haben und was sie vermochten, geht doch am Ende darauf aus, diesem ursprünglichen Leben in uns Raum zu geben, damit wir eigentliche Menschen werden. Unsere Freiheit soll sich erfüllen aus dem Ursprung, von dem her wir mit dem Menschen als Menschen verbunden sind.

Wir eignen uns das Ursprüngliche an für unser gegenwärtiges Leben, wenn wir studieren Plato oder Spinoza oder Kant oder Hegel, Marx, Kierkegaard, Nietzsche. Wer

wäre nicht ergriffen, wenn er in erster Berührung den eigenen Geist erwachen und sich erweitern fühlt etwa von dem einzigen »Symposion« Platos, seinem »Staat«, von der »Ethik« Spinozas, den Kritiken Kants, vom »Kommunistischen Manifest« und dem »Kapital« von Marx, von Kierkegaards »Krankheit zum Tode«, von Nietzsches Fragmenten. Aber gerade aus der Ergriffenheit werden wir fähig, das historische Kleid nicht zu dem unseren zu machen, nicht doktrinär zu werden, vielmehr das Vergangene als vergangen, das Unrichtige als unrichtig zu erfassen, im Vergangenen aber das ewig Wahre für uns zu retten.

Wie trübselig dagegen werden die Kantianer, die Neukantianer, die Hegelianer, die Marxisten. Sie alle hantieren mit abgebrauchten Kleidern, die einmal frisch als geschichtliches Gewand des Wahrheitssuchens waren. Wer verstaubte Altertümer als gelernte Sätze benutzt und für alle Probleme als Schlüssel verwendet, ist unlebendig und nicht gegenwärtig.

Der lebendige Geist wird frei von Schlagworten, von Bekenntnissen, von absoluten Standpunkten, von Doktrinen. Er senkt sich ein in die Geschichtlichkeit seiner Gegenwart. Von ihm getrieben leben wir, jeder da, wo er sich findet, und sei es im Kleinsten und mit schwachen Kräften, für das Beste, das ihm in der Welt zu verwirklichen gewährt ist.

| Eine frühere Schülerin, die vor bald zwanzig Jahren bei mir promovierte, 1933 als politisch Verfolgte aus Deutschland flüchtete, Heimat und Vaterland verlor, als Jüdin durch die Welt gehetzt, schließlich in Amerika blieb,<sup>186</sup> schrieb vor kurzem: »Wir haben ja alle in diesen Jahren erlebt, wie der Wenigen immer weniger wurden. Dies war in der Emigration im wesentlichen nicht anders als innerhalb Deutschlands. Man kann sich an vieles »gleichschalten«. Zählen werden nur die, die bereit sind, sich weder mit einer Ideologie noch mit einer Macht zu identifizieren.«<sup>187</sup>

215

Im Januar 1945 veröffentlichte sie in Amerika einen Aufsatz über die deutsche Schuld.<sup>188</sup> Sie zeigte, wie die Terrormaschine in Deutschland zur Abhängigkeit aller führte. Und hier fügte sie hinzu: »Daß die aus Deutschland Geflüchteten, welche entweder das Glück hatten, Juden zu sein, oder rechtzeitig von der Gestapo verfolgt zu werden, vor dieser Schuld bewahrt worden sind, ist natürlich nicht ihr Verdienst. Weil sie dies wissen und weil sie noch nachträglich ein Grauen vor dem Möglichen packt, bringen gerade sie in alle derartigen Diskussionen jenes unerträgliche Element der Selbstgerechtigkeit...«<sup>189</sup> Und schließlich sagt sie: »Seit vielen Jahren begegnen mir Deutsche, welche erklären, daß sie sich schämten, Deutsche zu sein. Ich habe mich immer versucht gefühlt, ihnen zu antworten, daß ich mich schämte, ein Mensch zu sein.«<sup>190</sup>

Innere Freiheit, Gerechtigkeit und Menschenliebe, die in solchen Sätzen fühlbar sind, sind nicht häufig. Denn die Freiheit ist nicht angeboren, sie kann nur erworben werden in kritisch kontrollierender Sachlichkeit. Was jene Jüdin heute zu fühlen vermag, das hat zur Voraussetzung ihre Erfahrungen und inneren Umkehrungen.



216 Über den Erdball verbindet uns, daß wir Menschen | sind in dieser Selbsterziehung lebendigen Geistes, die uns zueinander führt.

Als ich die Worte meiner früheren Schülerin las, dachte ich an ein Gespräch aus jener Zeit vor zwanzig Jahren: Ein Kollege brauchte zu mir die unfreundlich gemeinte Wendung, ich hätte doch eigentlich gar keine Schüler – nämlich im Sinne der Schulen von Professorenphilosophie – und ich gab damals eine übermütige Antwort: In der Tat, sagte ich, meine Schüler haben nur ein Gemeinsames: daß jeder er selber ist und kein Schüler.<sup>191</sup> So möchte ich es auch in Zukunft halten. Wir wollen, Lehrer und Schüler, uns erziehen zum Selbstdenken, zum besonnenen Denken, zur offenen Vernunft, zur liebenden Hellsicht für das eigentlich Menschliche.

Dafür brauchen wir keinen materiellen Reichtum. Arm sein, ohnmächtig die Abhängigkeit von Siegermächten fühlen, – das zwingt uns zwar zur Bescheidenheit und würde jeden Machtwillen in uns zum Gift für uns werden lassen. Es zwingt uns aber nicht zur Bescheidenheit im Geiste. Werden wir nicht kleinmütig, – lassen wir uns nicht herabdrücken auf einen bloßen Schulbetrieb, suchen wir vielmehr die Wahrheit tiefer zu fassen, weitherziger zu verwirklichen, als es seit Jahrzehnten in Deutschland geschehen ist, – halten wir uns hier zum Höchsten berufen, – spüren wir den Antrieb unseres Leidens, – gehen wir an Studium und Forschung mit fernsten Zielen, – verlangen wir möglichst wenig von außen, sondern bringen wir es hervor von innen – aber von vornherein bedacht auf die Ordnung unserer gemeinschaftlichen Verhältnisse, auf eine Atmosphäre von Redlichkeit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit, gesichert durch Institutionen, die wir jetzt neu in Kraft setzen müssen.

217 | Der lebendige Geist, der uns dahin trägt, kennt die Einsamkeit als unerläßlichen, immer wieder gesuchten Durchgang, aber er geht auf Kommunikation. Denn Wahrheit ist, was uns miteinander verbindet.

Die Idee der Universität

[1946]

3

| Karl Heinrich Bauer<sup>192</sup>  
Professor der Chirurgie

Dem Rektor des Wiederaufbaus  
unserer Universität Heidelberg  
in Verbundenheit und  
Dankbarkeit zugeeignet.

## | VORWORT

5

Die Zukunft unserer Universitäten, sofern ihnen eine Chance gegeben wird, beruht auf der Wiedererneuerung ihres ursprünglichen Geistes.<sup>193</sup> Seit einem halben Jahrhundert war er langsam im Sinken, zuletzt tat er den tiefsten Fall.<sup>194</sup> Zwölf Jahre haben an der moralischen Vernichtung der Universität gearbeitet. Jetzt ist ein Augenblick, in dem Dozenten und Studenten zur Besinnung auf ihr Tun gedrängt sind. Wo alles wankt, wollen wir zu unserem Teil wissen, wo wir stehen und was wir wollen.

Bei der Wiedererrichtung der Universität ist die Rückkehr zu unseren besten Überlieferungen durch gegenwärtige Neuschöpfung eine Schicksalsfrage unseres geistigen Lebens überhaupt. Wir tragen die Verantwortung für das, was aus uns werden soll. Nur unser tiefster Ernst kann noch verwirklichen, was möglich ist.

Unter dem Titel »Die Idee der Universität« habe ich schon im Jahre 1923 eine nun längst vergriffene Schrift veröffentlicht. Die vorliegende ist keine zweite Auflage, auch nicht eine Umarbeitung, sondern auf Grund der Erfahrung der beiden letzten schlimmen Jahrzehnte ein neuer Entwurf. Nur einzelne Stellen der alten Schrift sind verwendet.

*Heidelberg, Mai 1945.*

*Karl Jaspers.*



## | INHALTSVERZEICHNIS

6

	Seite
<i>Einleitung</i> .....	109

## I. DAS GEISTIGE LEBEN

Erstes Kapitel. <i>Das Wesen der Wissenschaft</i> .....	III
1. Grundcharakter der Wissenschaft .....	III
2. Engerer und weiterer Begriff von Wissenschaft .....	II2
3. Grenzen der Wissenschaft .....	II5
4. Nutzen und Selbstzweck der Wissenschaft .....	II6
5. Voraussetzungen der Wissenschaft .....	II8
6. Wissenschaft bedarf der Führung .....	I20
7. Wissenschaft als Bedingung aller Wahrhaftigkeit .....	I23
8. Wissenschaft und Philosophie .....	I24
Zweites Kapitel. <i>Geist. Existenz. Vernunft</i> .....	I25
Drittes Kapitel. <i>Bildung</i> .....	I27

## II. DIE AUFGABEN DER UNIVERSITÄT

Viertes Kapitel. <i>Forschung. Erziehung (Bildung). Unterricht</i> .....	I3I
1. Forschung .....	I33
2. Erziehung .....	I37
3. Unterricht .....	I42
Fünftes Kapitel. <i>Kommunikation</i> .....	I46
1. Disputation und Diskussion .....	I48
2. Zusammenarbeit: Schulbildung .....	I49
3. Sichttreffen der Wissenschaften und Weltanschauungen .....	I50
Sechstes Kapitel. <i>Institution</i> .....	I5I
1. Das Absinken der Idee in der Institution .....	I52
2. Die Notwendigkeit der Institution .....	I54
3. Persönlichkeit und Institution .....	I56

Siebentes Kapitel. <i>Der Kosmos der Wissenschaften</i> .....	158
1. Die Einteilung der Wissenschaften .....	159
2. Die Fakultäten .....	161
3. Die Ausdehnung der Universität .....	164

## 7 | III. DIE DASEINSVORAUSSETZUNGEN DER UNIVERSITÄT

Achtes Kapitel. <i>Die Menschen</i> .....	171
1. Die Begabungsarten .....	172
2. Die Verteilung der Begabungen und die Eigenschaften der Masse .....	175
3. Die auswählenden Kräfte .....	178
Neuntes Kapitel. <i>Staat und Gesellschaft</i> .....	185
1. Der staatsfreie Raum .....	185
2. Die Verwandlung der Universität mit Staat und Gesellschaft .....	185
3. Der Sinn der staatlichen Verwaltung .....	187
4. Das geistesaristokratische Prinzip .....	191
5. Wahrheitsforschung und Politik .....	192
6. Universität und Nation .....	195
7. Die einzelne Universität .....	196
Zehntes Kapitel. <i>Die ökonomischen Grundlagen</i> .....	197
1. Der bisherige Zustand .....	197
2. Die Studenten .....	198
3. Die Dozenten .....	198
4. Institutsmittel .....	200
5. Stiftungen .....	201

## | EINLEITUNG

9

Die Universität hat die Aufgabe, die Wahrheit in der Gemeinschaft von Forschern und Schülern zu suchen.<sup>195</sup> Sie ist eine Korporation mit Selbstverwaltung, ob sie nun die Mittel ihres Daseins durch Stiftungen, durch alten Besitz, durch den Staat, und ob sie ihre öffentliche Autorisierung durch päpstliche Bullen, kaiserliche Stiftungsbriefe oder landesstaatliche Akte hat. Unter allen diesen Bedingungen kann sie ihr Eigenleben unabhängig vollziehen, weil die Begründer der Universität dieses wollen oder solange sie es dulden. Sie hat ihr Eigenleben, das der Staat frei läßt, aus der unvergänglichen Idee, einer Idee übernationalen, weltweiten Charakters wie die der Kirche.<sup>196</sup> Sie beansprucht und ihr wird gewährt die Freiheit der Lehre. Das heißt, sie soll die Wahrheit lehren unabhängig von Wünschen und Weisungen, die sie von außen oder von innen beschränken möchten.

Die Universität ist eine Schule, aber eine einzigartige Schule. An ihr soll nicht nur unterrichtet werden, sondern der Schüler an der Forschung teilnehmen und dadurch zu einer sein Leben bestimmenden wissenschaftlichen Bildung kommen. Die Schüler sind der Idee nach selbständige, selbstverantwortliche, ihren Lehrern kritisch folgende Denker. Sie haben die Freiheit des Lernens.

Die Universität ist die Stätte, an der Gesellschaft und Staat das hellste Bewußtsein des Zeitalters sich entfalten lassen.<sup>197</sup> Dort dürfen als Lehrer und Schüler Menschen zusammenkommen, die hier nur den Beruf haben, Wahrheit zu ergreifen. Denn daß irgendwo bedingungslose Wahrheitsforschung stattfindet, ist ein Anspruch des Menschen als Menschen.

Die Mächte in Staat und Gesellschaft sorgen aber zugleich für die Universität, weil dort die Grundlage für die Ausübung staatlicher Berufe gewonnen wird, die wissenschaftliches Können und geistige Bildung verlangen. Es ist eine nur selten bezweifelte Voraussetzung, daß die Wahrheitsforschung erwünschte Folgen für die Ausübung dieser Berufe hat, nicht nur durch die Ergebnisse der Wissenschaften, sondern vor allem durch die Bildung des Geistes derer, die durch die Universität hindurchgegangen sind. Aber sogar wenn dies zweifelhaft wäre, ist der Grundwille des Menschen, das grenzenlose Wahrheitssuchen um jeden Preis zu wagen. Denn allein dies ermöglicht ihm, in der Erfahrung des Seins die erreichbare Höhe zu erklimmen. So ist die Universität eine Anstalt mit realen Zielen, die jedoch erreicht werden in einem Aufschwung des Geistes, der alle Realität überschreitet, um zu ihr um so klarer, gefestigter, unbeirrbarer zurückzukehren.

10

Was Wahrheit sei und was diese Wahrheitsbemächtigung, das kann nicht einfach hingesagt werden. Es wird im Leben der Universität offenbar, ohne je abgeschlossen zu sein. Vorläufig erinnern daran Sätze wie folgende:



An der Universität verwirklicht sich das *ursprüngliche Wissenwollen*,<sup>198</sup> das zunächst keinen anderen Zweck hat, als zu erfahren, was zu erkennen möglich ist und was aus uns durch Erkenntnis wird. Es vollzieht sich die Lust des Wissens im Sehen, in der Methodik des Gedankens, in der Selbstkritik als Erziehung zur Objektivität, aber auch die Erfahrung der Grenzen, des eigentlichen Nichtwissens sowohl wie dessen, was man im Wagnis des Erkennens geistig aushalten muß.

Das ursprüngliche Wissenwollen ist *eins* und geht auf das Ganze. Wenn es sich stets nur im Besonderen verwirklichen kann, im Handwerk der Spezialitäten, so haben diese doch ihr geistiges Leben erst dadurch, daß sie Glieder eines Ganzen sind. Im Zusammenspiel der Wissenschaften verwirklicht sich ein Kosmos bis zur universalen Weltorientierung und bis zur Theologie und Philosophie. Zwar lebt dieses Ganze in Polaritäten, die immer wieder zerreißen zu sich bekämpfenden und ausschließenden Gegensätzen. Aber die Einheit aller Wissenschaften besteht doch auch dann wenigstens durch die Wissenschaftlichkeit, die, bei unendlichen Verschiedenheiten der Gegenstände und Probleme, in einer Grundhaltung alle Forscher verbindet.

An der Universität sind Menschen vereinigt in einer Institution zu dem Beruf, die Wahrheit durch Wissenschaft sowohl zu *suchen* als auch zu *überliefern*.

II | Weil Wahrheit durch Wissenschaft zu *suchen* ist, ist Forschung das Grundanliegen der Universität. Da aber Wahrheit mehr ist als Wissenschaft und sie durch Wissenschaft aus dem umgreifenden Sein des Menschen – nennen wir es Geist, Existenz, Vernunft – ergriffen wird, ist der Ernst der Persönlichkeit Bedingung des Universitätslebens.

Weil Wahrheit *überliefert* werden soll, ist Unterricht die zweite Aufgabe der Universität. Da aber die Überlieferung von bloßen Kenntnissen und Fertigkeiten unzureichend für das Erfassen von Wahrheit wäre, die vielmehr eine geistige Formung des ganzen Menschen verlangt, so ist Bildung (Erziehung) der Sinn von Unterricht und Forschung.

Die Idee der Universität zu entwerfen, heißt Orientierung an einem Ideal, dem die Realität sich nur annähert. Diesen Entwurf versuchen wir in drei Richtungen:

I. Wir vergegenwärtigen *das geistige Leben* überhaupt, das an der Universität eine seiner Gestalten verwirklicht.

II. Wir zeigen die *Aufgaben* der Universität, die sich aus der Verwirklichung des geistigen Lebens in der Korporation ergeben.

III. Wir besinnen uns auf die *Daseinsvoraussetzungen* der Universität und deren Folgen.

## | I. DAS GEISTIGE LEBEN

12

Wenn die Universität der Wissenschaft dient und wenn die Wissenschaft Sinn hat dadurch, daß sie einem umfassenden geistigen Leben angehört, so ist dieses geistige Leben die eigentliche Bewegung an der Universität.

Die Universität ist nur eine Gestalt unter anderen, die dieses geistige Leben annimmt, hier durch Institution und geordnete Zusammenarbeit der Hochschule. Um die Idee der Universität und die aus ihr erwachsende Institution zu verstehen, ist daher zunächst das sie tragende geistige Leben überhaupt und vor allem das Wesen der Wissenschaft zu erörtern.

## ERSTES KAPITEL DAS WESEN DER WISSENSCHAFT<sup>199</sup>

### *1. Grundcharakter der Wissenschaft*

Wissenschaft ist die *methodische* Erkenntnis, deren Inhalt *zwingend gewiß* und *allgemeingültig* ist.<sup>200</sup> Mit diesem Satze sind drei Grundzüge wissenschaftlichen Wissens ausgesprochen:

Erstens ist Wissenschaft nur zusammen mit einem *methodischen Bewußtsein*: ich weiß mit dem Wissen von dem Wege, der mich zu einem Ergebnis führt; ich weiß mit dem Wege zugleich den Standort und die Grenzen des jeweils bestimmten Sinns von Wissen. Das Gegenteil wissenschaftlichen Wissens ist das unmethodische Meinen und das fraglose Hinnehmen auf guten Glauben hin. Ist der Inhalt dieses nur hinnehmenden Wissens etwas, das zugleich Ergebnis wissenschaftlicher Forschung ist, so ist diese Weise des Wissens dennoch nicht wissenschaftlich, sondern wird Ausgang eines Wissenschaftsaberglaubens,<sup>201</sup> weil das innerlich unkontrollierte Hinnehmen mich verfallen läßt an beliebigen Inhalt und mich | schutzlos an ihn ausliefert. Denn das Wissen, das mit dem Wissen der Methode zugleich seine Relativität behält, nämlich in bezug auf den Standpunkt und auf die Weise und den Sinn dieser Wißbarkeit, das wird als Inhalt des Wissenschaftsaberglaubens fälschlich absolut.

13

Zweitens ist wissenschaftliches Wissen als solches *zwingend gewiß*. Denn was ich wissenschaftlich verstehe, ist schon für den bloßen Verstand einsichtig. Es ist richtig als ein Bestehendes, das zu seiner Richtigkeit keines Einsatzes meines eigenen Wesens bedarf. Das Gegenteil solcher Wißbarkeit ist die Überzeugung. Sie ist wahr nur zugleich mit dem Einsatz der Person, die in ihr lebt. Daher konnte *Galilei* sinnvollerweise vor der Gewalt der Inquisition widerrufen (und der nach dem Widerruf der Erdbewegung getane Ausspruch: »aber sie bewegt sich doch«<sup>202</sup> ist, wenn er auch nicht getan ist, sinngemäß erfunden: *Galilei* wußte, daß Widerruf an dieser Wahrheit nichts ändert). *Bruno*<sup>203</sup> dagegen entwickelte in einem ewig denkwürdigen Selbstüberwindungsprozeß den Heroismus, der ihm bei gleichzeitiger Bereitschaft zu allen Widerrufen von nicht zentraler Art eine Verleugnung seiner philosophischen Grundüberzeugung unmöglich machte: es waren nicht wissenschaftlich zwingende Einsichten, vielmehr solche, deren Wahrheit mit dem Preisgeben im Widerruf auch selbst aufgehoben worden wäre, sich jedoch im enthusiastischen Festhalten des Philosophen an ihnen erst eigentlich bewies.

Drittens sind wissenschaftliche Einsichten *allgemeingültig*. Sie bewähren sich dadurch, daß sie von jedem als zwingend erfahren werden können. Daher verbreitet sich die wissenschaftliche Wahrheit auch faktisch überall hin, wo überhaupt wissenschaftlich gedacht wird. Diese Einmütigkeit in wissenschaftlichen Einsichten ist das Kennzeichen der Allgemeingültigkeit. Das Gegenteil ist die Nichtallgemeingültigkeit der philosophischen Überzeugungen. Man kann sagen: Die Unbedingtheit der Überzeugung steht im Zusammenhang mit der Nichtallgemeingültigkeit (denn bestünde der Inhalt der Überzeugung an sich, so brauchte er nicht meines Bezeugens); die Relativität der wissenschaftlichen Einsicht aber steht in Zusammenhang mit ihrer Allgemeingültigkeit (denn Forschung wäre nicht in der zu ihr gehörenden Bewegung des Fortschreitens, wenn zwingendes Wissen auch absolutes Wissen wäre).

Dieser Begriff von Wissenschaft, so einfach er ist, hat sich nur langsam verwirklicht und ist immer in Gefahr. Seine Herausarbeitung ist eine bis heute nicht vollendete Bewegung.

Die Wissenschaft ist noch nicht das Denken überhaupt, das schon in der ersten Vergegenständlichung beginnt, ist noch nicht die Intellektualisierung des Gedachten in den Zusammenhängen logischer Schlußketten, ist noch nicht die rationale Ordnung von Begriffen und Erscheinungen. Sondern Wissenschaft entsteht erst mit der scharfen Abgrenzung innerhalb des weiten Bereichs des Denkens überhaupt gegenüber dem nicht wissenschaftlichen Wissen. Die positiven Charaktere dieser Wissenschaft, die sich in den Schritten ihrer Entfaltung seit dem 14. Jahrhundert wiederholt *nova scientia*<sup>204</sup> nannte, sind folgende:

a) Wissenschaft im engeren und eigentlichen Sinne entstand zugleich mit einem Tiefergreifen des Erkennens. Sie entstand als entdeckende Wissenschaft, als Forschung.

Diese Forschung wird *auf neue Weise methodisch*. Ein vorangehender Entwurf des Gedankens findet Prüfung, Bewährung oder Widerlegung in der Erfahrung. Sie ist gleichsam ein Kampf mit dem Objekt. Dieses wird nicht hingenommen, sondern durch jene Entwürfe von Möglichkeiten befragt. Das Objekt wird aufgelöst, um zu sehen, was hinter ihm steckt. Der Wille zur Gewißheit steigert die Exaktheit des entwerfenden Denkens (tritt daher zuerst als das Streben nach Mathematisierung und Quantifizierung auf) und die Exaktheit der Erfahrung (durch Verfeinerung der Beobachtung, insbesondere der Messungen). Die Exaktheit wird bis zum Maximum des Möglichen getrieben, um die Kriterien, die in der Abweichung oder dem Zutreffen der Beobachtung liegen, bis zum Äußersten an Verlässlichkeit zu bringen.

Mit dieser Wissenschaft, welche die Gewißheit in ihrer zwingenden Allgemeingültigkeit weitergetrieben hat, als je gehant wurde, wird zugleich das klare Wissen über ihre jeweiligen eigenen Voraussetzungen gewonnen. Voraussetzungslos ist sie nur darin, daß sie jede Voraussetzung als einen Versuch auffaßt, und darin, daß sie Voraussetzungen abweist, die die Wahrheit und Wirklichkeit aus Tendenzen verschleiern oder | verschieben. Sie arbeitet mit Voraussetzungen, die sie als solche weiß und auf ihre entdeckende, fruchtbare Kraft hin versucht.

15

Die Wahrheit der Voraussetzungen in der Forschung zeigt sich durch ihre Wirkung in der faktischen Erkenntnis. Warum die einen Voraussetzungen zu Entdeckungen führen, die anderen aber versagen, das ist eine weitere Frage, die die Wahrheit im Ergebnis nicht berührt, sondern in den Wahrheitsgrund der Forschung selber dringen möchte. Ist es der Zufall, der unter zahlreichen möglichen vergeblichen Spekulationen einzelne bevorzugt, die übrigen nichtig bleiben läßt? Ist es eine glückliche Wahl aus unabsichtlicher Nähe zur Wirklichkeit der Dinge, aus einem unbegründbaren Ahnungsvermögen des Forschers? Es ist wohl möglich, die großen Erfolge der Forschung, wenn sie da sind, nachher aus den Prinzipien zu verstehen, mit denen sie begann. Aber im Anfang der Entwicklung sind sie noch keineswegs in dieser ihrer Bedeutung vollständig klar. Warum begründeten *Galilei*, *Lavoisier*<sup>205</sup> Forschungsbewegungen, deren Ergiebigkeit, mit Sprüngen neuer Ansätze, bis heute andauert? *Lavoisier* z.B. machte folgende Voraussetzungen, die alle vor ihm gedacht waren, aber die er zuerst unablässig festhielt, indem er keine Ausnahme zuließ, sondern auf ihnen als auf absoluten Wahrheiten baute: Was nicht weiter auflösbar ist, ist ein Element; – die Materie wird weder vermehrt noch vermindert; – die Masse jeder Materie wird zuverlässig am Gewicht erkannt, da alles, was ist, der gleichen Schwerkraft unterliegt. Die Waage wurde auch vor ihm angewendet, aber durch ihn wurde die Ausnahmslosigkeit das Unumgängliche der Voraussetzungen, die Kompromißlosigkeit der gedanklichen Konsequenz zum Ursprung der Entdeckungen. Die Voraussetzungen waren gegen den Augenschein, der jederzeit verführt,

sie aufzugeben. Was unterscheidet *Lavoisier* von einem spekulativen Fanatiker? War es geistige Größe oder war es der glückliche Zufall? Die Urheber der Forschung und die Menge der Mitarbeiter in der Folge glaubten an die absolute Wahrheit dieser Voraussetzungen und erhoben daher den Anspruch ihrer absoluten Geltung. Aus den Wissenschaften erhob sich jedesmal, wenn ein radikaler Versuch mit neuen Voraussetzungen gemacht wurde, der Sturm von Seiten der jeweiligen Besitzer der Wahrheit gegen den neuen Unsinn. Dabei wurde | jedoch nur immer klarer: *Alle* Wissenschaft operiert mit Voraussetzungen, die nicht absolut gelten, nicht das Sein selbst treffen, sondern nur einen Zug in seiner Erscheinung. Die Voraussetzungen sind nur Versuche. Unter zahllosen vergeblichen Versuchen bloßer Spekulation finden sich spärliche, aber erstaunlich wirksame Treffer. Daher besteht eine Abneigung aller echten Forscher gegen gedankliche Entwürfe als solche, sofern sie nicht ihre Fruchtbarkeit in der Erfahrung gezeigt haben und nicht weitere Chancen für neue Erfahrung geben.

Der Grundzug dieser Wissenschaft ist: Gerade im Relativieren der Voraussetzungen ist der feste Boden des Allgemeingültigen, ist das zwingend Gewisse in der Erfahrung der Realität zu gewinnen.

b) Die neue Wissenschaft begann mit der mathematischen Naturwissenschaft. Was jedoch als Antrieb hinter diesen Entdeckungen stand, gründete sich als *universale Wissenschaftlichkeit* in einer bis dahin in der Welt noch nicht dagewesenen Gestalt. Noch die griechische Wissenschaft (mit Ausnahme einiger Wege der Mathematik und des platonischen Denkens) lebte im Raum einer Vollendung, war im ganzen eigentlich immer fertig. Die Universalität der griechischen Wissenschaft lag im Weltbild des geschlossenen Kosmos. Die Universalität der neuen Wissenschaft war dagegen nicht das systematische Wissen vom Ganzen (wenn auch die Form griechischer Wissenschaft als Störung eigentlicher Wissenschaft und als eine die modernen Ergebnisse in ihrem Sinn verkehrende Denkgestalt für das durchschnittliche Auffassen bis heute herrscht), sondern die Offenheit nach allen Seiten, die Bereitschaft, alles, was ist, dem wissenschaftlichen Forschen zugänglich zu machen, in den unendlichen Raum des Seienden mit immer neuen, auf den vorhergehenden weiterbauenden Versuchen entdeckend einzudringen, Ungeahntes aus der Verborgenheit hervorzuholen, statt eines Kosmos vielmehr in der ungeschlossenen Welt die Idee eines »Kosmos« der wissenschaftlichen Methoden und der Wissenschaften in ihrem systematischen Zusammenhang zu verwirklichen.

Mit der Unbefangenheit des Forschens erwuchs eine Klarheit über die Mannigfaltigkeit des Wirklichseins, über die Sprünge zwischen den Weisen des Wirklichen – dem Leblosen, dem Lebendigen, der Seele, dem Geist – und ein methodisches Be|wußtsein der Kategorien, durch die wir zu denken und zu erkennen vermögen. Statt der anfänglichen Beschränkung des Verstandes auf die Kategorien des Mechanismus, auf die formale Logik, auf die empirische Wirklichkeit im quantitativen Sinne der Meßbarkeit und Zählbarkeit, statt dieser Entleerung der Welt zu dem, was als verstandesbegreifbar

zu »machen« ist, werden die Kategorien nach allen Seiten zur Klarheit gebracht, geschieden, werden Verwechslungen verwehrt, aber nicht kategoriale Bereiche vernichtet. Überall wird nur der Sinn des Allgemeingültigen und Zwingenden als solcher herausgehoben und abgegrenzt.

c) Damit ist der dritte Charakter der neuen Wissenschaftlichkeit: *die Freigabe eines ganz anderen Sinns von Denken*. Denn es gibt das Denken, in dem keine zwingende Allgemeingültigkeit erkannt wird, das aber Gehalte offenbart, die das Leben tragen. Dieses Denken dringt, erhellend, nicht erkennend, in den Grund des Seins.<sup>206</sup> Die Wissenschaft ist als zwingende und allgemeingültige, als forschende und entdeckende auf den Bereich der Erscheinung des Seins beschränkt. Gegenüber diesem engeren Sinn von Wissenschaft gibt es einen weiteren Begriff, und diesen kann, sofern keine Verwechslung eintritt, die Wissenschaft selber anerkennen als den sie ergänzenden und vielleicht tragenden Raum des denkend erhellten Seins. Dieses Denken gehört nicht zu ihr, aber ist aus eigenem Ursprung gerechtfertigt.

Wissenschaft in diesem weiteren Sinne heißt jede auf rationalem Wege durch Begriffe entstehende Klarheit. Der Gedanke vermittelt dann nicht Erkenntnisse mir bis dahin fremder Sachen, sondern er macht deutlich, was ich eigentlich meine, eigentlich will, eigentlich glaube; er schafft den hellen Raum meines Selbstbewußtseins.

Der Gedanke kann weiter eine Form sein, die einer Erfüllung aus meinem Wesen heraus bedarf, um Wahrheit zu bedeuten (wie in den spekulativen Gedanken der Philosophie).

Der Gedanke kann schließlich eine Chiffre<sup>207</sup> sein, die deutend verbirgt.

Diese großartigen und lebenbegründenden Bemühungen des Denkens sind Wissenschaft nur im Sinne einer Strenge höchster Klarheit. Sie sind mehr und zugleich weniger als Wissenschaft. Mehr: sofern sie ein schaffendes, den Menschen ver|wandelndes Denken sind. Weniger: sofern sie nichts Festes als ein Wissen in die Hand geben. Es ist daher von entscheidender Bedeutung, den engeren Begriff von Wissenschaft deutlich zu haben. Ihn allein meint im Grunde, wenn auch zumeist undeutlich, der moderne Mensch, wenn er von Wissenschaft spricht, weil nur hier die Wahrheit für den Verstand überhaupt als das Zwingende und als das Allgemeingültige – ohne Einsatz meines Wesens – vorliegt. Und es ist andererseits erst mit der Klarheit dieser eigentlichen Wissenschaft auch möglich, daß die Philosophie in dem unersetzlichen Sinn ihres Denkens, der Art ihrer Wahrheit, der Unerläßlichkeit ihres Tuns klar wird. Erst mit der Wissenschaft gewinnt, im Unterscheiden von ihr und auf dem Wege über sie, die Philosophie ihre vollen Möglichkeiten.

18

### 3. Grenzen der Wissenschaft

Die Wissenschaft im engeren Sinne nun hat ihre unüberschreitbaren Grenzen, von denen wir folgende in Kürze nennen:

Wissenschaftliche *Sacherkenntnis* ist nicht *Seinserkenntnis*. Denn wissenschaftliche Erkenntnis ist partikular, auf bestimmte Gegenstände, nicht auf das Sein selbst gerichtet. Wissenschaft bewirkt daher philosophisch gerade durch Wissen das entschiedenste Wissen um das Nichtwissen, nämlich um das Nichtwissen dessen, was das Sein selbst ist.<sup>208</sup>

Wissenschaftliche Erkenntnis vermag *keinerlei Ziele* für das Leben zu geben. Sie stellt keine gültigen Werte auf. Sie kann als solche nicht führen. Sie verweist durch ihre Klarheit auf einen anderen Ursprung unseres Lebens.

Wissenschaft vermag auch keine Antwort zu geben auf die Frage nach ihrem *eigenen Sinn*. Daß Wissenschaft da ist, beruht auf Antrieben, die selbst nicht mehr wissenschaftlich als wahre und seinsollende bewiesen werden können.

Die Grenzen der Wissenschaft haben immer dann die tiefste *Enttäuschung* bewirkt, wenn man von der Wissenschaft erwartet hatte, was sie zu leisten außerstande ist. Wenn der Glaubenslose in der Wissenschaft Ersatz suchte und erfahren wollte, worauf er sein Leben gründen kann – wenn der an der Philosophie Unbefriedigte in der Wissenschaft die Wahrheit suchte, die allumfassend das Ganze trifft – wenn der an Inner|lichkeit Arme durch eine in den Wissenschaften genährte endlose Reflexion der eigenen Nichtigkeit inne wurde – jedesmal wurde die Wissenschaft nach einer Zeit des blinden Wissenschaftsaberglaubens Gegenstand des Hasses und der Verachtung. Sind nun aber diese und ähnliche Wege von ihrem Anfang an in ihrer Unwahrheit durchschaubar, so bleibt dennoch die Frage, welchen *Wert* die Wissenschaft noch habe, wenn ihre Grenzen so entschieden bewußt geworden sind.

#### 4. Nutzen und Selbstzweck der Wissenschaft

Seit *Bacon*<sup>209</sup> und *Descartes* hat man den Sinn der Wissenschaft durch ihre *Nützlichkeit* zu rechtfertigen versucht. Die technische Anwendbarkeit des Wissens zur Erleichterung der Arbeit, zur besseren Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse, zur Steigerung der Gesundheit, zur Einrichtung staatlicher und gesellschaftlicher Verhältnisse, schließlich gar zur Erfindung der richtigen Moral galten für *Descartes* als entscheidende Antriebe zur Wissenschaft.<sup>210</sup> Jedoch zeigt sich bei näherer Vergegenwärtigung erstens, daß alle technische Anwendbarkeit Grenzen hat; die Technisierbarkeit ist nur ein Feld innerhalb des viel umfassenderen Bereiches der menschlichen Möglichkeiten überhaupt. Zweitens zeigt sich, daß die unmittelbare Nützlichkeit der Wissenschaft keineswegs der Antrieb bei den großen, begründenden Entdeckungen gewesen ist; sie wurden fern dem Gedanken der Anwendbarkeit aus unvorausehbaren Quellen des forschenden Geistes gewonnen. Die fruchtbare Anwendung in zahllosen besonderen Erfindungen ist daher zweckhaft erst möglich auf Grund der schon vorhandenen Wissenschaft. Forschungsgeist und zweckhafter Erfindungsgeist sind wesensverschieden. Es wäre zwar absurd, den Nutzen der Wissenschaft und das Recht des Betriebes der Wissenschaft im Dienst der Lebenszwecke bestreiten zu wollen; auch dieser Sinn kommt der Wissenschaft, we-

nigstens einigen Teilen der Wissenschaft, zu. Aber er kann nicht der ganze und nicht der einzige Sinn der Wissenschaft sein; denn er allein hat die Wissenschaft nicht hervorgebracht (die großen Entdecker waren durchweg keine Erfinder) und allein würde er außerstande sein, die wissenschaftliche Forschung auf die Dauer am Leben zu erhalten.

Im Gegensatz gegen diese Subalternisierung der Wissenschaft durch Unterordnung unter die Zwecke der Technik und | Lebenspraxis ist daher mit einem fragwürdigen Pathos die Wissenschaft als *Selbstzweck* behauptet worden.<sup>211</sup>

20

Dieser Selbstzweck ist wahr, wenn in ihm die *Ursprünglichkeit des Wissenwollens* sich ausspricht. Nicht ursprünglich ist ein Wissenwollen, weil das Wissen *brauchbar* ist (dann ist die Forderung, unter deren Bedingung das Wissen allein interessiert: daß man damit etwas anfangen könne). Nicht ursprünglich ist auch das Wissen als *Element eines Bildungsideals* (dann ist es ein Bestandteil der Ausbildung aller menschlichen Kräfte und Mittel der reibungslosen Kommunikation einer gleichartig gebildeten Gesellschaft; hier steht das Wissen unter der Bedingung von Maß und Form und unter der Bedingung der Menschenprägung nach diesem gültigen Ideal). Ursprünglicher schon ist die *Neugier*: das primitive Sehenwollen des Fremden, Unbekannten, das Hörenwollen von Erfahrungen und Ergebnissen. Aber Neugier berührt nur, ergreift nicht die Dinge. Der Reiz der Sensation bringt schnelle Ermüdung. Erst nach einer Umsetzung kann die Neugier ein Element des Erkennens werden. Dieses in seiner Ursprünglichkeit fragt nicht mehr, warum es will. Es kann seinen eigenen Sinn nicht zureichend begründen. Es ist der Mensch, der nur zu sein glaubt, sofern er weiß; der den Versuch macht, was wird, wenn er weiß; der die Gefahr läuft, weil, was auch werde, Wissen durch Erfüllung oder durch Scheitern offenbar macht, was ist. Das Selbstbewußtsein entwickelt sich durch Ergreifen des Wirklichen in der Welt, der Weisen, es zu erforschen, des Sinns jeder besonderen Wissensweise, der gedanklichen Konstruktion der Möglichkeiten.

Dieses ursprüngliche Wissenwollen kämpft gegen die mit sich zufriedene bloße Bildung als täuschende Beruhigung und Vollendung, gegen die leere Intellektualität als gegen die Glaubenslosigkeit, welche nichts mehr will und darum auch eigentlich nicht mehr wissen will, gegen die Mittelmäßigkeit, welche nie sie selbst ist und unter Wissen das Gelernthaben von Ergebnissen versteht. Es kennt eine Befriedigung im Wissen nur, insofern dieses ein Forschen befördert und sofern es darin Grenzen betritt, an denen das Sprungbrett für ein Transzendieren erreicht wird.

Das ursprüngliche und unbedingte Wissenwollen hat sich in der Formel von der Wissenschaft als Selbstzweck ausgesprochen. | Wenn jedoch damit der Wert schon jeder Tatsachenfeststellung, jeder methodischen Richtigkeit, jeder Erweiterung irgend eines Wissens behauptet werden sollte, wenn sich jede wissenschaftliche Beschäftigung als solche wie ein unantastbar Wertvolles gab, so zeigte sich eine sonderbare Verwirrung. Die Endlosigkeit beliebiger Feststellungen, die Zerstreuung der Wissenschaften in ein Vielerlei, das in sich keine Bezüge mehr hatte, die Selbstzufriedenheit eines

21



spezialistischen Wissens bei Menschen, denen im Ganzen Unwissenheit und Blindheit eigen war, der Betrieb der Wissenschaften als ein Massenphänomen mit dem ständigen Entgleisen in den Endlosigkeiten des bloß Richtigen, die Aufhebung des Sinns von Wissenschaft in diesem Betrieb und zugleich dessen Nutzlosigkeit für Lebenszwecke, dies alles machte den Selbstzweck der Wissenschaft verdächtig.

Die Redewendung vom Selbstzweck hat einen schlechten Ruf. Die sogenannte Krise der Wissenschaft<sup>212</sup> führte zur Leugnung des Sinns der Wissenschaft. Man hat gesagt: Wissenschaft läßt sich zu allem brauchen; Wissenschaft ist eine Hure; Wissenschaft läßt das Gemüt leer, ist ein lebensfremder Betrieb, ein Hin- und Herfahren von Schutt.

Gegen diese Anklagen ist zu sagen, daß sie Entartungen der Wissenschaft, Pseudowissenschaft treffen, aber nicht das ursprüngliche Wissenwollen. Aus diesem heraus ist zu bekennen: wenn die Erkenntnis im Mittelalter im Gottschauenden endete, wenn *Hegel* das Denken seiner Logik in allem Ernst Gottesdienst nannte,<sup>213</sup> wenn sogar noch der Positivist im Erkennen das Unerkennbare anerkennend stehen ließ, so kann auch uns heute Wahrheit etwas Erfüllendes sein. Radikaler zwar als je wird darüber nachgedacht, was Wahrheit sei. Daß aber Wahrheit allein den Sinn unseres Wesens bringe, auch wenn wir nicht endgültig wissen, was sie ist und wohin sie führt, – daß es nichts gibt, das wir nicht untersuchen möchten, – daß vor allem unser Leben im Denken einen eigenen Grund sucht – dieses ist heute noch lebendig. Es ist ein Wesenszug des Menschen durch die Jahrtausende, weder psychologisch noch soziologisch eigentlich zu fassen, ein signum seiner höheren Abkunft.

Zu diesem Denken ist Wissenschaft der unumgängliche Weg. Diese echte Wissenschaft aber bedarf weiterer Klärung ihres Wesens.

### | 5. Voraussetzungen der Wissenschaft

Das Wort von der Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft ist geprägt als Kampfprud gegen Einschränkungen, die dem Erkennen durch unbefragbare dogmatische Positionen aufgezwungen werden sollten.<sup>214</sup> Voraussetzungslosigkeit bedeutete die rechte Forderung: man dürfe nicht vorher festlegen, wohin die Erkenntnis führen solle; man dürfe dem Fragen keine Grenze setzen; man dürfe keine Sache für unberührbar durch Forschung erklären (Wissenschaft kennt kein tabu); man dürfe dem, was sich als zwingend richtig zeige, nicht ausweichen.

Jedoch ist in der Tat keine Wissenschaft voraussetzungslos.<sup>215</sup> Nur gehört es zum Charakter wissenschaftlicher Selbstkritik, diese Voraussetzungen zu erkennen und zu klären. Rein rational ist daher jede Wissenschaft ein Versuch, der sich selber als unter den und den Voraussetzungen sinnvoll und konsequent begreift. Diese Voraussetzungen sind:

a) *Die Regeln der Logik*: Es ist zu denken und zu erkennen unmöglich, wenn der Satz des Widerspruchs gelehnet wird. Im Wesen des Denkens liegt die Anerkennung die-

ses Satzes. Wer die Bestimmtheit der Begriffe in eine schwankende Mannigfaltigkeit verfließen läßt und wem der Widerspruch kein Einwand ist, der kann nicht einmal sinnvoll sprechen. In jedem Satze erkennt er tatsächlich einen Augenblick die logischen Voraussetzungen an, die er durch den Fortgang seines Sprechens verleugnet. Man kann nicht mit ihm reden, muß ihn stehen lassen, er ist nicht besser als eine Pflanze (Aristoteles).<sup>216</sup>

Und doch bleibt hier die Voraussetzung. Das heißt, es wird ein Fehler, wenn ich das Erkennen zum Absoluten mache. Ich erkenne allein im Raum der Geltung der logischen Regeln. Aber was ich so erkenne, ist, weil unter dieser Bedingung, nicht das Sein an sich. Erkennen und Erkenntnisinhalte sind Aspekte des Seins, wie sie unter den Bedingungen der Verstandeslogik sich zeigen.

b) Voraussetzung ist, daß *Wissenschaft sein soll*. Die Bejahung der Wissenschaft ist nicht wissenschaftlich zu begründen. Keine Wissenschaft kann dem, der ihren Wert leugnet, ihren Wert beweisen. Das ursprüngliche Wissenwollen gründet sich in sich selbst. Es will grundlos, aus einer Leidenschaft, deren Selbstbejahung Voraussetzung der Wissenschaft bleibt.

| c) Voraussetzung ist im besonderen *die Wahl des Gegenstandes*. In der Endlosigkeit des Möglichen wählt der Forscher sein Problem. Ein dunkler Instinkt, Liebe und Haß, mögen Antriebe zur Auswahl sein. Es ist in jedem Fall Willensentscheidung, nicht wissenschaftliche Erkenntnis, die das Thema ergreift.

23

d) Im Forschen ist eine Voraussetzung die *Führung durch Ideen*, durch dieses Umgreifende, das selber nicht Gegenstand wird außer durch »Schemata der Ideen« (Kant),<sup>217</sup> die in der Folge wieder verschwinden, weil sie in ihrer Verendlichkeit immer auch falsch sind. Die Ideen bringen in das Ganze systematische Einheit, zeigen den Weg, machen den Unterschied von wesentlich und unwesentlich, tief und oberflächlich, bedeutend und unbedeutend, Ganzheit und Zerstreutheit. Sie sind das Umgreifende,<sup>218</sup> das die Nähe zur Sache bewirkt, Einfall und Entdeckung ermöglicht, dem Zufall Sinn gibt. Die Vergeblichkeit des Endlosen wird in den tiefen Zusammenhang des Unendlichen gebracht. Voraussetzung sinnvoller Wissenschaft ist das Leben der Ideen im Forscher.

Dies sind die Voraussetzungen in allen Wissenschaften. Dazu kommen in den einzelnen Wissenschaften besondere Voraussetzungen. Zum Beispiel:

Der gläubige Theologe kennt Wunder und Offenbarung. Das sind Inhalte, die einem empirisch wissenschaftlichen Erkennen unzugänglich, daher für dieses nicht-existent sind. Jedoch nur in dem Versuch wissenschaftlichen Erklärens. Die »voraussetzungslose Wissenschaft mutet dem Gläubigen nicht weniger – aber: auch nicht mehr – zu als das Anerkenntnis: daß, *wenn* der Hergang ohne jene übernatürlichen, für eine empirische Erklärung als ursächliche Momente ausscheidenden Eingriffe erklärt werden solle, er so, wie sie es versucht, erklärt werden müsse. Das aber kann er, ohne seinem Glauben untreu zu werden.« (Max Weber.)<sup>219</sup>

Aber die Wissenschaft der Theologie verfährt anders. Sie denkt unter der Voraussetzung der Existenz jener Offenbarung. Sie spricht aus, was darin liegt und was daraus folgt. Sie entwickelt Denkformen, das Unaussprechliche aussagbar zu machen.

24 Sowohl jene weltliche Erklärung wie die theologische Deutung verfahren unter Voraussetzungen. Wenn sie rein verfahren, schließen sie sich gegenseitig nicht aus. Beide sind Versuche des Denkens, die mit Voraussetzungen arbeiten und sehen, wohin und wie weit sie damit kommen.

Wissenschaftlich bleiben beide, solange sie offen für das andere sind, oder solange sie selbstkritisch wissen, daß alles Erkennbarsein ein Sein im Sein, niemals *das* Sein ist.

Wenn wir um die Bindung aller Wissenschaft an Voraussetzungen wissen, so ist es wichtig, zugleich zu klären, was nicht Voraussetzung ist, aber oft fälschlich als solche gilt. Es ist nicht notwendige Voraussetzung der Wissenschaft, daß die Welt im ganzen erkennbar ist, oder daß die Erkenntnis das Sein selbst trifft, oder daß das Erkennen irgendwo absolut ist in dem Sinne, daß es voraussetzungslose Wahrheit enthalte oder bringe. Das Gegenteil von allem diesem zeigt sich der philosophischen Besinnung auf die Grenzen des Wissens.

Nicht Voraussetzung ist weiter eine dogmatisch formulierte Weltanschauung.<sup>34</sup> Im Gegenteil: Wissenschaft ist nur, soweit eine solche Weltanschauung nicht als absolute Voraussetzung wirksam ist, oder wenigstens nur soweit als Geltung darin erreicht wird, welche unabhängig von jener Weltanschauung besteht, oder sofern im Denken diese ganze Weltanschauung nur als eine Hypothese dieser Denkversuche behandelt wird.

Angesichts des Lärms, mit dem seit Jahrzehnten die Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaften (welche von keinem kritischen Forscher behauptet wurde) bestritten ist, ist es vielleicht gehörig, auf die Verführung zu weisen, die in dieser Weise, die Voraussetzungsbelastung der Wissenschaften zu betonen, liegt. Der Sinn geht hierbei allzusehnell von aller Wissenschaft fort auf jene Voraussetzungen, die ihrerseits dogmatisch werden. Gute Leute, aber schlechte Musikanten,<sup>220</sup> die in Wissenschaften nichts leisten und Wissenschaften nicht methodisch studieren, verwerfen, was sie gar nicht kennen. Sie wollen statt Wissenschaft etwas ganz anderes: Politik, Kirche, Propaganda für dunkle Leidenschaften. Statt liebend bei der Sache zu sein und konkret zu forschen, überlassen sie sich einem schlechten Philosophieren<sup>73</sup> im allgemeinen Gerede über das Ganze.

Unter den Voraussetzungen der Wissenschaft ist die für ihr Leben wichtigste die Führung. Daß Wissenschaft überhaupt der Führung bedarf, ist oft vergessen worden.

Wenn Wissenschaft sich selbst überlassen wird, gerät sie in eine Verwahrlosung. Eine Weile kann sie wohl scheinbar aus sich vorangehen, wenn sie einmal – aus tieferem Ursprung – in Gang gebracht worden ist. Alsbald aber zeigen sich die Sinnwidrigkei-

ten, die allmählich zum Einsturz ihres Gebäudes zu führen drohen. Wissenschaft ist nicht im ganzen wahr und lebendig ohne den Glauben, der sie trägt.

Anders läßt sich dasselbe ausdrücken: da Wissenschaft sich nicht selbst überlassen werden kann, braucht sie Führung. Für die Verwirklichung der Wissenschaft ist entscheidend, woher diese Führung kommt und welchen Sinn sie der Wissenschaft gibt.

Weder Nutzen für andere Zwecke noch Selbstzweck kann – wie wir sehen – der wesentliche Antrieb zur Wissenschaft sein. Wohl kann die Führung von außen Wissenschaft zu einem Mittel für anderes verwenden. Aber dann bleibt der Sinn der Wissenschaft im ganzen doch verschleiert. Wird dagegen der Endzweck in das wissenschaftliche Wissen als solches gelegt, so gerät Wissenschaft in die Sinnlosigkeit. Die Führung muß von innen kommen, aus dem Grund der Wissenschaft selber, aber aus einem alle Wissenschaft umgreifenden Ursprung: dieser ist das *unbedingte Wissenwollen*. Die Führung durch unbedingtes Wissenwollen im ganzen kann aber nicht zureichend geschehen mit einem vorher gewußten Zweck und angebbarem, unmittelbar zu erstrebendem Ziel, sondern nur durch etwas, das selbst erst mit der Eroberung von Wissen wacher und heller wird, durch Vernunft. Wie ist das möglich?

Das *ursprüngliche Wissenwollen* in uns ist nicht ein beiläufiges Interesse; ein unbedingter Drang in uns treibt uns voran, als ob unser Wesen erst im Wissen zu sich kommen könnte. Kein einzelnes Wissen befriedigt mich, unablässig gehe ich weiter. Ich möchte mich wissend zum All erweitern.

In dieser Bewegung aus dem ursprünglichen Wissenwollen geschieht die Führung durch *das Eine des Seins*. Das Wissenwollen geht nicht in Zerstreutheit auf beliebiges Einzelnes, sondern durch das Einzelne – da nur dieses geradezu und unmittelbar ergriffen werden kann – auf das Eine. Ohne den Bezug auf das Eine des Seins verliert Wissenschaft ihren | Sinn; durch diesen Bezug aber wird sie, selbst noch in ihren spezialistischen Verzweigungen, beseelt.

Das Eine aber ist nirgends geradezu zu finden. Immer wieder ist Gegenstand meiner Wißbarkeit nur ein *Einzelnes*, ein Mannigfaltiges, ein endlos Vielfaches. Darum entspringt die Führung im Wissenwollen ständig aus zwei durch Vernunft ins Grenzenlose gesteigerten und gegenseitig aufeinander bezogenen Momenten: aus dem Wissenwollen dessen, was überall *unabsehbar* wirklich ist und aus der Erfahrung des *Einen* durch ein nur in diesem Wissen erreichbares, erfülltes Nichtwissen:

Erstens also bringt mich Wissenschaft klar und entschieden vor den Tatbestand als solchen. Immer reiner bringt sie mir zur Gegenwart ein »*so ist es*«. Ich gewinne den Blick in die Erscheinung, die ich zwar nicht zureichend deuten, aber wie eine Sprache vernehmen kann. Wissenschaft zwingt, der wirklichen Erscheinung, aller Wirklichkeit ins Angesicht zu blicken, damit ich diese Sprache nicht vorzeitig vereinfache und sie nicht aus Wunsch und Neigung eindeutig und falsch höre. Aus dem Entzücken an der Schönheit und Harmonie in der Welt treibt Wissenschaft mich in das Erschrecken vor aller Zerrissenheit, Sinnfremdheit und vor der undeutbaren Zerstörung.

Zweitens komme ich dadurch, daß ich alle Wege der Erkennbarkeit gehe, durch Wissen zu jener Erfahrung des eigentlichen *Nichtwissens*, das mir indirekt *das Eine als die Transzendenz* zur Gegenwart bringt, sie wird der heimliche Führer all meines Wissenwollens. Durch sie ist es beseelt und sinnvoll.

Dieser Sinn ist selbst nicht mehr rational zu bestimmen. Er kann nicht etwa als gewußter zum Ausgang dienen für eine errechnende Wahl von Aufgabe und Weg der Wissenschaft. Nur *in* der Wissenschaft, sich ihr anvertrauend, kann der Mensch den Grund erfahren, aus dem sie kommt, und worauf sie geht.

Frage ich mich, worauf all das Wissen hinaus soll, so kann ich in *Gleichnissen* antworten: es ist, als ob die Welt erkannt werden wolle – oder als ob es zur Verherrlichung Gottes in der Welt gehöre, daß wir sie mit allen uns gegebenen Organen erkennen, daß wir in ihr gleichsam nachdenken die Ge|danken Gottes, wenn wir auch nie diese selbst, sondern nur die Vordergründe ihrer Erscheinung im Abbild erfassen.

Welche Führung die Wissenschaft hat aus der Vernunft im ursprünglichen Wissenwollen – durch die Forderung der Welt und im Transzendieren über sie –, das also entscheidet über ihren Sinn und Wert. Wenn Philosophie das Denken ist, das diese Führung erhellt, so kann doch auch sie nicht durch Befehl leisten, was im Ursprung des wissenwollenden Menschen eigenständig wach werden muß.

Aus allem ergibt sich: Wissenschaft ist nicht der feste Boden, auf dem ich ausruhe, sondern sie ist der Weg, den ich gehe, um in der Gestalt der Unruhe (dieser meinem Zeitdasein zugehörigen Bewegung des Wissenwollens) mich zu vergewissern der Transzendenz, die schon im Wissenwollen mich führt.

Ist dieses klar geworden, so verstehen wir viele Erfahrungen der Unbefriedigung am Wissen dadurch, daß wir der *innerlichen Führung entglitten* sind. Wir spüren es, wenn wir uns aus Neugier der bloßen Mannigfaltigkeit als solcher überlassen, oder wenn uns Wissenschaft bloße Beschäftigung wird. Wir horchen immer wieder auf die sinngebende Führung in uns, die uns herausnimmt aus der Endlosigkeit des Beliebigen, und die die Auswahl unserer Wege beim Studium und beim Forschen bestimmt. Wir fühlen es wie eine Gewissenlosigkeit, wenn wir – unsere Ratlosigkeit betäubend – uns dem bloßen »Fleiß«, gleichsam der inneren Trägheit einer bloßen Arbeit, überlassen, statt uns ständig bereit zu machen für die diese Arbeit erst lenkenden Ideen, die im Ursprung aus dem Einen der Transzendenz sprechen.

Diese Führung aus dem Einen der Transzendenz ist jedoch keineswegs eindeutig. Von niemandem kann sie als die allein und für alle wahre ergriffen werden, und niemandem ist sie als Besitz zu eigen. Sie findet statt gleichsam aus der Zwiesprache des Denkenden mit der Vieldeutigkeit des Erkennbaren. Sie verwirklicht sich durch eine in sich kontinuierliche, voran- und hinauftreibende jeweils geschichtliche Gestalt des Erkennens. Sie ist wie ein Versuch und ein Wagnis.

Hier liegt der tiefe Grund, warum Wissenschaft als erregende Funktion die Bedingung aller Wahrheit und Wahrhaftigkeit in unserem Dasein wird.

| 7. *Wissenschaft als Bedingung aller Wahrhaftigkeit*

28

Wissenschaft *enthüllt die Täuschungen*, mit denen ich mir das Leben leichter machen, mit denen ich den Glauben ersetzen oder gar den Glauben selbst in die Garantie eines Gewußtseins verwandeln möchte. Sie vertreibt die Verschleierungen, mit denen ich geneigt bin, mir Wirklichkeiten zu verbergen, da ich sie wissend nicht ertrage; sie löst die Verfestigungen auf, die das unkritische Denken hervorbringt und an die Stelle der unendlichen Erforschbarkeit setzt; sie verwehrt alle täuschende Beruhigung.

Wissenschaft gibt mir das Maximum an *Klarheit über die Situation* des Menschen und über meine Situation. Sie ist die Bedingung, ohne die ich der Aufgabe des Wissenkönnens nicht genüge, die meinem Wesen mitgegeben ist, und die das große Schicksal des Menschen ist, das ihn auf die Probe stellt, was dadurch aus ihm wird.<sup>221</sup>

Wissenschaft entspringt der Redlichkeit und erzeugt sie. Es ist keine Wahrhaftigkeit möglich, die nicht die *wissenschaftliche Haltung und Denkungsart* in sich aufgenommen hätte. Für die wissenschaftliche Haltung ist charakteristisch das ständige Unterscheiden des zwingend Gewußten vom nicht zwingend Gewußten (ich will wissen, was ich weiß, und was ich nicht weiß), – damit zugleich das Wissen mit dem Wissen des Weges, der zu ihm führte, – und das Wissen der Grenzen des Sinns, in denen ein Wissen gilt. Wissenschaftliche Haltung ist weiter die Bereitschaft zur Hinnahme jeder Kritik an meinen Behauptungen. Für den denkenden Menschen – zumal für den Forscher und Philosophen – ist Kritik Lebensbedingung. Er kann nicht genug in Frage gestellt werden, um daran seine Einsicht zu prüfen. Noch die Erfahrung unberechtigter Kritik kann auf einen echten Forscher produktiv wirken. Wer sich der Kritik entzieht, will nicht eigentlich wissen.

Ist die Unbedingtheit wissenschaftlichen Wissenwollens eine unumgängliche Bedingung des Willens zur Wahrheit,<sup>29</sup> so kann, wenn dies einmal im Menschsein wirklich geworden ist, daran kein Zeitalter etwas ändern. Wem Wissenschaft wirklich aufgeht – wer also nicht in der endlosen Vielfachheit der harmlos bleibenden Wißbarkeiten (weil sie nur als Ergebnisse hin|genommen, nicht in ihrem möglichen Sinn erlebt sind) und nicht in dem zweckhaft für Examen und Praxis ausgewählten, in qualvoller Anstrengung zu lernenden Stoff hängen bleibt –, dem wird die außerordentliche Mühe und Arbeit beflügelt von einem Enthusiasmus und dem wird Wissenschaft Element seines Lebens. Wie jederzeit ist auch heute der Zauber der Wissenschaft zu erfahren, wenn dem jungen Menschen die Welt weit und hell wird. Und heute ist wie jederzeit (vielleicht noch gesteigert) die Schwere der Wissenschaft zu erfahren, nämlich die Gefahr des Wissens für die vorher bestehende naive Kraft des Unbewußten und für die Lebenslügen. Es ist Tapferkeit nötig, wenn einer nicht gleichgültig lernt, sondern fragend begreift. Daher gilt noch immer: *sapere aude!*<sup>35</sup>

29

### 8. Wissenschaft und Philosophie

Aus unseren Erörterungen lassen sich zusammenfassend einige Sätze über das Verhältnis von Wissenschaft und Philosophie aussprechen. Wenn beide nicht zusammenfallen, die Philosophie nicht auch eine Wissenschaft neben den andern ist, vielmehr beide wesensverschiedenen Ursprung, Methode, Wahrheitssinn haben, so sind doch beide eng aneinander gebunden.

a) *Die Wissenschaft verhält sich zur Philosophie.* Wissenschaft wehrt sich gegen die Verwirrung durch Vermischung mit Philosophie, wendet sich gegen Spekulation als eine Störung durch leere Bemühungen, entwickelt eine für sie typische *Philosophiefeindschaft*.

Aber Wissenschaft vermag auch ihre eigenen Grenzen zu erkennen. Da sie nicht alle Wahrheit ergreift, *gibt sie der Philosophie freien Raum* auf deren eigenem Felde, sie weder bejahend noch verneinend, sondern sie in ihrem Denken nicht störend, so lange Philosophie nicht Urteile in bezug auf Gegenstände fällt, die der wissenschaftlichen Forschung zugänglich sind. Wissenschaft sieht dem Philosophieren auf die Finger, daß es nicht unbegründete Behauptungen und vermeintliche Beweise vorbringt, und zwar tut sie das zum Gedeihen sowohl der reinen Wissenschaft wie der Philosophie selber.

30 Wissenschaft *bedarf der Führung durch Philosophie*, aber nicht in der Gestalt, daß Philosophie in ihr angewendet würde, oder daß von der Philosophie die rechten | Anweisungen kämen (das beides würde vielmehr die abzuwehrende schlechte Vermischung sein). Vielmehr ist Philosophie wirksam in den Antrieben des ursprünglichen Wissenswollens, in den Ideen, welche helllichtig machen und zur Wahl der Gegenstände führen, in der Betroffenheit durch die Seinsbedeutung der Erkenntnisse. Philosophie steckt in den Wissenschaften selber als der Gehalt, der dem methodischen wissenschaftlichen Verfahren, das doch durch ihn geführt ist, im ausdrücklichen Bewußtsein entgeht. Gehaltvolle Wissenschaften sind gleichsam konkrete Philosophie.<sup>222</sup> Wenn in den Wissenschaften in diesem Sinne ein Selbstbewußtsein des eigenen Tuns hell wird, so ist dieses Selbstbewußtsein schon bewußtes Philosophieren. Die Beschäftigung aber des Forschers mit philosophischen Bemühungen führt, obgleich keine Anwendungen und unmittelbare Brauchbarkeiten in Frage kommen, zur Auflockerung des Umgreifenden im Forscher, zum Erwerb und zur Verstärkung von Antrieben für seine Forschung, zum Sinnbewußtsein seines wissenschaftlichen Tuns.

b) *Die Philosophie verhält sich zur Wissenschaft.* Sie erkennt die Wissenschaft als ihre Voraussetzung an. Zugleich mit dem Bewußtsein ihres Unterschiedenseins von Wissenschaft bindet sich daher wahre Philosophie bedingungslos an Wissenschaft. Niemals gestattet sie sich, erkennbare Wirklichkeit zu ignorieren. Was wirklich und was zwingend erkennbar ist, will sie grenzenlos wissen und zur Wirkung kommen lassen in der Entwicklung ihres Seinsbewußtseins. Wer philosophiert, drängt zu den Wissenschaften und will in wissenschaftlichen Methoden erfahren sein.

Weil Wissenschaftlichkeit als Haltung Bedingung der Wahrhaftigkeit ist, wird Philosophie zum Garanten der Wissenschaftlichkeit gegen die Wissenschaftsfeindschaft. Sie sieht eine unerläßliche Bedingung der Menschenwürde in der Bewahrung der wissenschaftlichen Denkungsart. Ihr gilt Mephistos Drohung als wahr: »Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft, ... so hab ich dich schon unbedingt –«<sup>i,223</sup>

## | ZWEITES KAPITEL GEIST. EXISTENZ. VERNUNFT

31

Unsere Vergegenwärtigung des Sinns von Wissenschaft stieß auf etwas, das mehr als Wissenschaft ist, auf ihren Grund und ihr Ziel, die beide nicht aus ihr selber zu beweisen sind, vielmehr den Gang der wissenschaftlichen Arbeit führen. Was dieses sei, ist von der Philosophie zu erhellen<sup>ii,224</sup>. Es ist das Unerläßliche, ohne das Wissenschaft leer und sinnlos wird. Hier, wo es nur auf die Universitätsidee ankommt, die entscheidend durch Wissenschaft charakterisiert ist, muß ein kurzer Hinweis genügen. Ich muß mich auf dogmatisch scheinende Sätze beschränken:

Wir nennen das Umgreifende,<sup>218</sup> aus dem und in dem wir leben: Geist, Existenz, Vernunft. Geist ist das Vermögen der Ideen; Existenz ist der Ernst des Unbedingten in bezug auf Transzendenz; Vernunft ist die Altoffenheit des Wesens.

<sup>i</sup> Ueber das Wesen der Wissenschaft konnten hier nur thesenartige Aufstellungen gebracht werden. Ich erlaube mir, auf weitere Ausführungen an folgenden Stellen meiner Schriften hinzuweisen:

»Philosophie«. Berlin 1932 Bd. I, S. 85ff (Grenzen der Weltorientierung), S. 149ff (Systematik der Wissenschaften), S. 212ff (Positivismus und Idealismus), S. 318ff (Philosophie und Wissenschaft).

»Nietzsche«. Berlin 1936. Das Kapitel »Wahrheit«, S. 147ff.

»Die geistige Situation der Zeit«, Berlin 1931. S. 118ff (Wissenschaft), S. 167ff (Das ursprüngliche Wissenwollen).

»Descartes und die Philosophie«, Berlin 1937. S. 32ff (Die Methode), S. 95ff (Wirkung der Verkehrung des Sinns moderner Naturwissenschaft).

»Existenzphilosophie«, Berlin 1938 (Daraus in der ersten Vorlesung über »Philosophie und Wissenschaften« und in der zweiten Vorlesung über »Vernunft«).

<sup>ii</sup> Ueber Geist, Existenz, Vernunft eingehend in meinem Werk »Von der Wahrheit«. Es ist bisher ungedruckt, weil der nationalsozialistische Staat mir in den letzten Jahren Veröffentlichungen verbot.



32 *Geist* bewegt sich im Klarwerdenwollen als Ganzwerdenwollen. Ganzheit hat Gehalt durch die Idee. Diese wirkt in uns als Antrieb, sie ist objektiv das nie vollendete Ziel. Sie gibt im Forschen systematische Einheit durch Entwürfe, welche als Schemata der Idee zwar nie diese selber, aber Schritte oder Mittel ihrer Verwirklichung auf dem Wege sind. Geist ist die Macht der Vision; ohne Phantasie ist auch keine Wissenschaft schöpferisch. Geist ist die Fähigkeit der Wesensanschauung; er erblickt, was ist; er versteht das Innen; und er bringt herbei, | was als Gehalt dann der wissenschaftlichen Erhellung zugänglich wird.

*Existenz* trägt das geistige Leben durch den unbedingten Entschluß.<sup>131</sup> Ohne diesen wird alles zum Spiel der genießenden Anschauung in unverbindlicher intellektueller Bewegung und ästhetischer Haltung. Der unobjektivierbare Sinn des Tuns erscheint in der Gewißheit des einzelnen Selbst. Das Selbst ist sich seiner bewußt in bezug auf die Transzendenz, durch die es ist. Die Ideen finden ihren Weg, wenn der Ernst der Existenz ihnen Kraft gibt.

Wenn der Geist in sich schließende Ganzheiten anschaut, die Existenz im Unbedingten gründet, so ist *Vernunft* das Medium grenzenloser Erweiterung. Sie erlaubt nicht die Zerstretheit der Isolation, sondern will Zusammenhang.<sup>225</sup> Daher fordert sie im Denken Konsequenz, fordert, nicht dieses und jenes ganz unabhängig voneinander zu denken, sondern aufeinander zu beziehen, die Widersprüche zur Geltung zu bringen, keine Sache und keinen Gedanken vereinzelt zu lassen. Die Vernunft in uns drängt auf verstehende Berührung mit allem, was ist. Sie durchbricht jede Beschränkung, befreit von jeder Befangenheit. Sie läßt gelten und rettet gleichsam, wohin sie blickt, den Kern des Seienden.

Dieses Umgreifende, das wir sind oder sein können, ob wir es als Geist, als Existenz, als Vernunft uns bewußt machen, ist das eigentliche Leben, in dem Wissenschaft ihren Sinn und Grund findet. Daher das Geheimnis, das doch jeden Augenblick fühlbar ist, daß im Betriebe der Wissenschaften nicht der Verstand allein und nicht die handgreifliche Leistung die Sache ausmacht, sondern daß in der wissenschaftlichen Welt etwas schwingen muß: es ist in Werk und Persönlichkeit mehr als der je bestimmte endliche Inhalt einer Erkenntnis.

33 Geist, Existenz, Vernunft tragen die Wissenschaftlichkeit. Sie sind die Philosophie in der Wissenschaft, auch wenn sie nicht zum ausdrücklichen Bewußtsein kommen. Immer sind sie fühlbar, wo Wissenschaft als solche an ihren Grenzen steht. Von ihnen her kann die Leidenschaft des Wissenwollens gerade die Leidenschaft zum eigentlichen Nichtwissen sein, das heißt zu dem Nichtwissen, das nicht ein bloßes Nochnichtwissen ist, sondern das Wesentliche, das durch das Wissen offenbar wird, und nur um so tiefer sich zeigt, je klarer und reicher das | Wissen ist. Insofern ist die Weise des Nichtwissens die Gegenwärtigkeit des Philosophierens in allen Wissenschaften.

## DRITTES KAPITEL

### BILDUNG

Bildung ist ein erworbener Zustand. Gebildet heißt der Mensch, der einem bestimmten geschichtlichen Ideal entsprechend geprägt ist. Ihm ist ein Ganzes von Vorstellungsweisen, Bewegungen, Wertungen, Sprechweisen und Fähigkeiten zur zweiten Natur geworden.<sup>13</sup> Gebildet ist der Grieche in seiner Kalokagathie,<sup>14</sup> der Römer in seiner Haltung, die das decorum und honestum<sup>226</sup> wahrt, der Engländer als Gentleman. Die Bildungsideale haben ihre Weise nach dem Stande, aus dem sie kamen (Ritter, Priester, Mönch, Bürger), nach der geistigen Sphäre, die bestimmend wurde (Weltmann, Künstler und Dichter, Forscher), nach dem herrschenden Sachgebiet (das musisch-gymnastische Geprägtsein, das scholastische Wissen und Können, die sprachlich-literarische Bildung, das technisch-naturwissenschaftliche Können), schließlich nach der Institution, in der die Bildung erworben wurde (Gymnasium, öffentliches Leben der Agora,<sup>18</sup> Fürstenhof, Salon, Universität). Gemeinsam ist den Bildungsidealen der Sinn für Form und Selbstbeherrschung, auch der Sinn dafür, daß durch Uebung die Bildung zur zweiten Natur werden müsse, als ob alles angeboren und nicht erworben sei.

Nicht Bildung, sondern nur ein Moment der Bildung ist das, was man Fachbildung (im Gegensatz zur allgemeinen Bildung) nannte, die Ausbildung zur Fertigkeit für einen bestimmten Beruf, der ein besonderes Wissen und Geschicklichkeit verlangt.

Nicht Bildung, sondern eine Folge der Bildung ist die Berechtigung, die soziologisch privilegiert. Im hellenistischen Ägypten machte die Ausbildung als Ephebe<sup>11</sup> im Gymnasium zum Griechen, der allein berechtigt war zu kommunalen Ämtern; man führte Listen über die gymnasisch Gebildeten. Der Chinese gewann durch Examina das Vorrecht, der Literatenschicht anzugehören und Mandarin<sup>12</sup> zu werden. Bei uns heißt gebildet, wer die Zeugnisse der höheren Schulen, früher nur des humanistischen Gymnasiums, besitzt. Ohne dies Abiturientenzeugnis ist die akademische Ausbildung nicht zugänglich, die ihrerseits die Berechtigung zu bestimmten Berufen verleiht.

34

Zuweilen hat ein ganzes Volk das Bildungsideal eines Standes als das seine empfunden und zum allgemeinen gemacht. So wurde der geprägte und einheitliche Habitus des englischen Gentleman und des Franzosen möglich, während in Deutschland kein Stand ein Bildungsideal mit suggestiver Kraft entwickelt hat, darum der Deutsche als solcher ungebildet, Barbar, seine Bildung eine persönliche des Einzelnen ist.<sup>16</sup>

Soweit an der Universität eine Bildung entsteht, ist sie *wissenschaftliche Bildung*. Diese ist bestimmt durch die Haltung der Wissenschaftlichkeit überhaupt und durch den Gehalt der Wissenschaften, die in der Bildung im Vordergrund stehen.

Die *Haltung der Wissenschaftlichkeit* ist mehr als Fachwissen und Fachkönnen. Sie ist die Fähigkeit, zugunsten objektiver Erkenntnis die eigenen Wertungen für je einen

Augenblick zu suspendieren,<sup>227</sup> von der eigenen Partei, dem eigenen gegenwärtigen Willen absehen zu können zugunsten unbefangener Analyse der Tatsachen. Damit wird aber nicht nur sachlich freie Erkenntnis erworben, sondern auch die Erfahrung des eigenen Partiseins verwandelt. Es werden Fanatismus und Blindheit aufgehoben. Die Erfahrung, selber nicht alles zu sein, macht echte Unbedingtheit möglich. Das Unlösbare, die Erfahrung von der Ungeschlossenheit der Welt wird zum Sprungbrett des Transzendierens. Die wissenschaftliche Haltung ist mehr als Förderung endlichen Erkennens. Sie ist eine Bildung zur Vernunft.<sup>228</sup>

Wissenschaftlichkeit ist Sachlichkeit, Hingabe an den Gegenstand, besonnenes Abwägen, Aufsuchen der entgegengesetzten Möglichkeiten, Selbstkritik. Sie erlaubt nicht, nach Bedarf des Augenblicks dieses oder jenes zu denken und das andere zu vergessen. Ihr eignet das Skeptische und Fragende, die Vorsicht im endgültigen Behaupten, das Prüfen der Grenzen und der Art der Geltung unserer Behauptungen.

Bildung als Formung nach einem festen Ideal ohne ständige Bewegung der Vernunft durch Wissenschaften verfestigt und beschränkt. Bildung als Formung der Haltung, in Vernunft jeden Weg zu versuchen, die Bewegungen des Geistes allseitig zu vollziehen, öffnet dem Menschen den weitesten Raum.

35 | Die wissenschaftliche Bildung hat weiter ihren Charakter durch den *Gehalt der Wissenschaften*, in denen der Forscher vorzugsweise lebt. Der Bildungswert der Naturwissenschaften und der Geisteswissenschaften hat einen sehr verschiedenen Charakter. Naturwissenschaftlicher Realismus und Humanismus scheinen wie zwei Bildungsideale. Beide beruhen auf wissenschaftlicher Forschung, das eine auf dem Umgang mit den Realitäten der Natur durch Beobachtung und Experiment, der andere auf dem Umgang mit Büchern und Werken des Menschen durch Verstehen.

In den Geisteswissenschaften verstehen wir den Geist. Unser Geist beschäftigt sich mit vergangenen Gestalten des Geistes. Wir bleiben im Element des Verstehbaren und berühren nur gelegentlich, als Grenze und als das Fremde, die unverstehbaren Daseinsbedingungen allen Geistes, etwa in geographischen Gegebenheiten, Rassen, Naturkatastrophen. Aber unser ganzes Dasein ist durchdrungen von diesem Unverstehbaren, das die Naturwissenschaft zu erkennen sucht. Wir erfassen es als ein Fremdes, nicht von innen verstehend, sondern von außen erklärend.<sup>229</sup>

Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften haben beide die Tendenz, je sich selber den Vorrang zu geben und zur eigentlichen Wissenschaft zu machen. Der Spiritualisierung tritt die Naturwissenschaft mit ihrem Wissen von der Realität, in die auch unser gesamtes geistiges Dasein verflochten ist, entgegen. Der Materialisierung und Biologisierung tritt die Geisteswissenschaft entgegen mit dem Wissen um den eigenen unableitbaren Ursprung des Geistes.

Ein Bildungsideal, in dem Humanismus und Realismus miteinander verbunden wären zu gegenseitiger Erleuchtung und Durchdringung, besteht bis heute nicht.

Der Bildungswert<sup>230</sup> der Geisteswissenschaft ist die Erfüllung durch die Gehalte der menschlichen Vergangenheit, die Teilnahme an der Überlieferung, das Wissen um die Weite der menschlichen Möglichkeiten. Auch wo der Weg der Erkenntnis (der in der Philologie beschränkt wird) vergessen ist, bleibt das Ergebnis als solches bedeutsam. Die Erfüllung der Seele mit den Schatten der Mythen, Bilder, Werke einer großen Vergangenheit ist als solche schon von Bildungswert. Der Bildungswert der Naturwissenschaften liegt in der Übung exakt-|realistischer Auffassung. Sehr viel weniger als bei den Geisteswissenschaften sind die Inhalte als solche von Bildungswert. In der Physik und Chemie sind die Ergebnisse verhältnismäßig gleichgültig, während der Weg, auf dem sie gewonnen sind (die Methode), den Bildungswert hat. Wer hier nur Ergebnisse kennt, hat ein im Grunde totes, geistloses Wissen. Die bloße Aneignung der Ergebnisse schafft daher hier das Gegenteil von geistiger Bildung. Es entsteht eine Dogmatik der zur Autorität erhobenen Wissenschaft, die dem wirklichen Kenner fremd ist. Am wenigsten Bildungswert hat aber bei den Naturwissenschaften, was bei der Menge im Vordergrund steht, die Dogmatisierung der Ergebnisse zum Weltbild.<sup>31</sup> Ein Wissen, dessen Begründung ich nicht selbständig einsehen kann, hat hier nicht nur keinen Bildungswert, sondern wirkt ruinös. Die doch im Prinzip immer falschen Weltbilder wirken wie früher die Mythen. Ein entseeltes Weltbild tritt an die Stelle der früheren mythischen Welt; ein reiches, erfülltes, gehaltvolles Ganzes wird ersetzt durch ein unendlich armes.<sup>231</sup> Aber dieses wird wie früher hingenommen als geglaubte, auf die Autorität der Wissenschaft hin gültige Offenbarung. Leere naturwissenschaftliche Ansichten treten an Stelle lebendigen, anschauenden Verkehrs mit der Natur.

36

Das Gesagte gilt von den exakten Naturwissenschaften. Sie leisten das Höchste an wissenschaftlicher Präzision und Sauberkeit, lassen die größte Klarheit über die Voraussetzungen der eigenen Erkenntnisakte entstehen. Sie bestätigen das Wort *Kants*, Wissenschaft gebe es nur, soweit Mathematik anwendbar sei.<sup>232</sup> Darum ist aber auch in diesem Felde alles am Begreifen der Erkenntnisschritte, und fast nichts am Hinnehmen der Resultate gelegen. Die Naturwissenschaften umfassen jedoch ein weiteres Feld. Schon im Unlebendigen gibt es die unendliche Gestaltenfülle der Minerale. Und das Leben zeigt uns eine Realität, rätselhafter noch und undurchdringlicher als die bloße Materie. *Kant* schrieb, was noch heute gültig ist: »Es ist ganz gewiß, daß wir die organisierten Wesen und deren innere Möglichkeit nach bloß mechanischen Prinzipien der Natur nicht einmal hinreichend kennen lernen, viel weniger uns erklären können, und zwar so gewiß, daß man dreist sagen kann, es ist für Menschen ungereimt, auch nur einen solchen Anschlag zu fassen, oder zu hoffen, daß noch etwa dereinst ein | *Newton* aufstehen könne, der auch nur die Erzeugung eines Grashalms nach Naturgesetzen, die keine Absicht geordnet hat, begreiflich machen werde.«<sup>233</sup> Heute haben die Wissenschaften vom Leben einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Und hier hat der bloße Inhalt als solcher schon eher einen Bildungswert. Die unendlichen Gestalten des Lebens eröffnen eine Welt, die den vertrauten Umgang mit

37

der Natur, wie ihn jeder Mensch für sich hat, sinnvoll erweitert, klärt, vertieft. Der in einem biologischen Weltbild entstehende Surrogatmythus<sup>234</sup> ist nicht ganz so schlecht wie der vom Mechanismus (der mathematischen Erkenntnis der Natur). Beider Bildungswert hängt aber davon ab, wie weit das naturwissenschaftliche Wissen sich umsetzt in lebendiges Beobachten, Anschauen, Zueigenmachen der Umwelt. Wo dieses Wissen sich dogmatisiert zu einer Weltanschauung, da sinkt der Bildungswert. Wenn eine Dogmatisierung unvermeidlich wäre, dann würde eine echte mythische Welt voller Wunder und Zauber als Bildungsfaktor jeder anderen vorzuziehen sein.

## | II. DIE AUFGABEN DER UNIVERSITÄT

38

Aufgabe der Universität ist die Wissenschaft. Aber Forschung und Lehre der Wissenschaft dienen der Bildung geistigen Lebens als Offenbarwerden der Wahrheit.

Die Aufgabe läßt sich daher als Forschung, als Lehre, als Bildung (Erziehung) fassen. Wenn jede dieser drei Aufgaben für sich erörtert wird, so zeigt sich zugleich deren unlösbare Einheit (4. Kapitel).

Die Erfüllung dieser Aufgabe ist gebunden an die Kommunikation zwischen den denkenden Menschen, der Forscher untereinander, der Lehrer und Schüler, der Schüler untereinander, und je nach der geistigen Lage aller mit allen. Der Sinn dieser Kommunikation, ihrer Gestaltungen und ihrer Freiheit als der Mitte des Universitätslebens ist zu vergegenwärtigen (5. Kapitel).

Die Aufgabe der Universität wird erfüllt im Rahmen einer Institution, die mit den Daseinsbedingungen zugleich Formen für die Arbeit und die Verwaltung gestaltet. Das Institutionelle ist ebenso unerläßlich wie es ständige Gefahr ist (6. Kapitel).

Die Wissenschaft ist ihrem Sinne nach ein Ganzes. Mögen die Wissenschaften zerstreut entstehen und jederzeit auch zerfallen, sie suchen sich doch wieder im Kosmos der Wissenschaften. Die Universität ist gegliedert in einer Weise, die eine Repräsentation der Gesamtheit der Wissenschaften bedeutet (7. Kapitel).

### VIERTES KAPITEL

## FORSCHUNG. ERZIEHUNG (BILDUNG). UNTERRICHT

Der Student kommt zur Universität, um Wissenschaften zu studieren und sich für einen Beruf vorzubereiten. Trotzdem Aufgabe und Situation scheinbar klar sind, ist der Student oft ratlos. Zunächst überwältigt ihn die *Menge des Lernbaren*, er fragt, worauf es vor allem ankommt. Einführungs|vorlesungen, Übungskurse, Studienpläne helfen nur zum Teil über diese Schwierigkeiten hinweg; letzthin muß er sich in der Welt der Vorlesungen und Übungen doch selbst zurechtfinden.

39

Aber der Student erwartet von der Universität mehr. Zwar studiert er ein Fach und denkt an einen Beruf, jedoch die Universität, ihm in ihrem ererbten Glanz erschei-

nend, repräsentiert das Ganze der Wissenschaften, und er hat Ehrfurcht vor diesem Ganzen; er erwartet von diesem etwas zu spüren und durch dieses Ganze eine begründete *Weltanschauung* zu finden. Der Weg zur Wahrheit soll ihm aufgetan, die Welt und die Menschen sollen ihm klar werden, und das Ganze soll sich ihm in einer unendlichen Ordnung, einem Kosmos, darstellen. Wissenschaftliche Arbeit ist der Idee nach geistig, d.h. sie ist bezogen auf das Ganze des Wißbaren.

Auch damit ist die Jugend noch nicht zufrieden. Der junge Mensch fühlt das Leben ernster, weil für ihn selbst noch entscheidungsvoller, als in späterem Alter, er fühlt sich bildsam und voller Möglichkeiten, ist sich bewußt, daß es zu gutem Teil an ihm liegt, was aus ihm wird. Er fühlt, daß es auf die alltägliche Lebensführung ankommt, auf jede Stunde und jede innere Regung seiner Seele. Der junge Mensch will *erzogen* sein, sei es in Unterwerfung unter einen Meister, sei es in Selbsterziehung, sei es in kämpfender und liebender Kommunikation mit Gleichstrebenden.

Die Erwartungen werden an der Universität selten erfüllt. Der erste Enthusiasmus hält nicht stand. Vielleicht war sich der Student nie recht klar, was er wollte und was er tat. Jedenfalls gerät er in Enttäuschung und dann in Verwirrung. Er gibt das eigentliche Streben auf und verrennt sich in Sackgassen: er lernt zum Examen und beurteilt alles nur danach, was es für das Examen bedeutet; die Studienzeit empfindet er als peinliche Übergangszeit zur Praxis, von der er nunmehr das Heil erwartet; er erklärt, er sei wohl zu dumm, verstehe das Wesentliche doch nicht und resigniere für einen Fachberuf; oder er übersteigert seinen früheren Enthusiasmus zu bloßer Schwärmerei, wird in der Arbeit fauler, will die Idee, das Ganze, das Tiefste direkt erfassen ohne die ihm widerwärtige Mühe, in der er nur Unwichtiges zu ergreifen meint; er hält das Lesen einiger schöner Bücher für wissenschaftliche Arbeit, und er verkehrt das Streben schließlich so sehr, daß er Erbaulichkeit | statt Wissenschaft sucht und das Katheder als Kanzel ansehen möchte.

40

Den Einzelnen führt in glücklichen Fällen sein persönlicher Genius den rechten Weg, d.h. einen Weg, der in sich Entwicklung und Zielhaftigkeit hat. Zuletzt gilt auch hier: am weitesten kommt, wer nicht weiß, wohin er geht.<sup>84</sup> Eine Betrachtung unter der Idee eines Ganzen kann niemandem den Weg direkt zeigen. Aber die Betrachtung kann die Möglichkeiten fühlbar, Grenzen deutlich machen, Verwechslungen verhindern. Wer Wissenschaft will, wird auch hier, in den Fragen der Führung, Ordnung und Zielsetzung seiner geistigen Arbeit, nachdenken. Denn der Wille zum Wissen ist zugleich ein Wille zur Helligkeit im eigenen Tun. Dieses Streben für die geistige Existenz durch Klarheit zu unterstützen, dienen unsere Erörterungen.

Die Universität verlangt dreierlei: Unterricht für die besonderen Berufe, Bildung (Erziehung), Forschung. Die Universität ist Fachschule, Bildungswelt, Forschungsanstalt. Zwischen diesen drei Möglichkeiten hat man ein Entweder-Oder aufgestellt und gefragt, was man denn eigentlich von der Universität wolle; alles könne sie nicht leisten, man müsse sich für einen Zweck entscheiden. Man fordert eine Auflösung der

Universität und die Einrichtung besonderer Fachhochschulen, Bildungshochschulen – letztere etwa in der Form besonderer Fakultäten, welche an den Universitäten nur der Bildung dienen sollen – und Forschungsanstalten.<sup>235</sup> In der Idee der Universität bilden aber diese Zwecke eine untrennbare Einheit. Ein Zweck läßt sich vom anderen nicht lösen, ohne die geistige Substanz der Universität zu vernichten und zugleich sich selbst verkümmern zu lassen. Alle drei Zwecke sind Momente eines lebendigen Ganzen. In der Isolierung dieser Zwecke tritt ein Absterben der Geistigkeit ein.

### 1. Forschung

Das ursprüngliche Wissenwollen ist der beherrschende Antrieb im Leben der Universität bei Lehrern und Schülern. Die Voraussetzung jeden Erkenntnisfortschritts ist aber die hartnäckige, unverdrossene Arbeit. Diese Arbeit enthält drei Momente:

a) Die Arbeit im engeren Sinne besteht im *Lernen und Üben*, in der Erweiterung des Besitzes an Wissen und der | Beherrschung der Methoden. Sie ist die Grundlage alles weiteren, sie bedarf am meisten der Disziplin und Ordnung, sie nimmt zeitlich den größten Umfang ein, sie kann jederzeit willkürlich in Angriff genommen werden. Durch sie schaffen wir uns die Voraussetzungen, bilden wir unsere Werkzeuge, durch sie gewinnen wir, wenn wir wissenschaftlich etwas Neues gefunden haben, den klaren Ausdruck, die methodische Kontrolle, die eigentliche Durcharbeitung dessen, was sonst bloßer Einfall bleibt. Diese Arbeit des Fleißes kann niemand gering achten. Hier ist der gute Wille mächtig. Mit dieser Arbeit soll der Student sofort beginnen, wie er es auf der Schule gelernt hat. »Je früher der Mensch gewahr wird, daß es ein Handwerk, daß es eine Kunst gibt, die ihm zur geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlagen verhelfen, desto glücklicher ist er.« (Goethe.)<sup>85</sup> Wer allerdings auf dieses Handwerkliche pochen wollte und dadurch allein seiner Geistigkeit Wert geben möchte, wäre im endlos Stofflichen verloren. Bloßer Fleiß wendet sich in unedlem Ressentiment wohl gegen wahre Geistigkeit, in der noch weitere Momente entscheidend wirksam sind.

b) Damit das Arbeiten nicht bloße Endlosigkeit werde, damit Sinn und *Idee* darin sei, bedarf es eines durch guten Willen allein nicht Erwerbbaaren. Ideen, selbst nicht rational als richtig einsichtig, geben den Erkenntnissen erst ihre Wichtigkeit, dem Forscher die treibende Kraft. Ideen wachsen und bewegen und sind nicht willkürlich herbeizuzwingen, wachsen aber auch nur bei dem Menschen, der stetig arbeitet. »Einfälle« kommen unberechenbar. Wodurch das Erkennen allein gedeiht, dieses Nichtklare, Nichtzumachende und nicht rational Durchschaubare, bedarf der Pflege. Der geistige Forscher gehört zu denen, die »immer daran denken«, von ihrem Studium ganz durchdrungen sind. Ungeistig ist die Trennung des Lebens in Arbeit und Amusement. Die Lebensweise ist eine Bedingung, daß Einfälle kommen, und insbesondere, daß sie ernst genommen werden. Mancher hatte einen guten Gedanken und hat ihn nichtachtend schnell vergessen.



c) Der Grundlage der Fleißarbeit und dem Leben der Ideen gegenüber hat der wissenschaftliche Mensch ein *intellektuelles Gewissen*. Überall sieht er, daß er sich dem guten Glück, einem dunklen Instinkt anvertrauen muß, aber überall auch will er, soweit  
 42 ein redliches Bewußtsein reicht, | Kontrolle und Herrschaft über seine Arbeit. Gegen das Gewissen ist ihm der stupide Fleiß ohne Ziel, und gegen das Gewissen ist ihm bloßes Gefühl und Glauben, bloße Zustimmung und Erbauung, die sich ihm nicht umsetzen in Gestalt und Tätigkeit. Das Zufällige und Isolierte sucht er auf ein Ganzes zu beziehen, er erstrebt die Kontinuität, wehrt sich gegen willkürliches Abbrechen, und bricht doch ab, wenn sein Gewissen ihn zwingt, einem weiterführenden »Einfall« zu folgen, der nun seinerseits in intensiver Kontinuität verfolgt wird. Häufiges Abbrechen und Neuanfangen erregt sein Mißtrauen, ebenso wie absolut regelmäßige Kontinuität des Fleißes. Weil er zu den tiefsten Gründen der Ideen strebt und diese in seiner Arbeit zur Geltung kommen lassen will, ist er der Mode und dem bloß Aktuellen wenig zugänglich, aber der Gegenwart, dem Augenblick als dem leibhaftigen Dasein des Ewigen aufgeschlossen. Er vermag sich einzuspinnen und er weiß, daß niemand von außen beurteilen kann, ob er recht handelt. Sein geistiges Gewissen entscheidet und kann durch keinen Rat von außen erleichtert werden.

Die aus diesen drei Momenten bestehende geistige Arbeit soll an der Universität gedeihen.

Das Erkennen bedarf der *Inhalte*. Das allumfassende Erkennen will nichts sich entgehen lassen. Was immer in der Welt ist, soll in den Raum der Universität gezogen werden, um Gegenstand der Forschung zu werden. Nicht aus dem Kopf allein kann das Erkannte hervorgebracht werden. Das gelingt nur in den Grenzfällen der Mathematik und Logik, in denen wir, was wir denken, selbst konstruieren oder jeden Augenblick in der Alltagserfahrung vorfinden. Vielmehr bedarf der Erkennende überall des Stoffes in der empirischen Anschauung. Die Universität schafft es herbei, bietet es dem Forscher und Studierenden an: Institute, Sammlungen, Bibliotheken, Kliniken; die Objekte selbst oder deren Abbildungen, Apparate und Präparate, die Mittel zum Experimentieren.

Die toten Objekte reichen nicht aus für die gesamte Welt des Wißbaren. Geistigkeit ist nur als lebendige da. Das Selbstbewußtsein einer Zeit und einer Kultur spricht sich in Begriffen aus, wenn der denkende Mensch in Wechselwirkung mit der Zeit, in Verkehr mit geistig produktiven Menschen steht, in unmittelbarer Erfahrung die Gegenwart kennen lernt. Daher besteht an der Universität als Hintergrund des Denkens ein  
 43 | Fluidum geistigen Lebens, eine niemals einzufangende, auch nicht willensmäßig oder durch Institution herbeizuführende Beweglichkeit der Menschen, eine persönliche, verschwiegene Schicksalshaftigkeit. Es bilden sich Kreise und menschliche Beziehungen unberechenbarer Art, die kommen und gehen, und die Universität wird arm, wenn dieser menschlich-geistige Untergrund nicht mehr pulsiert, nur noch Pedanten und Philister mit dem ihnen fremden Stoff sich abgeben, und es nur noch Philologie,

keine Philosophie, nur noch technische Praxis, nicht mehr Theorie, nur noch endlose Tatsachen, keine Idee mehr gibt.

Eine Erweiterung der immer begrenzten Welt der Universität durch Reisen, durch Aufnahme von Gästen, durch weite und in die persönliche Tiefe gehende Beziehungen auch auswärtigen Verkehrs, durch Teilnahme an praktischen Aufgaben, zu denen vielleicht Glieder der Universität berufen werden, denen andere (die Ärzte) ständig dienen, alles das kommt der Universitätsidee zu Hilfe, wenn es sich mitteilt und sich umsetzt in Gedachtes und Wiederhall findet in der Welt der forschenden Genossen.

Wenn Forschung die Aufgabe der Universität ist, so ist diese Aufgabe hier doch nur unter Hemmungen durch andere Aufgaben erfüllbar, – wenigstens könnte es so scheinen. Daher, schloß man, wären besser reine *Forschungsanstalten*, die unbeschwert von anderen Aufgaben nichts anderes als Forschung zum Ziele haben. Solche Forschungsanstalten sind in der Tat mit Erfolg verwirklicht worden.<sup>236</sup> Aber im Grunde bleiben sie Ableger der Universität. Sie werden auf die Dauer doch nur gedeihen im Zusammenhang mit ihr. Nicht nur daß aller Nachwuchs ihnen von den Universitäten kommen muß, auch die Forschung als solche ist angewiesen auf den Zusammenhang mit dem Ganzen des Wissens, auf den Verkehr mit Forschern jeder Art. Sofern Forschungsanstalten nicht durch das Objekt ihrer Forschung an andere Stellen gebunden sind, werden sie gern Orte wählen, an denen auch Universitäten sind. Eine Weile kann eine spezialisierte Forschung ihre erstaunlichen Ergebnisse haben, besonders in den Naturwissenschaften. Aber der Sinn und der schöpferische Fortgang der Forschung kann nur bewahrt werden, wenn sie im Ganzen des Erkennens ihre lebendigen Bezüge pflegt. Daher kann der einzelne Forscher zwar mit Vorteil für eine Zeit oder für den Rest seines Lebens an einer reinen Forschungsanstalt von den andern Aufgaben einer | Universität enthoben sein. Was er geworden ist, ist er doch in deren Zusammenhang geworden, in den er vielleicht eines Tages zurückkehrt. Oft, ja meistens, ist die Erfüllung der Lehraufgabe anregend auch für die Forschung.

44

Vor allem aber braucht die Lehre die Forschung zu ihrer Substanz. Daher ist das hohe und unaufgebbare Prinzip der Universität die *Verbindung von Forschung und Lehre*;<sup>69</sup> nicht weil man aus ökonomischen Gründen durch Häufung der Arbeit sparen wollte; nicht weil man nur so die materielle Existenz der Forscher ermöglichen könnte; sondern weil der Idee nach der beste Forscher zugleich der einzig gute Lehrer ist. Denn der Forscher kann zwar didaktisch ungeschickt sein, nämlich ungeschickt zur bloßen Vermittlung eines zu lernenden Stoffes. Aber er allein bringt in Berührung mit dem eigentlichen Prozeß des Erkennens, dadurch mit dem Geist der Wissenschaften, statt mit den toten, lernbaren Ergebnissen. Er allein ist selbst lebende Wissenschaft, und im Verkehr mit ihm ist die Wissenschaft, wie sie ursprünglich existiert, anschaulich. Er weckt gleiche Impulse im Schüler. Er führt an die Quelle der Wissenschaft. Nur wer selbst forscht, kann wesentlich lehren. Der andere tradiert nur Festes, didaktisch geordnet. Die Universität aber ist keine Schule, sondern Hochschule.

Die Universität enthält Fachschulung für Berufe, deren Idee durch Menschen erfüllt wird, deren Grund Wissenschaftlichkeit ist. Dieser bedarf einer Ausbildung, welche noch ohne spezialisierte Berufsausbildung in die Haltung des Forschens und der Methoden einführt. Für diese besonderen Berufe ist daher die beste Ausbildung nicht das Erlernen eines abgeschlossenen Wissens, sondern die Schulung und *Entfaltung der Organe zu wissenschaftlichem Denken*. Dann ist durch das Leben hindurch eine weitere geistig-wissenschaftliche Ausbildung möglich. Für die Berufsausbildung kann die Universität überall nur die Basis geben, die Ausbildung selbst erfolgt in der Praxis. Für diese Ausbildung in der Praxis sollen die besten Bedingungen geschaffen werden. Man muß Methoden des Fragens geübt haben, man muß fachmäßig irgendwo bis auf den letzten Grund gekommen sein. Man braucht aber nicht die Gesamtheit der fachmäßigen Ergebnisse im Kopf bereit zu haben. Das ist, wo es der Fall ist, doch nur eine vorübergehende Illusion. Denn nach dem Examen wird schnell vergessen. Dann | entscheidet nicht der Besitz an Gelerntem, sondern die Urteilskraft. Nicht das Wissen hilft, sondern die Fähigkeit, durch eigene Initiative sich überall das erforderliche Wissen zu verschaffen, die Fähigkeit, die Dinge denkend unter Gesichtspunkten aufzufassen, fragen zu können. Diese Fähigkeit aber wird nicht durch Erlernung von Wissensstoff erworben, sondern durch die Berührung mit der lebendigen Forschung. Das schließt nicht aus, daß auch das Technische, das didaktisch zu Ordnende des Stoffes gelernt werde. Dieses aber kann auf selbständiges Bücherstudium abgeschoben werden. »Die hohe Schule ist kein Gymnasium«, sagte man noch vor einem halben Jahrhundert.<sup>70</sup> Auch ist es durchaus sinnvoll, im theoretischen Studium möglichst viele solche Stoffe heranzuziehen, die zugleich für spätere Praxis wichtig sind. Aber das Wichtigste bleibt der bewegliche Geist, das Erfassen der Probleme und Fragestellungen, die Beherrschung der Methoden.

Die Universität ist ihrem Namen nach *universitas*<sup>71</sup>; das Erkennen und Forschen besteht, wenn es auch nur in Facharbeit gedeiht, doch auch nur als ein Ganzes. Die Universität verfällt, wenn sie ein Aggregat von Fachschulen wird, neben denen sie Liebhabereien, sogenannte allgemeine Bildung und bodenloses Gerede in Allgemeinheiten als gleichgültige Verzierungen zuläßt. Wissenschaftliche Lebendigkeit besteht in *Beziehung auf ein Ganzes*. Jede einzelne Wissenschaft existiert in Beziehung auf das Ganze der wissenschaftlichen Erkenntnis überhaupt. Darum ist es der Sinn der Universität, ihren Schüler mit der Idee dieses Ganzen seiner besonderen Wissenschaft und der Idee des Ganzen des Erkennens zu erfüllen. All der Schulbetrieb, der Erwerb der Routine und des Stoffwissens wird dann schädlich, wenn er nicht in bezug auf die Idee der Wissenschaft bleibt oder gar das Erfülltwerden von ihr lähmt.

Beide Momente, das Legen der Keime zur lebenslänglichen Entfaltung wissenschaftlichen Auffassens und Erkennens, und die Richtung auf das Ganze des Erkenn-

<sup>1</sup> Der Name hatte ursprünglich den Sinn: Universitas der Lehrer und Schüler, ist aber längst im oben gemeinten Sinn umgedeutet worden.

baren, sind die durch die Universität zu gebenden Voraussetzungen für alle geistigen Berufe; das sind die Berufe, die nicht allein auf Ausübung einer Technik und einer endlich bestimmten, durch Ausübung zur | sinnvollen Routine werdenden Fachlichkeit beruhen. Der Arzt, der Lehrer, der Verwaltungsbeamte, der Richter, der Pfarrer, der Architekt, alle sind im Beruf beschäftigt mit dem ganzen Menschen, mit der Totalität der Lebensverhältnisse, wenn auch jeder von ganz anderer Seite her. Die vorbereitende Ausbildung für diese Berufe ist geistlos und macht im Berufe unmenschlich, wenn sie nicht auf das Ganze führt, nicht die Auffassungsorgane entwickelt und den weiten Horizont zeigt, wenn sie nicht »philosophisch« macht. Mängel in der Fachroutine, die unter allen Umständen zur Zeit der Staatsexamina in erheblichem Maße bestehen, können im Laufe der Praxis beseitigt werden. Fehlt aber jener Boden geistiger wissenschaftlicher Ausbildung, so ist alles weitere hoffnungslos.

46

Jeder, der einen geistigen Beruf ausübt, ist seiner Denkweise nach im Umgang mit den Dingen ein Forscher. Forscher aber ist, wer in der Bewegung des Erkennens bleibt und aus Ideen auf das Ganze gerichtet ist. Die einzig wahre Erziehung in den Wissenschaften für die Praxis ist daher das Teilnehmenlassen an der forschenden Haltung.

Die Richtung auf das Ganze heißt »philosophisch«, daher ist alle Wissenschaft philosophisch, sofern sie nicht über den Mitteln den Zweck vergißt, nicht im Lexikalischen, in den Apparaten, in den Sammlungen, im Technischen und im bloß Vereinzelt untergeht und die Idee verliert. *Kant* hat gesagt, daß die Würde, das ist der absolute Wert der Philosophie, allen anderen Erkenntnissen erst einen Wert gebe.<sup>72</sup> Das heißt nicht, nun sollten alle Philosophie studieren. Mancher Forscher hat seinen philosophischen Impuls außer in seinen neuen Fragestellungen auch in seinem Schelten auf »die Philosophie« gezeigt. Auf die Philosophie *in* der Wissenschaft kommt es an wie auf die Philosophie *im* Leben, nicht auf philosophisches Gerede und philosophische Terminologie – das ist meist jene gescholtene schlechte Philosophie.<sup>73</sup> Es kommt an auf den philosophischen Impuls, von dem die Forschung ausgeht, auf die Idee, die sie führt, auf den Sinn, der der Forschung Wert und Selbstzweck gibt. Darum ist diejenige Philosophie wertvoll, die Sauerteig der Wissenschaften<sup>74</sup> wird und die den wissenschaftlichen Menschen zu prägen vermag, diejenige Philosophie, die der Idee nach die ganze Universität durchdringt. Das Dasein besonderer philosophischer Lehrstühle und einer besonderen esoterischen Philosophie, die ohne Berührung mit dem Ganzen scheinbar als besondere Fachwissenschaft gedeiht, ist eine Einzelfrage der Organisation und des Unterrichts.

47

## 2. Erziehung (Bildung)

Wie alle Tradition bedingt ist durch die besondere Gestalt des gesellschaftlichen Organismus, so ist auch die bewußte Erziehung abhängig von ihm. Die Erziehung wechselt mit den Gestalten, die das geschichtliche Leben der Völker annimmt. Die Erzie-

hungseinheit ist durch eine gesellschaftliche Einheit gegeben, z.B. die Kirche, den Stand, die Nation. Erziehung ist die Weise, wie die besonderen gesellschaftlichen Gestalten durch die Generationen hindurch sich selbst erhalten. Darum wandelt sich mit gesellschaftlichen Umwälzungen auch die Erziehung und wenden sich Erneuerungsversuche zuerst den pädagogischen Fragen zu. Darum wird auch das Nachdenken über Sinn und Mittel der Erziehung ganz von selbst bis zu Staat und Gesellschaft geführt, und Entwürfe wie *Platos Staat*<sup>38</sup> sehen staatliche und Erziehungsorganisationen zu einer großen Einheit zusammenfallen. Die Erziehung prägt den Einzelnen zum Glied des Ganzen, und das Ganze ist Mittel der Erziehung des Einzelnen.

Sehen wir uns einige Seiten der Erziehung in bezug auf ihre historische Wandelbarkeit an. Die Inhalte des Unterrichts werden gewählt nach den Bedürfnissen der jeweiligen Gesellschaft: theologisches Wissen beim Priesterunterricht, sprachliche Kenntnisse und Fertigkeiten bei humanistischen Bedürfnissen, die mythischen Inhalte der Dichter beim griechischen Kaloskagathos.<sup>14</sup> Heute sind soziologische, ökonomische, technische, naturwissenschaftliche und geographische Kenntnisse betont wichtig. Die Erziehung wechselt mit den Bildungsidealen. Die Schulinstitutionen sind selbst ein Abbild der soziologischen Struktur; es gab Standesschulen, Ritterakademien, Privatunterricht der Aristokraten und Patrizier. Alle Demokratie verlangt gemeinsame Erziehung, weil nichts die Menschen so sehr gleich macht als die gleiche Erziehung.

Sehen wir nun von der soziologischen und historischen Bedingtheit ab und suchen wir sachliche Grundformen der Erziehung auf, so zeigen sich folgende drei Möglichkeiten:

48 a) Scholastische Erziehung:<sup>39</sup> Die Erziehung beschränkt sich auf das bloße »tradere«.<sup>40</sup> Der Lehrer reproduziert nur, ist nicht | selbst lebendiger Forscher. Der Lehrstoff ist System. Es gibt autoritative Schriftsteller und Bücher. Der Lehrer wirkt unpersönlich, nur als Vertreter, der durch jeden anderen ersetzbar ist. Der Stoff ist in Formeln gepreßt. Im Mittelalter diktierte man und kommentierte. Das Diktieren fällt heute fort, da es durch Bücher ersetzbar ist. Der Sinn ist auch noch heute denkbar. Man ordnet sich einem Ganzen unter, in dem man geborgen ist, ohne sich einer einzelnen Persönlichkeit zu verschreiben. Das Wissen ist als ein geordnetes Weltbild endgültig fixiert. Die Gesinnung ist: man will das Feste lernen, die Ergebnisse sich aneignen, »schwarz auf weiß nach Hause tragen«.<sup>41</sup> – Das Scholastische bleibt eine unumgängliche Basis der rationalen Tradition.

b) Meistererziehung:<sup>42</sup> Maßgebend ist nicht eine unpersönliche Tradition, sondern eine Persönlichkeit, welche als einzig empfunden wird. Die ihr gezollte Verehrung und Liebe haben einen Zug der Anbetung. Die Distanz in Unterordnung setzt nicht nur einen Unterschied des Grades, nicht nur einen Unterschied der Generationen, sondern einen qualitativen Unterschied. Die Autorität der Persönlichkeit hat eine wunderbare Kraft. Das Bedürfnis nach Unterordnung, das Bedürfnis, der Verantwortung zu entgehen, die Erleichterung im Sichanhängen, die Steigerung des sonst geringen Selbstbe-

wußtseins durch die Zugehörigkeit zu einem solchen Bunde,<sup>37</sup> das Verlangen nach strenger Erziehung, die aus eigener Kraft nicht gelingt – solche Motive finden sich zusammen.

c) Sokratische Erziehung:<sup>44</sup> Lehrer und Schüler stehen dem Sinn nach auf gleichem Niveau. Beide sind der Idee nach frei. Es gibt keine feste Lehre, sondern es herrscht das grenzenlose Fragen und das Nichtwissen im Absoluten. Die persönliche Verantwortung wird damit auf das äußerste gebracht und nirgends erleichtert. Die Erziehung ist eine »mäeutische«,<sup>45</sup> d.h. es wird den Kräften im Schüler zur Geburt verholfen, es werden in ihm vorhandene Möglichkeiten geweckt, aber nicht von außen aufgezwungen. Nicht das zufällige, empirische Individuum in seiner besonderen Artung kommt zur Geltung, sondern ein Selbst, das im unendlichen Prozesse zu sich kommt, indem es sich verwirklicht. Dem Drange der Schüler, den Lehrer zur Autorität und zum Meister zu machen, widersteht der sokratische Lehrer als der größten Verführung der Schüler: er weist | sie von sich auf sich selbst zurück; er versteckt sich in Paradoxien, macht sich unzugänglich. Es gibt nur kämpfende Liebe als Prozeß zwischen ihnen,<sup>37</sup> nicht sich unterwerfendes Anhängen. Der Lehrer weiß sich als Mensch und er fordert, daß der Schüler Mensch und Gott unterscheide.

49

In allen drei Typen der Erziehung herrscht *Ehrfurcht*. Diese findet ihren Gipfel bei der scholastischen Erziehung in einer Tradition, die zugleich in einer hierarchischen Ordnung der Menschen leibhaft gegenwärtig ist; bei der Meistererziehung in der Persönlichkeit des Meisters; bei der sokratischen Erziehung in der Idee des unendlichen Geistes, in dem es auf eigene Verantwortung vor der Transzendenz zu existieren gilt.

Ohne Ehrfurcht ist keine Erziehung möglich. Bestenfalls kann ein betriebsames Lernen übrigbleiben. Ehrfurcht ist die Substanz aller Erziehung. Ohne das Pathos eines Absoluten kann der Mensch nicht existieren, es würde ohne das alles sinnlos sein.

Dieses Absolute ist entweder universalistisch: der Stand, für den man erzogen wird, oder der Staat, oder eine Religion in Gestalt der Kirche; oder es ist individualistisch: Wahrhaftigkeit, Selbständigkeit, Verantwortung, Freiheit; oder es ist beides in Einem.

In dem Maße, als die Substanz fraglich wird, formalisiert sich die Erziehung. Die Ehrfurcht wird künstlich hochgehalten durch bewußtes Geheimnis als Mittel der Oberen, durch Forderung persönlicher Autorität und blinden Gehorsams, durch Weckung der im Menschen liegenden Lust an Unterwerfung. Statt einer disziplinierten Arbeit für die Substanz bleibt leere »Pflichterfüllung«. Statt des Agens um die besten Leistungen entsteht der eitle Ehrgeiz, der in der Anerkennung und Zensierung das Endziel sieht. An Stelle des Hineinwachsens in ein substantielles Ganzes tritt bloßes Lernen von Dingen, die nützlich sein können. Statt bejahter Bildung unter einem Ideal bleibt der Erwerb von schnell wieder zu vergessenden Kenntnissen für ein Examen, durch welches Bildung bescheinigt wird.

Alle bewußte Erziehung kann die Mittel suchen. Aber sie setzt Substanz voraus. Ohne Glauben gibt es keine echte Erziehung, sondern bloße Unterrichtstechnik.

Wenn die Substanz fraglich geworden, der Glaube unbestimmt ist, so fragt man be-  
 50 wußt nach den Erziehungszielen. Das Suchen nach dem Erziehungsziel aber ist hoff-  
 nungslos, | wenn es etwas anderes ist als das Sichbewußtmachen der gegenwärtigen  
 Substanz, des eigenen Willens, wenn man es von außen zu finden sucht, statt aus ei-  
 genem Dasein es sich offenbar zu machen. Daher die geringe Bedeutung der Schlag-  
 worte von Erziehungszielen, die man hören kann: Ausbildung der besonderen Eig-  
 nung, Ertüchtigung, Weltorientierung, Charakterbildung, Nationalbewußtsein, Kraft  
 und Selbständigkeit, Ausdrucksfähigkeit, Bildung der Persönlichkeit, Schaffung eines  
 alle verbindenden gemeinsamen Kulturbewußtseins usw.

Die Erziehung an der Universität ist ihrem Wesen nach sokratische Erziehung. Sie  
 ist nicht die ganze Erziehung und ist nicht Erziehung wie auf den Schulen. Studenten  
 sind Erwachsene, nicht Kinder. Sie haben die Reife der vollen Selbstverantwortung.  
 Die Lehrer geben keine Anweisungen und keine persönliche Führung. Das hohe Gut,  
 das mit der Selbsterziehung des Einzelnen in der Luft der Universität erworben wer-  
 den kann, die Freiheit, ist verloren, wenn eine Erziehung stattfindet, wie sie großartig  
 etwa in geistlichen Orden, ferner auch in Kadettenanstalten,<sup>238</sup> in der Janitscharen-  
 zucht<sup>239</sup> entfaltet worden ist. Es schließt sich aus, solcher allgemeinen Zucht oder ei-  
 nem Meister sich zu unterwerfen und zugleich zu den Erfahrungen ursprünglichen  
 Wissenwollens und damit menschlicher Selbständigkeit zu kommen, die sich nur vor  
 Gott geschenkt und gebunden weiß.

Erziehung an der Universität ist der Prozeß der Bildung zu gehaltvoller Freiheit, und  
 zwar durch Teilnahme an dem geistigen Leben, das hier stattfindet.

Diese Bildung ist keine abtrennbare Aufgabe. Daher ist neben dem Prinzip der Ein-  
 heit von Forschung und Lehre ein zweites Prinzip der Universität die Verbindung von  
 Forschung und Lehre mit dem Bildungsprozeß. Forschung und Fachschulung haben  
 bildende Wirkung, weil sie nicht nur Kenntnisse und Können vermitteln, sondern  
 Ideen des Ganzen erwecken und eine Haltung der Wissenschaftlichkeit entwickeln.  
 Die Ausbildung geistig bewegten Erkennens ist aber noch nicht die volle Bildung zum  
 geprägten Menschen. Diese enthält mehr. Doch ein wesentlicher Einschlag ist die Bil-  
 dung durch die Universität.

Nicht jede beliebige und nicht eine endgültige Bildung erwächst der Universitäts-  
 idee. Aber innerhalb des Gesamtbildes eines Menschen spielt die rationale und philo-  
 51 sophische Prägung | eine so entscheidende Rolle, daß mit dem Ergriffensein von dem  
 grenzenlosen Willen zum Forschen und Klären, eine eigentümliche Bildung verknüpft  
 ist: sie fördert die Humanitas,<sup>75</sup> d.h. das Hören auf Gründe, das Verstehen, das Mitden-  
 ken auf dem Standpunkt eines jeden anderen, die Redlichkeit, die Disziplinierung und  
 Kontinuität des Lebens. Aber diese Bildung ist natürlicher Erfolg, nicht bewußtes Ziel,  
 und durch die Aufstellung der Bildung zu einem besonderen, in Loslösung von den  
 Wissenschaften erreichbaren Ziel, wird gerade solche Bildung verloren. Mag man an  
 eine dünne »humanistische« Bildung denken, die statt philologisch-methodischer

Schulung Ergebnisse und anschauliche schöne Dinge zum Genusse und Gerede darbieten würde. Oder mag man an Bildungsprozesse denken, die in die Seele greifen, indem sie an religiöse Bedürfnisse sich wenden: die Universität ist keine Kirche, kein Orden, kein Mysterium, nicht der Ort für Wirksamkeit von Propheten und Aposteln. Ihr Grundsatz ist: auf intellektuellem Gebiet alle Werkzeuge und Möglichkeiten zu geben, an die Grenzen zu führen, den Lernenden aber in allem Entscheidenden des Handelns auf sich selbst zu verweisen, auf seine eigene Verantwortung, die gerade durch das Erkennen erst recht geweckt und auf das höchstmögliche Niveau und in das hellste Bewußtsein der Bedeutung gebracht wird. Die Universität stellt die Anforderung rücksichtslosen Erkennens. Da Erkennen nur in selbständiger Initiative möglich ist, ist ihr Ziel diese Selbständigkeit und damit für das Leben überall: die eigene Verantwortung des Einzelnen. Sie kennt innerhalb ihrer Sphäre keine Autorität, sie respektiert nur die Wahrheit in ihren unendlichen Gestalten, diese Wahrheit, die alle suchen, die aber niemand endgültig und fertig besitzt.

Diese Bildung durch die Universitätsidee ist wesentlich gegründet in dem ursprünglichen Wissenwollen. Ihm ist das Erkennen Selbstzweck. Das in solcher Bildung erwachsene Menschsein ist unbeirrbar und zugleich unendlich bescheiden. Was der Zweck des Daseins, das Endziel sei, ist durch keine bloße Einsicht zu entscheiden. Hier ist jedenfalls ein Endzweck: die Welt will erkannt werden.<sup>76</sup> An der Universität hat die Forschung nicht nur ihren Platz, weil sie die Grundlagen für die wissenschaftliche Erziehung zu praktischen Berufen gibt, sondern weil die Universität für die Forschung da ist, in ihr ihren Sinn erfüllt. Der Student ist angehender Gelehrter und Forscher, und er bleibt sein Leben lang ein philosophisch wissenschaftlicher Mensch, wenn er in jene Bewegung dauernden Wachsens der Idee eingetreten ist, auch wenn er sich auswirkt im praktischen Beruf der Wirklichkeitsgestaltung, die nicht weniger produktiv ist als die wissenschaftliche Leistung im engeren, literarisch sichtbaren Sinn.

52

Die Freiheit des Lebens in der Idee hat auf den ersten Blick »gefährliche« Folgen. Da dieses Leben nur aus eigener Verantwortung gedeiht, wird schon der Student auf sich selbst zurückgewiesen. Der Freiheit der Lehre entspringt die Freiheit des Lernens. Keine Autorität, keine vorschriftmäßige Lebensführung und schulmäßige Studienleitung darf den Studenten beherrschen. Er hat die Freiheit, zu verkommen.<sup>79</sup> Oft ist gesagt worden: man muß Jünglinge wagen, wenn Männer entstehen sollen.<sup>80</sup> Wohl spielt auch der scholastische Unterricht eine berechtigte Rolle, das Lernen im engeren Sinn, das Ueben der Methode – aber der Student hat die freie Wahl, wie weit er ihn mitmachen will, wo er etwa ohne Lehrer mit Büchern weiterkommt. Die sokratische Beziehung ohne Autorität, auf gleichem Niveau, ist auch zwischen Professor und Student die der Idee entsprechende. Aber diese Beziehung ist mit strengem, gegenseitigem Anspruch verbunden. Es gilt überall nur geistige Aristokratie, nicht der Durchschnitt.<sup>81</sup> Wir leben miteinander unter der Voraussetzung, gegenseitig in uns an das höchste Können und die Idee zu appellieren, die unser Leben durchdringen soll. Unser Feind



ist die gemütliche Behaglichkeit und die Philistrosität. Wir haben die ursprüngliche Sehnsucht zu den uns Überlegenen. Die Liebe zum großen Manne, dessen Existenz der höchste Anspruch an uns ist, beflügelt uns. Und doch bleibt überall die Beziehung sokratisch. Niemand wird Autorität. Selbständigkeit und Freiheit hat noch das Sandkorn gegenüber dem Felsen. Auch das Sandkorn ist Substanz. Die Geltung der geistigen Aristokratie bedeutet für den Einzelnen nur Anspruch gegen sich selbst, nicht Überlegenheit und Anspruch gegen andere. Das Grundbewußtsein des Einzelnen als Gliedes der Universität, des Professors und des Studenten, ist, daß er arbeiten und sich anstrengen soll, als ob er zu Höchstem berufen sei, aber daß er dauernd unter dem Druck steht, ob er sich bewähren wird. Es ist das beste, in dieser Hinsicht der | Selbstreflexion keinen breiten Raum zu geben, aber auch keine Anerkennung von außen zu beanspruchen.

Man hat wohl gesagt, die Studenten sollten Führer des Volkes werden, und man hat gar den wunderlichen Begriff einer Führerhochschule gemacht.<sup>82</sup> Das liegt nicht in der Idee der Universität. Führer kommen aus allen Ständen und Schichten. Sachkunde wird nicht nur an der Universität erworben. Die akademische Bildung gibt hier kein Vorrecht. Man möchte wohl vom Führer »Geistigkeit« fordern. Aber faktisch sind die Führer oft von anderer Qualität. Die Welt ist nicht der platonische Philosophenstaat. Machtwille, Entschlossenheit, Umsicht, Augenmaß für gegenwärtig konkrete Realitäten, praktische Übung und Erfolg, besondere Charaktereigenschaften sind das Entscheidende. Führer können auch aus den Kreisen akademischer Bildung kommen. Jedoch ist der allgemeine Typus akademischer Berufe kein Führertypus. Der Seelsorger, der Arzt, der Lehrer sind wohl »Führer« in einem begrenzten Sinn, entweder durch formale Autorität (die mit der Universitätsidee nichts zu tun hat), solange sie in der Gesellschaft anerkannt wird, oder durch ihre Menschlichkeit und Geistigkeit, die sich in der einzelnen Persönlichkeit durchsetzt, aber auch immer wieder in Frage gestellt wird und nie auf Anspruch beruht, oder durch Sachkunde, die sich nützlich erweist, in den Sphären dieser Sachkunde.

### 3. Unterricht

Der äußeren Form nach haben wir Vorlesungen, Übungen, Diskussionen in kleinen Kreisen, die privatissime stattfinden, und Diskussionen zu zweien.

Den Vorrang in der Lehre haben seit alters die *Vorlesungen*.<sup>240</sup> In ihnen wird lernbares Wissen so vorgetragen, daß die Methoden seines Erwerbs und seiner Begründung dem Hörer lebendig gegenwärtig werden. Bloße Ergebnisse stehen in den Büchern. Der Hörer macht sich Notizen, hat die Aufgabe, über das Vorgetragene nachzudenken, durch Bücherstudium oder Erfahrungen sich zu den Vorlesungen vorzubereiten und das Gelernte zu erweitern.

Man kann nicht für Vorlesungen einen Maßstab des Richtigen aufstellen. Sie haben, wenn sie gut sind, eine je besondere unnachahmbare Gestalt. Ihr Grundsinn kann in der Haltung des | Dozenten durchaus verschieden und doch jedesmal wertvoll sein.

Vorlesungen, die didaktisch sich an die Hörer wenden und sie innerlich heranziehen, sind ebenso möglich wie monologische Erörterungen lebendiger Forschungen, bei denen der Lehrer kaum an den Hörer denkt, die aber gerade dann dem Hörer augenblickshafte Teilnahme an wirklicher Forschung gewähren. Eine besondere Stellung haben Vorlesungen, die den Gesamtaspekt einer Wissenschaft geben. Sie sind unentbehrlich durch die mit ihnen erweckten Antriebe, auf das Ganze zu blicken, wenn gleichzeitig im Einzelnen entschieden und gründlich gearbeitet wird. Solche Vorlesungen sind Sache der reifsten Dozenten, die in ihnen die Summe ihrer Lebensarbeit ziehen. Darum sollen an der Universität die Grundwissenschaften von den hervorragendsten Professoren in Hauptvorlesungen als je Ganzes behandelt werden.

Grundwissenschaften sind solche, die ein Ganzes des Erkennens als das Ganze in besonderer Gestalt erscheinen lassen. Im Unterschied von Hilfswissenschaften und spezialisierten Techniken zeigen sie in der Besonderheit ihres Gebiets eine Transparenz, durch die sie Beispiel des Erkennens, nicht aber der letzte Zweck sind. Wissenschaften, denen es gelungen ist, ihre Spezialität zur Vertretung des Ganzen zu machen, haben dadurch universalen Charakter. Sie verwirklichen eine Wissenschaftsgesinnung, die sich auch in eigentümlichen Lehrbüchern offenbart, in denen sie ihren Sinn zeigen. Die Weise, wie eine Wissenschaft betrieben wird, bringt eine Stimmung, die nur solchen Grundwissenschaften eignet.

Die Vorlesungen sind in den letzten Jahrzehnten viel gescholten worden.<sup>241</sup> Sie seien ein einseitiger Vortrag, der die Hörer passiv mache. Es fehle jede Bewährung der Hörer, ob sie verstanden und angeeignet haben. Das Vorgetragene stehe in Büchern zumeist besser und sei schneller aus ihnen zu lernen. Solche Einwände haben jedoch nur Sinn gegenüber schlechten Vorlesungen, die etwa in identischer Wiederholung mit dem Turnus der Semester ein vom Professor gruppiertes festes Wissen bringen, oder die aus dem bequemen Redefluß zufällig entstehen. Die Vorlesungen haben Wert, wenn sie zu einer wesentlichen Lebensaufgabe des Dozenten werden, sorgfältig vorbereitet sind und zugleich dem lebendig gegenwärtigen geistigen Leben unwiederholbar entspringen.

| Solche Vorlesungen gehören zu den unersetzlichen Wirklichkeiten der Überlieferung. Die Erinnerung an die Vorlesungen bedeutender Forscher begleitet durch das Leben. Die gedruckte, etwa wörtlich mitgeschriebene Vorlesung ist nur ein schwacher Rest. Was in der Vorlesung zur Geltung kommen kann, das ist zwar durchaus an den Inhalt gebunden, der auch noch im Gedruckten erscheint. Aber dieser Inhalt ist in der Vorlesung so hervorgebracht, daß mit ihm indirekt all das Umgreifende spricht, aus dem er kommt und dem er dient. Ungewußt vermag der Vortrag durch den Ton, die Gebärde, die wirkliche Gegenwart des Gedachten eine Stimmung der Sache zu vermitteln, die in der Tat nur im gesprochenen Wort und nur in dem Zusammenhang einer Vorlesung – nicht so im bloßen Gespräch und in der Diskussion – zur Erscheinung kommen kann. Die Situation der Vorlesung treibt im Lehrer selbst hervor, was ohne sie verborgen

bliebe. Der Lehrer zeigt sich unbeabsichtigt in seinem Denken, seinem Ernst, seinem Fragen, seiner Betroffenheit. Er läßt wirklich an seinem geistigen Innern teilnehmen.<sup>242</sup> Aber dieser hohe Wert ist verloren, wenn er gewollt wird. Dann entsteht sogleich Ziererei, Rhetorik, Pathetik, Künstlichkeitsformeln, Effekte, Demagogie, Schamlosigkeit. Daher gibt es keine Regeln, wie eine gute Vorlesung zu machen sei. Es gibt keine andere Regel als die Sache ernst zu nehmen, die Vorlesung als einen Höhepunkt der Berufsleistung mit voller Verantwortung zu halten, im übrigen auf alle Kunst zu verzichten. Es hat sich gezeigt – in den anderthalb Jahrhunderten bedeutender Vorlesungen von *Kant* bis *Max Weber* –, daß sogar Stocken und Fehler der Sprache, grammatisch unvollständige oder falsche Sätze, unvorteilhafte Stimme den tiefen Eindruck nicht zu stören vermögen, wenn die Substanz eines geistigen Wesens sich mitteilt. Wir können nur im schwachen Abglanz von Schilderungen und Kollegheften Kenntnis bekommen von wirklichen Vorlesungen, die wir, soweit nicht eigene Erinnerung noch die letzten festgehalten hat, doch soweit zu ahnen vermögen, daß sie uns Ansporn werden.

In den *Übungen* werden die Methoden im praktischen Umgang mit dem Stoff, den Apparaten, den Begriffen im konkreten Fall zu eigen gemacht. Sie sind durch eigene Initiative der Teilnehmer zu erweitern. Den größten Raum nimmt das Handwerkliche ein; die Unterschiede des Unterrichts je nach Art der | besonderen Fächer und der notwendigen technischen Mittel seien nicht näher erörtert. Eine feste didaktische Tradition ist in vielen Fällen vorhanden, ist aber doch nur das Skelett, nicht das Leben des Unterrichts.

Die *Übungen* sollen unmittelbar an die Sachen und an die Gründe der Erkenntnis führen. Zwischen Kursen, welche nur schulmäßig etwas tradieren (und welche eine Anpassung sind, wenn die geistige Initiative von Studenten, die die höhere Schule besucht haben, nicht genügt, das Lernen in eigener Arbeit gut und schneller zu leisten), und dieser Lehre ist grundsätzlich zu unterscheiden: Diese geht im besonderen indirekt auf das Ganze. Zwar wird beiläufig auf Lehrstoffe Bezug genommen, die auch kurz vergegenwärtigt werden, um den Teilnehmern zum Bewußtsein zu bringen, wo sie nachzuholen haben. Aber das Wesentliche bleibt, das Verständnis durch eigene Mitarbeit an der Grenze neuer Forschungsmöglichkeiten zu üben. Die am einzelnen Gegenstand oder Problem in den Grund der Sache führende Arbeit, bei der die allgemeinen Lehrbuchkenntnisse als vorhanden angesehen werden, gibt den Antrieb für die Arbeit der Studierenden. Das bloße Lesen von Lehrbüchern ermüdet; die Fesselung an einen einzelnen Gegenstand beschränkt. Das eine macht das andere lebendig.

Schließlich sind eine Form der Lehre die *Diskussionen*. In kleinen Kreisen werden unter aktiver Teilnahme aller Glieder prinzipielle Fragen erörtert und die Grundlage geschaffen, auf der jeweils zwei zu einer ernsthaften Diskussion in bewegtem Hin und Her bis zum letzten unter vier Augen veranlaßt werden können. Hier treten Lehrer und Student sich – wie überall der Idee nach – auf gleichem Niveau gegenüber, gemeinsam in dem Bemühen, dem Geiste in klarer, bewußter Gestalt Gegenwart zu verschaffen, und um die Impulse zu wecken, die allein in einsamer Arbeit zu objektiven Leistungen führen.

Die Lehre an der Universität darf nicht im Schema gerinnen. Denn sie hat, wo sie geistig ist, immer auch persönliche Gestalt, ohne Absicht; denn nur bei reiner Sachlichkeit in der Bewegung durch die Idee kommt eine echte persönliche Gestalt zur Geltung. Diese Abweichungen persönlicher Art und die besonderen Zwecke des Augenblicks lassen den Unterricht immer wieder anders erscheinen.

| Ein Unterricht sieht anders aus, wenn er sich an die Masse des Durchschnitts hält, als wenn er sich an eine Auswahl Begabter wendet. Es ist ein Grundunterschied der Schulen auf der einen Seite und der Universität auf der anderen, daß die ersteren alle ihnen anvertrauten Zöglinge lehren und erziehen sollen, letztere dazu keineswegs verpflichtet ist. Der Sinn der Universitätsbildung ist, daß sie nur einer Auswahl solcher Menschen zukommt, die von ungewöhnlichem geistigen Willen beseelt sind und zu reichende Werkzeuge haben. Tatsächlich kommt zur Universität eine durchschnittliche Masse von Menschen, die durch den Besuch einer höheren Schule sich die erforderlichen Kenntnisse erwerben konnten. Die geistige Auslese wäre daher an die Universität selbst verlegt. Das Wichtigste, der Wille zur Objektivität<sup>29</sup> und das unbezähmbare, opferbereite Drängen zum Geist, sind gar nicht vorher, objektiv und direkt, erkennbar. Diese Anlage, die nur bei einer Minorität von Menschen in unberechenbarer Verteilung vorhanden ist, kann nur indirekt bevorzugt und zur Wirksamkeit gebracht werden. Der Unterricht an der Hochschule hat sich der Idee der Universität nach auf diese Minorität einzustellen. Der echte Student vermag unter Schwierigkeiten und unter Irrtümern, die für die geistige Entwicklung nötig und unausweichlich sind, in dem reichen Angebot an Unterricht und Möglichkeiten an der Universität seinen Weg durch Auswahl und Strenge seines Studiums zu finden. Es ist in Kauf zu nehmen, vielleicht sogar erwünscht, daß die anderen in Ratlosigkeit, wie sie es anfangen sollen, aus Mangel an Leitung und Vorschrift möglichst gar nichts lernen. Die künstlichen Gängelbänder, die Studienpläne und alle die anderen Wege der Verschulung widersprechen der Universitätsidee und sind aus Anpassung an die durchschnittliche Masse der Studenten entstanden. Man sagte sich: die Masse der Studenten, die zu uns kommt, muß etwas lernen, jedenfalls so viel, daß die Examina bestanden werden können. Dieser Grundsatz ist für die Schule ebenso trefflich, wie er für die Universität, die ja auch schon dem Alter nach Erwachsene als Studenten hat, verderblich ist.

57

Beim Hochschulunterricht kann es sich aber trotz allem nicht um die ganz wenigen Allerbesten handeln. *Rohde*<sup>86</sup> meinte: von 100 Hörern verständen den Dozenten 99 nicht, und der hundertste brauche ihn nicht.<sup>87</sup> Das wäre trostlos. Es kommt auf | eine Minorität an, die das Studium braucht, aber nicht auf den Durchschnitt. Der Unterricht wendet sich nicht an die Hervorragendsten, nicht an die Mittelmäßigen, sondern an diejenigen, die des Aufschwungs und der Initiative fähig sind, aber des Unterrichts bedürfen.

58

Unterricht, der einen Lehrstoff nach dem Maßstab der Fähigkeiten der Minderbegabten und Arbeitsscheuen, des Durchschnitts, einprägt, ist wohl auch immer unum-

gänglich. Aber der führende Universitätsunterricht ist anders. Daß Vorlesungen und Übungen derartig sind, daß der Student nicht ganz mitkommt, aber darin den Anreiz gewinnt, durch gesteigerte Arbeit nachzukommen, ist besser als didaktisch vereinfachte Totalverständlichkeit. Eigener Umgang mit Büchern und eigener Erwerb von Anschauung in Laboratorien, Sammlungen, Reisen muß von Anfang an für den einzelnen die Quelle des Studiums sein neben der Teilnahme am Unterricht. Wenn der Maßstab der Besten für den Gang des Unterrichts den Ausschlag gibt, folgt der Durchschnitt nach Kräften. Alle arbeiten unter dem Anspruch, dem niemand voll Genüge tut. Der Respekt vor dem geistigen Rang soll alle antreiben, sich aufzuschwingen.

Es ist unausweichbar, in den Vorlesungen einen Plan und eine Ordnung zu haben. Die Reihenfolge, in der der Anfänger sie hört, ist nicht gleichgültig. Man entwirft daher Studienpläne, macht den Besuch gewisser Vorlesungen und Übungen obligatorisch, kommt schließlich zu einer Reglementierung des Studiums. Die Verschulung will gute Durchschnittserfolge mit einiger Sicherheit erzielen. Das nun ist ein für die Universität verderblicher Weg. Mit der Freiheit des Lernens wird zugleich auch das Leben des Geistes erstickt. Denn dieses ist immer nur ein glückliches, unberechenbares Gelingen im Strom des Versagenden, nicht als des Durchschnitts zu erzielen. Die Unfroheit von Lehrer und Schüler in den Fesseln von Lehrplänen und Studienordnungen, von Kontrollen und Massenleistungen, die Schwunglosigkeit der verständigen Sachlichkeit sind der Ausdruck einer Atmosphäre, in der wohl gute Resultate technischen Könnens und abfragbaren Wissens erzielt werden, aber das eigentliche Erkennen, das Wagende des Forschens und Sehens, unmöglich wird.

## | FÜNFTES KAPITEL KOMMUNIKATION

Die Universität bringt Menschen zusammen, die wissenschaftlich erkennen und geistig leben. Der ursprüngliche Sinn der universitas als Gemeinschaft der Lehrer und Schüler ist ebenso wichtig wie der Sinn der Einheit aller Wissenschaften. In der Idee der Universität liegt die Forderung allseitiger Offenheit mit der Aufgabe grenzenlosen Sichinbeziehungsetzens, um dem Einen des Ganzen indirekt sich zu nähern. Nicht nur innerhalb der Sachgebiete der Wissenschaften, sondern auch im wissenschaftlich-persönlichen Leben fordert die Idee die Kommunikation. Daher soll die Universität der Rahmen sein, innerhalb dessen Forscher untereinander und Forscher und Schüler in nächste Verbindung der Diskussion und der Mitteilung treten. Diese Kommunika-

tion kann der Idee nach nur die sokratische sein, die kämpfend in Frage stellt, damit die Menschen sich selbst und sich gegenseitig offenbar werden. Die Atmosphäre der Kommunikation aus der Gemeinschaft in Ideen schafft die günstigen Vorbedingungen für die zuletzt immer einsame wissenschaftliche Arbeit.

Die geistig fruchtbare Kommunikation findet zwischen Menschen eine festere Form in der Freundschaft zu zweien, in den Jugendbünden, in der Liebe und Ehe. Die geistige Bedeutung die Männerfreundschaften (die Brüder *Grimm*, *Schiller* und *Goethe*, *Marx* und *Engels*), der Jugendvereinigungen (Urburschenschaft),<sup>64</sup> der Ehe (*Schelling-Karoline*, *J. Stuart Mill*, die *Brownings*)<sup>65</sup> soll hier nicht vergegenwärtigt werden. Wir vergegenwärtigen die Aufgaben der Universität.

Die Universität ist die Stätte, an der bedingungslos nach Wahrheit in jedem Sinne geforscht wird. Der Wahrheit müssen alle Möglichkeiten der Forschung dienen. Weil das Wahrheitssuchen radikal ist, muß es an der Universität die stärksten geistigen Spannungen geben. Diese sind die Bedingungen des Voranschreitens. Aber die Spannungen, die zum geistigen Kampf führen, sind sinnvoll durch das gemeinsam Umgreifende, das durch Polarität zur Erscheinung kommt. Echte Forscher sind im heftigen Kampf zugleich solidarisch verbunden.

| Diese Kommunikation kann gelingen, weil das Wahrheitssuchen an der Universität von jeder unmittelbaren praktischen Verantwortung entbunden ist. Es gibt hier nur die Verantwortung für die Wahrheit selbst. Die Forscher stehen, indem sie miteinander um die Wahrheit ringen, nicht im Daseinskampf miteinander. Das Ringen geschieht in der Ebene des Versuchens.

60

Um so größer ist die mittelbare Verantwortung für die Folgen, die sich aus den Gedanken, mögen sie wahr oder falsch sein oder beides zugleich, für Verwirklichungen in der Welt ergeben. Diese Folgen sind in der Tat von vornherein nicht übersehbar. Aber das Wissen um sie macht den verantwortungsbewußten Denker behutsam. *Hegel* hat gesagt: »Die theoretische Arbeit bringt mehr zuwege als die praktische; ist erst das Reich der Vorstellungen revolutioniert, so hält die Wirklichkeit nicht aus.«<sup>243</sup> *Nietzsche* hat schauernd diese Verantwortung gesehen, und er ist zugleich der Denker, der in vernichtendem Übermut verantwortungslos jede Gedankenmöglichkeit in wirksamster Fassung in die Welt schleuderte, an der Magie des Extrems sich berauschte und entsetzte, kommunikationslos in die Leere des Zeitalters rufend.<sup>244</sup>

Die Kommunikation wird gesteigert sowohl durch Ausbleiben der unmittelbaren Daseinsinteressen und die damit gegebene Ungefährlichkeit bloßen Versuchens, als auch durch die mittelbare Verantwortung des Denkens, die in der Kommunikation aus dem Hintergrund gefühlter Möglichkeiten viel eher erweckt wird als im einsamen, widerstandslosen Denken.

Zur Wahrheit gehört, daß alles geistig Gesagte und Ergriffene eine Wirkung auf den Menschen hat. Die Kommunikation selber ist ein Ursprung des Wahrheitfindens durch das Erproben dieser Wirkung. Die Kommunikation macht die Universität zu ei-

nem Leben der Wahrheit. Denn die Universität ist nicht eine dirigierte, nach Plan und Absicht regelmäßig laufende Schule.

Daher ist die Weise der an der Universität stattfindenden Kommunikation eine Sache der geistigen Verantwortung aller ihrer Glieder. Das behutsame Sichabschließen, die Verwandlung der Kommunikation in unverbindliche Geselligkeit, der Formen wesentlichen Verkehrs in verschleiernde Konventionen ist immer zugleich ein Absinken des geistigen Lebens. Bewußte Reflexion auf die Weisen der Kommunikation kann den Weg für diese frei halten.

61

### | 1. *Disputation und Diskussion*

In der Sphäre der Wissenschaft besteht die Kommunikation als Diskussion. Was wir gefunden haben, teilen wir mit, aber der Prozeß der Kommunikation beginnt mit dem Infragestellen. Dieses bewegt sich in fachmäßigen Einzelerörterungen, erst an der Grenze wird es letztes Infragestellen, wird es philosophisch. Hier unterscheiden wir zwei Gestalten:

a) In der logischen Disputation werden feste Prinzipien vorausgesetzt. In formaler Weise werden daraus Folgen abgeleitet und der Gegner mit dem Satze des Widerspruchs unter Mitwirkung zahlloser Kniffe, die die logische Eristik<sup>62</sup> seit dem Altertum bewußt gemacht hat, geschlagen. Einer siegt, die Stimmung der Disputation ist durchaus die Einstellung: wer Recht behält. Das Ende ist bei diesem Machtkampf – der übrigens in seinen Folgen für die formale Klarheit höchst nützlich sein kann, wenn er auch dem geistigen Ganzwerden gar nicht dient –, irgendwo der Abbruch der Kommunikation nach dem Satze: *Contra principia negantem non est disputandum*.<sup>63</sup>

b) In der Diskussion als geistiger Kommunikation gibt es keine festen Prinzipien und keinen bis zum Siege festgehaltenen Standpunkt. Was man selbst, und was der andere als Prinzip voraussetzt, will erst gesucht werden. Man will klar werden über das, was man eigentlich meint. Und jedes gefundene Prinzip ist Ausgangspunkt neuer Bewegung, wenn nicht das Letzte eine Frage bleibt. Man zeigt sich gegenseitig die Voraussetzungen, die man implizite machte, und arbeitet in der Diskussion an einer gemeinsamen, klarer werdenden Anschauung. Es gibt kein Ende. Es gibt keinen Sieg. Jeder, der in die Lage kommt, Recht zu behalten, bekommt gerade dadurch Mißtrauen. Jedes Ergebnis ist nur Stufe.

Echte Diskussion, die keine Grenze kennt, gibt es nur zu zweien unter vier Augen. Schon der dritte stört, verwandelt leicht die Diskussion in Disputation, weckt die Machtinstinkte. Aber wir diskutieren trotzdem mit Vorteil auch in größerem Kreise. Hier wird vorbereitet, was im Gespräch zu zweien vollendet wird, hier werden Stellungen dargestellt, Standpunkte entwickelt, es werden Ausführungen der Einzelnen aneinander gereiht, nicht scharfe Diskussion versucht, die nur in schnellem Wechselgespräch gedeiht; es wird kein Ergebnis gesucht. Daher | gibt es auch spezifische Regeln für die Diskussion

62

unter mehreren: man soll nicht wiederholen, was man gesagt hat, nicht durch solche Wiederholung sein »Rechthaben« betonen, nicht das letzte Wort haben wollen, sondern sich begnügen, seine Sache gesagt zu haben, und nun alle anderen hören.

## 2. Zusammenarbeit: Schulbildung

Jede wissenschaftliche Leistung ist im Entscheidenden die eines einzelnen Menschen. Sie ist persönliche Leistung. Diese aber gewinnt ihre Steigerung durch Zusammenarbeit mehrerer. Zusammenarbeit ist die Kommunikation in der Sache derart, daß Antrieb, Klarheit, Reiz den höchsten Grad erreichen, daß der Einfall des einen den Einfall des andern erweckt, der Ball hin- und hergeworfen wird.

Solche kommunikative Forschungsbewegung ist unterschieden von Kollektivarbeit. Diese ist ein wissenschaftlicher Industriebetrieb, der etwas hervorbringt dadurch, daß der führende Kopf Arbeiter beauftragt, die er zwar Mitarbeiter nennt, aber in der Tat einstellt als Glieder in die Kette seines Planes.

Kollektivarbeit kann ferner die Form annehmen, daß etwa in dem gemeinsamen Geiste einer Klinik eine Reihe Einzelner je ein Thema aus dem Plan eines Werkes übernimmt. Dann ist jede Leistung eine Einzelleistung, das Ganze ein Aggregat, aber doch zusammengehalten durch den Hintergrund des Gemeinsamen, das in Gesprächen, gegenseitiger Lektüre und Kritik zur Klarheit gebracht wurde.

Als die Kontinuität wissenschaftlicher Überlieferung entstehen Schulen. Schulbildung gibt es in zweifachem Sinn: 1. als Nachahmung eines Vorbilds, dessen Arbeiten durch Analogieleistungen erweitert und vermehrt werden, dessen System ausgebaut, übertragen, reproduziert wird. 2. Als Zusammenhang der wissenschaftlichen Tradition, so daß der Schüler so selbständig wie der Lehrer sein kann; meistens so, daß gar nicht eine einzige Persönlichkeit der Führer war, sondern eine Gruppe. Es handelt sich um die Schule einer geistigen Bewegung, die durch einige Generationen anhält. Die auf gemeinsamem Boden Stehenden gewinnen durch gegenseitigen Austausch, durch Wettkampf das Höchstmaß von Kraftauslösung, das Interesse wird durch den Widerhall gesteigert, Konkurrenz und Neid werden zu Agon und Enthusiasmus für die Sache.

| Solche Schulbildungen wachsen ungerufen. Sie können nicht gemacht werden. Versucht man es, so entstehen künstliche Betriebe ohne Fruchtbarkeit. Der Zustrom der durchschnittlichen Masse zur wissenschaftlichen Forschung hat überall dort abgeleitete Scheinbildungen hervorgerufen, wo entweder eine faßliche, äußerliche »Methodik« schnellstens für jedermann lernbar und zum Schein anwendbar wurde, so daß nach dem Schema jeder »mitarbeiten« konnte, oder wo neben einer formalen Denkmethode eine begrenzte Anzahl leicht lernbarer Grundbegriffe zum Subsumieren jedes Beliebigen, was einem auftaucht, geeignet ist.

Ursprung geistiger Bewegung liegt meist in kleinsten Kreisen. Wenige Männer, zwei oder drei oder vier, die etwa in Institut oder Klinik arbeiten, leben beflügelt im Aus-



tausch eines Gemeinsamen, das als Ausgang neuer Einsichten die Gemeinschaft in der Sache, in der Idee bedeutet. Verborgener wächst solcher Geist zwischen Freunden, wird bewährt und sichtbar in objektiven Leistungen, um dann als geistige Bewegung in öffentliche Erscheinung zu treten.

Ein gemeinsamer Geist solcher Art, der die gesamte Universität verbände, ist unmöglich. Er gehört kleineren Gruppen, und die Universität hat das höchste Leben, wenn solche Gruppen wieder in Wechselwirkung treten.

### 3. *Sichtreffen der Wissenschaften und Weltanschauungen*

An der Universität vereinigen sich alle Wissenschaften. Ihre Vertreter begegnen sich. Die Gegenwärtigkeit aller Wissensweisen an einem Orte bringt sie in Beziehung, vermag sie zu steigern. Diese gegenseitige Anregung führt auf die Einheit der Wissenschaften hin. Die ständige Zerstreung im Zerfall der Wissenschaften zu einem Aggregat zwingt durch die wiedererweckte Beziehung zum Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit und zu den Anstrengungen, das Ziel des Einsseins nicht aus dem Auge zu verlieren.

Die Kommunikation der Wissenschaften wird jedoch getragen von einer tieferen Kommunikation: dem Zueinanderdrängen geistiger Bewegungen, die erst im Aufeinanderstoßen auch sich selbst ganz offenbar werden.

64 | Der Kommunikationswille richtet sich auch auf das Fremde und Ferne, auch auf Menschen, die sich geistig in sich und ihrem Glauben kommunikationslos abkapseln möchten. Er sucht die Gefahr, in Frage gestellt zu werden, weil nur in der äußersten Infragestellung offenbar wird, ob Wahrheit auf dem eigenen Wege ist. Das hat eine grundsätzliche Folge für die Zulassung geistiger Bewegungen an der Universität.

Das Durchdrungensein von der Idee der Universität ist Element einer Weltanschauung:<sup>34</sup> des Willens zu unbeschränktem Forschen und Suchen, zur grenzenlosen Entfaltung der Vernunft, zur Altoffenheit, zur Infragestellung von jedem, was in der Welt vorkommen kann, zur unbedingten Wahrheit mit der ganzen Gefahr des *sapere aude*. Man könnte die Folgerung ziehen wollen, also habe nur diese Weltanschauung an der Universität ihren Platz. Das hätte ein Prüfen des Anderen auf seine Weltanschauung zur Folge. Gerade das widerspricht der Universitätsidee. Sie prüft nicht die Weltanschauung, sondern die wissenschaftliche Leistung und das geistige Niveau eines Menschen, den sie zu ihrem Gliede machen möchte. Sie unterscheidet sich von sektenhaften, kirchlichen, von allen fanatischen Kräften, die ihre Weltanschauung aufdringen und in ihren Kreisen entfalten wollen, dadurch, daß sie nur frei gedeihen will und lieber zugrunde geht, als sich vor fremder Geistigkeit sorgsam zu hüten, sich dem an die Wurzel gehenden geistigen Kampf zu entziehen. Nur auf eines kann sie bei ihren Gliedern nie verzichten, auf fachliche, wissenschaftliche Leistung, auf handwerkliche Tüchtigkeit und auf »Niveau«. Im übrigen aber wird sie selbst Menschen in sich aufnehmen, die das *sacrificio del intelletto*<sup>78</sup> begehen, selbst solche, die ihrerseits, wenn

sie die Macht hätten, intolerant wären. Sie vertraut darauf, daß sie das ertragen kann, mag nur in Bewegung, nicht in ruhigem Besitz leben. Ihr Kommunikationswille möchte auch das gegen Kommunikation sich Sträubende aufschließen. Der Idee wäre es ungemäß, irgendeinen Mann von geistigem Rang, der tatsächliche wissenschaftliche Leistungen zeigt und fortdauernd wissenschaftlich arbeitet – auch wenn diese Wissenschaft letzthin im Dienste eines fremden Interesses steht –, abzulehnen. Ebenso ungemäß aber wäre es, zu verlangen, für »jede Weltanschauung« Vertreter an der Universität – etwa in philosophischen, historischen, soziologischen, staatswissen|schaftlichen Fächern – zu schaffen. Wenn auf dem Boden einer Weltanschauung tatsächlich keine Persönlichkeit von wissenschaftlich erheblichem Rang entstanden ist, so kann diese Weltanschauung sich im Reiche der Wissenschaft auch nicht zur Geltung bringen. Die Neigung des einzelnen Menschen ist es gewiß, daß er am liebsten mit Gesinnungsgenossen zusammenlebt. Sofern er zur Idee der Universität sich bekennt und bei der Auswahl der Menschen mitzureden hat, wird er gerade dazu neigen, das Entfernteste heranzuziehen, Möglichkeiten des Kampfes zu schaffen, die Spannweite des geistigen Umfangs – auch wenn es mit Gefahren verknüpft ist – zu erweitern, vor allem aber wissenschaftliche Leistung und geistigen Rang allein entscheiden zu lassen. Die Idee der Universität läßt es nicht nur zu, sondern fordert, Persönlichkeiten in ihren Körper aufzunehmen, die ihr selbst widersprechen. Sofern diese Persönlichkeiten ihre außerwissenschaftlichen Glaubensinhalte und Autoritäten innerhalb der Universität nicht nur zum Gegenstand der Darstellung und Diskussion machen, nicht nur als Impuls für ihre Forschung wirken lassen, sondern die Universität damit zu beherrschen suchen, in der Auswahl von weiteren Persönlichkeiten zunächst auf ihre Gesinnungsgenossen blicken, wissenschaftliche Freiheit durch prophetische Propaganda ersetzen, dann würde die Idee der Universität sich in den anderen Gliedern der Institution aufs schärfste widersetzen.

65

## SECHSTES KAPITEL INSTITUTION

Die Universität erfüllt ihre Aufgaben – Forschung, Unterricht, Erziehung, Kommunikation – im Rahmen ihrer Institution. Sie braucht die Gebäude, die Materialien, Bücher und Institute und die Ordnung einer Verwaltung dieser Dinge. Sie braucht eine Verteilung von Rechten und Pflichten unter ihre Glieder. Sie ist ein geschlossener Körper als Korporation. Sie lebt unter einer Verfassung.

Nur als Institution hat die Universität ihr Dasein in der Welt. Ihre Idee gewinnt in der Institution ihren Leib. Der Leib hat Wert in dem Maße, wie die Idee sich in ihm verwirklicht. Der Leib wird wertlos, wenn die Idee ihn verläßt. Aber jede Institution  
 66 muß Anpassungen und Einschränkungen der Idee | zulassen. Die Idee wird niemals als Ideal wirklich, sondern bleibt in der Bewegung. Daher ist in der Universität eine ständige Spannung zwischen der Idee und den Mängeln der institutionellen und korporativen Verwirklichung.

### 1. *Das Absinken der Idee in der Institution*<sup>245</sup>

Die guten Einrichtungen der Universität haben als solche schon die Tendenz zu einem Absinken und gar zu einer Verkehrung ihres Sinnes. Zum Beispiel:

Verwandlung in überlieferbares Lehrgut hat die Tendenz, im nunmehr Bestehenden das geistige Leben verarmen zu lassen. Alles neigt zu erstarren. Die Aufnahme des geistigen Erwerbs in die Tradition läßt die Formen des Erworbenen als endgültig erscheinen. Was einmal da ist, läßt sich schwer ändern. Z.B. ist die Abgrenzung der einzelnen wissenschaftlichen Fächer durch Gewohnheit fixiert. Es kann vorkommen, daß ein hervorragender Forscher nach der gegebenen Facheinteilung keinen Platz findet, so daß bei der Besetzung eines Lehrstuhls ein minderwertiger Forscher vorgezogen wird, weil er in seinen Leistungen dem überlieferten Schema entspricht.

Die Institution hat die Tendenz, sich zum Endzweck zu machen. Daß sie unerläßliche Lebensbedingung für den Fortgang und die Überlieferung der Forschung ist, verlangt zwar, ihr Dasein unter allen Umständen zu erhalten, verlangt aber auch die ständige Prüfung, ob ihr Sinn als Mittel dem Zweck der Verwirklichung der Idee entspricht. Aber eine Verwaltungsorganisation will als solche beharren.

Die freie Auswahl der Persönlichkeiten bei Berufungen geht ihrem Sinne nach zwar auf die besten Männer, hat aber zumeist eine Tendenz zu den zweitbesten. Jede Korporation – nicht nur die Universität – hat eine unbewußte Solidarität geistwidriger Interessen der Konkurrenz und der Eifersucht. Man wehrt sich instinktiv gegen die überragenden Persönlichkeiten, sucht sie auszuschalten, und man lehnt die minderwertigen Persönlichkeiten ab, da sie Einfluß und Ansehen der Universität stören würden. Man wählt den »Tüchtigen«, das Mittelgut, die Menschen gleicher Geistesartung. Darum ist eine Kontrolle der Fakultäten, die ihre Glieder auf frei gewordene Lehrstühle berufen, durch eine andere Instanz erforderlich. So meint | *J. Grimm*: »Die Wahl der Profes-  
 67 soren überhaupt hat aber der Staat nicht aus seiner Hand zu lassen, da kollegialischen, von der Fakultät vorgenommenen Wahlen die allermeiste Erfahrung widerstreitet. Selbst über reingestimmte, redliche Männer äußert die Scheu vor Nebenbuhlern im Amt eine gewisse Gewalt.«<sup>246</sup>

Ein Verhängnis liegt in der Auswahl des Nachwuchses der Institution. Die Universität ist ja keineswegs zugänglich für jeden Menschen mit geistigen Leistungen. Der Zu-

gang führt über einen Ordinarius, der die Habilitation bei seiner Fakultät durchsetzen muß. Die Lehrer haben die Neigung, bei Habilitationen ihre eigenen Schüler zu bevorzugen, wenn nicht gar den Zuzug auf sie zu beschränken. Diese ersitzen gleichsam ein von ihnen fälschlich beanspruchtes Recht auf Habilitation, das der Lehrer aus persönlicher Sympathie anerkennt. Lehrer werden gesucht, die in dem Rufe stehen, daß sie für ihre Schüler Stellungen besorgen. *Max Weber* wollte dem Unheil begegnen durch den Grundsatz, wer bei einem Professor promoviert habe, müsse bei einem anderen an einer anderen Universität sich habilitieren. Als er aber diesen gerechten Grundsatz für seine Schüler verwirklichen wollte, machte er sogleich die Erfahrung, daß einem seiner Schüler bei dessen Bewerbung anderswo nicht geglaubt wurde, man vielmehr vermutete, er sei wegen Untauglichkeit durch *Max Weber* abgelehnt.<sup>247</sup> Es bleibt eine schwere Schuld des Professors, wenn er bei Habilitationen eigene Schüler durch eine sachliche Überschätzung zur Geltung bringt. Es ist unerlässlich, das Vorliegen bedeutender wissenschaftlicher Leistungen nach Rang und Umfang als Voraussetzung der Habilitation uneingeschränkt festzuhalten. Sonst führt der Weg zu der Herabentwicklung der Universität durch ungünstige Auslese, welche Schülernaturen statt selbständige Köpfe trifft, eine Beamtenlaufbahn setzt an die Stelle des Wagnisses, sich durch eigene geistige Leistung Erfolg und Anerkennung im Kreise der Sachverständigen zu verschaffen. Während viele Lehrer zu bequemen Schülernaturen neigen, die ihnen nicht über den Kopf wachsen, sollte vielmehr jeder Professor es sich zum Grundsatz machen, zur Habilitation nur solche Schüler zuzulassen, von denen er erwarten darf, daß sie mindestens die von ihm selber verwirklichte Leistungshöhe erreichen werden, und Ausschau zu halten nach dem Besseren, der ihn überflügeln | wird und zuerst ihn zu fördern, auch wenn er gar nicht sein Schüler ist.

68

Die Institution wird leicht das Werkzeug des Machtwillens von Forschern, die ihr Ansehen, ihre Beziehungen zum Staat und ihre Freundschaften benutzen, um die ihnen erwünschten Menschen, ihre »Schule«, mehr oder weniger rücksichtslos zu fördern. Die Herrschaft der Schulhäupter ist seit *Hegel* ein ständiger Gegenstand der Anklage.

Die freie Kommunikation, die der Idee der Universität erwächst, verwandelt sich unter den persönlichen Bedingungen der Institution oft in bloße Polemik. Eifersucht und Neid führen zu einem bedingungslosen Verneinen. Im 19. Jahrhundert, auch in den Zeiten höchster Blüte, grassierte solches Laster. *Goethe* hat schon diese Krankheit der Universität gesehen, wenn er die freie Forschung verglich: »Man wird hier wie überall finden, daß die Wissenschaften ihren notwendigen, stillen oder lebhaften Fortgang nehmen, indes es denjenigen, die sich standesgemäß damit beschäftigen, eigentlich um Besitz und Herrschaft vorzüglich zu tun ist.«<sup>248</sup> Und: »Sie hassen und verfolgen sich alle einander, wie man merkt, um nichts und wieder nichts, denn keiner will den andern leiden, ob sie gleich alle sehr bequem leben könnten, wenn alle was wären und gälten.«<sup>249</sup> Es gehört zu den Maximen eines vernünftigen Universitätslehrers, solche verneinende Polemik und ihr entspringende Intrigen niemals zu erwidern, sie zu behandeln, als ob

sie nicht da wären und wenigstens dadurch abzustumpfen, damit soviel wie möglich ein gedeihliches Zusammenwirken im Interesse der Universität möglich bleibe.

Die institutionell gesicherte Freiheit in Forschung und Lehre, für den Einzelnen ihrem Sinne nach unbegrenzt, aber zugleich Ursprung uneingeschränkter Kommunikation, in der jeder der äußersten Infragestellung ausgesetzt wird, hat eine Tendenz, den Einzelnen in seine Besonderheit einzuschließen, ihn unberührbar zu machen und, statt ihn zur Kommunikation anzutreiben, vielmehr zu isolieren. Man läßt jedem weitgehendste Freiheit, um auf Gegenseitigkeit selbst diese Freiheit zu haben und vor dem Hineinreden anderer geschützt zu sein. Man hat das Verhalten von Fakultätsmitgliedern verglichen mit dem der Affen auf den Palmen im heiligen Hain von Benares: Auf jeder Kokospalme sitzt ein Affe, alle scheinen sehr friedlich und kümmern sich garnicht umeinander; wenn aber ein Affe auf die Palme eines anderen klettern möchte, so gibt es eine wilde Abwehr durch Werfen mit Kokosnüssen.<sup>97</sup> Die Tendenz solcher gegenseitiger Rücksicht geht dahin, schließlich jedem in seinem Bereich seine Willkür und zufällige Richtung zu erlauben, so daß das Wesentliche der Universität nicht mehr gemeinsame Angelegenheit, sondern nur jeweils die des Einzelnen ist, während das Gemeinsame »taktvoll« auf das Formale sich erstreckt. So etwa kommt es vor, daß man jedem Ordinarius seine Habilitationen durchgehen läßt, um auch selbst Freiheit hierin zu haben. Man vermeidet substantielle Kritik. Hier wird die Kommunikation, die geistig ein Kampf um Klarheit und um das Wesentliche ist, unterbrochen durch eine nach Gesichtspunkten des Taktes geregelte Beziehung. In diesem Verhalten steckt zwar die Weisheit: daß die Freiheit des einzelnen Gelehrten bis zur Willkür (vom Standpunkt des Zeitgenossen gesehen) Bedingung seiner produktiven Geistigkeit ist. Daher ist zwar eine diskutierende Kritik gehörig, aber ein korporatives zwangsmäßiges Einwirken auf die mit Forschung und Lehre zusammenhängenden Dinge des Einzelnen unerträglich, auch ein solches Einwirken auf nichtbeamtete Dozenten, ja selbst auf Studenten. Bei allen Dingen, die über diesen ganz persönlichen Bereich hinaus liegen, wo also ein gemeinsames Interesse der Fakultät oder der Universität vorliegt, ist eine Einwirkung jedoch Pflicht, z.B. vor allem bei Berufungen und Habilitationen. Und in den persönlichen Bereichen ist der Idee der Universität entsprechend Aussprache, Diskussion, also echte Kommunikation – die immer nur persönlich, nicht amtlich und formell geschehen kann –, das Zeichen von Geistigkeit, und ihre Unbeschränktheit im Fortgang bis zu den Wurzeln, wo der Mensch im Ganzen in Frage steht, Bedingung der Wahrheit. Es ist verhängnisvoll, daß die Freiheit die Tendenz weckt, gerade diese eigentliche Freiheit aufzuheben.

## *2. Die Notwendigkeit der Institution*

Diese und andere Mängel, die mit der Institution als solcher auftreten, können nicht die Notwendigkeit der Institution für die Universitätsidee aufheben. Die Schöpfung und Existenz des Einzelnen ist in Gefahr, wirkungslos zu vergehen. Sie bedarf der Auf-

nahme in eine institutionell gesicherte Tradition, damit sie | auch den Nachfahren 70  
Weckung, Lehre, Gegenstand wird. Wissenschaftliche Leistungen im besonderen sind  
gebunden an materielle Mittel, die dem einzelnen selten zur Verfügung stehen, und  
an Zusammenarbeit vieler, die nur durch eine dauernde Institution ermöglicht wird.

Daher ist uns die Universität als Institution so wichtig. Wir lieben die Universität,  
soweit sie die institutionelle Wirklichkeit der Idee wird. Sie ist trotz aller Mängel de-  
ren Stätte. Sie gibt uns die Daseinsgewißheit des geistigen Lebens in Gemeinschaft. Es  
ist eine eigentümliche Befriedigung in der Zugehörigkeit zur Korporation, sei es auch  
nur ehrenhalber, und es ist ein Schmerz, von ihr ausgeschlossen oder ausgestoßen zu  
werden.

Der Studierende und der Professor sollen die Universität nicht als zufällige staatliche  
Institution, nicht als bloße Schule und nicht als eine Berechtigung erteilende Maschi-  
nerie ansehen, sondern der Idee der Universität teilhaftig werden, dieser abendländischen,  
übernationalen, hellenisch-deutschen Idee.<sup>83</sup> Diese Idee ist nicht handgreiflich faßbar,  
nicht äußerlich sichtbar, nicht laut, sie glimmt in der Asche der Institutionen und  
flammt von Zeit zu Zeit in einzelnen Menschen und Gruppen von Menschen heller auf.  
In ihr zu leben, verlangt nicht immer Zugehörigkeit zur staatlichen Institution. Aber die  
Idee drängt zur Institution und fühlt sich in der Isolierung des Einzelnen unvollkom-  
men und unfruchtbar. In ihr zu leben, nimmt ihn auf in ein Ganzes.

Das alles aber darf nicht zu dem Hochmut führen, die Universität sei die einzige  
und eigentliche Stätte geistigen Lebens. Wir, die wir die Universität lieben als den  
Raum und das Haus unseres Lebens, dürfen die Besonderheit und Beschränktheit der  
Universität nicht vergessen. Das Schöpferische entsteht in häufigen Fällen außerhalb  
der Universität, wird von dieser zunächst abgelehnt, dann aber angeeignet, bis es die  
Herrschaft gewinnt. Der Renaissancehumanismus entstand außerhalb und gegen die  
scholastischen Universitäten. Als dann die Universitäten humanistisch, dann philo-  
logisch geworden waren, entstand die philosophische und naturwissenschaftliche Er-  
neuerung im 17. Jahrhundert wieder außerhalb (*Descartes, Spinoza, Leibniz, Pascal, Kep-  
ler*). Als die Philosophie in der Gestalt des Wolffianismus<sup>91</sup> in die Universität gedrungen  
war, entstand der Neuhumanismus wieder außerhalb (*Winckelmann, Lessing, Goethe*), 71  
eroberte dann aber schnell durch große Philologen (*F.A. Wolf*) die Universität. Auch  
kleinere Neuerscheinungen entstehen nicht selten außerhalb und werden von der Uni-  
versitätswissenschaft lange abgelehnt, so die marxistische Soziologie, so vor Jahrzehnten  
der Hypnotismus,<sup>92</sup> der jetzt längst ein anerkanntes Tatsachengebiet darstellt, oder  
die Graphologie,<sup>93</sup> die erst anfängt, an der Universität beachtet zu werden, die verste-  
hende Psychologie,<sup>94</sup> wie sie von *Kierkegaard* und *Nietzsche* entfaltet wurde. *J. Grimm*  
schreibt (Kl. Schr. Bd. I, S. 242): »An Universitäten herrscht eine ansehnliche Buchge-  
lehrsamkeit, die sich hebt und fortträgt, aber ungewöhnliche Arbeiten, ehe sie Gel-  
tung erlangt haben, vorläufig abweist. Universitäten sind Gartenanlagen, die ungern  
etwas wild wachsen lassen.«<sup>95</sup> Wenn eine neue geistige Richtung geschaffen ist, so be-

mächtigt sich irgendwann die Universität derselben und bringt sie zur Entwicklung in vielen einzelnen Entdeckungen und Erweiterungen; und sie bewahrt das Gewonnene als Lehrgut. Das letztere kann sie aber ihrer Idee entsprechend nur, wenn sie selbst forschend darin voranschreitet. So geschah es immer wieder auf den Universitäten. Diese haben auch einige Male, und zwar in entscheidenden Fällen, selbst das Neue ursprünglich in Bewegung gebracht. Die größte Erscheinung ist die Kantische Philosophie, dann die in deren Gefolge auftretende Philosophie des deutschen Idealismus. Im 19. Jahrhundert sind die historischen und die Naturwissenschaften fast in allem Neuen von der Universität abhängig gewesen.

### 3. *Persönlichkeit und Institution*

Fassen wir das innerste Problem der Institution der Universität ins Auge, so ist es das Verhältnis von Persönlichkeit und Institution. Das Leben der Universität hängt an den Persönlichkeiten, nicht an der Institution, welche nur Bedingung ist. Die Institution wird daher danach zu beurteilen sein, ob sie die besten Persönlichkeiten heranziehen kann und ob sie die günstigsten Bedingungen für deren Forschung, Kommunikation und Lehre gibt.

Es ist unvermeidlich, daß eine Spannung zwischen den lebendigen Forscherpersönlichkeiten und den institutionellen Formen eintritt, die, solange die Idee der Universität am Leben bleibt, | zu einer Umformung führen muß. Zeiten des Beharrens wechseln mit Zeiten neuer Impulse ab.

Jede Verwirklichung einer Idee in Institutionen führt auch zu einer Einschränkung der Idee. Die Institution, ihre Gesetze und Formen drängen sich vor. Die Idee verschwindet und nur ein Betrieb bleibt übrig. Die Institution kann nichts erzwingen. Es ist stets eine Gefahr, wenn durch Institution geradezu gemacht werden soll, was nur wachsen kann. Was eigentlich zu tun ist, wird allein von den Menschen geschaffen, die der Wahrheit dienen, und zwar durch den Gang ihres Lebens in der Kontinuität von Jahren und Jahrzehnten.

Es ist kennzeichnend für Menschen, die an der Organisation arbeiten, wie sie an Persönlichkeiten glauben und wie an Institutionen. Persönlichkeiten allein beseelen die Institution. Aber die alten noch gegenwärtigen Institutionen enthalten in ihrem Dasein – das allerdings immer von den gegenwärtigen Menschen und ihrer Artung abhängig ist – tiefe Weisheit. Persönlichkeit des Einzelnen und Institution sind aufeinander angewiesen. Die Polarität ist nie ohne Spannung.

In der Institution werden zweckhafte Mechanismen erdacht, um den Gang der Geschäfte sicherer und zwangsläufiger zu machen. Diese sind die Formen, die als Formen, solange sie nicht bewußt geändert werden, weiter unantastbare Geltung haben. Den Formen und Gesetzen zu folgen, hält die Voraussetzungen des Geistes, seinen Unterbau, in Ordnung. Auf diesen Unterbau sollen die Formen beschränkt werden. Dort

werden sie möglichst zweckmäßig gestaltet und mit Lust durchgeführt, bis sie zur zweiten Natur werden. Das erweitert die Freiheit.

In jeder Institution gibt es Über- und Unterordnung. Es sollen nicht nur die faktischen Niveauunterschiede der Menschen anerkannt werden. Jede zweckhafte Einrichtung ist ohne Leitung undenkbar. So finden sich ursprünglich frei die Schüler um einen Forscher zusammen, so herrscht später institutionell der Direktor über sein wissenschaftliches Institut und seine Assistenten. Es liegt auf der Hand, daß solche Herrschaft immer nur dann erträglich und sogar ersehnt ist, wenn der Erste der geistigste Mensch ist. Das sind in dauernden Institutionen Glücksfälle. Unerträglich wird die Herrschaft der Kümmerlichen, die ihre Geistlosigkeit und die Unzufriedenheit mit sich selbst ausgleichen wollen durch den Genuß einer Herrschaft. Vortrefflich | sind die produktiven Köpfe, die zur Leitung eines Institutes berufen, doch im Bewußtsein ihrer begrenzten Kräfte jedem lebendigen Impuls der ihnen Unterstellten Freiheit lassen und ihren Ehrgeiz darin sehen, daß diese Besseres leisten möchten als sie selbst.

73

Die Institution als solche kann nie befriedigen. Das abstrakte Erdenken und Einrichten komplizierter Verhältnisse ist ein Verderben. Die Einfachheit ist das Schwerste, die vorschnelle Einfachheit allerdings ist nur Simplifikation.

So sind bei den konkreten Schwierigkeiten die einfachen Trennungen durchweg keine Lösungen, sondern Zerstörungen, so z.B. die Trennung von Forschungsanstalt und Lehrinstitut, von Wissenschaft und Beruf, von Bildung und Fach, des Unterrichts der Besten vom Unterricht der Menge. Immer ist das wahre geistige Leben gerade dort, wo eins im andern ist, nicht wo das eine neben dem andern ist. Und diese Einheiten werden immer nur durch Persönlichkeiten verwirklicht.

In der Polarität von Persönlichkeit und Institution entstehen die entgegengesetzten Ableitungen: einerseits Persönlichkeitskultus, Betonung der Originalität und des Eigenwillens, andererseits das Machen von Einrichtungen, die vergewaltigen oder leer laufen. In beiden Fällen herrscht Willkür, weil Zufall und das Belieben von Abschaffen und Neumachen. An der Universität herrscht eine schwer formulierbare Gesinnung, die sich diesen beiden Extremen fernzuhalten sucht, eine Toleranz gegen Wunderlichkeiten des Einzelnen, eine Aufnahmefähigkeit für fremde Persönlichkeiten, eine Gemeinschaftlichkeit, in der sich die Extremsten begegnen. Weil aber die persönliche Gestalt immer das Übergreifende und die Verwirklichung der Idee ist, gilt auch ohne Kultus die Persönlichkeit als solche. Man empfindet den Rang und das Verdienst, man hat Pietät dem Alter gegenüber. Und der Einzelne wird Wert darauf legen, seiner Fakultät ein erwünschtes Mitglied zu sein, er will von ihr frei erwählt, nicht ihr aufoktroiyert sein.



## SIEBENTES KAPITEL

### DER KOSMOS DER WISSENSCHAFTEN

Die Wissenschaften sind zuerst aus der Praxis erwachsen, und zwar aus der Heilkunst, der Feldmeßkunst, den Werkstätten der Bauleute und Maler, der Schifffahrt.  
 74 Daß alle Wissen|schaften zusammengehören, ist eine philosophische Idee. Erst aus ihr entspringt die Einheit der Wissenschaften als die Aufgabe, das Ganze des Wissens zu gestalten. Damit beginnt das Zusammenwirken aller Wissenschaften auf ein Ziel hin.

Der uralte praktische Unterricht denkt als solcher nicht an das Ganze der Wissenschaften, nicht an die Reinheit des Wissens, sondern nur an die besonderen Erfordernisse des Könnens für den jeweiligen Beruf. Der wissenschaftliche Unterricht im Sinne der Universität dagegen will in den Grund des Wissens führen durch die Idee des einen Wissens. Er läßt die besondere Praxis ihre Wurzeln finden in der Wissenschaftlichkeit im Ganzen, sowohl wegen der Tiefe des dadurch aufgehenden Sinns als auch wegen der Erweiterung des möglichen Könnens.

Die Universität hat jederzeit die Aufgabe, den Forderungen der praktischen Berufe zu genügen und gleicht insofern den alten praktischen Schulen. Aber die Universität bringt das grundsätzlich Neue, daß sie diese Forderungen erfüllt durch Aufnahme in das Umgreifende des Wissens überhaupt.

Von der einen Seite her kann die Universität daher aussehen wie ein Aggregat von Schulen, die sich gegenseitig nichts angehen, oder auch wie ein geistiges Warenhaus, in dessen Fülle an Angebot ein jeder sich erwerben mag, was er will. Von der andern Seite aber bedeutet dieser Aspekt nur den Vordergrund, der Verfall wäre, wenn er zur wirklichen Struktur der Universität würde. Vielmehr ist die Universität die Erfüllung des Wissenkönnens in seinem weitesten Umfang aus der Einheit der Wissenschaften als einem Ganzen.

Dieses Ganze aber ist Problem. Es ist die Frage nach der sinnvollen Einteilung der Wissenschaften. Die Einteilung scheint in der Universität repräsentiert durch die Gliederung in Fakultäten. Die Einteilung der Wissenschaften und die Ressorts der Fakultäten müssen zueinander in Beziehung stehen. Aber die beiden Gliederungen fallen keineswegs zusammen.

Auf die Frage, welche Wissenschaften es gebe, ist eine erste Antwort zu erhalten durch den Vorlesungskatalog einer großen Universität. Dort finden sich, angeordnet nach Fakultäten, dann innerhalb der Fakultäten zum Teil nach Sachgebieten, fast unübersehbar aneinandergereihte Themata. Man sieht, daß dieses Ganze des Vorlesungskatalogs nicht nach einem Plan entworfen, | sondern daß es historisch in immer weiter  
 75 terer Ausbreitung entstanden ist.

### 1. Die Einteilung der Wissenschaften

Da der Kosmos der Wissenschaften nicht in der Praxis begründet ist, sondern in der Philosophie, ist er wirksam an der Universität, soweit ein philosophisches Bewußtsein alles durchdringt.

Seitdem die Einheit des Wissens als Idee ergriffen wurde, ist sie in den Einteilungen der Wissenschaften zur Erscheinung gekommen. Es liegen zahlreiche Schemata solcher Einteilungen vor. Keine ist als die wahre schlechthin gültig und durchschlagend. Nur wenn im Hochgefühl, die Wahrheit im Ganzen gewonnen zu haben, ein absolutes Wissen sich seiner gewiß zu sein meinte, konnte auch eine Einteilung der Wissenschaften als die eigentliche und vermeintlich endgültige festgestellt werden.

Mit jedem Zusammenbruch aber eines solchen Absoluten als einer endgültig in der Welt erfaßten Gestalt mußte die Neugestaltung sich der mannigfachen Beziehungspunkte bewußt werden, unter denen Einteilungen der Wissenschaften einen relativen Sinn haben. Es ist die Befreiung des Erkennens: das Wissen wird Bildungsmoment nicht mehr durch ein festes Weltbild, durch keine Ontologie, sondern durch die Offenheit des Wissenskönnens in allen möglichen Richtungen.

Unter der falschen Voraussetzung einer einzigen schon bestehenden richtigen Wissenschaftseinteilung verfährt man bei der Erörterung der Stellung einer Wissenschaft so, als ob man sie durch Bezüge auf solche festen Punkte begrenzen und lokalisieren könne. Wenn man dagegen aus dem Gehalt einer Wissenschaft ihre Stellung im Ganzen fühlbar machen will, so führt der Weg in die Tiefe, aus der heraus diese eine Wissenschaft wie ein Kosmos im Kleinen, wie eine Repräsentanz des Wissens überhaupt erscheinen kann. Denn es gibt kaum einen gehaltvollen Gegenstand, der nicht schließlich in der Gesamtheit des Wissens aufgehoben wäre, dadurch, daß von überall her Licht auf ihn fällt, oder ebenso sehr umgekehrt, daß von ihm her auch alles andere Wissen aufleuchtet.

Einteilungen der Wissenschaften pflegen auszugehen von umfassenden Gegensätzen; man teilt etwa ein:

| *Theoretische und praktische Wissenschaften*: Die theoretischen gehen ohne Zweck auf die Sache selber, die praktischen auf die Anwendbarkeit für einen zu verwirklichenden Zweck in der Welt. 76

*Erfahrungswissenschaften und reine Vernunftwissenschaften*: Die Erfahrungswissenschaften gehen auf reale Gegenstände in Raum und Zeit; die reinen Vernunftwissenschaften auf ideale Gegenstände, die der Erkennende begreift, indem er sie konstruiert. Die Mathematik hat ihre einzigartige Stellung als Wissenschaft von idealen Gegenständen.

*Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften*: Die Realität der Erfahrungswissenschaften ist entweder von außen ergriffen wie die Materie, oder von innen verstanden, wie der Geist. Die Naturwissenschaften erklären von außen durch Kausalgesetz oder

mathematische Konstruktionen, die Geisteswissenschaften verstehen von innen durch Sinngesetze.

*Gesetzeswissenschaften und historische Wissenschaften:* Gesetzeswissenschaften suchen das Allgemeine, historische das je einmalige Individuum zu erkennen.

*Grundwissenschaften und Hilfswissenschaften:* Grundwissenschaften sind solche, die in der Tat aus dem Ganzen des Wissens das Licht in sich sammeln, daher das Ganze vertreten, insofern einen universalen Charakter haben. Hilfswissenschaften sind solche, in denen entweder nur gesammelt, Stoff herbeigebracht wird, oder in denen für praktische Einzelzwecke Zusammenstellungen des hier brauchbaren Wissens erfolgen.

Alle diese Polaritäten, in denen wissenschaftliches Erkennen zu Gegensätzen auseinandertritt, sind in sich verbunden. Nur vorübergehend kann das Entgegengesetzte unter Ablösung des anderen Pols sich trennen: es wird dann alsbald unfruchtbar. Das Wesen der konkreten Wissenschaften ist, daß je der eine Pol mit dem andern zur Geltung kommt. Keineswegs sind die Wissenschaften in je zwei Gruppen sauber und radikal zu trennen.

Die konkreten Wissenschaften sind charakterisiert durch ihren Gegenstand, dessen Grund sie mit allen Methoden näher | zu kommen suchen. Daher gelingt es nicht, eine Einteilung der Wissenschaften zu gewinnen, so wenig man die Wellenkreise einer Wasseroberfläche, die aus zahlreichen Ausgangspunkten übereinander hingehen, als ein Ganzes einteilen kann.

Aber dann ist doch, könnte man meinen, eine Einteilung nach den Gegenständen – den Ausgangspunkten der Wellenkreise – möglich und grundlegend. Etwa in der Reihenfolge aufsteigender Abhängigkeit von den je früheren: Physik und Chemie, Biologie, Psychologie, Soziologie. Das wäre eine Reihe der das Allgemeine suchenden Wissenschaften. Oder: Geschichte des Kosmos, Erdgeschichte, Lebensgeschichte, Menschheitsgeschichte, europäische Geschichte. Das wäre eine Reihe der auf das Einmalige und daher Individuelle gehenden Wissenschaften. Man sieht, daß sogleich schon wieder eine der Polaritäten bei der Einstellung mitwirkt. Ferner würde sich bei näherer Vergegenwärtigung zeigen, daß zwar einzelne Wissenschaften in solcher Einteilung einigermaßen zutreffend, wenigstens nach einer ihrer Seiten, charakterisierbar sind, daß aber eine wirkliche Einteilung auch hier nicht erreicht wird, sondern nur eine Gruppierung, die soweit anspricht, als sie jeweils einzelne faktische Wissenschaftsgebiete trifft.

Das eine liegt bei einem Schema der Wissenschaftseinteilung zumeist in einer durch das Schema bevorzugten Wissenschaft. Die Tatsache, daß fast alle Wissenschaften sich gelegentlich zu den eigentlichen, allumfassenden Wissenschaften verabsolutiert haben, hat seinen sinnvollen Grund. Er liegt darin, daß jede echte Wissenschaft ein Ganzes ist. Der Irrtum liegt darin, daß dabei die anderen konkreten Ganzheiten des Erkennens in ihrem eigenen Ursprung nicht mehr gesehen werden, so daß eine

Verarmung des Wissensbewußtseins durch die Beschränkung auf die übersteigerte besondere Wissenschaft eintritt.

Das Eine des Wissens ist Idee. Jede Einteilung der Wissenschaften ist ein vorläufiges Schema der Idee aus einem besonderen Gesichtspunkt in einer geistesgeschichtlichen Situation und ist daher auch falsch.

## 2. Die Fakultäten

Der an der Universität lebende Kosmos der Wissenschaften kann nicht aus einem Prinzip entworfen sein. Nicht ein Kopf | hat aus dem Wissen des gesamten Umfangs das Ganze geplant wie ein Fabrikunternehmen, in dem die Arbeit geteilt wird. Vielmehr sind die Wissenschaften als eine Vielheit je auf ein Ganzes gehender Erkenntnisbewegungen erwachsen. Die konkreten Wissenschaften sind solche Ganzheiten geblieben. Sie liegen nicht wie säuberlich abgetrennte Fächer eines Aktenschanks nebeneinander, sondern überschneiden sich, treten miteinander in Beziehung, ohne sich darum notwendig zu vermischen, gliedern sich, ohne darum ineinander zu fließen, auf ein unendliches erfülltes Eines hin. Diese Bewegung miteinander, ohne daß starre Punkte bestehen, dieses Leben aus dem Ganzen, aber in je besonderer Gestalt, dieses Sichgliedern immer auch getrennt bleibender Untersuchungen macht das Wesen der Universität aus.

78

Die heute noch bestehenden Fakultäten stammen aus dem Mittelalter. Es waren die oberen Fakultäten: die theologische, juristische, medizinische und als vierte, untere Fakultät kamen die artes liberales<sup>250</sup> hinzu (die heutige philosophische Fakultät). Der Sinn dieser Fakultäten hat sich gewandelt mit dem Sinn der Forschung. Sie sind schon vor einundeinhalb Jahrhunderten hier und da vermehrt, dann wieder auf die alte Anzahl zurückgeführt worden. Heute gibt es infolge Spaltung der philosophischen Fakultät in eine mathematisch-naturwissenschaftliche und eine geisteswissenschaftliche (dann noch die philosophische genannte) meistens fünf Fakultäten.

Die Fakultäten sind zu verstehen unter der Idee einer realen Darstellung des Kosmos der Wissenschaften. Sie repräsentieren das Ganze des Wissens. Jedoch sind sie nicht erwachsen aus einem theoretischen Schema der Wissenschaftsgliederung, sondern aus den großen Bereichen praktischen geistigen Tuns. Wie wahr von vornherein die Wurzeln dieses Tuns getroffen sind, zeigt sich darin, daß die Fakultäten heute noch ihre Geltung haben trotz radikaler Verwandlungen nicht nur der Welt, sondern des Wissens und Forschens seit dem Mittelalter. Theologie, Jurisprudenz und Medizin umfassen bleibende Grundbereiche im Verstehen der religiösen Offenbarung, des positiven Rechts- und Staatslebens, der Natur des Menschen. Sie sollen vorbereiten zur Praxis des Pfarrers, des Richters und Verwaltungsbeamten, des Arztes. Sie alle brauchen ein gemeinsames Grundwissen, zum mindesten das der Logik und Philosophie.

| Theologie und Jurisprudenz und Medizin haben einen Zweck außerhalb der Wissenschaft: das ewige Heil der Seele, das bürgerliche Wohl als Glied der Gesellschaft,

79

das Leibeswohl (*Kant*).<sup>251</sup> Damit haben sie einen Ursprung außerhalb der Wissenschaften. In ihnen treten Voraussetzungen auf, die nicht von wissenschaftlicher Eigenständigkeit sind, vielmehr der Wissenschaft Gehalt geben, Aufgabe und Ziel setzen. In der Theologie handelt es sich um die Offenbarung, die verstanden wird in der Geschichte der heiligen Schriften, der Kirche, der Dogmen, und die als gegenwärtiger Glaubensinhalt vergewissert wird. In der Jurisprudenz handelt es sich um das positive Recht des Staats, das, durch die Staatsmacht hervorgebracht und verwirklicht, logisch verstanden und in der Anwendung rational berechenbar gemacht wird. In der Medizin handelt es sich um die Gesundheit des Menschen, ihre Erhaltung, Förderung und Wiederherstellung auf Grund eines Wissens, das die Natur des Menschen begreift.

Jedesmal ist für das gesamte Tun dieser Fakultäten ein nicht wissenschaftlicher Boden. Wissenschaft erhellt diesen Boden. Oder es gerät das Tun dieser Fakultäten ins Bodenlose. Das ist an eigentümlichen Erscheinungen, die dann möglich werden, beispielsweise zu sehen:

In der Theologie wird die Grenze des Übervernünftigen berührt, aber durch Vernunft. Statt den Boden der Offenbarung vernünftig zu vergegenwärtigen, kann eine Leidenschaft in das Absurde erwachsen. Das sich Widersprechende soll wahr sein, der Glaubensinhalt durch Knechtung des Verstandes bestätigt werden, die Willkür des Gehorsams gegen etwas, das doch als Erscheinung in der Welt in Aussagen und Urteilen da ist, das rechte Leben sein. Gewaltsamkeit und Fanatismus, Ketzerrichtertum und Lieblosigkeit machen diese rabies theologorum<sup>252</sup> aus.

Oder der Boden der Offenbarung wird verloren. Der Glaube soll als vernünftiger Inhalt aus der Vernunft als solcher entwickelt werden. Aber mit seinem geschichtlichen Grunde geht er selber verloren. Unglaube in einem in der Tat beliebigen Denken ist das Ende.

In der Jurisprudenz ist der Boden die Wirklichkeit der positiven Rechtsordnung. Diese soll als sinnvoll verstanden und in widerspruchlosen Zusammenhang gebracht werden. Ein natür|liches Recht ist zwar kein fester Maßstab, aber eine Idee. Aus diesem Boden geht der Abfall in die Bodenlosigkeit der Rechtswillkür. Dann gilt das Positive einfach, weil eine Staatsmacht es gesetzt hat. Das Widerspruchsvolle und das Unrechte gilt nicht mehr als Einwand. Das Rechtswidrige wird juristisch begründet. Gewalt herrscht auch in diesem Denken statt Vernunft.

Umgekehrt sinkt eine Jurisprudenz ohne den positiven Rechtsboden eines geschichtlichen Staatswesens ins Nichts.

In der Medizin ist der Boden der Wille zur Förderung des Lebens und der Gesundheit jedes Menschen als Menschen in seiner Artung. Es gibt keine Einschränkung. Der Wille zum Helfen und Heilen trifft zunächst und immer den Einzelnen und alle nur, sofern die Einzelnen davon Vorteil haben, kein Einzelner einen leiblichen Nachteil hat.

Aber die Sorge für die Gesundheit ist insofern nicht eindeutig, als der Begriff der Gesundheit selber als Ziel des Menschen keineswegs eindeutig ist. Die Erfüllung der

ärztlichen Aufgabe bleibt in einer Spannung. Sie wird bodenlos bei Preisgabe des Gesundheitsziels als absoluten Rechts jedes Einzelnen; aber sie verliert sich ebenso in bequemer Eindeutigkeit des Wesens der Gesundheit.

Wird z.B. eine bestimmte Artung bevorzugt oder wird ein besonderes leibliches Moment des Menschseins vor den Menschen im Ganzen gestellt, dann gibt es Gründe, zum vermeintlichen Vorteil der Gesamtheit Gesundheit und Leben Einzelner medizinisch zu schädigen. Man kommt unter dem Namen Euthanasie zum Mord der Geisteskranken, der Idioten, zur Zwangssterilisierung solcher, von denen man ungünstige Vererbungschancen erwartet.<sup>253</sup>

Vernunft, Naturrecht (Gerechtigkeit), Leben und Gesundheit sind unumgängliche Maßstäbe, wenn das Forschen und Tun der drei oberen Fakultäten Sinn behalten soll. Daß in Offenbarung, positivem Recht, menschlicher Artung, wie sie ist, dunkle, ins Grenzenlose erhellbare, aber zuletzt auch immer unerhellte Mächte bleiben, gibt dem Forschen Gehalt und Bewegung.

Die *philosophische Fakultät* hat eine einzigartige Stellung. Sie bereitete ursprünglich nicht auf einen bestimmten Beruf vor, sondern sie war ihrem Sinne nach die Vorschule für alle andern – die oberen – Fakultäten. Diese Stellung hat sich gewandelt. Aus der Vorbereitung ist sie zur Grundlage geworden. Sie umfaßt für sich allein alle Wissenschaften. Die drei andern Fakultäten haben ihren wissenschaftlichen Sinn aus der Berührung mit den Grundwissenschaften, die in der philosophischen Fakultät zusammengefaßt sind. So ist die philosophische Fakultät, wenn man allein auf Forschung und Theorie den Blick richtet, für sich schon die gesamte Universität. Eine Einteilung der Wissenschaften, die alles, was Gegenstand in der philosophischen Fakultät wird, umfaßt, ist vollständig.

81

Sowohl die Einzigartigkeit der philosophischen Fakultät wie ihre Einheit gerieten im Laufe des 19. Jahrhunderts in Vergessenheit. Man ließ die Fakultät sich spalten – in eine mathematisch-naturwissenschaftliche und eine geisteswissenschaftliche Fakultät, von der schließlich als weitere noch die wirtschaftswissenschaftliche Fakultät abgetrennt wurde. Und man sah die Fakultäten als ein Nebeneinander, nicht in einem Aufbau. So ging der Sinn der Einheit der Universität verloren. Die Universität wurde für das Bewußtsein der in ihr Lebenden in der Tat ein Aggregat und gleichsam ein geistiges Warenhaus.

Die Motive für die Spaltung waren mehrere: der Umfang der alten Fakultät (sie umfaßt mehr Professoren als die drei anderen Fakultäten zusammen); der Riß zwischen Natur- und Geisteswissenschaften, der bis zur Entfremdung des Nichtverstehens und der gegenseitigen abschätzigen Beurteilung ging; die Ausbildung zu verschiedenen Berufen: Lehrer, Diplomchemiker, Diplomphysiker und Diplomgeologen, Diplomvolkswirt.

Die neue Verwirklichung der Einheit der Universität aus dem Bewußtsein des einen Kosmos der Wissenschaften kann nicht in einer Wiederherstellung früherer Zustände bestehen. Es kommt darauf an, den ganzen Umfang des modernen Wissens und

Forschens zu integrieren: die Ausdehnung der Universität müßte zum Grunde eines wirklich umfassenden Ganzen werden.

### 3. Die Ausdehnung der Universität

In der modernen Welt richtet die Universität fortlaufend Anstalten und Lehrbetriebe ein für neue Bedürfnisse der Gesellschaft. Es sind entweder technische Spezialitäten oder Stoffgebiete oder Zusammenfassungen für bestimmte Berufszwecke, die eine besondere Lehrvertretung verlangen. Die Ausdehnung der Universität ist ein unaufhalt-  
82 samer Prozeß. Darin liegt ein | Sinn: alles menschliche Tun ist wissendes Tun; wo immer Wissen erforderlich ist, da geht an die Universität die Forderung, es zur höchsten Entfaltung zu bringen und zu lehren.

Aber die Folge war nicht selten eine gedankenlose Erweiterung ins Zerstreute eines beziehungslosen Nebeneinander beliebiger Fächer. Astronomie und Betriebswissenschaft, Philosophie und Hotelfachwesen stehen schließlich auf gleicher Ebene eines endlos vielfachen Aggregats.

Demgegenüber wäre eine rein negative Haltung nur unfruchtbares Vornehmtun. Die Idee der Universität verlangt Aufgeschlossenheit. Es gibt nichts, das nicht wissenswert wäre, und keine Kunst, die nicht ein Wissen erfordert. Aber die Universität kann allem nur gerecht werden, wenn es ihr gelingt, es mit dem Geiste des Ganzen zu durchdringen. Sie muß die Struktur der Wissenschaftlichkeit dadurch bewahren, daß sie das herangebrachte Material faktischen Wissens und Könnens in erneuerter Gestalt aneignet und unter Führung der Ideen im Ganzen des Wißbaren eingliedert.

Es gibt zwei Weisen der Erweiterung durch Vermehrung der Fächer. Die erste Weise ist die der natürlichen Entwicklung der Wissenschaft, die sich reicher werdend gliedert. In den Spaltungen des Ganzen bleibt das Neue je ein Ganzes, wie Leben aus Leben hervorgeht. So wurden in der Medizin die Psychiatrie und die Augenheilkunde selbständig, beide als Wissenschaften und durch ihre Vertreter von universalem Charakter. So ist umgekehrt gerichtliche Medizin zweifellos kein geistig selbständiges Fach, sondern eine Sammlung technischer Fertigkeiten und des für diesen Zweck nützlichen Wissens. Zweifelhaft ist der Rang der Zahnheilkunde oder auch noch der Ohren- und Nasenheilkunde, weil die Organe, die der Gegenstand dieser Fächer sind, nicht die Möglichkeit universellen Ausgreifens mit sich bringen – das Fach steht nicht geistig gleichwertig neben innerer Medizin, Augenheilkunde, Psychiatrie. Zweifelhaft ist auch der Rang der Hygiene. Obgleich hervorragende Vertreter dieses Faches mit Recht Ordinarien waren, ist das Fach als solches doch praktisch-technisch begrenzt, ohne vorantreibende Idee. Daß die Bakteriologie produktiv von Hygienikern gefördert wurde, gibt dem Fach als solchem noch nicht den Rang der ideebestimmten Grundwissenschaften. Doch auf diese Fragen im einzelnen zu antworten, würde jeweils eingehende Studien | und das Sachverständnis für diese Gebiete verlangen. Uns kommt  
83

es auf das Prinzip an: Spaltung der Wissenschaften zum Aufbau neuer Fächer ist in dem Maße zu bejahen, als die abgespaltene Wissenschaft von Ideen beseelt ein Ganzes mit universalem Horizont entwickelt und dadurch eine Grundwissenschaft bleibt.

Die zweite Weise der Erweiterung ist das Herankommen neuen Stoffes und neuen Könnens von außen. Sie begehren Einlaß, weil sie zum Kosmos der Wissenschaften ein unersetzliches Glied beitragen können. Daß dann z.B. Indologie und Sinologie Grundwissenschaften sind, aber nicht Afrikanistik und Vorgeschichte, das liegt an dem Gehalt dieser Kulturen.

Die Ausdehnung der Universität verlangt zugleich mit der Erweiterung die Besinnung auf die Einheit des Wissens, auf die ständige Erneuerung des Kosmos der Wissenschaften. Dazu bedarf es der Sicht auf die Grundwissenschaften in ihrer Verwandlung zu neuen Gestalten und Unterscheidungen und bedarf es der Hierarchie der Wissenschaften, der Abstufung von Grundwissenschaften und Hilfswissenschaften, von Lehre durch Forschung und von Lehre als didaktischem Unterricht im Wissen und Können.

Die Ausdehnung der Universität wird zu einer Lebensfrage in der modernen Welt. Was heute entstanden ist, muß erkannt und Glied im Ganzen der Universität werden. Es muß sich zeigen, ob die Universität der neuen Welt gewachsen ist, sie in sich aufzunehmen und ihr zu dienen, und ob das neue Können und Wissen sich durchdringen läßt von dem Geist, der ihm doch eigentlich erst Sinn gibt.

Die drei früheren oberen Fakultäten – Theologie, Jurisprudenz, Medizin – treffen wohl durch die Jahrtausende bleibende Lebensbereiche, aber sie reichen nicht aus, die Bereiche des modernen Daseins zu umfassen. Das ist sichtbar an den zahlreichen Hochschultypen, die außerhalb der Universität gegründet sind: Technische Hochschule, Landwirtschaftliche Hochschule, Tierärztliche Hochschule, Lehrerbildungsanstalten, Handelshochschule, Bergakademie u.a. Zeigt sich nicht darin ein Versagen des Lebens der Universität? Hat sich hier eine geistwidrige Verselbständigung durchgesetzt? Es gibt zu denken, daß in der Folge doch das, was der Universität gehört, auch auf diesen Hochschulen gepflegt wird, und daß sie die | natürliche Tendenz haben, sich zur Universität zu erweitern, so daß an der Technischen Hochschule auch die geisteswissenschaftlichen Fächer bis zur Philosophie hin Lehrstühle fanden, oft ohne daß mehr erreicht wurde als ein der Kraft geistigen Entdeckens beraubter Bildungsbetrieb (trotz hervorragender geisteswissenschaftlicher Forscher, die sich hier manchmal wie im Exil fühlten). Steht die Entleerung unseres modernen Lebens vielleicht im Zusammenhang mit dieser Zerstreuung? Ist ein Weg, um aus der Bodenlosigkeit des Spezialistischen, der Ziellosigkeit im Ganzen, der Ratlosigkeit des Zerstreuten zurückzukehren, vielleicht die neue Verwirklichung der Einheit? Es wäre die Frage der Eingliederung großer neuer Totalgebiete des Lebens in die Universität neben der Medizin, Jurisprudenz und Theologie. Die drei bisherigen Spezialfakultäten sind zu wenige. Ihre Gliederung entsprach der Welt des Mittelalters. Aber ein Fortschritt besteht nicht durch



einfache Vermehrung. Man kann nicht beliebig weitere Fakultäten daneben setzen nur aus dem Grunde, daß irgendwo ein quantitativ breiter Lehrbetrieb entstanden ist. Eine Spezialfakultät braucht als Grundlage ein echtes Lebensgebiet.

Der Gedanke ist alt. Zum Beispiel wurde 1803 von der badischen Regierung in Heidelberg eine selbständige »staatswirtschaftliche Sektion« errichtet und vorläufig der philosophischen Fakultät eingegliedert. Diese Sektion umfaßte: Forstwissenschaft; Stadt- und Landwirtschafts-, Bergwerks- und Feldmessungskunde; Land- und Wasserbaukunst; Kunst- und Gewerbekunde; Scheidekunst und Polizeiwissenschaft. Die Sektion umfaßte »alles, was die Kenntnisse, die Erhaltung und Vermehrung, auch richtige Verwendung der Staatskräfte betrifft.«<sup>254</sup> Von diesen Wissenschaften und Künsten blieb später nichts übrig als das, was man dann Nationalökonomie nannte. Nicht ein echtes, umfassendes Lebensgebiet wurde die Aufgabe jener Sektion. Der Bezug auf die Staatsverwaltung war keine Idee, sondern eine bloße Nützlichkeit, durch die sich allerhand Dinge empfahlen. Darin steckte aber viel mehr.

85 Dieses Mehr hat jedoch erst das 19. Jahrhundert hervorgebracht und langsam bewußt werden lassen. Ein wirklich neues Lebensgebiet ist, wie immer deutlicher wird, allein die Technik. Die Technik scheint zwar uralte, sie hat sich entwickelt durch Jahrtausende. Aber sie blieb bis zum Ende des 18. Jahrhunderts | im Bereich des Handwerklichen. Darum blieb sie eingeordnet in einen im Grunde gleichbleibenden natürlichen Lebensraum des Menschen. Erst in den letzten anderthalb Jahrhunderten erfolgte der Einschnitt, der tiefer ist als alle weltgeschichtlichen Ereignisse der Jahrtausende, vielleicht so tief, wie die erste Entdeckung der Werkzeuge und des Feuers. Die Technik ist wie ein selbständiger Riese geworden. Er wächst und schreitet fort zur planmäßigen einheitlichen Ausbeutung und Verwertung des Erdballs. Er zieht die ihrem eigenen Werk gegenüber scheinbar ohnmächtig gewordenen Menschen in seinen Bann.

So ist die Frage, ob unter den menschlichen Grundanliegen in gleichwertiger Objektivität neben Theologie, Jurisprudenz, Medizin liegt, was erst die moderne Welt in ganzem Umfang mit den Folgen katastrophaler Verwandlung aller Zustände und des Ganges der Weltgeschichte verwirklicht hat: *die Formung des menschlichen Daseins in der Natur, die Gestaltung der Menschenwelt in der Beherrschung der Naturkräfte, der technischen Welt.*

Eine Erweiterung der Universität durch eine vierte Fakultät, nach und neben den drei anderen »oberen Fakultäten«, der Theologie, Jurisprudenz, Medizin, ist eine wirkliche Aufgabe. Denn nur hier liegt gegenüber dem Früheren ein neues Lebensgebiet vor uns, das noch in zugleich ordnender und chaotischer Entwicklung steht und in seinem menschlichen Sinn noch durchaus unklar ist.

Dabei bleibt für alle Menschen die unmittelbare Umwelt, wenn diese auch ihren Charakter verändert. Von der Familienwohnung bis zu Bauten für öffentliche Zwecke, von den Straßenanlagen bis zu Mitteln des Verkehrs, des Transports, des Nachrichtenwesens, von den Einrichtungen von Küche, Schreibtisch und Schlafgelegenheit bis zur

Versorgung mit Wasser, Gas, Strom, alle diese Dinge, die unsere moderne, gegen alle frühere völlig verwandelte Umwelt ausmachen, alles dies ist zusammengehalten nicht bloß durch Zweckmäßigkeit und durch die Naturwissenschaften als das Mittel, sondern durch eine *Grundidee der Daseinsformung*.

Aber weder solche Daseinsformung noch der umfassende Betrieb ihrer Instandhaltung und Erweiterung hat sich heute zu einer geordneten und stetigen Gestalt verwirklicht. Der ruhe|lose Gang der Verwandlung mit der technischen Riesearbeit läßt den Menschen heute taumeln zwischen Begeisterung und Ratlosigkeit, zwischen märchenhaftem Können und simpelstem Versagen.

86

Es ist, als ob alles darauf warte, hineingenommen zu werden in den einen Strom der technischen Ordnung, der für uns historisch nicht zureichend begreiflich fast plötzlich vor hundertundfünfzig Jahren zu fließen begann und bis heute noch immer steigend allüberflutend answoll. Jetzt ist uns zumute, daß dieses ungeheure Phänomen aus metaphysischem Ursprung kommen muß und fordert, daß alles in seinen Sinn eintreten soll, wenn es leben will. Es ist, als ob etwas erwachen müßte, was noch immer im Halbschlummer liegt oder was durch den Vordergrund des technischen Einzelkönnens bis jetzt noch zum Schweigen veranlaßt wurde oder was in dunklem Bewußtsein Entsetzen und Ablehnung erzeugte (in *Goethe* und *J. Burckhardt*).

Vielleicht ist das Heil des Geistes, dem die Universität dient, und das Heil der Technik davon abhängig, daß beide sich treffen. Vielleicht würde der Technik und der durch sie entstandenen Zerstreutheit eine Durchseelung mit Sinn und Ziel zuteil; vielleicht würde aus der Universitätsidee eine Offenheit, Wahrhaftigkeit und Gegenwärtigkeit möglich, in der diese Idee sich bewährt, indem die Universität selber sich eine neue Gestalt gibt.

Nur dann, wenn ein neuer Aufschwung der alten Universitätsidee in den Forschern die Größe der Aufgabe fühlbar macht, ist eine Hoffnung, daß die Eingliederung der technischen Hochschule als technische Fakultät fruchtbar würde.<sup>255</sup> Nur dann, wenn der Antrieb, der dazu führt, in allen Fakultäten sich auswirkte, würde mit der Eingliederung zugleich eine geistige Erneuerung der ganzen Universität erfolgen, von der die Eingliederung der technischen Fakultät nur ein Teil wäre. Die Größe der Aufgabe, das ist die Schaffung des wirklich umfassenden Bewußtseins des Zeitalters, seines Wissens und Könnens, ist die Verwandlung zur zukünftigen Universität.

Daher würden mit der Eingliederung der Technik zugleich andere Strukturänderungen unbedingt notwendig, vor allem die Wiederherstellung der Einheit der alten philosophischen Fakultät, die Aufhebung der Spaltung in die naturwissenschaftliche und geisteswissenschaftliche Fakultät. Nur in ihrer Einheit wird sie den Kosmos aller theoretischen Grundwissenschaften mit der Kraft verwirklichen, die den im Umfang vermehrten und an Wucht gesteigerten praktischen Fakultäten das Gleichgewicht halten kann. Dann ist die Gefahr verringert, daß etwa eine weiter isoliert bestehende naturwissenschaftliche Fakultät sich langsam an Technik und Medizin verliert und die

87

übrigen Fakultäten in ihrem stillen, ästhetischen Abseits kostbare Erinnerungen ohne Lebensmacht pflegen läßt.

Weiter würde notwendig sein eine neue »Aristokratisierung« der Wissenschaften, eine Gliederung in Grund- und Hilfswissenschaften, in eine Hierarchie der Fächer.

Eine technische Fakultät wäre an der Universität etwas Neues, das nicht nur ein schon Gegebenes einzugliedern, sondern etwas früher nie Geahntes an der Universität hervorbringen müßte. Die weltgeschichtliche Lebensfrage der Menschheit, wie aus der Technik mit ihr die jetzt mögliche metaphysisch begründete Lebensform erwächst, wird erst zu vollem Bewußtsein kommen. Dann werden Wege und Möglichkeiten sichtbar. Niemand weiß, aus welchen Fakultäten die stärksten Antriebe dazu kommen werden, wenn erst die Aufgabe in ständiger Berührung der Forscher miteinander zu wirklichem geistigen Leben wird.

Ein Hinweis auf die Eigenständigkeit des Lebensgebiets, das Gegenstand der technischen Fakultät ist, ist folgende Erwägung: jede der Spezialfakultäten hat, weil eine eigene Voraussetzung, ihr eigenes Unheil, wenn diese Voraussetzung ausbleibt: die Theologie aus dem Geheimnis der Offenbarung den willentlichen Sturz ins Absurde und in Ketzerzwang – die Jurisprudenz aus dem Positivismus des Rechtsdenkens den Sturz in die rechtliche Begründung des Rechtlosen in Willkür und Gewalt, – die Medizin aus dem unbegründbaren Heilwillen in den Geisteskrankenmord. So hat auch die technische Fakultät Boden oder Bodenlosigkeit. Man hört von der Besinnung altgewordener Techniker, die ein Entsetzen ergriff angesichts dessen, was sie unwissentlich und ohne Willen angerichtet haben dadurch, daß sie es möglich machten.<sup>256</sup> Man hört von der Öde technischer Arbeit ohne Endziel, von der Willkür der Zielsetzung, von dem zwecklosen Können als solchem. Der Boden | alles technischen Tuns aber ist der *gehaltvolle Wille zum Ausbau des Menschendaseins in der Welt.*

88

Die technische Fakultät könnte so wenig wie die medizinische als ein Adnex der philosophischen Fakultät gelten. Sie ist selbständig durch ihr eigenes Lebensgebiet und ihre praktische Aufgabe. Aber sie ist ebenso wie die medizinische sachlich und im Unterricht fundiert durch die Grundwissenschaften, die in der philosophischen Fakultät ihr Leben haben.

Daraus wäre zunächst äußerlich die Folge: Physik, Chemie, Mathematik brauchten nicht, wie an der technischen Hochschule, noch einmal bei der technischen Fakultät vertreten zu sein. Die Verdoppelung fiel weg. Die Geistesgeschichte, die Geschichte der Kunst, die Wirtschafts- und Staatswissenschaften würden ebenfalls in der philosophischen Fakultät gepflegt. Damit aber würde durch den Anspruch der Techniker auch der philosophischen Fakultät ein frischer Antrieb gegeben. Die Grundwissenschaften würden bewußter auf den umfassenden Horizont des theoretischen Forschens gerichtet sein derart, daß sie in ihrem Unterricht das verwirklichen, was gleichzeitig den Medizinern, Technikern, Lehrern notwendig ist und sie alle vereinigt in dem gemeinsamen Raum dieser geistigen Gehalte. Wie das sich in der persönlichen Gestalt

des Forschers und Lehrers jeweils zeigt, ist nicht allgemein zu sagen. Vielleicht wird dabei der Unterricht die naturwissenschaftlichen und mathematischen Erkenntnisse in ihrer historischen Entwicklung zeigen und die Einheit der philosophischen Fakultät bis in die Stimmung der Einzelwissenschaften hinein bewahren.

Alles in allem: die Vereinigung von Universität und technischer Fakultät würde beiden zum Heile. Die Universität würde reicher, umfassender, moderner; ihre Grundfragen kämen in neue Bewegung. Die technische Welt würde besinnlicher, ihr Sinn würde zur ernstesten Frage; ihre Bejahung und ihre Begrenzung, ihr Übermut und ihre Tragik kämen zu tieferer Auffassung.

Nun ist es aber von größter Bedeutung, daß man die Eigenständigkeit und Universalität der technischen Welt als ein modernes Ereignis anerkennt, ohne die leere Folgerung zu ziehen, daß nun noch eine ganze Reihe anderer Fakultäten berechtigt seien. Neben der technischen Fakultät dürften keineswegs als weitere gleichberechtigte Fakultäten stehen: Landwirtschaft|liche, Forst-, Handelshochschule usw. Diese wären bloße Spezialitäten, ohne ein umgreifendes Lebensgebiet. Auch ihnen darf die Universität sich nicht versagen. Was lehrbar ist, darf sie zu ihrer Aufgabe machen, aber nur dann, wenn sie in ihrer Struktur eine radikale Scheidung zuläßt zwischen Forschungsgebieten, die durch Leistung und Gehalt ihr selbst *ein*zugliedern sind, und solchen Lehrgebieten, die als besondere Lehrinstitute der Universität vorläufig nur *anz*ugliedern sind. Ihre Lehrer und Schüler würden im Rahmen der Grundwissenschaften leben und die geistige Luft der Universität atmen, ohne im engeren Sinne zu ihr zu gehören.

89

Der Unterschied zwischen der Tätigkeit der der Korporation zugehörenden Dozenten und der ihr nur angegliederten Lehrer ist: der Dozent hat sich für die Erfüllung auch des Sinnes seiner Lehre Forschungsaufgaben zu stellen; der Lehrer hat nur Unterrichtsaufgaben, die rein didaktisch zu beurteilen sind. Der Unterschied von Forscher und angegliedertem wissenschaftlichem Arbeiter ist: der Forscher steht im Verhältnis zu den Grundwissenschaften und ihren Ideen; der Arbeiter sammelt, leistet Hilfsarbeit, ist bezogen auf begrenzte Verstandeszwecke.

Angesichts der Notwendigkeit, dem Anspruch der Gesellschaft auf hochschulmäßige Erziehung in einer immer größeren Anzahl von Berufen zu genügen, ist nur die Wahl zwischen realitätsfremder Verwerfung dieser Ansprüche in falscher aristokratischer Absperrung und tatsächlicher Angliederung. Wird diese letztere vollzogen – mit Recht behutsam und Schritt für Schritt –, so ist es eine schwere Frage, ob es an der Universität losgelöste, subalterne bloße Fertigkeiten auf die Dauer geben müsse; ob unser aller Gedeihen abhängt von spezialisierten Handwerken des Geistes, einer gehobenen Arbeit ohne ein sie erfüllendes Verständnis im Ganzen, von Routine und Tüchtigkeit ohne Totalität. Oder ob dies auf die Dauer verwerflich, wenn auch für die Zeit zunächst hinzunehmen sei. Ist die Universität eine Menschheitsidee, die alle am Ende in sich aufnehmen muß, alles Wissen und Können auf den höheren Rang heben soll? Oder ist darin ein Esoterisches, das für immer an eine Minderheit gebunden bleibt? Der

zwangsläufige Anspruch aller, die gegen Rangordnung sind, darf nicht täuschen. Dieser Anspruch ist voreilig: man kann nicht dekretieren, was | nur durch tatsächliche Arbeit aller Menschen aus sich selber erwachsen kann. Auch der Traum einer Verwirklichung höchsten Menschseins in allen Menschen darf nicht täuschen. Dieser Traum ist eine Utopie, die man nicht verwirklicht, indem man voraussetzt, er sei schon wirklich, wenn auch niemand wissen kann, wie weit er zu verwirklichen ist. Jedenfalls ist es an der Universität ein Notbehelf, sich Lehrinstitute anzugliedern, ohne sie schon einzugliedern. Um nicht dem Verfall in allgemeine Niveaulosigkeit preisgegeben zu sein, muß die Universität in sich die aristokratische Ordnung aufrecht erhalten und Eingliederung nicht durch Dekrete, sondern durch Wachsenlassen geistiger Wirklichkeit vollziehen, die dann am Ende nur der Bestätigung bedarf.

### | III. DIE DASEINSVORAUSSETZUNGEN DER UNIVERSITÄT

91

Die Idee der Universität muß mit den Realitäten rechnen, die für ihre Verwirklichung zugleich Bedingung und Beschränkung werden.

Erste Voraussetzung sind die Menschen, die sich an ihr zusammenfinden, deren Artung und Fähigkeiten (8. Kapitel).

Zweite Voraussetzung ist die Macht von Staat und Gesellschaft, durch deren Willen und deren Bedürfnisse die Universität erhalten wird (9. Kapitel).

Dritte Voraussetzung sind die materiellen Mittel, die ihr zur Verfügung gestellt werden (10. Kapitel).

## ACHTES KAPITEL DIE MENSCHEN

Das gesamte Universitätsleben hängt ab von der Art der Menschen, die sich in ihm zusammenfinden. Eine einzelne Universität hat ihren Charakter durch die Professoren, die an sie berufen werden. Jede Universität ist gebunden an die Menschen, die für sie zu gewinnen sind. Die wahrste Universitätsidee wird vergeblich zum Bewußtsein gebracht, wenn die Menschen nicht mehr da sind, die sie erfüllen können. Wenn sie aber da sind, so ist es die Frage um Leben und Sterben der Universität, ob sie gefunden und gewonnen werden.

Nicht weniger als von den Professoren hängt das Universitätsleben ab von der Art der Studenten. Eine untaugliche Studentenmasse würde die besten Professoren unwirksam im Schulbetrieb versinken lassen. Es kommt daher darauf an, daß die jungen Menschen, die zum Studium berechtigt sein sollen, nach den bestmöglichen Gesichtspunkten diese Berechtigung erhalten. Eine Auslese muß den Zugang zur Universität bestimmen. Die Zulassung verlangt notwendig eine schulmäßige Vorbildung, ohne die das Studium vergeblich wäre. Das Studium setzt aber weiter voraus, daß der Mensch bildbar sei, daß er die | Veranlagungen, Begabungen und Charaktereigenschaften mitbringe, die sich im Universitätsstudium entwickeln können.

92

Es ist die Frage, an welche Studenten sich der Universitätsunterricht wendet. Nur äußerlich an alle, seinem Sinne nach an die Besten. Das Ziel ist, daß die Besten aus der nachwachsenden Generation zu freier Entfaltung und Wirkung kommen. Was für Menschen die Besten sein werden, ist jedoch nicht vorauszusehen; ein Typus kann nicht absichtlich gemacht oder bevorzugt werden, ohne vielleicht gerade die Besten zu zerstören: die Ernstesten, die von der Wahrheitsidee ursprünglich betroffen sind, denen Studieren, Lernen und Forschen weder bloße Beschäftigung noch lastende Arbeit ist, sondern die Lebensfrage, an dem Hervorbringen der Welt durch Wissen und durch Wahrheitsdienst mitwirken zu dürfen. Die Besten sind nicht ein Typus, sondern eine nicht übersehbare Mannigfaltigkeit schicksalsgetragener Persönlichkeiten, deren Wesen in dem Ergreifen einer Sache schließlich objektive Bedeutung gewinnt.

Dem geistigen Menschen eignet ein Wesenszug: er will das geistige Leben nicht als Mittel zu einem anderen, ihm äußeren Zweck, nicht als Mittel des Erfolgs in der Welt. Vielmehr neigt er zur Vollendung in einer gegebenen Lebenslage, zur Verwirklichung einer Idee (als Arzt, Lehrer, Richter usw.), und zur Erfüllung jeder Lebenssphäre durch die ihr gemäße Substanz, zur Gegenwärtigkeit des Sinnes im geistigen Tun als solchem. Ist ihm die notwendige Muße durch Befreiung von der unmittelbaren Daseinsnot gewährt, so ist er in strenger Selbstdisziplin tätig für die Erfüllung sachlicher Aufgaben, die ihren Wert in sich haben. Sein Leben als Mensch, der Selbstzweck ist, ist dieses nur durch Zusammenfall mit einer geistig objektiven Bedeutung durch das tiefe Glück, Träger einer Idee zu sein.

Offenbar kann der Zweck einer Auslese nicht sein, die Menschen als ein gegebenes Material zu verwerten durch Ausnutzung für Daseinszwecke, die ihnen selber keine Erfüllung bringen. Vielmehr soll im Geistigen der Mensch zu sich selber kommen, nie nur Mittel, sondern als Einzelner Endzweck sein.

Um zur Beantwortung der im Blick auf Menschenartung und Auslese entstehenden Fragen die Gesichtspunkte und Tatsachen zu gewinnen, bedarf es der Überlegung über die Begabungsarten (1), über ihre Verteilung und die Eigenschaften der Masse (2), und dann über die auswählenden Kräfte (3).

Es ist eine doppelte Erfahrung: daß die Menschen so sehr verschieden sind und daß doch alle Menschen etwas Gemeinsames haben. An das Gemeinsame denkt, wer gleiches Recht für alle will. Diese Forderung ist sinnvoll, wo wirklich Gemeinsames und Gleiches vorhanden ist, etwa im materiellen Dasein und seinen Bedürfnissen. Das Verschiedene betont, wer verlangt, die Rangunterschiede der Menschen zu sehen und zu achten; wer die verschiedenen Eignungen sieht und sie zweckmäßig zum Nutzen größter Leistung verwandt wissen will; wer die menschlichen Interessen und Triebrichtungen sieht, die Art, dem Geiste zuzustreben, die Unterschiede der Opferfähigkeit für seine geistige Existenz.

Die Verschiedenheit der Menschen ist außerordentlich. Hier gibt es für den, der sich die Realität nicht verschleiern will, unausweichliche Einsichten. Sie sind in der Lebenserfahrung begründet und zum Teil durch methodische Untersuchungen gesichert. Aber der Mensch ist als Mensch ein Wesen offener Möglichkeiten. Der Einzelne ist als Ganzes niemals unter irgendwelche Begabungs- und Charaktertypen zu klassifizieren. Alle Untersuchungen in dieser Richtung sind Versuche, um ein Licht auf den Menschen zu werfen, das ihn in Aspekten zeigt, aber nicht im Ganzen enthüllt.

Wir unterscheiden:

a) Die *Voraussetzungen der Begabung*, wie Gedächtnis, Merkfähigkeit, Lernfähigkeit, Ermüdbarkeit, Übbarkeit, Eigenschaften der Sinnesorgane, Unterscheidungsempfindlichkeit, Ablenkbarkeit, Tempo usw. Alles dieses ist experimentell untersuchbar, mehr oder weniger meßbar, auch bei einer Gruppe von Individuen vergleichend zu prüfen, so daß man hier für die jeweilige Leistung die der Begabung nach Tüchtigsten herausfinden kann.

b) Die *eigentliche Intelligenz* ist schwerer zu fassen. Man hat auch hier Prüfungen, z.B. der Kombinationsfähigkeit, der Anpassungsfähigkeit an neue Situationen, der Urteils-kraft versucht.<sup>48</sup> Jedoch ist hier alles unsicherer, manchmal greifbar bestimmt, dann wieder überraschend dadurch, daß sonst versagende Menschen irgendwo bedeutende Intelligenz zu zeigen scheinen. Einerseits beachtet man auch hier besondere intellektuelle Fähigkeiten (Talente), andererseits denkt man an einen intellektuellen Zentralfaktor, eine allgemeine Intelligenz, ohne eine endgültige Klarheit gewonnen zu haben.

94

c) Die *Geistigkeit*, das Ethos der Intelligenz, die »Interessen« (nach Abzug der bloßen Lust an der Ausübung der Funktion, der bloßen Lust am Erfolg, am Übertreffen), die Liebe zur Sache, der Aufschwung durch Ideen, die Wahrhaftigkeit, der Enthusiasmus des Erkennens. Dieses alles ist weder experimentell zu fassen, noch empirisch endgültig zu beurteilen. Es ist das unter den Menschen spärlich Verbreitete, und sogar solche, die über die geistige Auslese in Prüfungen entscheiden, scheinen oft selbst nur einen geringen Funken dieser Geistigkeit in sich zu tragen.

d) Das *Schöpferische*. Dieses steht ganz außer der Reihe des objektiv Beurteilbaren. Das Schöpferische ist dem Menschen gegeben, dann im Fleiß erarbeitet oder nichtachtend verschwendet. Es gibt verkommene Genies, die aus ihrem Dämon<sup>49</sup> nichts machen, da ihnen Zucht und Besonnenheit fehlt. Das Genie entfaltet sich nur, wenn zugleich Ethos, Wille, Fleiß, Handwerk da sind. Es gibt geniale Menschen, die schließlich alles verlieren und ungeistig verkommen. Das Geniale, solange es in einem Menschen flammt, schafft Urerfahrungen, ursprüngliche Ideen und Gestalten. Es ist nicht Gegenstand des Wollens, außer jeder Berechnung und Züchtung, außerhalb jeder willentlichen Auslese, außerhalb zwingend zu machender Maßstäbe (auch nicht vererbbar, im Gegensatz zu Talent und allen Begabungseigenschaften). Das Genie ist, metaphysisch gesprochen, gleichsam ein Versuch, ein Wurf des absoluten Geistes, es ist Quelle aller geistigen Bewegung. Wir leben von dem, was das Genie uns geschaffen hat und von



der Umsetzung des genialen Werks in das allgemeine Wissen und Auffassen. Unsere höchste Achtung gilt dem Genie, selbst wenn es verkommt. An uns ist die Forderung, das Ursprüngliche, Geniale zu spüren, es sichtbar zu machen und zur Geltung zu bringen. Darauf kann sich der Wille richten, auf diese Arbeit der Aneignung. Wenn auch der Unterschied zwischen dem Genie und uns außerordentlich ist, so ist doch das Geniale oder das Ursprüngliche momentweise in jedem Menschen – zumal in der Jugend –; nur dadurch kann uns das Genie angehen, weil wir irgendwo auch von seiner Art sind. Es ist ein absoluter Unterschied zwischen dem Genialen | und allem andern, das nur Begabung ist und guter Wille. Aber niemand ist ganz und gar Genius, sondern doch nur ein genialer Mensch. Es brennt mehr oder weniger dieses Feuer im Menschen, kein Mensch ist ein Gott. Aber der Unterschied ist im Grad so ungeheuer, daß wir einen Grund haben, unsere Distanz zum Genie auch qualitativ zu fühlen; der entscheidende Unterschied zwischen Menschen ist, ob dieser Dämon ihr Leben beherrscht oder die Regel der gesellschaftlichen, beruflichen, ethischen Ordnungen allein und an erster Stelle.

Diese Unterscheidungen zwischen den Voraussetzungen der Begabung, der eigentlichen Intelligenz, der Geistigkeit, dem Schöpferischen haben den Mangel, die Begabung im Ganzen als ein jeweils Soseiendes<sup>257</sup> aufzufassen.

Erstens sind Charakter und Wesen, die in der Begabung sich zeigen, nicht gegenständlich faßlich, sondern sind das Menschsein, das nur nach einer Seite hin psychologisch objektivierbar und damit erforschbar wird, nach der anderen Seite aber nur transzendental formuliert werden kann als das Umgreifende, die Idee. Auslese durch psychotechnische Prüfungen trifft Äußerlichkeiten oder Werkzeuge. Für das Umgreifende gibt es keine objektiven Merkmale.

Zweitens ist kein Mensch endgültig das, als was er in seiner Erscheinung sich zeigt. Wie ein Volk ein ganz anderes Gesicht aufweisen kann, wenn gegenüber den bisherigen neue Menschentypen aus ihm zur öffentlichen Geltung kommen, die vorher verborgen und dienend bleiben, so kann derselbe Mensch ein völlig verschiedenes Charakterbild geben, wenn veränderte Redeweise und Gebärde durch Umgebung und Erziehung andere Elemente aus ihm zu Tage fördern. Jede Verwirklichung des Menschseins ist eine Teilverwirklichung des in ihm Möglichen, eine Verschiebung zugunsten einzelner Möglichkeiten.

Drittens liegt im Menschen der Ursprung seines Entschlusses. Er entscheidet irgendwo über sich selbst. Das Wort »ich bin nun einmal so« ist dort das Mittel des Ausweichens vor seiner Freiheit.

Trotzdem gibt es einen breiten Bestand des unüberwindbaren, jeweils nur zu übernehmenden Soseienden im Menschen. Aber man muß vorsichtig sein mit der Behauptung endgültiger Charakteranlagen oder Begabungen, die biologisch vererbbar sind. Ich zweifle nicht daran, daß diese bestehen und in der | Tiefe des Geschehens eine wesentliche, sei es ermöglichende, sei es ausschließende Bedeutung haben. Aber sie prägnant festzustellen ist nicht gelungen außer in jenen Voraussetzungen, die objektivier-

bar sind. Man macht sich das Urteil über Menschen durchweg zu leicht. Das Studium der Charaktere und Begabungen ist von hohem Interesse, aber am Ende steht das klare Nichtwissen, das den Raum frei hält für eigentliche Erziehung und für den Anspruch des Menschen an sich selbst.

a) Erziehung trifft sinnvoll auf den Menschen, der keineswegs eindeutig ist, was er ist. Es kommt darauf an, wie er von Jugend auf geprägt wird. Nicht allein eine nachweisbare unveränderliche Bestimmtheit der Anlage entscheidet, sondern von vornherein nicht übersehbare Möglichkeiten, mit deren Verwirklichung immer zugleich andere Möglichkeiten vernichtet werden. Ein Geist des Hauses, der Anstalt, der Gemeinschaft, der Öffentlichkeit formt durch die Weisen des darin gewohnten und von selber sich aufzwingenden Benehmens und Sprechens, der unwillkürlich anerkannten Symbole und Worte, durch Ansprüche und Formen. Nach dem Erscheinungsbild einer Menschen-Gruppe zu urteilen, was diese Menschen ihrem Wesen nach seien, ist immer ungerecht, wenn man nicht die ihnen zuteil gewordene und täglich zuteil werdende Erziehung vergegenwärtigt. Man müßte sehen, was aus ihnen unter einer anderen Erziehung würde, um weiter zu erfahren und doch nie endgültig zu wissen, was sie sein können. Der Mut zur Erziehung beruht auf dem Vertrauen in schlummernde Möglichkeiten.

b) Kein Mensch kann von sich wissen, wer er ist und wozu er fähig ist. Er muß es versuchen. Nur der Ernst des Entschlusses, für den das Gewissen nur im einzelnen selbst spricht, und für den kein Urteil von außen die Verantwortung übernehmen darf, entscheidet über den zu versuchenden Weg. Was durch Arbeit und inneres Handeln<sup>120</sup> aus mir werden kann, kann ich nicht vorher wissen. *Fichte* rät geradezu ab von der Selbstprüfung der Begabung. Wer in die Lage gekommen ist, zu studieren, soll sich betrachten als angehenden Gelehrten; denn man soll in jeder Lage tun, was in dieser Lage geschehen muß.<sup>55</sup> Wer einmal in die Situation gestellt ist, geistig zu werden, der soll voraussetzen, daß er zum Besten berufen ist; d.h. daraus keinerlei Anspruch, aber Verpflichtung herleiten.

| Alles in allem: Die Menschen sind nicht feststehende Artungen, die unveränderlich wie Tiere – sei es zu verwenden, sei es nicht zu brauchen – sind, sondern sie bleiben im Werden als je so Gewordene voll verborgener Möglichkeiten.

97

## 2. Die Verteilung der Begabungen und die Eigenschaften der Masse

In aller Gesellschaft gibt es Unterschiede der materiellen Wohlfahrt, gibt es vor allem unvermeidlich den Unterschied der Über- und Untergeordneten. Das Ideal ist, daß die hervorragendsten Menschen auch die Führenden sind, daß die Hierarchie der gesellschaftlichen Ordnung zusammenfällt mit der Hierarchie der persönlichen Rang- und Begabungsunterschiede. Es ist das Ideal, das von *Plato* formuliert wurde, nach dem die staatlichen Verhältnisse erst besser werden würden, wenn die Philosophen Staatslenker oder die Staatslenker Philosophen würden.<sup>50</sup>

Dieses Ideal ist nicht vollendet zu verwirklichen, weil alle Menschlichkeit im Fluß ist, und jede Verwirklichung, selbst wenn sie einen Moment gelänge, im nächsten Augenblick sich innerlich verwandeln würde zu den alten Unstimmigkeiten.

Denn:

a) Die Anschauung, welche persönlichen Werte die höchsten seien, wechselt. Die verschiedenen Begabungen sind je nach der soziologischen, ökonomischen und technischen Weltlage verschieden gut zu brauchen.

b) Jeder Rang wird alsbald irgendwie fixiert. Ohne Dauer und Kontinuität geht es nicht. Ob die Menschen als Nachkommen (ererbter Rang) oder als Schüler sich ablösen, ist kein erheblicher Unterschied. Die Folgenden pflügen, nachdem einmal eine schöpferische Gruppe die Führung hatte, bloße Epigonen zu sein, Tradition zu haben und den ursprünglichen Geist zu verlieren.

Das Ideal, schon aus diesen Gründen stets auch im Verfall, ist angewiesen auf die beste Auslese für die führenden oder gehobenen Tätigkeiten aus der Gesamtheit der jeweils Lebenden. Die Unterschiede in der soziologischen Stellung der Menschen fordern jederzeit diese Auslese. Diese Auslese findet unmerklich statt oder wird bewußt gelenkt. Sie ist unumgänglich.

98 | Die sie bewirkenden Kräfte sind mannigfach. Sie erreicht den Sinn der gerechten Verteilung nur höchst beschränkt. Das Ideal, daß jeder Mensch seiner Anlage entsprechend erhalte, lerne, täte, was er seinem Wesen nach kann, ist selbst bei den größten und glücklichsten Menschen nicht erreicht. Der Mensch ist ein der Idee nach Unendliches, das jeweils in endliche Bedingungen eingespannt ist und nur in diesen, indem es sie ergreift, Substanz gewinnt. Angesichts dieser Situation kommt es für jeden Menschen darauf an, seine Einschränkungen zu übernehmen und in ihnen frei zu werden. Die Einschränkung besteht durch Vererbung und Anlage. Der Mensch lebt in der Zeit und kann nicht alles zugleich, sein Leben ist begrenzt, er muß sich beschränken, seine anlagemäßigen Werkzeuge legen ihm Fesseln an, die er nicht abzuwerfen vermag – trotz allem ist er sich seiner Freiheit bewußt.<sup>51</sup> Die Einschränkung besteht durch Herkunft und soziologische Bedingungen. Sie geben den Anlagen verschieden günstige Chancen. Auch hier läßt sich der geistige Mensch in aller Enge seine Freiheit nicht völlig nehmen.

Solche Haltung gegenüber dem Zwang der mannigfachen Chancen und Schranken ist die des einzelnen Menschen im Kampf um seine Verwirklichung. Ganz anders verhalte ich mich, wenn ich Tatsachen feststelle, um am Ende vielleicht Maßnahmen zu finden, welche den Gang der Auslese zugunsten der Besten sinnvoll lenken.

Tatsachen sind z.B. die soziologische Herkunft geistig hervorragender Menschen in bestimmten historischen Zeiten. Man kann fragen: aus welchen Kreisen stammen die hervorragenden Männer? Die berühmten Deutschen von 1700 bis 1860<sup>1, 52</sup> deren Dar-

<sup>1</sup> Nach *Maas*, Über die Herkunftsbedingungen der geistigen Führer, Arch. f. Sozialwissenschaft, Bd. 41.

stellung in der allgemeinen deutschen Biographie zwei Seiten oder mehr einnimmt, stammen zu 83,2 % aus den oberen Ständen, zu 16,8 % aus den niederen (Handwerker, Bauern, Proletarier). Von denen, die aus niederen Ständen kommen, werden 32,7% Künstler, 27,8% Akademiker, 14,6% Pfarrer, die übrigen Berufe beteiligen sich nur mit kleinen Zahlen. In jenen Jahrhunderten übertraf die Gesamtzahl der Menschen der niederen Stände die der höheren gewaltig. Die deutsche | Kultur wurde von einer Schicht einiger Zehntausende von Menschen gegenüber den Millionen der übrigen getragen. Würde man meinen, die höheren Begabungen kämen von Natur den oberen Schichten zu, so wäre das ein offener Irrtum. Man wird vielmehr schließen, daß bei den oberen Ständen die Bildungschancen, welche Voraussetzung höchster Leistungen sind, erheblich günstiger liegen als bei den niederen. Wenn man aber bei solchen Überlegungen voraussetzt, daß die Menschen der Anlage nach in allen Schichten gleich geboren würden, und der Unterschied nur auf einem Unterschied der Chancen beruhe, so wäre das voreilig. Wenn die biologischen Qualitäten durch die Art der Zuchtwahl bestimmt sind, so könnten auch anlagemäßige Unterschiede von soziologischen Schichten, die eine alte Herkunft haben, bestehen. Der Mensch wird seinem Wesen nach nicht einfach »geboren«. Es ist nicht gleichgültig, woher einer kommt. Alles Sein des Menschen ist ein Ganzes aus geborenem Eigenwesen und Geschichte. Kinder aus Familien, die eine durch Generationen hindurch überlieferte Bildung pflegen, sind als Erwachsene ursprünglich anders als alle übrigen. Was in der Kindheit verloren war, ist niemals nachzuholen. Wer etwa in der Kindheit vom Adel des Griechentums berührt wurde, hat in seiner Seele sein Leben lang ein Schwingen, eine Leichtigkeit, einen Sinn für Rang und die Anschauung geistiger Höhe, die ohne das vielleicht nie hätten entstehen können. Selbst größten geistigen Schöpfungen hängt ein Wesenszug dessen an, was der Mensch als Kind erfuhr. *Fichte* hat unfehlbar etwas Plebejisches trotz des hohen Schwunges seines Genies, der seinerseits wieder durch einen Zug von Fanatisierung und Engstirnigkeit an das Subalterne streift. Der Wert der Tradition ist keineswegs allein maßgebend für die Auslese, steht nicht einmal an bevorzugter Stelle. Aber dieser Wert der Tradition für das Wesen des Einzelnen darf nicht ignoriert bleiben, wenn man wahrhaftig und gerecht sein will. Heute wurde ein unersetzliches kostbares Gut dieser Tradition gleichgültig vertan. Man konnte verführende Sätze hören wie: »Das Vergangene war Glanz und Verhängnis. Jetzt handelt es sich um etwas, das alle verstehen, an dem alle Anteil nehmen.«<sup>258</sup> Mag sein und gewiß auch richtig! Eine bestimmte Tradition kann nicht Bedingung sein, wo der Mensch aus traditionsloser Herkunft zu sich selbst zu bringen ist. | Aber er wird an die Tradition herangebracht werden müssen, wenn er sie auch als Erwachsener anders verarbeiten wird, wie als Kind. Was jedoch »alle verstehen« ist gewiß nicht das ursprüngliche Wissenwollen. – Wenn, was aus dem Menschen wird, zum Teil durch eine lange, hartnäckige Erziehung bedingt ist, durch Übung in Generationen, durch die Tradition einer Kulturfamilie, so ist das Wesentliche nicht etwa der Schulbesuch, den man durch Institu-

99

100

tionen jedermann zugänglich machen kann, auch nicht die materiell glückliche Lage, daß der Mensch Gelegenheit zu allem möglichen hat und vielerlei nacheinander versuchen kann. Es ist vielmehr die Substanz einer gehaltvollen Strenge und Zucht. Nicht daß die Zugehörigkeit zu einer Familie als solche ein Wert sei, sondern sie wurde von solchen Menschen als Verpflichtung empfunden. Soziologische Gehobenheit garantiert dies durchaus nicht. In den gehobenen Schichten ist im letzten halben Jahrhundert der Materialismus des Vielerlei, die Sucht nach allem, ohne daß das Erstrebte Achtung einflößt, viel sichtbarer gewesen. Früher waren das protestantische Pfarrhaus, der Adel, das Patriziatum der Herkunftsbereich vieler hervorragender Menschen. Solche Erziehung läßt sich nicht »machen« und ausdenken.

Eine andere, allerdings schwer endgültig faßbare Tatsache ist die Eigenschaft des Durchschnitts oder der Masse.<sup>53</sup> Die Auslese findet jederzeit aus einer Masse statt, auch eine soziologisch herrschende Schicht ist in ihrer Gesamtheit eine Masse. Die Urteile über die Eigenschaften der Masse sind seit Jahrtausenden in erstaunlicher Einmütigkeit sehr ungünstig. Was die Begabung angeht, so hält die Mehrzahl der Menschen sich selbst für etwas vorzüglich Beanlagtes, und nur in Schwierigkeiten dient zur Entschuldigung, man sei dazu nicht beanlagt. Ansprüche einerseits, Entschuldigung andererseits hat man bezüglich des Geistigen bei der Mehrzahl zu erwarten. Die meisten wollen über ihre Kräfte hinaus gelten und anerkannt sein. Sie wollen etwa die Welt von Grund aus neu machen, meinen in ihrem unkritischen Denken, die Welt könne als Ganzes gerecht, harmonisch, glücklich sein. Statt sich selbst mit strenger Zucht wachsen zu lassen, ihre Sache zu tun, fliehen sie vor sich selbst und der Aufgabe und gehorchen einer Vorstellung, die sie Idee nennen, in der Ungeistigkeit kritikloser Ansprüche. – Es gibt nicht nur eine Solidarität der Interessen einer Klasse, sondern | ein instinktives gemeinsames Interesse der durchschnittlich Beanlagten. Die Masse ist Feind des Überragenden;<sup>54</sup> sofern sie im Bewußtsein eigener Unfähigkeit einen Führer in den Himmel hebt, um durch ihn alles zu nivellieren, wird sie ihn ebenso leicht auch wieder verraten. Die Gleichheit soll für die Instinkte des Durchschnitts auch die Geistigkeit und das Können betreffen. Allerdings gibt es Menschen, die sich ihrer Mängel bewußt werden und daraus Konsequenzen ziehen. Aber das ist gerade ein Zeichen des höheren Niveaus. Wer die geistige Triebkraft hat, kann durch schlechte Werkzeuge gehemmt werden, aber er darf, wenn sein Enthusiasmus nur echt ist und er opfern will, ihm folgen.

### 3. Die auswählenden Kräfte

Die Kräfte, die ohne jemandes Willen und Absicht die Auslese bestimmen und dadurch über den Gang der menschlichen Dinge tatsächlich entscheiden, sind schwer übersehbar. Einige Beispiele:

Der »freie Wettkampf«, in dem »der Tüchtigste sich durchsetzt«, ist früher als die natürlichste und günstigste Form der Auslese angenommen worden. Jedoch ist zu be-

denken, daß nach der Art des Erfolges, in bezug auf den der Wettkampf stattfindet, jeweils besondere Begabungen entscheiden, und daß Geistigkeit hier keine erheblichen Chancen hat. Wenn z.B. schließlich Examina entscheiden, so wählen sich diejenigen selbst aus und haben Erfolg, die die Bedingungen für ein umfangreiches Stoffwissen am ehesten erfüllen wollen und können. Wir haben unter Menschen, die sich autodidaktisch neben ihrem Berufe zum Abiturium vorbereiteten, dieses Examen bestanden, dann bis zum Doktor- und Staatsexamen kamen, auch solche gesehen, welche seelenlos sich einpauken, nie die Atmosphäre des Geistes spüren trotz encyclopädischen Wissens – Erfolgsmenschen, die sich selbst als Apparat benutzen.

Eine andere Weise indirekter Auslese geht von der herrschenden Weltanschauung eines Kreises aus, dem anzugehören vorteilhaft ist. Wer darin zur Geltung kommen möchte, gibt sich unwillkürlich innerlich und äußerlich die erforderliche Haltung und Anschauungsart. Was man sein möchte, wird man bald wirklich. Und diejenigen, welche der weltanschaulichen Schätzung am meisten entsprechen, machen die beste Karriere. | Auch hier sind spezifische Begabungen (zum Drill, zur Willfähigkeit, zur 102  
Forschheit, zur unentschiedenen Konzilianz je nach der Schicht, der man gefallen muß) entscheidend, nicht eine Geistigkeit.

In diesen beiden Weisen indirekter Auslese kommt zur Geltung die Anziehungskraft oder das Fehlen von Prämien auf geistige Leistungen. Solange Geistigkeit nicht mit einem Vorteil verknüpft ist, solange z.B. auf wissenschaftliche Leistungen keine gesellschaftliche und ökonomische Prämie gesetzt ist, wenden sich nur diejenigen ihnen zu, welche den unbedingten Willen dahin haben. In dem Maße jedoch, als Bildung und Wissenschaft zugleich Privilegien mit sich bringen, drängt die Masse der Menschen zu ihnen. Da fast jeder Mensch das will, was äußere Vorteile bringt und Ansehen gibt, da die meisten insofern über ihre Kräfte hinauswollen, so werden durch die Prämien keineswegs die eigentlich geistigen Kräfte bevorzugt, sondern die Energien, die imstande sind, die Äußerlichkeiten geistiger Erscheinung erfolgreich zu zeigen. Es werden die Menschen bevorzugt, denen nichts an sich gilt, die nicht Muße und Kontemplation, sondern nur Arbeit und Amusement kennen, denen alles nur Stufe und Trittbrett, und denen das letzte Motiv die soziale und ökonomische Prämie auf den Erfolg ist – ins Endlose.

Wenn man solche Auswahlmechanismen vergegenwärtigt, kann man wohl pessimistisch denken. Sieht man dagegen auf den Zufall der Geburt, so wächst die Dringlichkeit der Aufgabe, die rechten Menschen für das Studium zu gewinnen und auszuwählen. Man macht dann leicht und schnell die Voraussetzung, die Auswahl solle nach Begabung geschehen, und diese müsse bei den Einzelnen objektiv festgestellt werden, so daß die Auslese direkt und willentlich, nicht indirekt und zufällig geschehe.

Jedenfalls nicht auswählbar und bestimmbar sind die *großen Einzelnen*. »So ist es ausgemacht, daß, wenn auch das gewöhnliche Talent meßbar sein mag, das ungewöhnliche nur schwer gemessen werden kann, das Genie vollends gar nicht.«

(Grimm.)<sup>57</sup> Es ist für die Großen, welche immer zunächst im Gegensatz zu Umwelt und Zeit existieren, wünschenswert, daß die Institutionen nicht ganz durchgreifend werden, daß Lücken bleiben, daß noch ganz unberechenbare Lebensläufe möglich sind, daß Menschen noch auf eigene Gefahr Neues wagen können. Eine vollkommene Organisation und Auswahl aller Menschen, welche eine dauernd vorgeschriebene Arbeit für die betreffenden Ziele mit sich brächte, würde bald zur Erstarrung führen.<sup>59</sup> Der Geist könnte nicht mehr existieren. Alles würde absolut und endgültig durch die Institutionen bestimmt.

Sehen wir von den großen Menschen ab, die die Härte des Daseins mehr als andere zu spüren haben, die überall um ihre Existenz kämpfen, da diese in keine vorgefundene Form paßt, von diesen Menschen, die »von je verlästert und verbrannt«<sup>59</sup> waren, so bleibt doch die Frage der Auswahl als eine sinnvolle bestehen, sofern sie relative Erfolge haben kann und sofern sie soziologisch unvermeidlich ist.

Aber man darf nicht vergessen: jede Auswahl ist irgendwo ein Unrecht. Man denkt sich, wenn man willentlich eingreift, man wolle das Unrecht vermeiden. Indem man dies auf der einen Seite tut, führt man unvermeidlich neues Unrecht ein.

Angesichts der Unmöglichkeit einer reinen Lösung der Auslesefrage ist es notwendig, die Scheu und damit die Offenheit für menschliches Wesen zu behalten. Wer durch seine Entschlüsse und Urteile an der Auslese beteiligt ist, muß die ganze Verantwortung fühlen, daß er nicht zur Hemmung werde für die wenigen Besten und nicht zum Helfer des Durchschnittlichen und Untergeordneten, des Streberhaften und Anspruchsvollen, des Scheinhaften und Unechten.

Es gibt folgende Arten der bewußten Auslese:

1. durch Examina,
2. durch persönliche Auswahl seitens einer übergeordneten Persönlichkeit,
3. durch Wahl von unten seitens einer formal begrenzbaren Gruppe von Menschen.

1. Examina sind entweder *Zulassungsprüfungen*, die entscheiden, ob jemand für ein Studium qualifiziert ist, oder *Schlußexamina*, die dem Einzelnen nach erfolgter Ausbildung die Erreichung des Zieles bestätigen. Wenn es sich um eine Bevölkerungsmasse handelt, aus der nur eine kleine Anzahl ausgelesen werden soll zur Ermöglichung des Besuchs einer höheren Schule und der Universität, so hat für manche der Gedanke etwas Faszinierendes, daß man auf psychologisch-|experimentellem Wege die Besten objektiv feststellen könne. Die Begabung festzustellen, bevor die Erziehung einsetzt, im voraus zu sagen, was aus einem Menschen werden kann, das müßte von höchster Bedeutung sein. Jedoch was läßt sich so prüfen? Vortrefflich die Vorbedingungen der Intelligenz, innerhalb gewisser Grenzen auch die Intelligenz, nicht mehr; die Leistungsfähigkeiten und Werkzeuge, dagegen nicht Geist, nicht schöpferische Möglichkeiten, nicht Wille und Opferbereitschaft. Würde eine solche Auslesemaschine verwirklicht und würde dadurch entschieden, was aus einem Menschen werden soll, so

wäre der äußerste Gegensatz zur Freiheit der eigenen Wahl – die im Geistigen immer erhalten bleiben muß – erreicht. Es wäre etwas erreicht, das ebenso zwangsläufig wäre wie die vererbten Begabungseigenschaften, aber unerträglicher, weil nicht vom geheimnisvollen Schicksal, sondern von Menschen, und wahrscheinlich meistens von nicht genügend legitimierten, abhängig. In Verbindung mit dem Urteil vertrauenerweckender Persönlichkeiten wird die Anwendung experimenteller Prüfungen nur dort mit zu Rate gezogen werden müssen, wo auf diesem Wege feststellbare Leistungsfähigkeiten für den Beruf wesentlich sind, zu dem die Auslese zu vollziehen ist.

Auslese durch Zulassung schon in den früheren Stadien der höheren Bildung, die jedenfalls heute noch nicht der gesamten Bevölkerung, sondern nur einer Minorität zuteil werden kann, ist unumgänglich. Wenn man freie Bahn für jeden Tüchtigen fordert, so heißt das, man solle die Tüchtigen aus der gesamten Bevölkerung, nicht aber nur aus einzelnen Schichten zu ihrem Recht kommen lassen. Es heißt zugleich, daß nicht durch schlechte Prüfungsinstitutionen, welche vielleicht ganz spezifische Begabungen voraussetzen, die Tüchtigen ausgeschaltet werden. Denn Institutionen, die Bedingungen schaffen, schaffen zugleich Hemmungen, und dies um so mehr, je weniger für jedermann faßlich der eigentlich geistige Wert ist. Es könnte sein, daß Prüfbarkeit nicht für jede Begabung besteht, daß es für alles Geistige eines Spielraums der subjektiven freien Beweglichkeit bedarf, und daß jede Art von Institutionen, je zwangsläufiger ihre Wirkung ist, desto mehr die Tendenz hat, das eigentlich Geistige auszuschalten.

Die *Schlußexamina* haben wieder einen doppelten Sinn. Entweder sind sie bloße Bestätigung des Erwerbs der | notwendigen Kenntnisse, die normalerweise nach Ablauf der üblichen Studienjahre gewonnen sind, wobei dann nur sehr wenige, ganz ungeeignete und faule endgültig durchfallen. Oder diese Examina bedeuten eine wirkliche Auslese, d.h. von vielen Zugelassenen fällt eine große Anzahl durch, und zwar endgültig, nur die Besten, eventuell eine vorher bestimmte Anzahl (*numerus clausus*) bestehen das Examen.

105

2. Von einer Persönlichkeit ausgehende Auslese kann schwer institutionell gemacht werden, weil nur wenige Menschen die zum Auswählen nötigen Qualitäten haben. Der Monarch, der seine Ratgeber wählt, der Lehrer, der seine nächsten Schüler wählt, der Kurator einer Universität, der berufsmäßig die hervorragendsten Persönlichkeiten zu entdecken hätte, wären Beispiele. Die persönliche Auswahl ist die sicherste und gerechteste, diejenige, welche die tiefstliegenden, nicht meßbar zu machenden Qualitäten trifft – wenn der seltene Fall einer Persönlichkeit da ist, die diese eigentümliche, innerlich dienende Haltung hat, ohne eigenen Anspruch dem objektiven Sinn für Niveau und Geistigkeit und für die vielen besonderen Fähigkeiten in sich restlose Auswirkung zu geben. Jedoch fast immer wird dieser persönliche Faktor, der an sich der objektivste wäre, durch fremde Motive verdrängt. Wenn die persönliche Beurteilung von seiten Einzelner institutionell zu einer Sache vieler Amtsinhaber gemacht wird, so ist die Tendenz, daß die Auswahl die Mittelmäßigkeit trifft. Es sind im-



mer nur begnadete Einzelne gewesen, die einen sicheren Blick für die Substantialität des Menschen hatten und daher wirklich auswählen konnten. Der Professor neigt dazu, seine Schüler und Kreaturen zu bevorzugen, ihm selbst Überlegene, Geistigere instinktiv nicht zur Geltung kommen zu lassen. Wenn andere, seltenere Professoren sich dann diese Gefahren klar machen, selbst aber auswählen müssen, so neigen sie wohl dazu, in umgekehrter Unsachlichkeit sich selbst zu bekämpfen, ihre Verehrungen und Sympathien geradezu als Gegenmotive wirken zu lassen, diejenigen zu wählen, die sie eigentlich nicht wollen, so daß die Auswahl wiederum ganz schlecht, ja unbegreiflich wird. Schließlich – und das ist wohl heute das häufigste – wirken als Motive zur Auswahl Bedürfnisfragen. Die Menschen werden im Grunde genommen nur als Mittel angesehen. Jedes persönlich geformte Interesse, das die unvermeidliche Gestalt des | geistigen Lebens ist, wird als unsachlich zur Seite geschoben, nicht zugunsten einer höheren Sache, sondern zugunsten handgreiflicher äußerlich faßlicher Merkmale der Eignung für die Erfüllung eines Bedürfnisses.

Es ist gelegentlich ein Glücksfall, wenn, etwa in einer Klinik, der Chef in Wechselwirkung mit Oberarzt und Ärzten, die sein Vertrauen gewonnen haben, eine undefinierbare Kunst der Menschenwahl unmerklich verwirklicht. Dann kann ein Geist des Hauses entstehen. Stillschweigend verschwinden die Taktlosen und Ungeeigneten, dem Eigenen wird Spielraum gegeben. Es herrscht eine Stimmung des Anstandes und der Verlässlichkeit. Glück und die Autorität eines Einzelnen vermögen so etwas zu schaffen als den Raum geistig herrschender Bewegungen. Viel eher gelingt es, den Geist einer Klinik zu schaffen als den einer ganzen Universität, eher den Geist eines Seminars als den einer Fakultät.

Wer in die Lage kommt, persönlich eine Wahl treffen zu müssen, darf sich sagen: es sind in erster Linie vorliegende Leistungen in innerer Vergegenwärtigung nach ihrem Gehalt zu erspüren. Dann ist die Erfahrung in der Kommunikation wesentlich, die Diskussionsweise. Beide Erfahrungen gelingen leicht bei solidarischer Geistesartung, aber sie werden schwer und verlieren den zwingenden Charakter bei fremden, noch nicht verstandenen geistigen Impulsen. Der Kontakt in der Sache, die Beschwingtheit in gemeinsamer Idee bleibt aus, aber vielleicht ist doch durch Vernunft von ferne zu hören, daß dort etwas Wesentliches ist. Jedenfalls hat der Wählende sich aufzuschließen und nicht sich bequem auf das Verwandte zu beschränken. Dabei ist die physiognomische Anschauung bis zur graphologischen Erhellung nächst der Objektivität der geistigen Leistung nicht zu vernachlässigen.

3. Eine dritte Möglichkeit der Auswahl wäre die Wahl durch Majorität durch eine Gruppe, die ihren Lehrer wählt, oder die sich durch neue Glieder ergänzt. Diese Form ist wiederum unvermeidlich für Korporationen. Das Wählen der eigenen Lehrer aber (z.B. Wahl der Professoren durch Abstimmung seitens der Studenten) ist nicht notwendig. Eigentlich kann nichts Gutes dabei herauskommen, wenn jemand den wählt, der etwa im Examen über ihn zu Gericht sitzen wird. Man wird neigen, so zu wählen, daß

man möglichst gelinde durchkommt. Dann | werden Schüler immer solche Qualitäten auswählen, die ihnen in die Augen stechen: erotische Eigenschaften, die unbewußt wahrgenommen sind, Fähigkeiten didaktisch-organisatorischer Art, Demagogeneigenschaften. Die Majorität entscheidet nach Qualitäten der »Blender«. Wohl hat gute Jugend den unbestechlichen Sinn dafür, ob der Lehrer etwas kann, ob er souverän ist, ob man bei ihm etwas lernen könne, ja auch gerade für den geistigen Rang. Sie hat den Instinkt für das Echte. Aber diese Jugend wird bei Wahlen nur selten die Majorität besitzen.

107

Diese drei Auslesetechniken – Examina, persönliche Wahl, Wahl durch Majoritäten – haben also alle ihre Mängel. Sie sind ebenso unvermeidlich wie unzuverlässig. Man wird sie ihrer absoluten Endgültigkeit berauben müssen und immer wieder Raum lassen für neue Chancen. Aber man wird nicht darum herumkommen, in den Examinas etwas für den Erwerb oder Nichterwerb von Berechtigungen Endgültiges anerkennen zu müssen. Für den Sinn der Universität kommt es nur darauf an, dabei die Chance für die geistig aktiven Menschen zu steigern. Das kann nur indirekt geschehen durch die Art der Examina. Es kann nicht genug Sorgfalt auf die immer sinnvollere und bessere Gestaltung der Examina verwendet werden. Dadurch sollen die institutionell geschaffenen Situationen für die Auslese unmerklich zur Wirksamkeit kommen:

Der Gang durch eine lange Reihe von Examinas, in der Schritt für Schritt das Ziel erreicht wird, hilft dem Durchschnitt der Unselbständigen. Examinas als Abschluß eines langen freien Studiums sind Sache der geistig Ursprünglichen. Die Universität fördert diese, indem sie den Anspruch an ihre Studenten erhebt, sie sollen selbständige Jünglinge und Männer sein, sich selber führen können. Sie sind reif und brauchen keinen Meister, weil sie sich selbst in die Hand genommen haben. Sie hören Lehren, Gesichtspunkte, Orientierungen, Tatsachen, Ratschläge, um selber zu prüfen und zu entscheiden. Wer einen Führer sucht, geht zu Unrecht in die Welt der Universitätsidee. Die eigentlichen Studenten haben Initiative, sie vermögen sich selbst Aufgaben zu stellen. Sie können geistig arbeiten und wissen, was Arbeit heißt. Sie sind Einzelne, die in Kommunikation wachsen. Sie sind nicht das Volk, nicht der Durchschnitt, nicht eine Masse, sondern zahlreiche Einzelne, die es auf sich hin wagen. Es ist dies zugleich Wirklichkeit und notwendige | Fiktion. Es ist der unerreichbare Maßstab und doch der Aufschwung, in dem ein jeder sich zum Höchsten berufen fühlen darf.

108

Am Ende steht das Examen. Die Gestaltung dieses Examens ist von der größten Bedeutung. Es soll im Grunde feststellen, was schon geschehen ist: die Auslese, die der Studierende selber an sich durch den Gebrauch seiner Freiheit vollzogen hat. Die Universität wäre nicht mehr Hochschule, wenn eine durch Berechtigungen ausgewählte Anzahl von Studierenden schulmäßig kontrolliert bis zum Ende des Studiums den sicheren Weg hätte. Vielmehr ist das Wesen der Hochschule, daß die Auswahl im Gang des Studiums durch den je Einzelnen erfolgen muß unter der Gefahr, am Ende nichts gelernt zu haben und nichts zu können. Diese Auswahl durch die geistige und insti-

tutionelle Situation zu gestalten, ist das ernsteste und am Ende nicht rein lösbares Problem.

Das Greifbarste ist die Gestaltung der Prüfungen. Diese müssen gegenüber dem bisher Üblichen sowohl vereinfacht als auch erweitert werden: vereinfacht durch Stoffbeschränkung und Verminderung ihrer Zahl, erweitert durch Erfassen der gesamten geistigen Energien, des Urteils und Könnens der Persönlichkeit.

Auf jedem Gebiet muß die Prüfung zugleich dem Beruf angemessen sein, für den sie stattfindet. Bisher sind die Prüfungen der Juristen vielleicht die besten, die der Mediziner die fragwürdigsten. Damit steht im Zusammenhang, daß bei den medizinischen Prüfungen auf die Dauer niemand durchfällt, die Gefahr also eigentlich ausgeschlossen, damit die Auslese aufgehoben ist.

Die Prüfungen brauchen als wesentlichen Unterbau anschauliche Zeugnisse über Leistungen und Verhalten in Seminaren und anderer Gemeinschaftsarbeit. Bloße Fleißzeugnisse und Noten sind gleichgültig; es muß sichtbar sein, worin die Leistung bestand. Gute Arbeiten sind mit einzureichen.

In den Prüfungen ist außer den Kenntnissen vor allem das Verhalten und die Leistung bei Lösung von Aufgaben zu beobachten, die Weise methodischen Operierens, das Sehenkönnen, die Fähigkeit der zur jeweiligen Sache gehörenden Art des Sprechens und Schreibens.

109 | Die Anforderungen können sich wandeln nach der Zahl der Bewerber und der der jeweils notwendigen Berufsanwärter. Bei hohen Leistungen vieler wird die Auslese ein höheres Niveau treffen. Immer muß es ein Wagnis bleiben derer, die diesen Lebensweg gehen, daß sie die Prüfung am Ende nicht bestehen.

Die Prüfungen sind stofflich in weitem Spielraum von der Wahl des Prüflings abhängig. Die Fiktion enzyklopädischer Kenntnisse ist preiszugeben. Es ist dafür zu sorgen, daß nicht gegen die Freiheit des Studierens doch unmerklich eine Schematik prüfender Dozenten Herr wird, so daß der Prüfling an Kolleghefte, Teilnahme an Übungen seiner Examinatoren gebunden wird.

Es ist eine bewußte Prüfungstechnik für Hochschulzwecke zu entwickeln in fortdauernder gegenseitiger Mitteilung von Erfahrungen und Gesichtspunkten. Wenn auch hier das Wichtigste die Kunst des Examinators ist, so ist doch bewußte Entfaltung möglich. Psychologie und Philosophie der geistigen Arbeit müssen das Wesen der für die geistigen Berufe geborenen und erzogenen Persönlichkeiten ständig vor Augen halten.

Schließlich: Prüfungen, Zeugnisse müssen so selten wie möglich sein.<sup>260</sup> Sie zu häufen, macht ihre Handhabung verantwortungslos. Wenn sie wenige sind, können sie mit vollem Ernst und Gründlichkeit vollzogen werden. Der Leerlauf von Prüfungen und Zeugnissen bei quantitativ übermäßigen Anforderungen ist ergebnislos, weil diese Prüfungen keine wirkliche Auslese mehr vollziehen helfen. Sie belasten trotz Leerlaufs die Kräfte der Forscher unverhältnismäßig stark und senken damit das Niveau geistigen Lebens.

## NEUNTES KAPITEL

### STAAT UND GESELLSCHAFT

Die Universität besteht durch den Staat. Ihr Dasein ist politisch abhängig. Sie kann nur leben, wo und wie der Staat es will. Der Staat ermöglicht die Universität und schützt sie.

#### *1. Der staatsfreie Raum*

Die Universität verdankt ihre Wirklichkeit einer politischen Welt, in der der Grundwille herrscht, daß in ihr irgendwo eine reine, unabhängige, unbeeinflusste Wahrheitsforschung statt|finde. Der Staat will die Universität, weil er sein eigenes Dasein gefördert weiß, wenn in ihm der reinen Wahrheit irgendwo auch rein gedient wird. Dagegen würde ein Staat, der keine Selbsteinschränkung seiner eigenen Macht zuläßt, der vielmehr Angst hat vor den Folgen der reinen Wahrheitsforschung für seine Macht, niemals eine echte Universität zulassen. 110

Der Staat duldet und schützt die Universität als einen aus seiner Machtwirkung ausgesparten Raum, den er gegen andere Machteinwirkungen sichert. Hier soll das hellste Bewußtsein der Zeit wirklich werden. Hier sollen Menschen leben, die keine Verantwortung haben für das gegenwärtige Tun der Tagespolitik, weil sie allein und uneingeschränkt die Verantwortung für das Werden der Wahrheit haben. Es ist ein Raum außerhalb der Welt des Handelns, aber durchdrungen von den Realitäten dieser Welt, die in ihm zum Gegenstand der Forschung werden. Hier ist Wirklichkeitsnähe nicht durch Handeln, sondern durch Erkennen. Wertung und Handeln sind suspendiert zugunsten der Reinheit der Wahrheitsidee.

Der Sinn eines Lebens im Raum außerhalb des Handelns ist nur wirklich, wenn dieses Leben von der Leidenschaft des Erkennens getragen wird. Dann ist es ein inneres Handeln, in Höhepunkten von vollendeter Disziplin des selbstbeherrschten Menschen. Aber die Erlaubnis zu diesem Leben verführt zu Ableitungen, die jederzeit stattfinden und die Atmosphäre des geistigen Tuns trüben. Die Suspension der aktuellen Wertungen führt zur Gleichgültigkeit des Neutralen. Statt suspendiertem Handeln herrscht Bequemlichkeit. Die Vorsicht des Geistigen wird zur Angst des Ruhebedürftigen.

#### *2. Die Verwandlung der Universität mit Staat und Gesellschaft*

Der Staat gibt die Rechte und die Mittel für das Universitätsleben einmal zu Forschungszwecken, damit ein für alle stellvertretendes, kontemplatives Erkennen stattfinde, dann aber, damit Berufe der Gesellschaft hier ihre geistige Nahrung, ihre Bildung und Erziehung und die wissenschaftlichen Erkenntnisse finden, die sie praktisch

brauchen. So dient die Universität jederzeit dem Staat und der Gesellschaft. Daher wandelt sich ihre Erscheinung mit den Wandlungen der Gesellschaft und der Berufe.

III | Im Mittelalter mußten die Kleriker ausgebildet werden, später die Staatsbeamten, die Ärzte und Lehrer. Die technische Rationalisierung seit dem 17. Jahrhundert verlangte spezialistische Fachausbildung mit dem Ziel des Erwerbes eines nützlichen Könnens und einer Routine, während früher Gotteserkenntnis, Theologie und Philosophie alles beherrschten. Das aus soziologischen Gründen unausweichliche Frauenstudium<sup>101</sup> gab zuletzt der Universität eine neue Farbe. Die Zahl der zum Universitätsstudium drängenden Berufe wuchs im letzten halben Jahrhundert ständig. Die Frequenz der Studierenden, vom Willen aller Beteiligten unabhängig, ist von Bedeutung für die innere Haltung der Glieder der Universität und die den Geist bestimmende Kommunikation zwischen Schüler und Lehrer. Unmerklich hat sich die Gestalt der Universität im 19. Jahrhundert bis zum ersten Weltkrieg und noch stärker nach ihm gewandelt allein durch Vervielfachung der Frequenz.<sup>261</sup> Mit der Massenwirkung nahm der Verschulungsprozeß zu.

Die Gesellschaft wirkt auf den Geist der Universitäten auch direkt und willkürlich durch die staatliche Verwaltung. Die Abhängigkeit der Universität gegenüber dem Staat hat in der Geschichte sehr gewechselt. Nur in Höhepunkten des Staats- und Universitätslebens kann uneingeschränkt *Humboldts* Wort gelten: »Der Staat muß sich immer bewußt bleiben, daß die Sache an sich ohne ihn viel besser gehen würde.«<sup>262</sup> Im Mittelalter bestanden die Universitäten als durch Stiftungen begründete, durch Papst oder Kaiser autorisierte Korporationen, manchmal von europäischer Geltung. Dann sanken sie in die Enge des Territorialstaats, der seine Landeskinder hier zu gesinnungstüchtigen Beamten prägte. Erst mit dem 18. Jahrhundert gewann die Universität wieder als nationale einen weiteren Horizont. Die Professoren und Studenten kamen nun aus dem gesamten deutschen Sprachgebiet, wenn auch die Verwaltung in den Händen der Einzelstaaten blieb. Dem Staat gegenüber, dem die Universitäten zu Dank verpflichtet sind, haben sie doch zugleich ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen. Lehrfreiheit ist erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wirklich errungen worden, hatte jedoch noch insofern eine Grenze, als gewisse politische und weltanschauliche Gesinnungen zum Ausschluß aus der Dozentenkarriere führten, und wird wieder in Frage gestellt, wenn paritätische Vertretung | von Weltanschauungen an der Universität gefordert wird,<sup>263</sup> während die Idee nur Erkenntnisleistungen – auf welchem weltanschaulichen Boden auch immer – berücksichtigt. Bevorzugung gewisser Gesinnungen bei staatlichen Eingriffen ist die Gefahr bei jeder Staatsverfassung, sie wirkte sich im monarchischen Deutschland aus und noch im parlamentarischen – aber hier wenig und nur in Grenzfällen. Sie geht bei jeder diktatorischen, radikalen Regierung bis zur Gewaltsamkeit.

Unter den gesellschaftlichen und staatlichen Einwirkungen wird die Universität umgeformt. Hinter der Mannigfaltigkeit der Gestalten steht aber als ewige Idee die ei-

gentliche Geistigkeit, die hier Verwirklichung finden soll. Diese Substanz ist immer in Gefahr, verlorenzugehen. Der Kampf zwischen dem philosophischen Geiste der Wissenschaft und den wechselnden Anforderungen der Gesellschaft führt einmal zu Konkretisierungen der Idee von geschichtlicher Einmaligkeit, dann wieder zum Unterliegen des Geistes. Daher wechseln in der Entwicklung der Universität Zeiten der Öde und Zeiten des Blühens. Die Universität verliert sich in der Befriedigung der an sie herantretenden Forderungen, so in der Verschulung, mit der sie dem Willen der Durchschnittsmasse entgegenkommt. – Wechselnd ist auch die Geltung, die die Universität in der Gesellschaft hat. Einen Einfluß hatten die deutschen Universitäten auf den Geist der Nation in der ersten Hälfte und noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Ihre Leistungen nicht nur imponierten, sondern auch die geistige Haltung mancher Professoren, aus der ihre Wissenschaft und ihr Leben kamen, und in der die Nation sich selbst erkannte. Von der moralischen Tat der Göttinger Sieben,<sup>104</sup> die ihre Existenz für Wahrhaftigkeit und Eidtreue opferten, fiel ein Glanz auf alle Universitätsprofessoren. Die an der Universität geschaffene Philosophie von *Kant* bis *Hegel* prägte eine Zeitlang die gesamte Bildung und gab den akademischen Berufen überall Schwung. Arzt und Lehrer, Beamter und Pfarrer waren sich des Sinns ihres Tuns gewiß und sahen ihr Leben in einer umfassenden Weltanschauung. Die Geltung der Universitäten hat seitdem gewaltig abgenommen, zum Teil, weil überhaupt alle Geltungen geistiger Herkunft schwanden, zum Teil, weil sie selbst die hohe Geistigkeit nicht mehr zeigten, und weil sie trotz zahlreicher fachwissenschaftlicher Entdeckungen doch in der Weltanschauung | nicht mehr führend, nicht mehr Ausdruck der Bewegungen der Zeit waren, und schließlich auch, weil sie dem Staat sich so sehr ergeben hatten, daß eine weithin sichtbare sittliche Haltung unter den Professoren verloren war. Denn für die verehrungswürdigen Männer einsamen, unbestechlichen Wahrheitsforschens hatte die Menge kein Interesse.

113

### 3. *Der Sinn der staatlichen Verwaltung*

Die Universität ist eine sich selbst verwaltende Korporation – eine Körperschaft öffentlichen Rechtes –, aber sie untersteht zugleich dem Willen des Staats, durch den sie und in dessen Schutz sie ihr Dasein hat. Dadurch hat sie ein rechtliches Doppelantlitz. Statt einer eindeutigen Lösung besteht eine Spannung. Es ist unmöglich, daß die Universität schlechthin selbständig, ein Staat im Staate, wird. Es ist jedoch möglich, daß die Universität zur Staatsanstalt herabgedrückt und damit ihres Wesens und ihres Eigenlebens beraubt wird.

In der Tat ist fast jederzeit eine Spannung, oft ein Kampf zwischen Staat und Universität. In diesem Kampf hat der Staat ohne weiteres die Übermacht. Die Universität ist auf ihn angewiesen. Er kann sie vernichten. Der Kampf kann daher immer nur ein geistiger sein. Die Initiative muß in dem durch die Universität zur Erscheinung kom-

menden Geiste liegen. Von ihm aus muß dem Staat klar werden, was der Staat eigentlich will. Mit List Politik zu treiben, ist der Universität nicht nur ungemäß, sondern verderblich. Sie muß offen zeigen, was sie ist und will. Ihre Sache kann allein durch Wahrheit ohne alle Macht erzwingen, daß der Staat ihr folgt. Statt des Kampfes geht dieser geistige Kampf vielmehr auf Kooperation von Staat und Universität.

Voraussetzung dieser Kooperation ist, daß der Staat die Verwirklichung der Universitätsidee will. Will er sie nicht, so wird nur im Verborgenen und ohne öffentliche Aktivität die Bereitschaft sich durchhalten können, sie wiederherzustellen, sobald nach einem Umsturz ein neuer Staat den besseren Willen hat. Oder bei längerer Dauer des negativen Staatswillens ist die Universität verloren.

114 | Für den Fall der Zusammenarbeit von Staat und Universität aber kann man den Sinn der staatlichen Verwaltung nach einigen Seiten konkreter zeigen.

Zunächst wird der Staat die Selbstverwaltung der Universität, die er will, auch rechtlich durch Formen anerkennen, die ihm die Universität anbietet und die er billigt. Die Korporation der Universität soll sich selbständig wissen. Der Professor ist nicht in erster Linie Beamter, sondern Korporationsmitglied. Ein Beamter ist Werkzeug zur Ausführung der politischen Entschlüsse der entscheidenden Stelle; er hat Gehorsamspflicht; oder er ist als Richter gebunden an die Gesetze, die er nur anzuwenden hat; sein Ethos ist verlässliche Ausführung ihm vorgegebener Weisungen. Dem Professor aber ist seine wesentliche Arbeit freigestellt; er ist verpflichtet zu eigenverantwortlicher Forschungstätigkeit, für die er bis hin zur Fragestellung alles eigenständig, ohne Einreden anderer, tut. Nur eine sachliche Notwendigkeit entscheidet, die niemand von außen vorher wissen oder unmittelbar nach einer Leistung schon objektiv nachprüfen und sogleich für immer beurteilen kann. Der Professor soll sich als Forscher und Lehrer auch in erster Linie nie als Korporationsmitglied, nicht als Beamter fühlen. Er legt bei Amtsantritt nicht nur den Beamteneid, sondern ein kollegiales Solidaritätsgelöbnis ab. Er hat Schweigepflicht über die Vorgänge innerhalb der Korporation auch dem Staat gegenüber, dem auf dessen Fragen zwar restlose Offenheit, aber nur auf dem Wege über die Gesamtkorporation, zuteil wird. Jedes geheime Verhandeln einzelner mit dem Staate in Universitätsangelegenheiten ist ehrlos, das Beeinflussen der Entscheidungen durch persönliche Beziehung zum Staatsbeamten ist intrigant. Beides verstößt gegen das Solidaritätsgelübde. Der vornehme staatliche Verwaltungsbeamte verschmäht solche Wege. Auch versagt er sich etwa das Recht zur Teilnahme an einer Fakultätssitzung oder Senatssitzung. Das Disziplinarverfahren gegen Professoren sollte nicht wie ein Verfahren gegen einen Beamten seitens des Staats, sondern gegen ein auszuschließendes Mitglied seitens der Korporation stattfinden. Habilitationen vollzieht die Korporation als Akte der Kooptation in ihren Körper, Berufungen geschehen auf ihre Vorschläge, an diese gebunden, durch den Staat. Promotionen sind ihr eigenes Recht.

115 | Dieser Selbständigkeit der Korporation gegenüber verhält sich aber die staatliche Verwaltung durch eine ihrem Sinne nach allgegenwärtige Aufsicht. Diese Aufsicht

wird von der Korporation anerkannt. Sie lehnt den Staat, von dem sie restlos abhängig ist, weder als notwendiges Übel im geheimen ab, noch gibt sie sich jedem Staatswillen einfach gehorsam hin. Sie hat Vertrauen zur Staatsaufsicht, sofern sie klar hervorbringt, was wahr ist. Ohne dies Vertrauen ist Unheil im Werden. Die Aufsicht dient dem eigenen Wohl der Universität, wenn diese in Handlungen ihre Idee verläßt. Die Aufsicht wird ihr, wenn diese etwas der Universität Ungemäües will, zum Anlaß zur klaren Begründung und Darstellung der geistigen Notwendigkeiten. Denn der Staat will ja selbst die Idee, kann aber nur wissen, was er will, wenn die Universität es ihm zeigt, und diese weiß sich selbst nur, wenn sie sich zu geistiger Objektivität verwirklicht.

Die Aufsicht hat ihre Macht dadurch, daß jede Bewilligung materieller Mittel dem Staat zusteht, ferner durch die Entscheidung bei den Berufungen, durch Bewilligung der Errichtung von Lehrstühlen oder durch die Forderung, frei gewordene Lehrstühle etwa eingehen zu lassen, durch die Bestätigung von Habilitationen, durch Genehmigung der Verfassungs- und Verwaltungsstatuten. Diese Macht nicht aus Willkür zu brauchen, sondern in letzter Führung durch die Idee der Universität, das vermag der Staatsbeamte nur, wenn er selber von der Idee, sie verstehend, ergriffen ist und sich in jedem konkreten Fall vor ihrer Wirklichkeit sieht, die in den Darstellungen der Universität sich ihm geistig aufzwingt. Der Staat ist je durch Beamte vertreten, auf deren Persönlichkeit alles ankommt. Es sind Minister oder Hochschulreferenten. In glücklichem Falle ist es eine durch längere Zeit hindurch entscheidende Persönlichkeit.

Verwaltung der Universitäten ist ein hoher Beruf. Wenn ich mir die Berufsidee eines Mannes, dem Universitäten anvertraut sind, zu vergegenwärtigen suche, so sehe ich als entscheidend seinen Sinn für geistigen Rang, die Gesinnung der Pflege der geistig schaffenden Menschen wie kostbarer Pflanzen. Bei seiner Einstellung innerer Unterordnung unter die geistige Lebendigkeit, die nicht zu machen, nur zu finden und zu pflegen ist, muß seine Bereitschaft bestehen, bei Wirksamkeit unsachlicher Mo|tive jedem auch entgegentreten zu können. Die große Macht des Verwaltungsbeamten darf, wo es sich um die Pflege des Geistes handelt, der immer an Charakter und Existenz der Persönlichkeiten geknüpft ist, nur so gebraucht werden, daß der sittliche Charakter der Professoren niemals verführt wird. Das »System Althoff«,<sup>264</sup> das in der Schaffung von Instituten und anderen materiellen Dingen den äußeren Glanz der Universitäten gewaltig hob, hat für immer dieses Odium auf sich geladen, das System der Korruption der Professorencharaktere gewesen zu sein. Wenn man mit Menschenverachtung an die Professoren herankommt, sie unwürdig behandelt, sie in Lagen bringt, in denen ihnen ein verwerfliches Verhalten nahegelegt wird, wenn man Methoden der Politik in die Pflege der geistigen Welt trägt, so wird man die Menschen in der Richtung umformen, die den gehegten Erwartungen entspricht. Bloßer Sinn für äußerliche, augenblicklich sichtbare Erfolge, Machtbewußtsein und die Eitelkeit, in der Macht anerkannt zu werden, Verlangen von Dankbarkeit – das sind die eigentlichen Fehler beim Verwaltenden; Schmeichelei, Bereitwilligkeit, sich das Rückgrat in der



Jugend brechen zu lassen, um voranzukommen, sind die Fehler bei den Professoren. Der Idee nach wendet sich bei Offenheit in der Behandlung der Sachen der sittliche Charakter des Verwaltungsbeamten unter Voraussetzung hohen Niveaus an den sittlichen Charakter im Professor und umgekehrt. Daß Enttäuschungen häufig sind, ist nicht zu vermeiden. Aber der Geist einer Verwaltung wird durch die Erwartungen und Ziele bestimmt, nicht durch die Fälle von Enttäuschung.

Der Geist einer Persönlichkeit, die die Universität verwaltet, ist dem Sinne nach ein anderer als der der Professoren. Diese unpersönliche Sachlichkeit der gegenwärtigen Wirklichkeit gegenüber, verbunden mit dem Respekt vor jeder menschlichen Persönlichkeit, diese uneitle Befriedigung an der Blüte einer Welt, an der man nicht selbst teil hat, die man nicht selbst schafft, aber pflegt – und die von dieser Pflege abhängig ist –, diese scheue Prüfung geistigen Lebens, für das jeweils nach bestem Wissen Entscheidungen materieller Art getroffen werden müssen; all dieses verlangt eine hohe Souveränität. Professoren selbst können im allgemeinen nicht leisten, was hier verlangt wird. Sie sind in bestimmter Aufgabe tätig, leicht [sic] | Partei, selbst geistige Substanzen besonderer Art und interessiert, darum als Verwalter nicht souverän.<sup>265</sup> Es gibt natürlich Ausnahmen. Da aber die Aufgaben und zu fordernden Begabungen des Verwaltungsbeamten und des Professors ganz andere sind, so wird man im allgemeinen die Welt der Professoren nicht durch frühere Professoren verwalten lassen; juristisch vorgebildete Menschen, die zum Verwalten geboren sind und ihr Leben ursprünglich diesem Beruf gewidmet haben, wird man vorziehen. Wenn daher je aus Professorenkreisen der Wunsch auftauchen sollte, in der vorgesetzten Behörde wieder nur Professoren zu haben, so würde diesem Wunsche entschieden widersprochen werden müssen. Lebt der Verwaltungsbeamte am Ort der Universität, die er betreut, so wird es ein zweckmäßiger Usus sein, daß er niemals Vorlesungen halten darf. Er ist in eine andere Existenzsphäre gerückt.

Der Sinn der staatlichen Verwaltung als Staatsaufsicht gegenüber einer sich selbst verwaltenden Korporation ist es, die Entartungsmöglichkeiten, denen eine völlig selbständige Universität ausgesetzt ist, nicht zur Auswirkung kommen zu lassen. Korporationen neigen dazu, sich aus persönlichen Interessen und Furcht vor dem Überragenden zu verwandeln in Cliques monopolistischer Sicherung ihrer Durchschnittlichkeit. Bei Habilitationen und Berufungen sinken sie dann langsam, zunächst fast unmerklich, auf tieferes Niveau. Statt sich in diesen Kooptationen hinaufzuentwickeln, entgleiten sie ins Minderwertige. Vom Staate her kann der Verwaltungsbeamte, unterrichtet durch mannigfache Informationen, die Kräfte, die wirklich die besten sind, finden.

Gefährlich für die Universität wird die staatliche Verwaltung dann, wenn Staatsinteressen unmittelbar in das Universitätsleben eingreifen. Die Universitätsidee fordert, daß der Staat nichts verlangt, was sich unmittelbar auf ihn bezieht, sondern nur, was der Idee und damit indirekt dem Staat durch die Erziehung der Träger der Berufe dient. Daher ist es verhängnisvoll, wenn der Staat fordert, was auf politische Propaganda für

seine Zwecke hinausgeht. Niemals kann der Staat, ohne gegen den Sinn der Idee zu verstoßen, in den Inhalt der Lehre eingreifen. Es ist gefährlich für die Universität, aber unerlässlich, wenn der Staat politische Handlungen und | auch Worte unmittelbar politischer Relevanz bei Mitgliedern der Universität bekämpft und ahndet. 118

Weil der Staat seine Beamten, Ärzte, Pfarrer, Ingenieure, Chemiker usw. braucht, hat er ein Interesse an ihrer besten Ausbildung. Diese ist aber an der Universität zu entwerfen, vom Staat nur zu kontrollieren. Die Staatsexamina sind das Instrument, das entscheidend von der Universität selber ausgebildet und ausgeübt wird, solange die Universitätsidee herrscht. Auch hier kann die staatliche Verwaltung nicht in den wissenschaftlichen Inhalt eingreifen, außer im Sinne der Förderung durch Aufsicht in der Richtung des von der Universitätsidee selbst Geforderten.

#### 4. Das geistesaristokratische Prinzip

Der Amerikaner *Abraham Flexner*<sup>266</sup> schrieb 1930 (Die Universitäten, deutsche Übers. 1932, S. 241): »Die Demokratie ist keine geistige Möglichkeit, abgesehen von der Tatsache, daß jedes Individuum auf Grund seiner Fähigkeiten die Möglichkeit haben sollte, in die Geistesaristokratie aufgenommen zu werden, ohne irgendwelche anderen Rücksichten. Dieser Einstellung, daß die Universität im demokratischen Sinne zugänglich sein muß, wurde Deutschland (nach 1918) näher gebracht. Wird man ausreichende Maßnahmen finden, um die Mittelmäßigen und die Untauglichen auszuschließen? Es wäre nicht nur für Deutschland, sondern auch für die ganze übrige Welt ein trauriger Tag, wenn die deutsche soziale und politische Demokratie eines Tages keinen Platz mehr für eine Geistesaristokratie haben würde.«<sup>267</sup>

Es sind zwei Probleme: erstens das geistesaristokratische Prinzip, das innerhalb der Universität zu Abstufungen führt, zweitens die Duldung und Förderung einer Minorität durch das im Staatswillen wirksame Volk. Dieses letztere betonte *Flexner*. Es handelt sich um eine politische Frage.

Geistige Aristokratie ist nicht eine soziologische Aristokratie. Jeder dazu Geborene sollte den Weg zu den Studien finden. Diese Aristokratie ist Freiheit eigenen Ursprungs, begegnet beim Erbadel wie beim Arbeiter, bei Reichen und bei Armen, überall gleich selten. Sie kann nur eine Minorität sein.

| Die Majorität aber hat immer eine Abneigung gegenüber bevorzugten Einzelnen und bevorzugten Minoritätsgruppen. Der Haß ist groß gegen Reichtum, gegen Begabungsüberlegenheit, gegen Bildung, welche einer Tradition verdankt wird, am größten gegen gefühlte Wesensfremdheit, gegen das ursprüngliche Wissenwollen in seiner Unbedingtheit, von dem man selbst nicht bewegt ist und das in der Tat wie ein Adel den niedrigeren Menschen aufzufordern scheint, hinaanzuklimmen. Der Niedere kann es nicht, weil er nicht will, während der Edle den Edleren liebt, aus stiller Verehrung liebt, um die rechten Ansprüche an sich selbst zu stellen. 119

Daher ist die Situation, daß in einem sozialen Körper, in dem Majoritäten entscheiden, ein ständiger Ausscheidungsprozeß stattfindet. Instinktiv wird ursprüngliche Unbedingtheit des Geistes abgelehnt. Ein geheimes Bekenntnis ist: ein großer Mann ist ein öffentliches Unglück,<sup>268</sup> – das öffentliche Bekenntnis: wir brauchen Persönlichkeiten. Man will ein normales Format an Tüchtigkeit. Das Minderwertige fällt als unbrauchbar, der Größere wird stillschweigend ausgeschaltet, und zwar durch die zahllosen, kleinen, unbemerkten Handlungen der meisten. Wie also soll ein sozialer Körper, der von Majoritäten regiert wird, das Dasein der wenigen wünschen, welche ursprünglich wissen wollen und sie auf die Dauer auch nur zulassen? Im Mittelalter gab es den Vertretungsgedanken: der Denker kontemplierte die Gottheit zugleich in Vertretung der übrigen, deren Beruf sie zu anderen Tätigkeiten anhielt. Dieser Gedanke wäre wohl heutigen Massen fremd. Heute könnte vielleicht so gedacht werden: sofern noch geglaubt wird, daß Wissenschaft etwas sei, was sein solle (und wenigstens als Wissenschaftsaberglaube ist dieser Gedanke fast allgemein), so muß sie im sozialen Körper einen Platz haben, wo sie unabhängig von augenblicklicher Anwendbarkeit frei auf alle Gefahr hin ihre Wege versucht. Es ist die Frage, ob mit solcher Begründung der soziale Körper in seinem sonst unerbittlichen Aufsaugungsdrang allen Daseins und seinen Massenfunktionen, ob dieser Leviathan sich an einzelnen Stellen, so in der Frage der Wissenschaft, selbst einschränke, um einen Platz frei zu halten, damit an ihm geschehe, was er zwar nicht übersieht, aber von dem er am Ende auch Nutzen für sich selbst erwartet.

### | 5. *Wahrheitsforschung und Politik*

Politik gehört an die Universität nicht als Kampf,<sup>269</sup> sondern nur als Gegenstand der Forschung. Wo politischer Kampf an der Universität stattfindet, leidet die Idee der Universität Schaden. Daß das Dasein und die äußere Gestalt der Hochschule von politischen Entscheidungen abhängig sind und auf dem verlässlichen Staatswillen beruhen, bedeutet, daß innerhalb der Hochschule – diesem durch den Staatswillen freigegebenen Raum – nicht der praktische Kampf, nicht politische Propaganda, sondern allein das ursprüngliche Wahrheitssuchen seinen Ort hat.

Das bedeutet die Forderung der unbedingten Lehrfreiheit. Der Staat sichert an dieser Stelle einer Korporation das Recht, ohne Beeinflussung durch politischen Parteiwillen oder weltanschaulichen Zwang rein aus der Sache heraus den Versuch zu machen, die Wahrheit zu erforschen und zu lehren.

Lehrfreiheit ist ein Teil der Freiheit des Forschens und Denkens.<sup>270</sup> Denn diese sind angewiesen auf geistig kämpfende Kommunikation. Die öffentliche Mitteilung ist eine Bedingung dieser Kommunikation, die über die Welt hin die Sachkundigen und geistig Bereiten sucht. Durch den Staatswillen wird einer Anzahl durch die Generationen hin sich hörender Menschen Raum gegeben, in ihrer Arbeit auf lange Sicht Distanz zu den Dingen zu gewinnen, um sie zu erkennen. In der Erforschung der Natur des Men-

schen, des Geistes und seiner Geschichte sollen die äußersten Denkbareiten nicht nur in unverbindlichem, spielerischem, zufälligem und bald wieder vergessenem Zugriff von Einfällen, sondern in der Kontinuität geistiger Werke zur Erkenntnis kommen. Es soll auch in Zeiten geistiger Barbarisierung bewahrt werden, was in besserem Augenblick wieder für breite Schichten sich entfalten kann.

Die Bewährung dieser Freiheit geschieht, wo Menschen mit ihrer geistigen Aufgabe schicksalsmäßig eins werden. Ihnen wird im Zusammenhang mit dem Zeitalter die Erkenntnis möglich, wenn sie, gerade in der ursprünglichen und von ihnen zum Bewußtsein gebrachten Abhängigkeit ihres geschichtlichen Orts doch die Befreiung von den nahen und oberflächlichen Abhängigkeiten der Zeit gewinnen.

| Im Menschen ist ein Punkt des Besinnens, des eigentlichen Wahrheitssuchens, das als das verwickelte Getriebe geistiger Arbeit nicht Sache der gesamten Bevölkerung, sondern nur eines dazu berufenen kleinen Kreises sein kann. Es ist die Bildungsschicht in den Berufen, die auf Hochschulstudien gegründet sind. Diese allein kann den verstehenden und kritischen Widerhall für die Leistungen der Erkenntnis bringen. Nicht gefesselt zu einem unmittelbaren, den Massen greifbaren Dienst am Volke, sondern vom ganzen Volke gewollt als ein Dienst auf lange Sicht und in Vertretung für alle andern, hat dieses Wahrheitssuchen seine Lehrfreiheit. 121

Nicht jeder Staat hat den Willen zur Sicherung dieses staatsfreien Raumes der Lehrfreiheit im Interesse der Wahrheit. Ein Staat, der Wahrheit nicht ertragen kann, weil er auf verbrecherischen, daher verborgen zu haltenden Prinzipien und Realitäten beruht, kann die Wahrheit nicht wollen. Er ist Gegner der Universität und verbirgt zugleich diese Gegnerschaft, indem er unter dem Schein der Förderung sie langsam zerstört.

Die Lehrfreiheit bedeutet: die Forscher gehen die Wege ihrer Forschung und ihrer Lehre nach eigenem Ermessen. Die Staatsverwaltung bezieht sich nicht auf den Inhalt des wissenschaftlichen Tuns, dieser ist Sache des je Einzelnen. Der Staat schützt diese Freiheit sowohl gegen sich selber als auch gegen Eingriffe von anderer Seite. Lehrfreiheit steht in Analogie zur Religionsfreiheit. Sie wird nicht nur gegen den Staat, sondern durch den Staat nach allen Seiten gesichert.

Solche Lehrfreiheit kann jedoch nur bestehen, wenn die Forscher, die sie in Anspruch nehmen, sich ihres Sinns bewußt bleiben. Lehrfreiheit heißt nicht etwa das Recht zu beliebiger Meinungsäußerung. Wahrheit ist eine viel zu schwere und große Aufgabe, als daß sie verwechselt werden dürfte mit dem Inhalt unkritischer und leidenschaftlicher Meinungen in den Daseinsinteressen des gegenwärtigen Augenblicks. Die Lehrfreiheit besteht nur in wissenschaftlicher Absicht. Sie besteht in Bindung an Wahrheit. Keine praktische Zielsetzung, keine inhaltlich bestimmte Erziehungstendenz, keine politische Propaganda kann sich auf Lehrfreiheit berufen.

Nur äußerlich scheint Lehrfreiheit dasselbe zu bedeuten wie das Staatsbürgerrecht der freien Meinungsäußerung. Es könnte | sein, daß die Lehrfreiheit fortbestände bei Preisgabe jenes Staatsbürgerrechts. 122

Wer allgemein das Recht der freien Meinungsäußerung für sich in Anspruch nimmt, tut es als Staatsbürger vor dem Staat. Er kann aber nicht erwarten, darin auch als Dozent von der Universität unterstützt zu werden. Der Universitätslehrer hat den Anspruch, in jeder Veröffentlichung seiner aus dem Zusammenhang der Forschung in Gestalt eines geistigen Werkes hervorgehenden Wahrheitserkenntnis von seiner Korporation geschützt zu werden, nicht aber in zufälligen Redewendungen zu Tagesereignissen, in politischen Augenblicksurteilen, in Artikeln für die Tagespresse.<sup>271</sup> Er kann hier durch seine Lehrfreiheit keinen Vorrang vor jedem anderen Staatsbürger beanspruchen. Lehrfreiheit heißt Freiheit für Leben und Werk in der geistigen Gestalt der Gründlichkeit, Methodik und Systematik, heißt nicht Verantwortungsfreiheit in der Stellungnahme zu Tagesfragen. Lehrfreiheit besteht unter der Bedingung, nicht durch billige Meinungsäußerungen unter dann falschem Anspruch auf besondere Autorität in Tageskämpfe einzugreifen. Dem Glied einer Universität legt gerade seine eigentliche Lehrfreiheit Beschränkungen auf in bezug auf beliebige Meinungsäußerungen.<sup>272</sup>

Es ist wohl eine alte Tradition, daß Professoren politisieren. Sie ist im ganzen nicht rühmlich. Die großartigen Erscheinungen sind hier selten und nicht typisch. Die Göttinger Sieben ließen sich vertreiben nicht wegen einer politischen Gesinnung, sondern weil ihre Religion ihnen den geforderten Eidbruch verwehrte. *Max Weber* war eine einzige unnachahmliche Erscheinung. Seine politischen Äußerungen waren selber Glieder eines großen geistigen Werks. Sie wurden von demokratischen Zeitgenossen damals als »zu hoch« kritisiert: *Max Weber* könne nicht für Zeitungen schreiben. *Sokrates* hat in den Jahrzehnten des peloponnesischen Krieges bei den aufgewühlten Leidenschaften Athens nie zu aktuellen Fragen der Politik Stellung genommen (außer in der Frage nach der Schlacht bei den Arginusen, als sein Amt Stellungnahme verlangte<sup>273</sup> und er das ethische Prinzip in allem menschlichen Tun vertrat). Er ging auf seine Mitbürger fragend und prüfend zu, griff an die Wurzeln des Menschen und wurde dadurch wohl unbequemer als irgendein Demagoge.

123 | In gegenwärtigen Aufgaben, in denen Sachkunde wissenschaftlicher Herkunft eine Rolle spielt, hat der Forscher mit Recht das Wort. Von Gutachten zu medizinischen und technischen Fragen bis zu staatsrechtlichen Interpretationen kann er sein Wissen zur Anwendung bringen. Er kann seine Forschungserfahrung methodisch in einen gegenwärtigen konkreten Fall eindringen lassen, der aus irgendeinem Grunde für Staat und Gesellschaft bedeutungsvoll ist. Jedoch wird die Form seiner Äußerung nicht die der Aktivität, sondern die der Begründung sein. Es ist seine Aufgabe, an Tatsachen zu erinnern und klare Einsicht in einem sachlichen Gesamtzusammenhang darzubieten. Er mag alles dieses einmal ungefragt tun, obgleich die ihm gemäße Form die Antwort auf eine an ihn gerichtete Frage ist. Jedoch ist im gegenwärtig Aktuellen jede Antwort in der Gefahr, außersachlichen Motiven zu erliegen. Die Frage pflegt schon in Abhängigkeit von einem erwarteten Ziel zu bringen. Der kritische Forscher wird nicht vergessen, wie nahe er bei öffentlicher Befragung in der Situation des Prie-

sters ist, dem *Hebbels* Holofernes bei einer von ihm schon entschiedenen Sache erklärt: Dir befehle ich, die Gründe dafür aufzufinden.<sup>274</sup>

Die Lehrfreiheit ist nicht ein sicher in Besitz befindliches und leicht zu genießen- des Gut. Eine Gefahr für die innere geistige Haltung der Professoren erwächst schon aus der unausweichlichen Tatsache, daß sie vom Staat besoldet werden. Es ist unvermeidlich, daß sie eine Neigung haben, die staatlichen Zustände, die ihnen günstig sind, die ihnen Geltung verschaffen, zu bejahen, Bestehendes und Gewordenes als solches anzuerkennen und mit ihrem Wort als Werkzeug des herrschenden Staates zu dienen. Das Mißtrauen gegen die vom Staat angestellten Gelehrten hat zwar ein unge- rechtes Übermaß gewonnen, zumal *Schopenhauers* bis zur Karikatur entartetes Schelten auf die Staatsphilosophen<sup>108</sup> trifft nicht, weil es blind geworden ist. Aber eine Grund- lage hat dieses Mißtrauen, das furchtbar nur als Mißtrauen gegen sich selbst ist. Es ist nicht zufällig, daß von *Sokrates* an mancher solchen Wert darauf legte, gänzlich unab- hängig zu sein und unentgeltlich sein geistiges Können wirken zu lassen.

#### | 6. *Universität und Nation*<sup>275</sup>

124

Die Idee der Universität ist abendländisch, von den Griechen her<sup>109</sup> uns Europäern ei- gentümlich.<sup>110</sup> Die Universitäten als Institutionen sind staatliche Anstalten oder, wenn sie private Stiftungen sind, doch immer einer Nation angehörig. Die Universität ist Aus- druck eines Volkes. Sie erstrebt Wahrheit, sie will der Menschheit dienen, Menschen- tum schlechthin repräsentieren. Humanitas – wie oft und tief auch die Bedeutung die- ses Begriffs sich gewandelt hat – ist zu ihrem Wesen gehörig. Darum gehört zwar jede Universität zu einem Volk, aber sie strebt Übernationales zu erfassen und zu verwirkli- chen.<sup>276</sup> Sie ist bei aller sonstigen Verschiedenheit darin verwandt der Idee der Kirche. Darum hat die Universität als solche aus ihrer Geistigkeit heraus nicht im Kampf der Nationen Stellung zu nehmen. Alle Glieder der Universität sind als Menschen ihrem Volke zugehörig. Aber als Glieder der Universität, als Fakultät und Senat, haben sie nicht die Aufgabe, politische Kundgebungen zu machen,<sup>112</sup> selbstverständlich keine partei- politischen, aber auch keine nationalen, weil sie als Universität allein durch geistiges Schöpfertum der Nation und der Menschheit dienen. Die Reinheit der Idee wird getrübt dadurch, daß sie in ihr inadäquate Beziehungen gebracht wird. Das Nationale ist wie alles ein Gegenstand der Forschung, aber nicht Ziel und Sinn des Universitätslebens.

Jeder Deutsche wird als Glied der Universität das Ansehen seiner Korporation und deren Leistungen als einen Ruhm der Nation empfinden, aber gerade als sachlicher Mensch dient er an der Universität einer nicht nationalen, sondern einer abendländi- schen Idee, die er am liebsten für eine Menschheitsidee halten würde. Darum wird er die Vertretung der Interessen der Nation nicht als eine Aufgabe der Universität anse- hen und sich der Organe der Universität nur zu sachlich-wissenschaftlichen und Er- ziehungsaufgaben, zu keinerlei anderen, bedienen.

Die abendländische Idee der Universität kann ein Volk nicht für sich als sein Eigentum beanspruchen. Aber es darf auf Grund seiner geistigen Vergangenheit sich mit mehr oder weniger Bewußtsein unter diesen Anspruch stellen. Unsere deutschen Universitäten haben sich von jeher manche politische | Entgleisungen wie wohl alle Universitäten der Welt zuschulden kommen lassen. Soweit aber sie oder ihre Glieder in den letzten zwölf Jahren sich in ihrer geistigen Arbeit und in Handlungen zu Anpassungen und Umbiegungen haben zwingen lassen oder gar aus unbegreiflicher Überzeugung an den Kräften des Regimes fördernd teilgenommen haben, sind sie bedingungslos zu verurteilen, vor allem auch wegen des dadurch begangenen Verrats an der Universitätsidee.<sup>277</sup> Die hohe Überlieferung der deutschen Universitäten seit dem 18. Jahrhundert ist sowohl der Maßstab dieser Verurteilung als auch die Quelle des Vertrauens, daß wir aus unserem Ursprung uns wiederherstellen können, um mitzuwirken an dem Offenbarwerden der Wahrheit in der Welt. Unser deutsches Bewußtsein an der Universität ist die Anerkennung des Anspruchs, der an uns aus unserer besten Überlieferung ergeht, die weltoffen die abendländische und Menschheitsüberlieferung in sich aufgenommen hatte.

### 7. Die einzelne Universität

In der Geschichte sind die großen geistigen Epochen auf den deutschen Universitäten meistens von einer einzelnen Universität eingeleitet worden, so war es anfangs des 18. Jahrhunderts Halle, dann Göttingen, dann gegen Ende des Jahrhunderts Jena, dann zu Beginn des 19. Jahrhunderts das neugegründete Berlin. Es gibt einen Geist der einzelnen Universität, einen Genius loci,<sup>195</sup> der als Hintergrund eine geschichtliche Atmosphäre hat, aber jederzeit lebendig sein und neugeschaffen werden muß.

Wenn die hohe Blüte des Universitätslebens von einer Universität auszugehen pflegt, so scheint die staatliche Verwaltung, wenn sie viele Universitäten zugleich betreut, sich demgegenüber neutral zu verhalten.

Es kann von großem Vorteil sein, wenn eine Universität und nicht viele zugleich der Gegenstand der Fürsorge eines hochsinnigen Mannes sind. Sofern in einer Zeit überhaupt die Bedingungen dafür gegeben sind, kann er eine einzelne Universität durch Pflege der schaffenden Kräfte zu besonderer Blüte bringen. Dann vermag die Anziehungskraft eines Ortes für junge Menschen, für Dozenten und Studenten so groß zu werden, daß eine schöpferische Zeit an dieser Universität anbricht, weil die besten Kräfte sich hier vereinen.

| Der Agon an den Universitäten und der Agon der Universitäten untereinander ist ein Ansporn zur Anstrengung der Kräfte, zumal mehrere zugleich hohen Rang und jede in der Rangordnung irgendwo ihren einzigartigen Wert haben können. Der Gedanke, man solle die Männer von Rang verteilen, weil sie dann mehr zur Geltung kämen, der Gedanke etwa insbesondere für die Philosophie, an einer Universität

müsse ein Philosoph sozusagen Alleinherrscher sein, ist irrig. Jedes edle Streben muß die schärfste Konkurrenz neben sich wünschen, dorthin drängen, wo die Bedeutenden und Überlegenen sind. Und objektiv entfaltet sich der Einzelne besser und reicher in einer Luft, die es ihm schwer macht, die ihn erregt, zur Reaktion und zur Anspannung drängt.

Eine zentrale Verwaltung, die alle ihr unterstellten Universitäten gleichmäßig fördern will, ist nicht günstig, weder für das Blühen einer einzelnen Universität noch für das Blühen der Universitäten überhaupt. Sie wird ausgleichen und verteilen. Sie wird etwa noch einzelne geistige Gebiete an dieser Universität, andere an einer anderen durch Versammlung einer größeren Zahl hervorragender Persönlichkeiten zum Gedeihen bringen. Aber die starke, überragende Kraft einer ganzen Universität wird sie nicht fördern. Daß in Deutschland die Universitäten von den Ländern verwaltet wurden und dadurch mehrere konkurrierende verwaltende Zentralbehörden bestanden, war ein Vorzug, zumal der Geist des Partikularismus in der Auswahl der Persönlichkeiten kaum je zur Geltung kam, vielmehr die Vermischung der deutschen Stämme an den Universitäten, ihr geistiges Sichdurchdringen im Dienste einer abendländischen Idee das instinktiv erstrebte Ziel blieb.

## ZEHNTES KAPITEL

### DIE ÖKONOMISCHEN GRUNDLAGEN

Zum Studieren und Forschen gehört Muße, zur Muße gehören Mittel, die zumeist nicht zugleich durch eigene ökonomisch nützliche Arbeit erworben werden können. Zur Universität gehören Institute, Bibliotheken und die anderen materiellen Vorbedingungen. Daher ist immer die Frage: wovon lebt die Universität, leben die Professoren, die Privatdozenten, die Studenten? Und: welche Folgen hat diese ökonomische Abhängigkeit für die geistige Arbeit?

127

#### *1. Der bisherige Zustand*

Bei uns war es bis zum ersten Weltkrieg so: die Universität wurde vom Staat erhalten, dieser zahlte den beamteten Professoren ihre Gehälter. Der Nachwuchs der Privatdozenten riskierte auf eigene Gefahr die Laufbahn, lebte von mehr oder weniger kleinen Renteneinkommen und wurde getragen von der früher breiten Schicht der Besitzer kleiner Vermögen. Nur ein Teil erreichte das Ziel des beamteten Professors. Die Aus-



wahl geschah aus einer zwar »plutokratisch« begrenzten, aber doch relativ großen Masse von Menschen. Die Studenten lebten von dem Wechsel, den ihnen Eltern oder Verwandte gaben. Früher war es anders gewesen, und heute wird es wieder ganz anders. Im Mittelalter und heute noch zum Teil in Amerika ruhen die Universitäten auf Stiftungen. Das wäre, richtig verwirklicht, eine ideale Unabhängigkeit. In der Gegenwart hat die Zerstörung des deutschen Wohlstands, insbesondere die Expropriation der Mittelschicht, die Existenzmöglichkeit auf ein Minimum reduziert. Das Entscheidende ist, ob Forschung und Studium überhaupt leben können. Mit reduzierten Mitteln können sie sich einrichten, unter einem Minimum tritt einfach das Ende ein. Es gilt für den einzelnen wie für die Universität *Nietzsches* Wort: es sei kein großer Unterschied, ob einer 300 oder 3000 Taler Renteneinkommen habe, jedoch sei es ein die Existenz entscheidender Unterschied, ob er nichts oder 300 Taler habe.<sup>98</sup> Das Ökonomische ist eine Gegebenheit. Die staatlichen Mittel, soweit mit ihnen zu helfen ist, können wohl bei Kulturgesinnung der Staatsmacht – zumal es sich um einen im gesamten Staatsbudget verschwindenden Prozentsatz handelt – bewilligt werden. Aber die breite Schicht von Rentenempfängern, die materielle Existenzmöglichkeit für Studenten und Privatdozenten, das sind Gegebenheiten gewesen, die nun verloren sind. Der Verlust wird unausweichlich Konsequenzen für die Auslese des Nachwuchses haben.

## 2. Die Studenten

128 Wieweit sich Studenten noch selbst helfen können, zum Teil durch äußerste Bescheidenheit mit geringen Monatswechsln, | die der Vater von seinem Gehalt abzieht oder die sonst irgendwie aufgebracht werden, und durch eigene Arbeit, die jedoch in der Mehrzahl der Fälle eine Erschwerung des Studiums bedeutet, das ist noch nicht endgültig zu beurteilen. Es wird nicht weit reichen. Der Gedanke, den notwendigen Nachwuchs an Beamten, Lehrern, Ärzten später durch Stipendien des Staates an Studierende zu sichern, würde an dem unlösbaren Problem der Auslese die größten Schwierigkeiten haben. Aber es wird geleistet werden müssen. Bisher beruhte die Auslese auf dem eigenen Willen der Studenten. Wem die geistige Durchbildung Entscheidendes bedeutet, wagt mehr dafür und legt sich größere Entbehrungen auf. Mit der Abhängigkeit vom Stipendium aber fällt die Freiheit, entscheiden überwiegend Schulzeugnisse und Strebereigenschaften des Durchschnittsmenschen.

## 3. Die Dozenten

Ebenso gefährlich liegt die Situation für den Nachwuchs der Dozenten. Wenn der Privatdozent vom Staate ein Existenzminimum bekommt, ist der numerus clausus für Habilitationen unvermeidlich, ist die Rücksicht auf Bedürfnisfragen, deren man

sich gerade bewußt ist, größer als die Rücksicht auf freie geistige Möglichkeiten, die früher von der Jugend ergriffen werden konnten auch ohne Zustimmung der älteren Generation. Wenn man eine ökonomische Existenz mit der Habilitation erreicht, so kann die Geringfügigkeit der Bezüge doch gerade passive und leicht zufriedene Naturen anlocken, braucht nicht bloß von geistig beweglichen, die es wagen und ein Opfer zu bringen bereit sind, in Kauf genommen zu werden. Die Urteile der Professoren bei Habilitationen waren bisher unzuverlässig, die *venia legendi* wurde nicht immer mit dem genügenden Verantwortungsgefühl bewilligt – im Gegensatz zum Verhalten bei Berufungen, wo die Fakultäten aus den vorhandenen Kandidaten durchweg mit bestem Wissen und gutem Willen aussuchten. Die großen Gefahren des *numerus clausus* scheinen jedoch zum Teil vermeidbar zu sein. Man darf jedenfalls den *numerus clausus* für Habilitation nur für bezahlte Privatdozenten zulassen. Über die Zahl der durch Existenzminimum gesicherten Privatdozenten hinaus, außerhalb des *numerus clausus*, müßte Spielraum für freie Habilitationen auf eigenes | Risiko bleiben. Wer es wagt und etwas leistet, soll auch neben einer schon größeren Anzahl von Privatdozenten eine Lehrtätigkeit eröffnen und hungern dürfen. Zwar werden solche freien Habilitationen wohl beschränkt bleiben auf den engen Kreis Besitzender, aber auch hier ist Freiheit in wenigen Fällen besser als nichts. Zur Verhinderung eigentlicher Verbeamtung des Nachwuchses darf zweitens das Recht auf das Existenzminimum nicht als ein dauerndes erworben werden. Das Risiko – aber ausschließlich das Risiko, ob echte Befähigung zu wissenschaftlichen Leistungen da ist – müßte bleiben. Wer dem Durchschnitt der Ordinarien des Faches entsprechende tüchtige oder gar überragende Leistungen aufzuweisen hat, hat auch im Falle des Ausbleibens einer Berufung moralischen Anspruch auf Sicherung, Anspruch an die Solidarität der geistig Schaffenden. Allerdings auf bloße Lehrtätigkeit und Gewohnheitsrecht hin kann ein solcher Anspruch nicht gestützt werden. Im Falle freier Habilitationen über den *numerus clausus* hinaus müßte eine überragende Begabung auch Chancen behalten, in eine bezahlte Stellung einzurücken, die durch zu geringe Leistungen eines früher Habilitierten frei wird. Bewilligung der Bezüge und Nachprüfung nach sechs oder zehn Jahren müßte auf Grund einer Beurteilung geschehen, die nach der Art, wie sie bei Berufungen üblich ist, gewonnen wird (briefliche Gutachten auswärtiger Fachgenossen, Lektüre der Publikationen, Beachtung des Lehrerfolgs). Niemals dürfte die *venia legendi* entzogen werden – diese kann nur freiwillig aufgegeben oder auf dem Disziplinarwege abgesprochen werden –, vielmehr kann sich alle Bewilligung und Verweigerung immer nur auf die Gehaltsbezüge richten. Drittens würde das Existenzminimum natürlich nur dem gegeben werden dürfen, der es nicht aus eigenem Vermögen hat. Ein Anspruch auf Grund von Leistungen allein soll nicht erhoben werden dürfen, sondern nur bei hinzukommender Mittellosigkeit oder beschränkten Mitteln. Der Zweck – die Sicherung des akademischen Nachwuchses in dieser Zeit der allgemeinen Verarmung – muß erstrebt werden unter möglichst geringer Beschränkung

der Freiheit der Habilitationen, dieses Grundpfeilers des akademischen Lebens. Die Verbeamtung, zu Ende geführt, bedeutet die Gefahr des Absterbens freier Geistigkeit, eigener Initiative, persönlichen Wagens.

130

## | 4. Institutsmittel

Die notwendigen Forschungsmittel sind mit der Verwandlung und Ausweitung der modernen Wissenschaften gewaltig an Umfang gewachsen. Ohne Mittel bedeutenden Ausmaßes sind viele Forschungen nicht möglich und sind ganze Wissenschaften nicht auf ihrer Höhe zu halten (Physik, Chemie, Astronomie, Archäologie usw.). Wenn hier die Geldmittel fehlen, bleibt nur ein schmerzvoller Verzicht. Es bleiben wohl immer noch geistige Möglichkeiten. Aber *Haeckels*<sup>169</sup> Wort: die Höhe der wissenschaftlichen Leistungen pflege im umgekehrten Verhältnis zur Größe der Institute zu stehen,<sup>170</sup> ist in solcher Allgemeinheit nicht wahr. Wohl gibt es geistlose Unternehmungen mit dem Aufwand von Millionen, Institute, die reiner Leerlauf sind. Jedoch ist der Mangel an Mitteln niemals ohne Folge verhängnisvoller Lücken in der Forschungsarbeit zu überwinden.

Mit dem Umfang investierter Geldmittel ist in Wissenschaften eine Kollektivarbeit möglich geworden, die an Industriearbeit erinnert. Die zahlreichen Assistenten und Laboranten einer wissenschaftlich organisierten Forschung wissen gar nicht mehr um den Sinn, haben keinen Teil an der wirklichen Forschung, sondern sind Arbeiter, die die ihnen gestellten Aufgaben zuverlässig, weil genau, erledigen. Damit geraten auch viele Forscher selber in diesen Arbeitstypus. Diese Wissenschaften, an große Mittel gebunden, provozieren durch ihnen gegebene Mittel eine Verwandlung des Wissenschaftsbetriebes, der die Wissenschaft selber entleeren kann. Wie immer bei menschlichen Unternehmungen ist mit der Notwendigkeit die Gefahr verbunden. Die Lösung des Problems in vorbildlicher Arbeit bringen immer nur einzelne Männer, denen es gelingt, durch Forschungseinfälle und die Weise ihrer Verwirklichung den Geist einer solchen industriellen Kollektivarbeit zu schaffen und die in ihr tätigen Menschen mit ihm zu durchdringen.

131

Es wäre töricht, aus einer blinden Gleichheitsforderung sich gegen den Unterschied von Forscher und wissenschaftlichem Arbeiter zu empören. Die verlässliche Arbeit hat ihren eigenen ethischen Wert, aber der Forscher allein ist es, der dieser Arbeit ihren Sinn gibt. Ein Beispiel: bei genetischen Untersuchungen kam es darauf an, monatelang Zählungen von Chromosomenkoppelungen im Mikroskop zu machen. Laborantinnen und ein Assistent führten das durch. Alles war tadellos genau und zuverlässig. Eines Tages zeigten sich irgendwo außerordentliche Abweichungen von den gewohnten Zahlen. Die Laborantin war besorgt, daß sie nachlässig gewesen sei. Der Assistent beruhigte sie, sie brauche das gar nicht mitzuteilen, solche Störungen kämen immer einmal vor und bedeuteten nichts. Die gewissenhafte Laborantin machte trotz-

dem dem Chef Mitteilung. Der prüfte nach, vergewisserte sich des ihn völlig Überraschenden, das in der Fragestellung gar nicht vorgesehen war, kannte die Zuverlässigkeit seiner Laborantin und war in kurzer Zeit auf der Spur einer neuen folgenreichen Entdeckung.<sup>278</sup> Man muß Urteil und Einfall haben, die durch keine Zuverlässigkeit zu erzwingen sind.

### 5. Stiftungen

Es ist den Universitäten nicht zu verargen, wenn sie in ihrer Not, in der der Staat nicht annähernd mehr alles tun kann, was für wissenschaftliche Zwecke erwünscht ist, sich nach Stiftungen umsehen. Die Universität hat sich dankbar zu erweisen durch ihr Dasein und ihre Leistungen. Aber sie hat sich auch persönlich dankbar gezeigt durch Verleihung von Titeln. Es ist nicht zu leugnen, daß die Erwerbung von Titeln manchen großzügigen souveränen Stiftern unerheblich ist, anderen aber der Erwerb vor allem des Doctor honoris causa erwünscht ist, und daß die Chancen zu solchem Erwerb einen Anreiz für Schenkungen bilden. Um den Dokortitel allein für wissenschaftliche Verdienste zu bewahren, haben die Universitäten um sie verdiente Männer zu Ehrenbürgern und Ehrensensoren ernannt. Es sind das alles heikle Fragen, bei denen zur Wahrung von Ehre und Würde alles stillschweigend zu geschehen pflegt. Ich gestehe, daß es für die Universitäten letzthin auf die Höhe der Geschenke ankommen muß. Der Unterschied der Quantität bedeutet auch einen der Qualität. Früher haben die Universitäten Fürsten zu Rektoren gehabt, weil der Staat die Existenz der ganzen Universität begründete. Wenn ein Trustmagnat<sup>100</sup> eine Universität durch eine Stiftung völlig auf eigene Füße stellen würde, wäre kein Grund zu sehen, diesen Magnaten nicht auch zum Rektor zu machen (die faktischen Geschäfte würde wie zu Zeiten der Fürsten der Prorektor übernehmen). Bei nicht die Gesamtexistenz begründenden Stiftungen aber liegt die Situation | anders als bei einem bloßen Titelkauf, wenn eine angesehene Persönlichkeit durch längere Zeit sich immer von neuem mit erheblichen Geschenken in offenbarem Interesse um die Universität Verdienste erwirbt. Diese seltenen Fälle auch beim Fehlen eigentlicher Forschungsleistungen ein für allemal vom Doctor honoris causa auszuschließen, wäre vielleicht ein der Not der Universität inadäquater Scheinidealismus. Allerdings ist der Mißbrauch gefährlich. Hier ist immer die Grenze nahe, wo die Ehre der Universität auf dem Spiel steht.

132

\* \* \*

Wir sind am Ende. Beginnend mit der Frage nach dem Wesen der Wissenschaft und des sie tragenden geistigen Lebens überhaupt führte unser Weg über die Institution der Universität zuletzt bis zu den ökonomischen Grundlagen. Der Weg führte bergab. Aber damit kam es zur Erörterung der nahen Daseinsfragen, deren Lösung für die Verwirklichung des geistigen Lebens Voraussetzung ist.

Die Mannigfaltigkeit der Gesichtspunkte, die wir einnehmen mußten, kann ablenken von dem Einen, auf das alles ankommt, der Universitätsidee als solcher, in der und aus der zu leben den Sinn der Hochschule ausmacht. Die Idee war nicht in einigen Formulierungen fertig vor Augen zu stellen, sondern indirekt zu erwecken. Sie soll in uns immer wacher werden. Sie soll den Maßstab geben für die Beurteilung aller besonderen Realitäten der Institution und ihrer Daseinsnotwendigkeiten. Man kann sie niemandem vermitteln, der sie nicht verborgen schon mitbringt. Wir können nur klären, was uns gemeinsam ist. Daher brachten wir nichts eigentlich Neues.

Wir sind ergriffen von der Idee, der unser Leben diene, aber zu schwach, sie mit dem Enthusiasmus zum Ausdruck zu bringen, den sie verdient. Wir wissen, daß an ihre Verwirklichung in ständig sich wandelnder Gestalt das Leben der allseitig zur Erscheinung drängenden Wahrheit gebunden ist.

Deutschland lebt für immer durch seine Dichtung und Musik; diese sind durch Fügung nur in ihren großen Zeiten schöpferisch. Deutschland lebt auch für immer durch seinen Beitrag zur Wissenschaft und Philosophie. Wir begehren nur eins: daß deren Überlieferung und fortschreitendem Forschen ein Raum vergönnt werde, in dem sich bewähren darf, was jederzeit, im Glück und im Verhängnis, unser redlichstes Bemühen sein kann.

Die Universität ist eine eigene Welt. Daß sie Selbstverwaltung besitzt, der Staat nur als Schutz und Kontrolle für sie wirkt, ist das juristische Zeichen dieser Freiheit. Ihre Wirklichkeit als sich selbst bestimmende Korporation geht in unmittelbarer Überlieferung bis in das Mittelalter zurück. Die ältesten deutschen Universitäten sind über ein halbes Jahrtausend alt, Oxford, Cambridge, Paris noch älter.<sup>280</sup> Die Idee aber kommt aus mehr als zwei Jahrtausenden von den Griechen her zu uns.<sup>109</sup>

Welche Idee? Das Offenbarwerden der Wahrheit durch die gemeinschaftliche Arbeit von Forschern, die zugleich Lehrer sind. Die Aufgaben der Universität sind die Wissenschaften. Diese werden aber nicht nur überliefert als die gewaltige Masse des erworbenen Wissens, das in Arbeitsteilung zu verwalten nur eine Voraussetzung bringt. Das Wesentliche ist, auf diesem Grunde voranzuschreiten, denn in den Wissenschaften ist alles Erworbene nur eine Stufe. Die wissenschaftliche Denkungsart ist zu vertiefen, das gegenwärtig mögliche Grundwissen ist zur höchsten Einfachheit zu bringen, und mit allem ist das hellste im Zeitalter erreichbare Bewußtsein zu entfalten. Die Hochschule soll der Ort sein, wo in der Einheit des Kosmos der Wissenschaften das unbefangenste Denken und das reinste Erkennen Wirklichkeit wird. Die Hochschule schafft an dem geistigen Raum, in dem wir gemeinsam leben. Das ist die Idee. Und warum jene Eigenständigkeit der Universitätswelt und die Forderung ihrer Freiheit vom Staat und allen andern Mächten? Weil das geistige Leben in den Wissenschaften nur dann gedeiht, wenn die schaffende Persönlichkeit nicht eingeschränkt wird, weder durch eine Zwecksetzung von außen noch durch vor|herige Festsetzung dessen, was als Wahrheit herauskommen soll. Keine der wissenschaftsfeindlichen Mächte, die jederzeit aus der Realität des Lebens für ihre Interessen die Wahrheit unter Bedingungen stellen und damit abbiegen möchten, sollen die Universität unter Druck setzen dürfen. Freiheit aber wird an der Universität jedem Einzelnen, dem forschenden Dozenten wie dem lernenden Studenten, gewährt.

54

Der Forscher stellt sich selbst die Aufgaben und entscheidet über die Wege, die er zu ihrer Lösung geht. Damit schöpferische Forscher erwachsen, muß in Kauf genommen werden, daß gelegentlich Ungeeignete, von denen man falsche Erwartungen hatte, durch ihre Freiheit in Dogmatismen toter Lehre oder in unfruchtbare Launen verfallen.

Der Student hat grundsätzlich Studierfreiheit. Er ist nicht mehr Schüler, sondern reif und Bürger der Hochschule. Damit Männer der Wissenschaft entstehen, selbständige Persönlichkeiten, müssen Jünglinge gewagt werden.<sup>80</sup> Sie haben die Freiheit, zu

verkommen durch Trägheit und Zerstreuung und dann aus den akademischen Berufen auszuschneiden.<sup>79</sup>

Würde man Dozenten und Studenten an die Leine einer Schuldisziplin legen, so wäre das Leben der Ideen, das Schaffen und Forschen am Ende. Es erwachsen keine in ihrer Denkungsart verlässlichen, kritisch prüfenden und besonnen in jeder Situation die Wahrheit suchenden Männer. Freiheit ist die Lebensluft der Universität.

Die Universität scheint eine dem Volke fremde Welt, ein interessantes Treiben abseitiger Menschen – nein, sie ist durch den Volkswillen selber da, der will, daß irgendwo die restlose Bemühung um Wahrheit in allen Dingen stattfindet. Die Universität scheint für das Volk überflüssig und dem Volk unverständlich; sie ist weder das eine noch das andere.

55 Sie ist nicht überflüssig. Die Menschen der Universität, aus dem Volk erwachsen, dienen dann dem Volk durch Erforschung und Lehre der Wahrheit, selten unmittelbar durch handgreifliche Leistungen für die Not des Tages, durchweg mittelbar durch Vermehrung und durch Steigerung der Erkenntnis und durch wissenschaftliche Erziehung einer dafür befähigten Jugend. Diese soll | wirken in den Berufen des Arztes, des Pfarrers, des Lehrers, des Journalisten, des Richters, des Verwaltungsbeamten und in den anderen Arbeitssphären, welche wissenschaftliche Erziehung voraussetzen. Die Universität ist daher eine Sache des ganzen Volkes, nicht Sache der Parteien, der Kirchen, der Klassen, oder vielmehr: sie ist deren gemeinsame Sache.

Die Universität ist auch nicht unverständlich. Wenn die Wege im einzelnen nur dem je Sachverständigen verständlich sind, so ist doch die Erscheinung des Ganzen allen verständlich. Das Grundwissen gipfelt in einer Einfachheit, die das Bewußtsein eines Zeitalters mitbestimmt. Das Dasein der Universität bedeutet ein Tun in Vertretung für alle, weil es der Wille eines seiner selbst bewußten Volkes ist, daß mit den Mitteln der Erkenntnisse die Wahrheit zum Äußersten getrieben werde. Das Vertrauen, daß dies an der Universität geschieht, wird zu einer Befriedigung für alle, die an unzählbaren Punkten ihres Lebens das Dasein der Universität spüren, zumindest in der Berührung mit der Wirksamkeit der aus der Universitätsbildung genährten Berufe.

Heute, wo wir uns als Volk fast verloren haben, wo wir in den Trümmern von Staat und Wirtschaft als Volk gleichsam noch nicht wieder da sind, überall mit vorläufigen Ersatzbildungen für den Augenblick uns begnügen müssen, da kann auch die Universität einen Beitrag leisten zur Wiedererstehung unseres Selbstbewußtseins als Volk. Die Universität wird eine echte Hochschule nur sein, wenn das Volk in ihrer Idee das eigene Sehnen wiedererkennt.

Dazu bedarf es der Aufgeschlossenheit der Universität für die gegenwärtige Wirklichkeit. Was heute ist, soll gewußt werden. Das Volk fordert von uns, daß wir nicht neben der Wirklichkeit hinleben. Mit Recht.

Aber dazu ist erstens zu sagen: Große Gebiete der Wissenschaften erfahren durch die Gegenwart keine Änderung ihrer Aufgabe und ihres Gegenstandes, wie die Mathematik, die Naturwissenschaften. Sie sollen gerade unbetroffen von der Zeit die ihnen gehörende Sache rein halten.

Zweitens ist in den Wissenschaftsgebieten, denen durch die Wandlung der Zeit neue Aufgaben gestellt sind – besonders in der philosophischen, juristischen und theologischen Fakultät –, die Leistung nicht von heute auf morgen fix und fertig zu erwarten.

| Drittens ist der Grundzug dieser Leistung nicht der Vorschlag für den Augenblick, sondern das in Distanzierung erworbene Wissen vom heutigen Geschehen. Nicht spröde gegen, vielmehr hingegen an heutige Wirklichkeit muß das Erkennen doch nicht in sie hineingerissen bleiben, sondern in Besonnenheit Abstand gewinnen. Nur so kann es ohne Verschleierung die Tatbestände allseitig sehen und die Weite der Möglichkeiten gewinnen. Aber die Wahrheit, die gegenwärtig not tut, wird durch die in allen Katastrophen gleichbleibende Wissenschaftlichkeit gesucht im Raum dessen, was immer ist. Heute sind Politik, Wirtschaft, Geschichte, Recht von so vordringlichem Interesse für jedermann, daß das Zurückbleiben dessen, was wir leisten, hinter dem, was wir begehren, hier am stärksten fühlbar ist.

56

Wenn unter den gegenwärtigen Aufgaben der Hochschule das Studium der *politischen Realitäten*, die Ausbildung politischen Wissens und Denkens besonders wichtig ist, so ist vor einer Verwechslung zu warnen. Der Sinn der Hochschule schließt aus die aktive Politik an der Hochschule selbst. Jeder Student kann, wenn er will, einer Partei angehören und in ihr tätig sein. Er kann als Jugend mit aller Jugend des Volkes sich politisch verbinden. Aber als Student mit Studenten bildet er nicht innerhalb der Universität Parteigruppen. Hier erforscht er die Parteien in dem politisch windstillen Raum, in dem das Äußerste an Frage und Untersuchung gewagt, aber keine politische Handlung vollzogen wird. Auch schärfste politische Gegner begegnen sich hier in der Sachlichkeit, hören auf, Gegner zu sein, um gemeinsam zu lernen, um klarer zu werden, um zu prüfen, um auch sich selbst immer von neuem zu prüfen. Die politische Welt wird hier wie alles andere Erforschbare als eine Sache erforscht. Diskussionen sollen im Sinne der Untersuchung, nicht im Sinne der Propaganda geführt werden. Bei der freien Diskussion ist Maßstab allein das geistige Niveau, das heißt die kritische Selbstdisziplin, das Hörenkönnen, die Methodik des Denkens, die Schulung in einer Kontinuität geistigen Lebens. Nicht Überreden ist die Haltung wissenschaftlicher Auseinandersetzung, sondern gemeinsames Ringen um das Wahre auf dem Wege zur Gewinnung zwingender Einsicht. Nicht Programme, sondern die Denk- und Tatsachenvoraussetzungen aller Politik sind die Aufgabe der Wissenschaft.

| Eine rechte Beurteilung der Universität kann nur am Maßstab ihrer Idee erfolgen. Niemals ist die Idee rein verwirklicht. Immer, auch in den Glanzzeiten der deutschen Universitäten, waren die Mängel und Irrungen nicht gering. Nichts Menschliches ist vollkommen. Entscheidend ist, daß die Universität auf dem Weg des ernstesten Müehens

57



um die Verwirklichung ihrer Idee geht, daß sie sich selber ständig korrigiert. Dann muß das gerechte Urteil nicht an einzelnen Mängeln, nicht an den Entgleisungen festhalten, sondern auf den Gang des Ganzen sehen.

Hören wir die gegenwärtigen scharfen Kritiken an der Universität,<sup>281</sup> so können wir ihnen nicht entgegentreten mit der Behauptung, sie seien schlechthin unbegründet. Wir machen sie uns zu eigen, wo immer sie etwas Wahres treffen. Aber wir wenden uns gegen sie, wo sie nicht mehr aus dem guten Willen entspringen, uns kritisch zu helfen, sondern aus dem ungerechten Willen, uns durch einseitige Negation in unserem Mühen zu diskreditieren. Es hilft niemandem, wenn wir ohne ausreichende Kenntnis auf Grund von Gerüchten öffentlich angegriffen werden. Jeder Beruf, jede aufbauende Arbeit braucht heute mehr als je Ermunterung.

Kommen solche Kritiken aus dem Volke? Ich glaube, nein. Trotz des öffentlichen Mißtrauens und der Feindschaft, deren Quellen zuweilen erkennbar werden, sind die Zeichen von Achtung und Neigung, die unserem Tun begegnen, wenn auch zumeist unöffentlich, in ihrer Lebendigkeit zu deutlich. Selten ist in der Presse berichtet worden, was wir getan haben. Selten kam ein Wort der Anerkennung. Sollen wir uns selber rühmen? Ich wage es durch einige Hinweise auf *Heidelberg* – an den anderen Universitäten wird es ebenso gewesen sein. Seit den ersten Tagen nach der Besetzung durch die amerikanischen Truppen sind wir unermüdlich tätig am Wiederaufbau der Hochschule. Eine neue, einwandfreie Hochschulverfassung wurde schon im Sommer 1945 ausgearbeitet und im Winter von der deutschen Regierung genehmigt. Die Lehrtätigkeit ist mit dem Rest des Lehrkörpers unter schwierigen Bedingungen seit August 1945, für die gesamte Universität seit Januar 1946 in Gang gebracht. Die Studenten können wieder studieren. Alle Beteiligten sind angestrengt, überangestrengt, das irgend Mögliche zu leisten. Die Substanz der Universität, die man öffentlich kaum sieht, nämlich die Lehre in Vorlesungen, Seminaren | und Instituten, lebt. In den Gebieten der Wissenschaft, in denen Reinigung und Verwandlung der Lehre notwendig sind, wird ernsthaft und verantwortlich gearbeitet, wenn die Ergebnisse auch nicht plötzlich fertig dasein können. Der technische und Verwaltungsbetrieb wird trotz Entlassung so vieler Beamten<sup>282</sup> aufrechterhalten, wenn auch mit größter Mühe und entsagungsvoller Anstrengung der gebliebenen und der neuen Beamten und Hilfskräfte.

Die Beurteilung der einzelnen wissenschaftlichen Leistungen seitens der Bevölkerung ist unmöglich. Den Sachverstand besitzen für viele Leistungen auch die Kollegen nicht, sondern nur die Fachgenossen. Etwas anderes aber wird öffentlich fühlbar oder wird es nicht: gleichsam die Physiognomie eines lebendigen Geistes in den Menschen der Universität bis zur Gebärde und Lebensführung. Der geistig tätige Mensch geht auf in seiner Arbeit. In Blick, Haltung, Benehmen gehorcht er keinem Typus, aber für den wahrnehmungsfähigen Beobachter ist etwas spürbar von dem verzehrenden Feuer der Wahrheit.

Hier liegt vielleicht der entscheidende Punkt. Worauf kann das Vertrauen zur Universität ruhen? Am Ende doch nur auf dem Vertrauen zu Persönlichkeiten, die an ihr

wirken. Die Verwirklichung der Universität kann jederzeit nur von den Sachverständigen geleistet werden. Auch die Reform der Universität liegt allein in deren Hand. Wer ist sachverständig? Solche Männer, die durch Leben und Leistung öffentlich erwiesen haben, was sie können. Ein äußeres Merkmal ist ihr durch Leistungen bestimmter Ruf, der bei nicht wenigen der heutigen Forscher über Deutschlands Grenzen hinausgeht. Ein Merkmal ist ihr durch eigene Initiative auf ihre Arbeit konzentriertes Leben. Ein Merkmal ist, daß sie auf Gründe hören und für konkrete Erfahrungen zugänglich sind.

Ein Lehrkörper kann nicht plötzlich aus dem Nichts zusammengestellt werden. Er wächst in die Überlieferung durch Auswahl vermöge Bewährung im geistigen Wettstreit. Ein jeder weist sich aus durch öffentlich zugängliche Leistungen. Wenn man uns, die wir aus diesem Prozeß hervorgegangen sind, das Vertrauen abspricht, so fühle ich darin eine tiefe Ungerechtigkeit, vergleichbar dem Gefühl, das ich hatte, als die Nationalsozialisten mich entfernten. Worauf gründet man sich, wenn man etwa befürchtet, daß die derzeitigen Lehrkörper an den Hochschulen nicht imstande und willens seien, von sich aus eine Reform vorzunehmen? Was berechtigt zu der Forderung, die von einer Seite, die nichts mit der Regierung zu tun hat, erhoben wurde, daß die Regierung »durch verschärfte Überwachung« uns in Ordnung bringen solle?<sup>283</sup> Weiß die Regierung besser als wir, worauf es ankommt, wenn die Universität leben soll für unbedingte Wahrheitsforschung, für das hellste Bewußtsein des Zeltalters, für die Reinheit des Denkens? – weiß sie es besser, worauf es ankommt, wenn wir den Studenten die bestmögliche Chance geben wollen, gründlich zu lernen, um mit Redlichkeit und sachlichem Können einst in ihren Berufen der Gemeinschaft zu dienen? Ein lebenswährendes Bemühen berechtigt uns zwar nicht zu dem Anspruch, restlos das Beste zu wissen, wohl aber dazu, die Sachverständigen zu sein, die mit Herz und Kopf ganz bei dieser Sache sind.

59

Wenn ich um Vertrauen für uns werbe, so kann ich das sinnvollerweise nicht dadurch, daß ich sage, bei uns stehe alles glänzend. Vielmehr kann ich nur sprechen von unserem Wollen und unseren Leistungen, die in Ansätzen da sind. Wir sind auf dem Wege, nicht am Ziel.

Das Vertrauen braucht nicht schwächer zu werden, wenn ich auf Gefahren hinweisen werde, die nicht überwunden sind. Im Gegenteil, daß wir sie kennen und gegen sie kämpfen, vermöchte gerade das Vertrauen zu stärken. Im Zusammenbruch Deutschlands nach zwölf Jahren der Verkehrung aller Wahrheit kann die Universität nicht plötzlich vollendet dastehen – etwa als einzige unberührte Gestalt im zerstörten Deutschland. Dies ist um so weniger möglich, als diese Universität 1933 ihre Würde verloren hat. Sie hat damals aufgehört, ein genossenschaftlicher Selbstverwaltungskörper zu sein. Obwohl sehr viele einzelne Forscher in der Verborgenheit sich rein hielten (obwohl auch einige, sehr wenige, wie in München, zu Märtyrern wurden),<sup>284</sup> ist die Universität im ganzen seitdem nicht mehr da. Alle Berufungen und Habilitationen, die seit

1933 geschehen sind, bedurften der Nachprüfung, ob sie nicht politisch bedingt waren und Unqualifizierte betrafen. Wir müssen uns erst wiederherstellen aus einem Rest, bestehend aus den als Forschern und Charakteren nicht beanstandeten Männern.

60 Auch dieser Rest bedarf der unausgesetzten Selbsterziehung. | Notwendig ist der Atem geistiger Lebendigkeit, der Ernst der Verantwortung für die Wahrheit, die geduldige Arbeit, das Bewußtsein der Höhe der Aufgabe, welche verbietet, am Unwesentlichen zu haften in der Enge des Stoffes vermeintlicher Fachinteressen, der Aufgabe, welche vielmehr das Leben feierlich macht durch den Anspruch, dem wir nie Genüge leisten und der uns zur Bescheidung und Bescheidenheit bringt. Die Universität ist verloren, wo ihre Dozenten Schulmeister, Philister, Pharisäer, eitle Leute werden, deren ängstlicher Hochmut eigensinnig um Verbesserung ihrer Macht und Geltung bemüht ist. Wir dürfen behaupten, daß wir diesem Typus nicht verfallen sind, aber auch, daß wir ständig gegen die Bedrohung durch solche Entartungen auf der Hut sein müssen.

Weil für die Hochschule entscheidend sind die Menschen, die Dozenten und die Studenten, und weil beide ausgewählt werden müssen, ist Bedingung des Wiederaufbaus der Hochschule das Auffinden der besten Männer.

Der Lehrkörper besteht aus denen, die von der Militärregierung bestätigt sind, darunter auch denen, die nach ihrer Ausstoßung durch den nationalsozialistischen Staat wieder in ihr Amt eingesetzt wurden. Das Ziel ist die Wiederherstellung eines vollen Lehrkörpers.

Wir sind heute in einer einmaligen Situation. Unter normalen Bedingungen sind alle Mitglieder der Korporation durch verantwortliche Habilitation und Berufung seitens des Lehrkörpers selber ausgewählt. Sie sind durch Kollegialität und Solidarität verbunden. Seit 1933 aber ist die Korporation statt durch genossenschaftliche Selbstverwaltung durch staatliche Vergewaltigung auch in der Neubesetzung verändert worden. Das Band der korporativen Solidarität wurde zerrissen. Es blieb die persönliche Solidarität derer, die sich kannten. Im Übergang zur endgültigen Neukonstituierung des Lehrkörpers findet eine Prüfung statt, wie sie sonst unserem Wesen nach niemals, außer bei Disziplinarverfahren, vorkommen kann.<sup>285</sup>

61 Sowohl die Bestätigung der alten wie die Ergänzung durch neue Forscher ist das Fundament des Wiederaufbaus, das gut oder schlecht gelegt werden kann oder in nur halb gelingendem Durcheinander. Daß aktive oder führende, für verderbliche Staatsakte mit|verantwortliche Nationalsozialisten ausscheiden, bedarf nicht unserer Initiative. Aber wir haben eine doppelte Schwierigkeit bei der Wiederaufnahme der von der Militärregierung zunächst entlassenen Dozenten, wenn die Urteile der Spruchkammer ergangen sind.<sup>286</sup>

Es wäre ein Unheil, wenn bedeutende Forscher ausscheiden müßten, die nach dem Schema belastet sind, aber in Wort und Schrift und Tat jederzeit einwandfrei waren und nach genauer Prüfung keine Zeichen nationalsozialistischen Geistes aufweisen.

Es wäre ein Unheil, wenn Männer ausgesprochen nazistischen Geistes, das heißt solche, die ihre wissenschaftlichen Leistungen durch nationalsozialistische Einflüsse haben verbiegen lassen, ihre Denkungsart weiter zur Wirksamkeit bringen dürften, auch wenn sie nach dem Schema wenig belastet sind. Verfasser nazistischer Schriften können wegen ihres Verstoßes gegen den Sinn der Wissenschaft und der Humanität selbstverständlich kein Vertrauen verdienen, auch wenn sie im einzelnen etwas geleistet haben.

Sonst aber sind wissenschaftliche Leistungen und geistige Haltung allein entscheidend. Die Wahl von Persönlichkeiten, deren Gesinnung gut ist, die sich jedoch durch keine gehörige Leistung ausweisen können, wäre ein Ruin für die Universität. »Gute Leute, aber schlechte Musikanten«<sup>220</sup> helfen uns nicht nur nicht, sondern zerstören den Geist der Hochschule.

Die Wiederaufnahme in die frühere Stellung wird im Zusammenwirken von Lehrkörper und Regierung erfolgen müssen, wobei dem Urteil des nicht nazistischen Lehrkörpers entscheidende Bedeutung zukommt. Die Regierung wird mitzuwirken haben mindestens durch Bestätigung einer mit der Universität solidarischen Diskussion. Dabei wird jeder einzelne eine unabnehmbare Verantwortung tragen durch seine Mitteilungen, durch Unterlassung der Mitteilung ihm bekannter Tatbestände und durch seine Urteile. Wie bei jeder Berufung und jeder Habilitation durch die Entscheidungen fast unmerklich Aufbau oder Zerstörung der ganzen Universität stattfindet, so in gesteigertem Maße hier. Aber nicht eine schnelle Meinung, sondern nur eine ins einzelne gehende Prüfung der Individualität kann zum wahren Ergebnis führen. Wir blicken mit Eifer auf jeden Fall möglichen Irrtums. Wohl können wir einmal betroffen und in Sorge sein, sowohl wenn wir von der Ausscheidung uns trefflich scheinender Menschen hören als auch wenn | uns erstaunliche Berufungen und Bestätigungen bekannt werden. Aber in beiden Fällen müssen wir zumeist mangels eigener umfassender Nachprüfung uns unter Zurückhaltung unseres Urteils damit abfinden.

62

Ebensosehr wie von den Dozenten hängt das Leben der Hochschule ab von dem Wert der Studenten. Man fordert für begabte Jugend die Ermöglichung des Studiums ohne Rücksicht auf Herkunft und Vermögen. Das ist selbstverständlich. Aber gar nicht selbstverständlich ist der Weg der Verwirklichung. Zunächst: Die Auslese wird wesentlich an den höheren Schulen stattfinden müssen. Denn die Universität fordert Vorbildung, ohne die das Studium keinen Sinn hat. Dann aber: Niemand weiß voraus, was aus einem jungen Menschen werden kann. Unsere Begabtenauslese wird immer voller Ungerechtigkeiten bleiben, die nur zum Teil ausgeglichen werden könnten durch Lücken, welche für entsagungsfähige, vom Geiste der Wissenschaften hingerissene, hartnäckig arbeitende Jugend trotz eines Nichtentsprechens bei der Begabtenprüfung den Weg offenhalten. Wer sich um dies ungeheure Problem bemüht, verwundert sich über die Trivialität der von niemand bezweifelte Forderung, daß die Begabten aus dem gesamten Volk hervorgehen sollen. Heute kommt es doch nur auf

den Weg an oder die Wege, bei deren tatsächlichem Beschreiten unser Gerechtigkeits-sinn bisher immer wieder verzweifeln möchte.

Man sprach anklagend »von der faschistischen Geisteshaltung der zum Studium zugelassenen Jugend«. <sup>287</sup> Man mißbilligt die Auswahl der Studierenden. Hier sind die politischen Schwierigkeiten keineswegs die größten; die Richtlinien der Militärregierung waren schlechthin maßgebend. Aber die Tausende von jungen Menschen, die das Recht zum Studium haben und wegen des *numerus clausus* nicht zugelassen werden können, <sup>288</sup> sind die größte Sorge für die Hochschullehrer. Schelten ist leicht. Die Auswahl gerechter zu machen, bemühen sich alle Mitwirkenden. Die Gesichtspunkte der Auswahl sind vielfach. Ihre Kombination führt zu einem Ergebnis, bei dem leider auch Zufälle eine unüberwindbare Rolle spielen. Wie weit eine faschistische Gesinnung verbreitet ist, weiß niemand. Es ist kein Anlaß zu der Meinung, daß sich die studentische Jugend von der Jugend überhaupt politisch unterscheidet. Nachweislicher Faschismus hat gewiß zur Ausschließung geführt. Die Anschuldigung | der Studierenden in ihrer Gesamtheit ist nicht begründet. Ich jedenfalls kenne viele einwandfreie Studenten und kenne auch solche, die in echter Verwandlung aus dem Wahn vielleicht um so verlässlicher in bezug auf Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und demokratische Grundhaltung geworden sind. Vor allem kenne ich die fleißig arbeitenden, die nicht von sich reden machen. Wir dürfen auch weiter bei der Auswahl der Studierenden den Grundsatz aufrechterhalten: Die Universität wird durch die Universität verwaltet unter Aufsicht des Staates. Andere Instanzen – Kirchen, Parteien, Organisationen – haben da nicht hineinzuwirken.

Als Universität sind wir politischen Mächten gegenüber jederzeit ohnmächtig. Nur die Macht des Geistes und der Wahrheit steht bei uns – sie braucht Zeit, um wirksam zu werden. Wir sind ein Ort des geringsten Widerstandes. Jedes Ressentiment kann sich an uns auslassen. Es will uns oft scheinen, als begegne uns öffentlich wenig freundliche Gesinnung. Unsere Leistungen werden meistens mit Schweigen übergangen, Nichtgefallendes aber wird angeprangert. Das scheint uns nicht die Stimme des Volkes zu sein. Wir möchten allen sagen: Aus dem Volke kommen wir, ihm dienen wir. Wir hören die Stimme des Volkes in uns selbst, zumal wenn wir uns in der Einmütigkeit mit Bauern, Handwerkern, Arbeitern, Kaufleuten und all denen bestätigt finden, mit denen uns Leben und Gespräch zusammenführen. Über alle Instanzen, Staatsämter, Parteien, Institutionen hinweg wenden wir uns an den Wahrheitswillen im Volk, an die Reinheit seiner Beweggründe mit der Bitte: Gerechtigkeit für die Universität!

Wir verteidigen deutsche, abendländische Überlieferung. Wir strengen alle Kräfte an, mit den Wissenschaften unser in dem Umsturz notwendiges neues Bewußtsein hervorzubilden. Wir arbeiten freudig, wenn wir durch Vertrauen aus dem Volke beschwingt werden; wir würden lahm, wenn unser guter Wille auf die Dauer öffentlicher Ablehnung begegnete.

Es geht darum, etwas zu erhalten und in neue Gestalt zu bringen, was Deutschland noch nicht verloren hat, das Deutschlands Ruhm war und das auch in Deutschlands Armut und Ohnmacht wieder sein Ruhm werden könnte: die Mitwirkung in der Welt an dem Suchen der reinen Wahrheit.



Unsere Verantwortlichkeit scheint einfach: Wenn wir die uns anvertraute Jugend recht ausbilden zu ihren Berufen, so haben wir unsere Verantwortlichkeit erfüllt. Aber die Schwierigkeit liegt in den Fragen: was ist die rechte Ausbildung? und: welche Berufe?

Die *rechte Ausbildung* der Hochschule ist nicht wie die der Schulen. Die Hochschullehrer sind grundsätzlich zugleich Forscher, weil die Lehre, um die es sich für die akademischen Berufe handelt, nur von Forschern wirkungsvoll vollzogen werden kann. Denn das Wesentliche ist nicht der selbstverständliche Erwerb von Kenntnissen und Fertigkeiten, sondern die Teilnahme am Prozeß des Wahrheitsnehmens selber. Wir haben es mit erwachsenen, begabten und vorgebildeten Menschen zu tun, die selbständig arbeiten können.

Die *Berufe*, zu denen die Hochschule ausbildet sind solche, in denen lebenslanglich die forschende, kritisch sich selbst korrigierende Haltung Bedingung guter Erfüllung ist, und in denen ferner nicht technische Einzelleistungen, sondern durch solche zugleich das Ganze des Menschseins Aufgabe ist: wie für den Pfarrer, den Arzt, den Richter, den Verwaltungsbeamten, den Lehrer, den Architekten und so weiter.

Gegen diese Thesen hören wir: Das sind *Fiktionen*. Tatsächlich sei doch die Hochschule eine Schule wie jede andere. Man sehe es am Unterrichtsbetrieb, an den Studienplänen, an der Haltung der Mehrzahl der Dozenten und Studenten. Antwort: Diese Beobachtung ist zum Teil richtig, wir sind, zumal im letzten halben Jahrhundert in Verfall geraten. Aber bis heute gibt es auch noch die eigentliche Wirklichkeit der Hochschule, wenn auch nur in den engeren Bereichen des Studiums der Besten. Da gilt: Je mehr Schulbetrieb, desto weniger Hochschule. Jene Thesen sind nicht Fiktionen, sondern Ausdruck der Idee.

Weiter hören wir: Jene Fiktionen seien auch *als Leitgedanken falsch*. Jede Wissenschaft sei eine Spezialisierung. Ausbildung bestehe darin, ein Spezialist zu werden. Antwort: In der Tat ist jeder von uns ein Spezialist, ohne das wäre er ein Schwätzer. Denn die Wissenschaften sind soweit entwickelt, daß ein Mensch nur in einem beschränkten Umkreise wirklich ganz sachverständig sein kann. Aber der für die Hochschule wesentliche Unterschied ist: ob der Spezialist seine Sache isoliert, oder ob er aus dem umgreifenden Ganzen Ideen erschließt, die ihn beseelen und vorantreiben.

\*

Den Geist der Universität, ihre Idee, aus den Funken in der Asche wieder zu Flamme zu bringen, das ist unsere Aufgabe. Sie kann heute nur gelingen in Einmütigkeit mit



dem Willen des Volkes, so wie sie früher nur möglich war durch den uns frei lassenden, aber nicht immer günstigen Willen von Kirchen und Monarchen.

Man sagt – auch unter den uns Wohlwollenden –, daß wir zu wenig aufgeschlossen seien für die Ansprüche des Volkes und der Öffentlichkeit. Unsere Antwort: Solche Kritik soll uns, wo sie Bestimmtes zu sagen weiß, stets zur Selbstprüfung veranlassen. Dabei ist heute eines gewiß, und wir bitten alle, es nicht zu vergessen: Wir können nur beides zugleich leisten, unsere eigene Wiederherstellung und die Erfüllung der sozialen Forderungen. Wir sind noch nicht da als strahlendes, überzeugendes Gebilde, und wir unterliegen Ansprüchen, die noch unklar sind bei denen, die sie erheben.

\*

Wir sind noch nicht, was wir sein sollen. Darum ist die kaum ausgesprochene Forderung des Volkes an uns: die allein durch uns selbst zu leistende *geistige* Wiederherstellung. Nur als eine Gemeinschaft geistig forschend produktiver, in öffentlichen Schriften und Werken sichtbarer geistiger Menschen, die in ihrer Gesamtheit trotz aller unvermeidlichen Versager ein geistiges Fluidum ausstrahlen, haben wir ein Recht. Mit verzehrender Leidenschaft bei der wissenschaftlichen Arbeit zu sein, das ist die erste Forderung – und daher unsere große Dankbarkeit gegen die Männer unter uns, die – auf ihre eigene Arbeit vorübergehend verzichtend – sich in der Notzeit einsetzen für Verwaltung und Selbstbehauptung der Universität als Institution.

Unsere Wiederherstellung ist untrennbar von der Revolution der Denkungsart,<sup>290</sup> welche aus unserer Katastrophe entspringt, die, seit langem vorbereitet, 1933 über uns hereinbrach. Wir können nicht leben, als ob nichts geschehen sei, als ob wir wieder anfangen, wo wir 1933 aufhörten, als ob wir bloß wiederherstellten, was war. In einer neuen Welt haben wir uns selbst zu finden und dadurch unseren bescheidenen Beitrag zu leisten auf dem Wege zur Weltordnung. Es steht noch nicht fest, was wir sind und sein werden. Es bleibt im Sittlichen und Geistigen entscheidend Sache unserer Freiheit.

Die Universität soll die geistige Springfeder der kommenden Demokratie als Ethos und Lebensart sein, nicht durch politische Aktivität, sondern durch Vorbereitung. Entweder wird sie sich selbst und die Jugend erziehen in der vollen Freiheit der in radikaler Diskussion hervorgehenden Wahrheit; und dann wird bis zum Ton der Sprache hin die Wahrheit ihr Wesen zeigen, die Menschen miteinander zu verbinden. Oder die Universität verschwindet in der Nivellierung einer bloßen Schule mit nur endlichen Zwecken des Nutzens, ohne Kraft der Menschenformung.

\*

Nun zu den *sozialen Forderungen im engeren Sinne*. Wir hören: *Das Volk drängt zur Universität*, die Universität soll Volkshochschule werden, alle Kreise und Klassen sollen Zugang zur Universität gewinnen. Der Vorwurf ist, die heutige Universität sei Klassen-

universität. Erst wenn das ganze Volk an der Universität beteiligt werde, könne die Universität werden, was sie sein solle: Volksuniversität.

Antwort: Wieweit die besonderen Vorwürfe zutreffen, bedarf jeweils der Untersuchung. Aber der Grundwille in solchen Angriffen, soweit er ein guter Wille ist, dem wirklich an der Sache und nicht an Sensationen gelegen ist, trifft durchaus zusammen mit den Interessen der Hochschule. Wir stehen gegen die Privilegierungen durch Stand, Klasse, Besitz, Partei zugunsten des Rechts aller auf gleiche Chancen. Das heißt nicht, daß wir abschaffen könnten oder wollten: die Aristokratie des Geistes,<sup>291</sup> die jedem offen steht nach dem Maße seiner Begabung und seiner freien Selbsterziehung. Es handelt sich um die *Auslese der Besten aus der gesamten Bevölkerung*. Die echte Geistesaristokratie ist heute nur eine Minderheit der Studenten und war es wohl jederzeit. Das Leben des Geistes aber ist gebunden an die rechte Auslese.

Diese Auslese muß in frühester Jugend beginnen. Dazu wird eine Einrichtung großen Stils notwendig werden, durch die ungewöhnlich Begabten in beträchtlicher Zahl Stipendien gewährt werden für Schule und Hochschule. Eine wirklich befriedigende, absolut gerechte Lösung kann es nicht geben. Das menschliche Können und Erkennen reicht bei weitem nicht aus, über den Menschen sichere Voraussagen und gerechte Bestimmungen zu treffen. Aber besser als der Zufall und das äußerliche Auswählen nach Merkmalen von Reichtum, Stand, Klasse, Parteizugehörigkeit und dergleichen ist ein fortdauernd sich selbst korrigierendes Versuchen. Diese Auswahl der Besten soll durch Menschen geschehen, die wissen, daß sie immer nur in Annäherungen ihre Aufgabe erfüllen können. Sie werden innerlich angstvoll und demütig die Verantwortung von Lebensschicksalen spüren und dann bei größter Besonnenheit das relativ Beste erreichen.

\*

Neben der Forderung der Zugänglichkeit der Hochschule für das gesamte Volk steht eine zweite Forderung: den *Hochschulunterricht zu erweitern auf mehr Berufe*, derart, daß schließlich fast alle Ausbildungen Hochschulcharakter gewinnen.

In dieser Form ist das ein für den Sinn der Hochschule vernichtender Anspruch. Sie wäre nicht mehr Hochschule, sondern würde Universalschule. Sie wäre nicht Stätte der geistigen Bildung, sondern ein Warenhaus von Kenntnissen und Fertigkeiten. Die Forderung beruht auf einem Irrtum. Wie es nicht möglich ist, den Unterschied der Menschen an Begabungen als nicht bestehend anzusehen, so ist es eine Unwahrscheinlichkeit, die Gleichheit aller Berufe zu dekretieren. Gleich sind alle Berufe nur darin, daß in jedem das Ethos des Menschen in reiner Pflichterfüllung das Höchste leisten kann und daß sittlich kein Mensch hinter dem anderen zurücksteht, wenn er es tut.

In den äußersten Polen kann man gegenüberstellen: Berufe, in denen es sich um das Ganze des Menschseins handelt, wie beim Pfarrer, Arzt, Richter, Lehrer, Architekten und anderen, und Berufe, die in der Erfüllung endlicher Zwecke sich erschöpfen.

– Es gibt keinen scharfen Schnitt zwischen jenen höheren Berufen und diesen besonderen Tätigkeiten. Im Einzelfall kann man zweifeln. Die Grenze kann sich verschieben. Aber grundsätzlich besteht der Unterschied. Ihn zu leugnen wäre absurd. Die Hochschule ist für die Erziehung zu den höheren Berufen da. Sie würde ihren Sinn verlieren in einer Nivellierung der Berufe.

Die soziale Verantwortlichkeit der Hochschule fordert, diese besondere Aufgabe nicht gedankenlos zum Schaden aller verlorengehen zu lassen. Aber es ist auch die Verantwortung der Universität, Gebiete, die hochschulreif sind, einzugliedern. Zu fragen ist: handelt es sich um einen der höheren Berufe, die es mit dem Ganzen des Menschseins zu tun haben, um Gehalte, die ein ständiges Forschen erfordern, und deren Rang durch ihre Idee gewährleistet ist? Es darf nicht ein beliebige Vermehrung der Fakultäten stattfinden.

An neuen Fakultäten werden heute vor allem zwei erörtert: die pädagogische Fakultät für die Ausbildung der Volksschullehrer und die technische Fakultät. Ohne so wichtige Fragen beiläufig erledigen zu wollen, spreche ich also meine augenblickliche, ihrer Natur nach korrigierbare Einsicht aus, daß ich eine pädagogische Fakultät als eine Gefahr sowohl für das Wesen des Volksschullehrers wie für die Universität ansehe, während mir die technische Fakultät, beginnend vielleicht mit der Architektur, als Glied der Hochschule unentbehrlich scheint.<sup>292</sup> Statt von diesen Einzelfragen möchte ich von etwas Grundsätzlichem sprechen.

\*

Mit der Vorsicht gegenüber Erweiterungen und mit dem Anspruch der Idee der Hochschule stehen wir in einer eigentümlich *deutschen Frage*. Innerhalb der abendländischen – europäischen und amerikanischen – Universitäten war bei gemeinsamem Ziel die deutsche Universität eine besondere Ausprägung. Sie hatte das höchste Ansehen in der Welt. Wir dürfen hoffen, daß sie noch späteren Geschlechtern der Völker eine für uns ehrenvolle Erinnerung bleibt. Die Universität nun ist im Ursprung ihrer Idee nicht dasselbe, was sie in der Durchsetzung mit nationalistischem und positivistischem Geist, vollends was sie durch den Nationalsozialismus geworden ist. Es ist die Frage, ob ihr Ursprung noch einmal der Ausgang geistiger Blüte werden kann, die neben den anderen Erscheinungen der Universitäten in der Welt so nur in Deutschland gedeihen könnte. Wir glauben daran, und wir plädieren dafür, dieses kostbare Gut, das zwar fast, aber nicht völlig, verloren ist, uns nicht durch aufgezwungene Umgestaltung der Institution zu nehmen. Dieses Deutsche in unserer Universität ist nicht etwas *als* national Gewolltes, sondern ein Versuch der Menschheit in uns, gerichtet auf etwas Übernationales.<sup>293</sup> Deshalb haben Angehörige der Universität sich nicht selten wie im Dienst einer Institution gefühlt, die der übernationalen Kirche analog ist. Sie haben aktive Politik, selbst nationale Politik, als eine nicht der Universität eigene Sache verworfen, die dem persönlichen Leben außerhalb der Universität vorbehalten

bleibt. Will man uns dieses Gut, diesen Keim lassen, indem man uns allein entscheiden läßt, was wir daraus werden – wird man es gar fördern? Wir wissen, daß wir auch hierin dem Willen der Sieger unterworfen sind. Wir können nur zeigen, worum es sich handelt, und können bitten. Das wollen wir tun und nicht schweigend geschehen lassen, was das Leben unseres Geistes vernichten würde, des Geistes, der in der furchtbaren Verkehrung Deutschlands seit 1933 zu einem großen Teil in die Verborgenheit ging und jetzt einen letzten Versuch macht.

\*

Die soziale Verantwortung nehmen wir in ihrem ganzen Ernst nur auf uns, wenn wir die Idee der Hochschule ernst nehmen und aus ihr für das Volk und die Welt tätig sind. Daher können wir manche *beiläufigen* Einrichtungen, die als sozial gerühmt werden, nicht als sehr wichtig ansehen, obgleich wir sie bejahen: etwa Vorträge für das Publikum, unmittelbare Teilnahme der Professoren an der Öffentlichkeit durch Presse und Rundfunk, Angliederung mancher Ausbildungsmöglichkeiten in besonderen Fertigkeiten, Aufnahme Vereinzelter, die durch eine Begabtenprüfung die Vorbildung ersetzen. *Nicht alle Ansprüche*, die an die Hochschule im Namen des Volkes erhoben werden, sind berechtigt. Auf das Volk berufen sich Kräfte, die nicht das Volk sind, so etwa die mangelhafte Qualifikation der an der Universität nicht vorankommenden Leute, die 1933 mit Erfolg im Namen des Volkes in Stellungen drängten, so das Ressentiment der geistfeindlichen, neidischen Menschen, die das Dasein der Bildung, die sie nicht haben erwerben können, vernichten möchten, so die Wirtschaftsmächte, die die Wissenschaften in ihre Zwecke einspannen möchten, wie die Industrien.

Wir haben Verantwortung nur gegenüber den echten Ansprüchen des Volkes. Das Volk ist nicht die Masse,<sup>53</sup> die je augenblicklich schnell veränderlich ihre blinden Begehungen durch Demagogen aussprechen läßt. Das Volk sind heute noch nicht die Parteien. Das Volk sind auch nicht die Berufsverbände, die jeweils nur ihre eigenen Interessen vertreten. Die Instanz für uns liegt höher als all diese: beim Volke selbst, zu dem auch wir gehören. Wie erreichen wir diese Instanz? Das ist eine Frage der gesamten Politik, ob sie das Volk zur wirklichen Mitbeteiligung bringt, zur geistigen Bewegung, zur öffentlichen Diskussion, oder ob sie es stumm hält, um in seinem Namen durch bürokratische Machtapparate ein autoritäres Regime zu führen. Wir sind als Hochschule nicht imstande und nicht berechtigt, unmittelbar an der Politik mitzuwirken. Wir können Politik nur geistig vorbereiten auf lange Sicht durch Erkenntnis. Aber wirklich gedeihen werden wir nur, wenn uns das Vertrauen des Volkes trägt.



## | Universities in Danger The Coherence of Knowledge<sup>294</sup>

There is a problem before the western universities, or, at least, before those in Germany. It is that, by resolving themselves into a group of technical schools, the universities might lose their true meaning. Only a specialist, it is true, who has really mastered his technical trade can feel quite at home with his subject. But if knowledge is not to be confined to considerations of utility, its true purpose cannot lie in specialization alone. It lies rather in training a man to become a critical, inquiring being, in developing integrity of character, and it lies, also, in helping him to perceive the coherence of all departments of knowledge. Such a coherent view of knowledge permeated university life in the nineteenth century. Certainly, utility was valued at that time, but it did not predominate. This was possible only because of a historical tradition which, through its common roots in Greece, Rome, and the Bible, united all western people under humanism.<sup>295</sup>

The danger now facing the universities is a consequence not only of scientific development, which of necessity demands specialization, but also of a general change of outlook. Humanism has lost its hold on men, and the number of genuine humanists has steadily diminished. Finally, and most important, the danger has grown out of the momentous progress of this technical age. People are looking for new intellectual foundations, and they will have to go on seeking them in this, the most critical period ever known in history. And these new intellectual foundations are not yet there.

What, then, is the solution? The human mind cannot be directed; it moves when and where it feels inclined. The universities will survive only if there are men, who, through their work and personality, are capable of displaying with conviction the unity of knowledge to the world of to-day. Such men cannot be created according to plan,<sup>68</sup> but it is possible to indicate the necessary conditions. Scholars must be made to realize their intellectual responsibility for what is at stake. In an age without parallel in history it is not enough merely to cling to humanism, however near it may be to our hearts. Circumstances have changed and we must constantly strive to understand the new conditions and to become whole men again.<sup>296</sup> The sciences must be mastered again in their true unity and won out of their present fragmentation. Such suggestions as can be put forward for this task and for arresting the decay can only be insignificant. Perhaps we should let the past history of science produce its effect through the teacher

in the sciences themselves, or make people aware of methodology; or throw light on the boundaries that divide what we know from what we do not know.<sup>297</sup>

### *General Education*

Traditional measures, on the other hand, which we have planned and partly tried in Germany for a decade, appear to be ineffective. The intention was to establish a separate course of general education side by side with the specialist course of instruction; this would be done either through a course of study devoted solely to the purposes of general education,<sup>298</sup> through compulsory lectures in general subjects or through the establishment of chairs or even faculties of general education. The mistake here is that this must come about as a part of the study of science itself, not apart from it. It is precisely this setting one beside the other that is disastrous. It means only that new departments grow up to serve what in essence is not a departmental matter at all, so that what is universal becomes a new specialism.<sup>299</sup> Such education becomes an incidental affair like a religion confined to Sundays.

It is possible to learn under compulsion, but real education can only be acquired in freedom. Students ought not to be cramped by timetables which take up all their time, nor by examinations aimed only at factual knowledge learned by rote. Rather should they be free to attend lectures in all the faculties according to their personal desires, to follow professors who have something worth while to say if they are attracted by them – just as, perhaps, many a student of natural sciences in the last century frequented the classes of Ritschl,<sup>300</sup> the classical philologist, to »learn method«. Such freedom of action should avert the disadvantages of creating distrust among the pure specialists and giving preferment to place-seeking machine-minds<sup>301</sup> in marking examination papers. In the examinations themselves, the measure of a man's education – reflected in the way he presents his knowledge, his grasp of essentials and his power of judgment – should have some share in determining the result, but neither should the extent of his factual knowledge be the yardstick, nor should separate tests of his general education be held.

### *Great Teachers*

The decisive influence will rest with those personalities who, as university teachers in all subjects, determine the spirit of the university. It is a matter of the intellectual aristocracy, for a type of aristocracy<sup>302</sup> is essential in a right functioning democracy. Professors should be selected solely on their achievement and the degree in which their education has become real in them. And they should be chosen by experts, that is, the intellectual aristocracy actually existing in every university.<sup>303</sup> To avoid a caste system, there must be standards clearly laid down for all to see – published works and their rep-

utation. For promotion in a lecturer's own university, a »call« to another university should be a primary condition.<sup>304</sup> The State should control internal administration only so far as is necessary to prevent irregular preferment of unsuitable people. On the other hand, if the State itself were to appoint teachers who – however excellent as teachers – were nevertheless unknown or had produced no recognized works, the character of the universities and colleges<sup>305</sup> would be destroyed – particularly if people were favoured because of the acceptability of their political and general views to the Government in power.

By a limitless interweaving of intellectual powers the life of the university should lead to unrestricted discussion, but it should also make it possible for a solitary investigator to work deeper into his subject with a long-term plan of research. Students should take a genuine part in both if they would become scholars. In this way the emulation of minds creates the intellectual aristocracy. Administrative measures may clear the way for it, but the more administration orders and plots and plans the more is progressively destroyed.

The disappearance of the intellectual aristocracy would mean that<sup>306</sup> the chance of education's achieving again a new unity of all branches of knowledge through the creative work of the best minds would at once be lost.



## | Die Gefährdung unserer Universität

An den abendländischen Universitäten, jedenfalls an den deutschen, gibt es ein Sorge: die Universitäten könnten ihren eigentlichen Sinn verlieren, indem sie in ein Aggregat von Fachschulen sich auflösen. Zwar kann nur, wer als Spezialist sein wissenschaftliches Handwerk bis zur Meisterschaft versteht, in der Wissenschaft heimisch werden. Aber wenn Wissenschaft nicht auf die Nützlichkeit beschränkt sein soll, kann der Sinn der Wissenschaft nicht in der Spezialisierung als solcher liegen. Er liegt vielmehr in der Bildung des Menschen zu einem kritisch forschenden Wesen, in der Erziehung seines Charakters zur Wahrhaftigkeit, und er liegt in dem Zusammenhang des Erkennens im Kosmos aller Wissenschaften. Dieser Zusammenhang durchdrang das Leben der Universität im 19. Jahrhundert. Damals war die Nützlichkeit zwar eine erwünschte Folge, aber sie herrschte nicht. Dies war nur möglich auf dem Grunde der geschichtlichen Überlieferung, die im Humanismus alle Abendländer verband durch die gemeinsame Wurzel in Griechenland, Rom und der Bibel.

Die gegenwärtige Gefahr der Universität ist eine Folge nicht nur der wissenschaftlichen Entwicklung, die unumgänglich aus der Natur der Sache die Spezialisierung verlangt, sondern der allgemeinen Veränderung des Geistes. Der Humanismus hat an Geltung verloren; die Zahl echter Humanisten ist immer geringer geworden. Schließlich und vor allem ist die Gefahr aus der gewaltigen Bewegung des technischen Zeitalters erwachsen. Neue geistige Grundlagen werden gesucht und müssen gesucht werden in diesem geschichtlichen Einschnitt, der tiefer ist als je ein Schnitt in aller uns bekannten Geschichte war. Und diese uns alle verbindenden Grundlagen sind noch nicht da.

Was kann man tun? Der Geist ist nicht zu kommandieren, er weht, wann und wo er will. Die Universitäten werden gerettet, wenn es Menschen gibt, die durch Werk und Person in ihrem wissenschaftlichen Tun die Einheit | des Wissens überzeugend für die heutige Welt zur Erscheinung bringen. Solche Menschen kann man nicht planen und machen. Aber man kann hinweisen auf Bedingungen. Die Unruhe bei den Forschern müßte wachsen, daß sie stärker die geistige Verantwortung spüren für das, was durch sie auf dem Spiele steht. Wir dürfen in einem Zeitalter, das ohne Vergleich in der Geschichte ist, nicht zufrieden sein mit dem bloßen Festhalten am Humanismus, so sehr uns dieser auch am Herzen liegt. Wir müssen unablässig die neuen Tatbestände wahrnehmen und als Menschen unter diesen neuen Bedingungen wirklich werden. Die Wissenschaften sind in ihrer wirksamen Einheit aus der Zerstretheit heraus neu zu gewinnen. Geringfügig sind die Anregungen, die man für diese Aufgaben und zur Abwehr gegen den Zerfall geben könnte. Man sollte etwa die Geschichte der Wissenschaft-

ten in den Wissenschaften selber bei der Lehre zur Wirkung kommen lassen; man sollte die methodologische Bewußtheit fördern; man sollte die Grenzen des Wissens erhellen. All das führt dazu, aus der Spezialität durch sie selbst den Zusammenhang mit dem Ganzen und dem Sinn des Wissens überhaupt zu gewinnen.

Unwirksam scheinen dagegen institutionelle Maßnahmen, die seit Jahrzehnten bei uns in Deutschland geplant und zum Teil versucht wurden. Man wollte neben die spezialistische Lehre eine besondere Bildung setzen, sei es durch Studiensemester, die nur für Bildungszwecke verwendet werden, sei es durch Zwangsvorlesungen und Examina in Bildungsfächern, sei es durch Einrichtung von Bildungsprofessuren oder gar Bildungsfakultäten. Der Irrtum liegt darin, daß all dies in den Wissenschaften selber, nicht neben ihnen zur Geltung kommen müßte. Gerade das Nebeneinander ist ruinös. Es erwachsen nur neue Fächer für das, was seinem Wesen nach nicht Fach ist, sozusagen Spezialitäten für das Allgemeine. Solche Bildung wird ein im Grunde unverbindliches Nebenbei, wie eine Religion, die man auf den Sonntag beschränkt.

Lernen kann man durch Zwang, Bildung läßt sich nur in Freiheit er|werben. Die Studenten sollten nicht beengt werden durch Studienpläne, die ihre gesamte Zeit beanspruchen, nicht durch solche Examina, die ausschließlich auf Kenntnisse und Routine gehen. Vielmehr sollten sie die Freiheit haben, Vorlesungen in allen Fakultäten zu hören nach ihrer persönlichen Wahl, der Anziehungskraft von Professoren zu folgen, die ihnen Wesentliches zu sagen haben (wie etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts manche Naturforscher zu Ritschl, dem klassischen Philologen, ins Seminar gingen, um »Methode zu lernen«). Der Gebrauch solcher Freiheit sollte keine nachteiligen Folgen haben durch Mißtrauen seitens der bloßen Spezialisten und durch Bevorzugung der streberhaften Routiniers bei der Bewertung in den Examinas. In den Examinas selber sollten das Maß der Bildung, das in den Kenntnissen zur Erscheinung kommt durch die Art des Vortrags, des Sinns für das Wesentliche, der Urteilskraft, die Bewertung mitbestimmen; es sollten aber weder die Quantität von Kenntnissen des Examinanden den Maßstab geben noch sollten abgesonderte Bildungsprüfungen stattfinden.

Entscheidend werden daher die Persönlichkeiten sein, die als Dozenten in allen Fächern den Geist der Universität bestimmen. Es kommt auf die Aristokratie des Geistes an. Denn diese Art von Aristokratie ist eine unerläßliche Funktion der Demokratie. Die Professoren sollten ausschließlich nach ihrer Leistung und verwirklichten Bildung ausgewählt werden, und zwar von den Sachkundigen, d.h. von der jeweils bestehenden geistigen Aristokratie. Damit keine Zunftwirtschaft entsteht, bedarf es der öffentlich sichtbaren Maßstäbe, nämlich der tatsächlichen Veröffentlichungen der Werke und ihres Ansehens. So sollte zum Beispiel für den Aufstieg am Ort einer Universität ein Ruf von außerhalb Bedingung sein. Nur die Öffentlichkeit des Geistes, die demokratisch in der Gesamtheit der durch ihre Leistung jeweils bestehenden Aristokratie zur Geltung kommt, soll die Auswahl bestimmen. Der Staat darf diese Selbstverwaltung der Universitäten nur kontrollieren, um unsachliche Bevorzugungen Ungeeigneter zu verhin-

4 dern. Dagegen hebt die durch den Staat bewirkte Ernennung von unbekanntem, durch keine Leistung ausgewiesenen bloßen Lehrern, mögen | sie als solche noch so trefflich sein, zu Professoren an Hochschulen den Hochschulcharakter auf, noch mehr, wenn dabei politisch und weltanschaulich einem Regime genehme Leute bevorzugt werden.

Das Leben der Universitäten soll in der von niemandem zu übersehenden Verflechtung geistiger Kräfte zu uneingeschränkter Diskussion führen und soll die einsame Forschung durch Vertiefung in die Sache auf lange Sicht ermöglichen. An beidem sollen die Studenten innerlich teilnehmen, als ob jeder ein kommender Forscher sei. Solches Leben erzeugt die Aristokratie im Wettkampf der Geister. Das Institutionelle kann dafür den Raum frei machen. Aber je mehr seitens der Verwaltung angeordnet, geradezu beabsichtigt und geplant wird, desto mehr pflegt zerstört zu werden.

Mit dem Verschwinden der geistigen Aristokratie aber würde zunächst auch die Möglichkeit erlöschen, daß aus dem hellsten Bewußtsein des Zeitalters die Bildung in neuer Einheit der Wissenschaften sich wiederherstellt durch die schöpferische Arbeit der besten Geister.

# | Der übernationale Sinn der abendländischen Universität

9

Es ist kein Zweifel, daß die Universitäten Anstalten sind zum Zweck der Berufsvorbereitung, Erziehung und Bildung der Jugend, daß sie zumeist von den Staaten finanziert werden, zum Teil durch Stiftungen von privater Seite, noch seltener durch eigenes altes Vermögen ihre Kosten bestreiten. Durch die Herkunft ihrer Mittel sind sie abhängig.

Nun ist es für das Bewusstsein des Sinnes ihres geistigen Lebens, des Gehalts von Bildung und Erziehung, der letzten Ziele der geistig fundierten Berufe entscheidend, wie Professoren und Studenten das Wesen der Universität fühlen, verwirklichen und denken. Durch alle geschichtlich besonderen, staatlich und national, kirchlich und wirtschaftlich bedingten Gestalten hindurch sollten sie sich des Grundes gewiss bleiben, aus dem sie ihren Sinn haben. Das ist nur in einem idealen Entwurf klar, während die Realität notwendig voller Anpassungen, Mängel und Verschleierungen bleibt, auch wenn die Energie zum Wesentlichen hin groß ist. In den folgenden Erörterungen mag mit wenigen Strichen das Ideal charakterisiert sein, und einige Konsequenzen mögen radikal gezogen werden. In der Realität müssen wir uns begnügen. Plato hat nicht den besten sondern den zweitbesten Staat für die Verwirklichung ins Auge gefasst.<sup>307</sup>

Der Sinn der Universität ist die Erforschung und Lehre der Wahrheit in ihrem ganzen jeweils erreichbaren Umfang. In dem Willen zur Wahrheit<sup>308</sup> liegt die Autonomie der Universität. Sie setzt voraus, daß Wahrheit um jeden Preis in der Welt sein solle, und daß auf die Dauer Wahrheit zwar nicht einfach das Glück, aber die | Menschenwürde ausmache, und daß ihre bedingungslose Erhellung Gottes Wille sei. Daraus folgen vor allem die Grundsätze für das Leben der Universität.

10

1) Die Universität vereint Forschung und Lehre. Nicht ein fertiger Wissensbestand wird tradiert, sondern Forscher lassen die Jugend teilnehmen am Suchen der Wahrheit. Die Lehraufgabe beflügelt umgekehrt die Forschung.

Daher wehrt die Universität die Verschulung ab. Sie ist nicht Schule, sondern Hochschule. Das Lernmäßige wird gepflegt durch angegliederte schulmäßige Kurse, wird auf selbständige Aneignung durch Bücher, Institute und Laboratorien verwiesen. Aber der Kern der Universität ist die Gemeinschaft der Forscher und werdenden Forscher. Die Führung der Studien liegt in der Freiheit des Lernens durch den jungen Menschen, der wählt, was ihm fruchtbar ist, sich Rat holt, aber selbständig seinen Weg geht unter Verwerfung von schulmäßigen Lehrplänen und Studienordnungen.

2) Geistige Selbständigkeit, Begabung und die Opferbereitschaft eines sich an den geistigen Aufschwung bedingungslos hingebenden Lebens sind nicht jedem Menschen gleicherweise eigen. Die Menschen werden sehr verschieden geboren und haben sehr verschiedene Energie, aus Freiheit sich für ihre Aufgaben zu verzehren. Daher gilt, daß möglichst aller Jugend die Chance, aber nur den wenigen Begabten, denen zudem das geistige Leben den eigentlichen Lebenswert ausmacht, das Recht zum Studium und dann wiederum noch weniger das Recht zur Lehre gegeben werden sollte. Die Demokratie der Chancen soll eine Aristokratie des durch faktische Leistung erwiesenen Geistes hervorbringen.<sup>309</sup>

Daher wehrt die Universität die Herrschaft des Durchschnittlichen ab. Die Auslese ist ein Grundproblem ihres Daseins. Aber die Auslese kann durch keine Organisation von Tests und dergleichen genügend geleistet werden, sondern entscheidend allein durch geistige Leistungen, die zunächst von sachkundigen Lehrern auf den Schulen, dann durch die Forscher-Lehrer an den Hochschulen im persönlich verantwortlichen Urteil, schließlich durch die Öffentlichkeit auf Grund der Publikationen des Forschers stattfindet.

II Die Idee ist, daß jeder, der einen geistig fundierten Beruf ergreift, Arzt, Lehrer, Richter, Verwaltungsbeamter, Pfarrer, Ingenieur usw. | Teilnahme gewonnen hat an den Methoden der Forschung, selbst ein Suchender geworden ist und sich in der Praxis genau so wie ein kritischer Forscher verhält, auch wenn er nicht dazu kommt, bestimmte Ergebnisse im Druck der Öffentlichkeit vorzulegen.

3) Wahrheit gibt es nicht als den fertigen Bestand des einen Ganzen, sondern als die Vielfachheit des bis dahin Erkannten, Gedachten, Versuchten. Das Erkennen drängt auf immer weitere Ausbreitung und gleichzeitig auf immer neue Vereinheitlichung. Da aber niemand im Besitze dieser Wahrheit ist, so ist das Element ihres Daseins in der Bewegung des Miteinander der Forscher und Sachkundigen. Sie diskutieren, sie korrigieren sich durch Kritik. Daher ist Freiheit des Wortes, Freiheit der Forschung und Lehre Voraussetzung der Universität. Im freien Diskutieren soll die Kritik aller der Wahrheit näher bringen. Kein einzelner Mensch kann sich auf sich verlassen. Keinem einzelnen Menschen ist als einer Autorität absolutes Vertrauen zu schenken, wohl aber dem Miteinander der Besten, wenn sie sich ermutigen und ermuntern im Widerhall.

Daher wehrt die Universität jede festsetzende Autorität ab. Niemand darf durch Anordnung die Forschung und Lehre dirigieren. Jedem Professor, der ernannt ist, kommt das Vertrauen zu, daß er nach eigenem Urteil seine Forschung wage, seine Lehrweise und seine Auswahl des Wesentlichen bestimme. Aber jeder auch steht unter der gegenseitigen Kritik, die in der Zurechtsetzung keine sachliche Grenze kennt, aber gemeint ist als Anregung zur Selbstkorrektur, die ein jeder ständig zu vollziehen hat. –

Wem der Sinn des Wahrheitssuchens lebendig geworden ist, der wird das Bewusstsein von der notwendigen Autonomie der Universität haben. Sie soll sich selbst be-

stimmen durch die Gemeinschaft einer durch Leistung – und nur durch Leistung – erwiesenen Aristokratie.

In dieser Aristokratie, wenn sie echt ist, und wenn sie auf dem redlichen Wege von Begabung, Arbeit und Leistung erwächst, erkennen sich die Völker wieder. Sie sind es selbst, was hier eine kleine Gruppe von Menschen vertretungsweise für alle tut: das grenzenlose Mühen um Wahrheit. Daß dies stattfindet, das wollen gebildete Völker. Daß die Universitäten wirklich das sind, worin | die Völker sich wiedererkennen können, das allein macht ihre Existenzberechtigung aus. Dann respektieren die Völker ihre Universitäten und wollen deren Dasein. 12

Dazu kommt, daß die Arbeit der Universitäten nützliche Folgen hat (aber mit diesen sind sie nicht primär und nicht allein zu begründen): in dem auf Wissenschaft fundierten technischen Können, – in der geistigen Bildung in allen durch sie vorbereiteten Berufen, aus denen die Humanität<sup>310</sup> in Wechselwirkung sich in der gesamten Bevölkerung steigert.

Die Autonomie der Universität ist Bedingung auch für diese nützlichen Folgewirkungen. In solcher Autonomie einer Anstalt zu leben, das bedeutet aber Teilnahme an einem übernationalen und überstaatlichen Geist. Die Universitäten stehen in einer Analogie zu den Kirchen. Der übernationale Charakter der Universitäten verwehrt ihre unmittelbare Teilnahme an politischen Staatsinteressen, an nationalen Aufgaben und Stellungnahmen, verwehrt ihnen Erklärungen und Entschlüsse, die allein staatlichen Instanzen und den freien Völkern zustehen. Der übernationale Charakter besteht nicht durch Organisation und zentrale Lenkung, sondern zeigt sich in der gegenseitigen Berührung durch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit über die gesamte Menschheit in der gemeinsamen Diskussion, im Wetteifer des Lebens für das hohe Ziel der Wahrheit, im gegenseitigen Verständnis für den Sinn des geistigen Aufschwungs.

Indirekt aber dienen die Universitäten ihren Staaten und Völkern gerade dann, wenn sie völlig freigelassen sind: durch die Höhe der Ausbildung der ihnen anvertrauten Jugend, durch den Ruhm ihres Geistes, der den Völkern zukommt, die solche Universitäten hervorbringen und sie als die ihren pflegen.



## | Hochschulreform?

340

### Das Gutachten des Hamburger Studienausschusses für Hochschulreform<sup>311</sup>

Das »Gutachten zur Hochschulreform«<sup>312</sup> scheint der erste, gründlich durchdachte, in fruchtbarer Zusammenarbeit ausgezeichneter Männer erwachsene allumfassende Plan für institutionelle Veränderungen der Hochschule zu sein. Ich zweifle nicht, daß dieses Gutachten ein bedeutendes Glied in den Vorbereitungen sein wird, die behutsam zu treffen sind, bevor man es wagen sollte, die Institution der Universität in ihren Fundamenten neu zu begründen.

Ich vermute, daß jeder Leser einen tiefen Eindruck empfängt erstens von der Gesinnung, die die Mitglieder der Kommission befähigt hat, trotz abweichender Voraussetzungen zu einem einmütigen Ergebnis zu kommen, – dann von ihrer echten Sorge um den Nerv deutschen Geisteslebens, das vielleicht in allem Unheil selbständig bleiben, schöpferisch wirken und einen noch immer wichtigen Beitrag zu den Wissenschaften und Denkungsweisen liefern kann, die der Menschheit gemeinsames Interesse sind. Das Gutachten hat als Gemeinschaftsarbeit einen unpersönlichen Stil, in dem doch die verständige Besonnenheit der Überlegung und der offenbare gute Wille unfehlbar zugunsten des Ganzen einnimmt, ja ihm eine gewisse Autorität verleiht.

Um so ernster ist die Frage, ob und wie weit man den Vorschlägen folgen soll. Die Grundhaltung der Männer, die das Verdienst dieses Gutachtens haben, läßt es zu, diese Grundhaltung selbst und die Vorschläge rückhaltlos zu diskutieren.

Es ist Vieles und Wesentliches, dem ich ohne Einschränkung zustimme, so das Folgende: Die Überzeugung von der Notwendigkeit und der Möglichkeit einer Reform. – Das Festhalten an der Freiheit von Forschung und Lehre. – Die Forderung, den verwandelten | Wirklichkeiten des sozialen Lebens auch im Leben der Hochschule gerecht zu werden. Diese Forderung soll erfüllt werden erstens durch die Auslese der Studenten aus allen Bevölkerungskreisen, zumal auch aus den Arbeiterkreisen, um für die Aufgaben der Universität die ungewöhnlich Begabten zu gewinnen (ich würde hinzufügen: um die Aristokratie des Geistes<sup>313</sup> wiederzugewinnen, die in Deutschland möglich ist, und um dem Durchschnittlichen, das jetzt die Universität beherrscht, zu entrinnen). Zweitens soll der Forderung genügt werden durch die breite Entfaltung der Sozial- und Staatswissenschaften, der Soziologie und Geschichte, der Wirtschaftswissenschaften als Forschungs- und Lehrgegenstand. – Trefflich ist die Forderung, an der Universität die Studenten nicht nur zu Spezialisten auszubilden, sondern zu Menschen zu erzie-

341



hen. – Sinnvoll ist der Wunsch, so viel als möglich Praxis dem Studium vorhergehen und es begleiten zu lassen. – Die Verbreiterung des Lehrkörpers, die Ergänzung durch Studienprofessoren erscheint zweckmäßig. – Richtig ist die Aufrechterhaltung der Hochschulverwaltungen durch die Länder bei Ergänzung durch die Unterstützung von besonderen Forschungsaufgaben durch den zentralen Staat. – Entscheidend ist die Förderung der Bewahrung der Universität als Körperschaft mit autonomer Verwaltung. – Gut ist es, immer wieder bewußt zu machen, wie verschwindend gering im Prozentsatz der Staatsausgaben die Kosten für Universität und Forschung sind, wie viel aber daran hängt für die Zukunft des ganzen Volkes, und wie ein Volk sich selbst vernichtet, das hier sparsam ist, gemessen an anderen Ausgaben.

Aber dies und vieles andere sind doch zum Teil unbestimmte Wünsche. Alles kommt darauf an, ob sie und wie sie zu verwirklichen sind. Die konkreten Vorschläge für bestimmtes praktisches Handeln sind etwas anderes als die Prinzipien. Beides scheint mir in dem Gutachten so oft ineinander zu fließen, daß am Ende eine unklare Gesamtstimmung bleibt.

Was zu dem Gutachten kritisch zu sagen ist, betrifft daher einerseits die nicht geradezu ausgesagten Voraussetzungen und andererseits die konkreten Vorschläge.

\*

Das Gutachten will praktisch sein, die *Idee der Universität* wird vorausgesetzt. Das Gutachten will helfen, sie in der gegenwärtigen Situation unter den besonderen Bedingungen und Forderungen des Zeitalters zu verwirklichen. Da scheint mir nun der Entwurf trotz seiner konkreten Vorschläge in der Tat abstrakt zu bleiben. Das Gutachten behandelt gar nicht die unheilvolle Lage Deutschlands. Es verfährt, als ob wir eine Demokratie hätten und uns frei entwickeln könnten. Es setzt einen demokratischen Geist und das ihn tragende Ethos als vorhanden voraus. Während es aufgeschlossen für die Forderungen des Zeitalters im Großen ist, scheint es blind für die deutschen gegenwärtigen Realitäten, oder enthält sich, sie auszusprechen und im Hinblick auf sie zu denken. Die Wünsche, die es vertritt, lassen sich zu einem wesentlichen Teile nicht verwirklichen, weil die dazu gehörenden Menschen nicht in genügender Anzahl da sind (dies vor allem Folge des zweimaligen Auslöschens der jungen Generationen durch den Krieg) und weil das gemeinsame Ethos eines verbindenden politisch-gesellschaftlichen Zustandes fehlt.

342

Das Entscheidende der deutschen Hochschulreform ist die geistige Wiedergeburt. Das Leben in den deutschen Universitäten ist erst wieder im Beginn. Die Fachwissenschaften – auch die naturwissenschaftlichen Leistungen – treten bei der Weltkonkurrenz in den Hintergrund, soweit sie an große materielle Mittel gebunden sind. Die schönen Leistungen lassen die Lage keineswegs als hoffnungslos, aber in ihren Chancen als bescheiden erscheinen. Dagegen wäre im Geist des Ganzen, in der Durchformung der Wissenschaften zur Lehre Außerordentliches möglich. Zum Beispiel ist die Forschung der Genetik vielleicht nur im Sinn kleiner Beiträge zur Weltforschung mög-

lich, aber es wäre eine universale Botanik, Zoologie, Biologie aus ordnenden Ideen als eine universale, in alle Richtungen gehende, im Grundsätzlichen nichts auslassende Erkenntnis, eine Gestaltwerdung von Wissenschaften gerade in Deutschland möglich, auf eine für die Welt unersetzliche Weise.

Die Geisteswissenschaften sind zwar in bezug auf ihre kritischen Methoden, das heißt im Unterbau ihres Erkennens, der in der Ebene zwingender Wissenschaft bleibt, in der Kontinuität der Überlieferung vortrefflich geborgen, bedürfen aber nach den Katastrophen einer vielfach bis in den Grund gehenden Neuschöpfung ihres Gehalts, für Deutschland insbesondere für die Geschichte. Daß *Alfred Weber* noch unter den Lebenden weilt in geistig jugendlicher Frische, könnte ein Ansporn sein. Aber es kann manchmal scheinen, als drängten sich jetzt schon wieder alte Denkgewohnheiten und Bilder der Geschichte vor, die verführen zum geistig bequemen Hineingleiten in starre Bahnen. Da hilft keine Institution, keine Verwaltungsregelung. Es kommt darauf an, daß man den Sinn für Rang und Persönlichkeit der Forscher und Lehrer hat, der nicht durch den öffentlichen modischen Ruhm in der Presse bestimmt wird. In jedem Gespräch der mit der Verwaltung beschäftigten Persönlichkeiten sollte der Sinn für die geistige Aristokratie gesteigert werden und der Sinn für die Kostbarkeit Einzelner. Es ist diese Aristokratie, die nicht auf Geburt, nicht auf Politik und Kirchlichkeit beruht, sondern auf geistigen Leistungen, die trotz Jugend für Sachkundige oft schon im Ansatz, wenn auch immer ungewiß, erkennbar sind. Damit sie wachsen und zur Geltung kommen können, brauchen die Universitäten *Ruhe* in der Verwaltungstechnik und im Materiellen, – aber die *Unruhe*, die äußerste Unruhe im Geistigen selbst.

| Man kann nicht genug betonen, daß die eigentliche Reform der Hochschule eine geistige Wiedergeburt bedeutet, die sich in geistigen Werken zeigen muß. Nicht genug kann man das Bewußtsein dessen stärken und jeden Ansatz schaffender Leistung ermutigen, nicht genug die Bequemlichkeit des Gewohnten und die Selbstsicherheit überlieferter Haltung bekämpfen.

343

Von all dem handelt das Gutachten nicht. Man weiß nicht, wie es darüber denkt.

\*

Da das Gutachten praktisch sein will, verzichtet es nicht nur auf die Entfaltung der Idee der Universität. Es verschweigt auch die Notwendigkeit der *deutschen Wiedergeburt*. Nur in wenigen, ungemein vorsichtigen, zuweilen mehrdeutigen Sätzen wird die Idee berührt. Dabei wirkten einige Bemerkungen, wie mir scheint, durch ihre mögliche Interpretierbarkeit bedrohlich. Wenn über die Freiheit von Forschung und Lehre gesprochen wird, heißt es, »daß es eine innere Grenze dieser Freiheit gibt, die nicht überschritten werden darf. Diese innere Grenze ist bestimmt durch die verantwortliche Gebundenheit aller wissenschaftlichen Forschung und Lehre an die Rücksicht auf den Mitmenschen. Wann diese Grenze überschritten wird, läßt sich nicht allgemein festlegen, sondern kann nur im konkreten Einzelfall entschieden werden.«<sup>314</sup>

Mir scheint, daß diese Grenze festgelegt ist durch das Strafgesetzbuch. Darüber hinaus eine unbestimmte Sphäre zuzulassen, innerhalb derer es möglich wäre, durch Disziplinarverfahren einen Mißbrauch der Freiheit von Forschung und Lehre in Hinsicht auf den konkreten Einzelfall durch Entziehung der *venia docendi* oder Amtsenthebung oder Strafen zu ahnden, kann, ja muß am Ende tödlich für die geistige Freiheit wirken. Diese ist nur zu halten, wenn man sogar dem Unsinn und dem Nürrischen, wenn wider Erwarten bei einem Forscher erscheinend, Raum läßt derart, daß man dieses nicht durch disziplinarische Mittel, sondern durch öffentliche und interne Kritik sich korrigieren läßt. Fälle in Breslau,<sup>271</sup> in Heidelberg<sup>315</sup> und andernorts sind Beispiele aus der Zeit der Weimarer Republik, an denen man sowohl die Taktlosigkeit von Dozenten wie die für den Sinn der Universitätsidee unmögliche Ahndung durch Eingriff in die Rechte des Lehrens demonstrieren kann. Es heißt im Gutachten: »die Freiheit der Lehre und Forschung hat ihre Grenze an den Menschenrechten und an dieser Freiheit selbst, so daß ein Mißbrauch der Freiheit gegen die Freiheit und gegen die Menschenrechte verhindert werden muß.«<sup>316</sup> Welch dunkel verhängnisvolle Sätze! Wird in ihnen der Unterschied von politischer Handlung und theoretischer Lehre vergessen? Wollen sie verhindern, daß ein Forscher von Rang (darauf kommt es an) etwa marxistische oder totalitäre Lehren vorträgt? Lehre muß durch Lehre durchhellt und korrigiert werden.

344 Sollen | überhaupt sogenannte »Weltanschauungen«, sei es ausgeschlossen, sei es gefördert werden? Das Gutachten sagt historisch richtig, daß die Freiheit von Forschung und Lehre geboren sei »aus einem Kampf gegen die Herrschaftsansprüche politischer, kirchlicher und wirtschaftlicher Mächte«.<sup>317</sup> Aber in dem Satze: »es wird immer zur Tendenz der politischen und wirtschaftlichen Mächte gehören, die Universität als höchste Bildungsstätte der Nation in der Richtung zu bestimmen, die sie für wünschenswert halten«,<sup>318</sup> in diesem Satze sind die kirchlichen Mächte weggelassen. Zufällig? Wo heute wahrscheinlich an deutschen Hochschulen eine kirchliche Personalpolitik auf Grund politischer Parteimächte mehr als im ganzen abgelaufenen Jahrhundert möglich und drohend ist. Die Freiheit von Forschung und Lehre ist vielleicht gefährdeter als wir es je erlebt haben. Die stärksten rechtlich-formalen Schranken sind notwendig, um Eingriffe zu erschweren. Unsere Ahnen in großer geistiger Zeit wußten das. Im Heidelberger Universitätsstatut von etwa 1803<sup>319</sup> zum Beispiel wird ausdrücklich die Entziehung einer einmal erteilten *venia legendi* davon abhängig gemacht, daß der Betroffene sich gegen Gesetze vergangen habe, die im Kriminalrecht unter Strafe stehen.

\*

Wenn ich an das praktisch Dringendste denke, so scheint es mir die Verwirklichung des *Zugangs der Besten* aus der gesamten Bevölkerung zur Hochschule zu sein. Das Gutachten fordert sie mit Recht. Aber gerade hier gibt es keine eingreifenden Vorschläge, sondern es beschränkt sich darauf, hinzuweisen auf die höhere Schule als Stätte der Auslese und auf die Maturität als Bedingung für Zulassung zur Universität. Das ist durchaus rich-

tig. Die Folge ist aber das größte Interesse der Universität an der höheren Schule und daran, wie dort die Auslese faktisch vollzogen wird. Es ist klar, daß dieses Problem nur in Angriff genommen werden kann durch einen großen Aufwand staatlicher Mittel zu Stipendien unter Entwicklung von Ausleseverfahren, die den geistig Hervorragenden die größte Chance geben und doch so viel Lücken lassen, daß verkannte geistige Begabung auch noch, auf sich gestellt, einen Weg finden mag. Es ist ein ungeheures Problem.

Wenn es auf geistige Persönlichkeiten ankommt, dann muß man sich hüten, für den Mangel an Persönlichkeiten Ersatz schaffen zu wollen durch Institution. Dadurch verschärft man das Unheil. Dafür einige Beispiele:

Das Gutachten fordert mit Recht den Ausbau des Unterrichts in den Sozialwissenschaften, der Soziologie und Geschichte. Aber wo sind in größerer Anzahl die Menschen, die als Forscher und Lehrer den hier gestellten Anforderungen genügen? Richtet man den Ausbau ein durch Errichtung von Lehrstühlen, so würden diese durchweg mit Untauglichen besetzt werden. Das Ziel würde nicht nur nicht erreicht, sondern durch falsche Verwirklichung verdorben. Konkret könnte man meines Erachtens nur vorgehen, wenn man die wenigen hierfür unangreifbar geeigneten Persönlichkeiten unter Bereitstellung beträchtlicher Geldmittel beauftragte, mit einer Frist von fünf bis zehn Jahren in ihren Seminaren Männer heranzubilden, die von ihnen während des Unterrichts gewissenhaft ausgewählt wurden. Es müßte dieser Auftrag öffentlich bekannt werden, so daß sich Persönlichkeiten, die etwas können, an diese Lehrer wenden. Stipendien in großem Umfang müßten ermöglichen, daß wirklich Begabte, die sich durch einige Semester ausgewiesen haben, dann auf längere Frist zu Studium und Forschung befreit würden. Wenn etwa, um bedeutende Namen zu nennen, *Walter Eucken*<sup>320</sup> und *Franz Böhm*<sup>321</sup> mit der Heranziehung einer Generation besonders befähigter Dozenten beauftragt würden und bereit wären, so könnte vielleicht ein wirksames Ergebnis erreichbar sein, wenn auch unvermeidlich Nietten mit unterlaufen. Die Auslese müßte Begabten aus ganz Deutschland eine Chance geben. Das ist nur möglich, wenn die Mittel reichen, um auch die Hilfskräfte erhalten zu können, die unter Leitung von bedeutenden Lehrern an der Auslese mitwirken.

345

Wie die wahren Menschen für die Hochschule zu gewinnen seien, das wird nicht nur in diesem Falle überwiegend auf dem Wege über bewährte Persönlichkeiten zu versuchen sein. Es ist wohl überhaupt nur auf diesem Wege zu erreichen. Die allgemeinen Institutionen mit zahlreichen, namenlosen, faktisch zur Verantwortung unfähigen Funktionären – das führt zu Betrieb und Bürokratie, die hier in Auslesefragen geistigen Lebens völlig versagen müssen.

Ein anderes Beispiel: Das Gutachten schlägt ein *studium generale*<sup>322</sup> vor. Es soll der Ausbildung aller Studenten zu ganzen Menschen dienen durch Lehre der Grundwissenschaften, der philosophischen, soziologischen, psychologischen, der politischen und geschichtlichen Wissenschaften. Der Blick über die Fachgrenzen hinaus müsse gefördert und in gewissem Umfang erzwungen werden. Mir scheint: ein heillosen Vorschlag. Was

Wahrheit nur hat bei freier Spontaneität und Erfolg nur, wenn es erfüllt ist von einem Enthusiasmus, das meint das Gutachten erzwingen zu können. Ein Hörer, der zwangsweise Philosophie hört, muß aber im Ansatz den Sinn des Philosophierens schon verfehlen.

Das Suchen, der Schwung ist unter der Jugend verbreitet, wie das Gutachten mit Recht feststellt. Daß so viel Versagen ist, beruht auf dem geistigen Zustand mancher Fachwissenschaften und ihrer Vertreter. Das *studium generale* würde viele Vorlesungen bringen, die so unwirksam sind wie die Fachvorlesungen, welche letztere doch wenigstens den Sinn behalten, daß man etwas lernt. Man kann nicht, was geistige Leistung aller Forscher in ihren Wissenschaften sein soll, bei Versagen ersetzen durch besondere Vorlesungen des allgemein Bildenden. Der »Geist« bleibt der gleiche, wenn nicht an den deutschen | Universitäten überall die in der Minderheit befindlichen geistigen Kräfte schaffend zur Geltung kommen. Die Absonderung der Bildung in den Grundwissenschaften würde diese selber partikular und abseitig machen. Man berufe an die Hochschulen weder Nur-Spezialisten, die man sonst mit Recht schätzt, weil ihre Forschungen nützlich sind, noch solche Dozenten, die nur Allgemeines reden.

Das ist nun, wie mir scheint, der Mangel vieler Vorschläge des Gutachtens. Wenn es mehrfach ausspricht, daß man sich der Grenzen der institutionellen Reform bewußt sei, und daß es auf die Menschen ankomme, so scheint diese Einsicht auf lange Strecken wieder vergessen zu sein. Die Vorschläge entbehren vielfach der konkreten Vergegenwärtigung dessen, was bei ihrer Verwirklichung praktisch entstehen würde, während sie, als Entwurf einer Institution, unter der Voraussetzung, daß treffliche Männer für alle Zwecke zur Verfügung stehen und daß ein demokratisches Ethos besteht, zum Teil gut ausgedacht sind. Aber Vorschläge müssen daraufhin geprüft werden, was durch sie bei der faktisch in Masse zur Geltung drängenden Durchschnittlichkeit herauskommt.

\*

Die Einwände gegen das Gutachten wiederholen sich gegenüber dem Vorschlag, der fast als der Schlüssel zum Ganzen vorgetragen wird: die Einrichtung eines *Hochschulbeirats*, *Hochschulrats* und *Präsidenten* des Hochschulrats.<sup>323</sup> Diese in der Tat sorgfältig und ingenieus erdachte Verfassung kann nicht in Kürze referiert werden.<sup>324</sup> Die praktisch wirksame Hauptsache ist der vom Rat lebenslänglich gewählte Präsident des Hochschulrats, der als hoher Beamter ernannt wird. In seiner Kanzlei konzentriert sich die Verwaltung der Hochschule.

Dieser Vorschlag entspringt der Sorge um die Freiheit der Korporation gegenüber den politischen Parteien, der Sorge um die Kontinuität sachkundiger Verwaltung und der Sorge um die Entlastung der Professoren von Verwaltungsgeschäften. Der Vorschlag verdient, sorgfältig bedacht zu werden.

Ich halte es für richtig, eine Persönlichkeit zu wünschen, die verlässlich, unabhängig, sachkundig ist, und die Verwaltung der Universität als ihren einzigen Lebensberuf hat. Das leisteten früher die Personalreferenten an den Ministerien der kleineren Län-

der. Die Verwaltung der badischen Hochschulen durch Männer wie *Böhm* und *Schwörer*<sup>325</sup> war vorbildlich: eine wahre Zusammenarbeit mit den Hochschulen, kein Kampf um die Macht, keine politisch bedingten Intriguen, kein *divide et impera*<sup>326</sup> im Umgang mit den widerspenstigen Hochschulen, vielmehr Gewährenlassen der Selbstverwaltung, aber Überlegenheit durch Personalkennntnis, durch Information über die Gesamtheit der Universitätswirklichkeiten, daher das Wachsen einer persönlichen Autorität, | die über Baden hinaus Geltung gewann, weil ein reiner sachlicher guter Wille, der Sinn für die Aristokratie des Geistes lebendig waren. Es bestand keine Gefahr, daß solche Männer durch Parteien abgesetzt wurden. Sie waren der Schutz der Universität. Ein Symbol für das Vertrauen war, daß *Schwörer* bei den Berufungsvorschlägen von den drei Vorgeschlagenen immer den an erster Stelle Vorgeschlagenen wählte, und, wenn er davon aus seiner Kenntnis abweichen wollte, mit den Sachkundigen konferierte, bis auf Grund der geistigen Tatbestände beide Teile einmütig wurden. Da heute die Beamten ständig unter dem Druck der parlamentarischen Parteien stehen, wäre die Sicherung des Wirkens einer hervorragenden Persönlichkeit, wenn sie gelänge, von unersetzlicher Bedeutung.

347

Aber der Weg über einen Hochschulratspräsidenten mit großen Vollmachten wäre unter den heutigen Umständen gefährlich. Daß ein wirklich geeigneter Mann, der dann lebenslänglich da säße, gewonnen würde, das wäre wie der Gewinn des großen Loses. Daß bei dem Zustandekommen seiner Wahl die politischen Parteien direkt und indirekt wieder den Ausschlag gäben, ist wahrscheinlich.

Dann ist für die Autonomie der Korporation, für die an der Hochschule herrschende Grundstimmung wesentlich, daß der aus den Ordinarien jährlich neu gewählte *Rektor* der erste Mann der Universität bleibt. Der Rektor soll sein ganzes Gewicht behalten. Ein Mann hohen Ranges als Bewahrer der Kontinuität der Verwaltung – statt des Bürovorstehers – wäre ausgezeichnet. Dieser Universitätsrat oder Hochschulratspräsident müßte jedoch Hilfe und Werkzeug sein. Die Beschlüsse von Rektor und Senat sollen allein entscheiden. Der Universitätsrat hat keine juristisch fixierte Macht. Sein Übergewicht wird er haben durch die Kenntnisse, sein Informiertsein, sein kontinuierliches Dabeisein. Er kann Rektor und Senat überzeugen, aber nicht durch seine Machtbefugnisse lenken. Sein Übergewicht als Sachkundiger und vielleicht und wünschenswerter Weise als Persönlichkeit wird nicht zur Übermacht. Die Universität verwaltet sich durch ihre Professoren selber. Die Selbstverwaltung würde zu Ende sein, wenn sie nicht in der Hand von Rektor und Senat und der Gesamtheit der Professoren bliebe. Das Ethos der Universität würde sich ändern in Richtung auf eine bloße Schule hin.

Das Gutachten hat eine sehr komplizierte Verfassung mit verteilten Befugnissen erdacht, die im Einzelnen nicht zu erörtern ist, wenn man sie im Ganzen für fragwürdig hält. Demokratische Verfahren kann man nicht mit Erfolg einführen, wenn das Ethos demokratischen Denkens schwach oder gar nicht entwickelt ist. Die demokratischen Veränderungen der Verhältnisse von Staat und Gesellschaft fordern zudem nicht eine Verwandlung der ihrem Wesen nach geistesaristokratischen Struktur der

Hochschule. Vielmehr würde echte Demokratie gerade diese fördern als aus der Natur der Sache entspringend.

348

| Gegenüber dem ungemein verwickelten Bau der geplanten Verfassung aber gilt, wie mir scheint, dies: Dabei verlieren alle Beteiligten wegen Mangel an Wirksamkeit ihrer Arbeit und ihrer Beschlüsse die Lust an der Mitwirkung außer denen, die die Lust am Betrieb haben. Betriebsamkeit aber ist schädlich auch dann, wenn sie nicht geradezu zerstört, bloß als Betriebsamkeit. Denn sie lenkt ab, sie täuscht etwas vor, sie erweckt Unlust bei denen, die wirklich handeln und aus der Idee heraus bessern wollen, sie wird ein selbständiges leeres Tun von Leuten, die substantiell nichts sind und nichts leisten, ein sich selbst erhaltendes Mühlwerk im Geist von Parlamentariern, Bürokraten, von Jägern nach Stellung und Geltung, die diesen Weg des Sichvordrängens wählen, wobei die Harmlosen und Gutwilligen sich unbemerkt für eine Weile mit hineinreißen lassen.

Solange das geistige Leben der Universitäten nicht in neue Bewegung kommt, und aus ihm selber die Notwendigkeit verwaltungstechnischer Neuformung erwächst, würde ich so grundsätzliche Änderungen, wie die, die das Gutachten vorschlägt, für unerwünscht, weil gefährlich für das noch lebendige Gute und die Keime des Besseren halten. Erstens weil die Kräfte, die diese neue Struktur fruchtbar machen könnten, nicht da sind, – zweitens weil eine Täuschung entstehen würde, als sei eine Reform geschehen, während in der Tat im Wesentlichen nichts geschehen wäre, – drittens weil die noch vorhandenen geistesaristokratischen Kräfte vollends gelähmt würden, – viertens weil jene nicht als zwingend notwendig empfundene und begriffene Veränderung ein neuer Akt der Ehrfurchtslosigkeit gegenüber dem Überlieferten wäre, der als solcher nach den furchtbaren geistigen Verwüstungen noch einen weiteren Schritt von Zerstörung bedeutet und die Stimmung des vermeintlichen Neuschaffens aus nichts für nichts durch bloße Betriebsamkeit verstärkt.

\*

So komme ich zu dem Ergebnis, daß dieses wohlgemeinte Gutachten trotz der Aufgabe, die es sich gestellt hatte, nämlich der Zeit und ihren Notwendigkeiten zu dienen, gerade die Wirklichkeit dieser Zeit in Deutschland kaum berücksichtigt, daher in einem »als ob« verbleibt, dessen verschleiernde Wirkung nicht gut sein kann, – daß die besonderen Vorschläge zum Teil Wirkungen zur weiteren Nivellierung und Verschulung der Universität haben müssen, – und daß der geistesaristokratische Sinn der Hochschulen zerstört wird. Die Menge des Trefflichen in diesem Gutachten, von dem oben eine Reihe von Beispielen gegeben wurde, bleibt bestehen.<sup>i</sup>

<sup>i</sup> Einen Leser, der für die in diesen Zeilen berührten Gesichtspunkte Interesse hat, darf ich – bei der Kürze des Gesagten – vielleicht hinweisen auf meine früheren Schriften zu dieser Frage: Die Erneuerung der Universität (Wandlung I, Seite 66); Volk und Universität (Wandlung II, Seite 54); Vom lebendigen Geist der Universität, Heidelberg, Lambert Schneider, 1946; Die Idee der Universität, Springer-Verlag, 1946.

Sehr geehrte Redaktion!

Auf Ihren Wunsch schreibe ich Ihnen einige Worte zu dem Aufsatz von Professor Coing im vorigen Heft. Sein Ruf zur Besinnung auf die Lage unserer Hochschulen scheint mir, obgleich jeder Dozent eigentlich weiß, was er hier liest, durch die Radikalität der Auffassung und durch die Entschiedenheit der Forderung ebenso überraschend wie wahr. Daß die deutschen Universitäten sich in der von ihm gezeigten kritischen Lage befinden, die bei uns zwar analog den meisten anderen Ländern Europas und Amerikas, aber außerordentlich viel bedrohlicher ist, läßt es unverantwortlich erscheinen, die Dinge weiter treiben zu lassen. Eine grundsätzliche, an gewaltige Geldaufwendungen gebundene Erneuerung der Struktur unserer Universitäten ist eine Sache des deutschen Willens. Man muß, meine ich, Coing zustimmen. Nur: zur Ergänzung dieses trefflichen Aufsatzes möchte ich auf die Notwendigkeit einer zu ihm gehörenden Besinnung hinweisen. Aber diese Besinnung selbst kann ich unmöglich in diesem kurzen Schreiben versuchen.

Nehmen wir an, der Wille zur finanziellen Aufwendung sei bei den Regierungen der zur Zeit herrschenden Parteien da und würde bei einem Wechsel der Parteiherrschaft bleiben, so würde im Augenblick, wo die Mittel zur Verfügung gestellt werden könnten, ein *Programm* notwendig sein, das sie für bestimmt aufgezeigte Zwecke fordert. Dieses Programm aber hätte nicht nur in einer institutionellen Neuordnung von weiteren Dozententypen, Unterricht, Stipendienverteilung undsoweiter zu bestehen, sondern müßte, wenn es wirken sollte, ein »Prooimion«<sup>328</sup> erhalten, das den Geist des ganzen Unternehmens entwickelte. Denn während im industriellen und wirtschaftlichen Teil unseres Lebens die größten Erfolge möglich sind durch Organisation in Verbindung mit dem Arbeitseifer, der Verstandestüchtigkeit und Zuverlässigkeit einer Bevölkerung, Eigenschaften, die wir Deutschen in hervorragendem Maße besitzen, kann auf dem Gebiet des wissenschaftlichen Lebens, des Erkennens aller Dinge und unserer Lage in ihnen, die Organisation nur dann Erfolg haben, wenn »der Geist« der Beteiligten in der Ausführung wirksam ist. Dieser Geist der Universitäten und damit derer, die durch sie ausgebildet sind, ist heute unzuverlässig geworden. Die Substanz der hohen Überlieferung hat sich verdünnt. Wenn dieser Geist nicht gleichzeitig mit der neuen Organisation erweckt wird, so bleibt diese vergeblich. Wer organisiert, Gelder aufwendet, muß nicht nur die Grenze allen Planens und Machens kennen. Mit Wissen um das, was erreicht werden soll, muß er gleichsam das Unplanbare planen, damit der Verwirklichung des Zieles die größte Chance gegeben wird.



Dieses Ziel ist die Verwirklichung des Erkennens in unserem Zeitalter mit dem dem Erkennen verbundenen Ethos. Daß diese Chance nur durch *Freilassen* gefördert, durch jeden Schritt überflüssiger *Organisation* aber gehemmt wird, muß jeder im geistigen Leben erfahrene Organisator wissen. Die Aufgabe ist daher nicht nur gewaltig durch den notwendigen Umfang an Wissen um die wirklichen Wissenschaften, sondern auch einzig möglich durch das Ethos des Willens zum Geiste. Die Chancen werden erstickt durch die Organisation, die zum Betrieb wird, und durch Personen, die, unkundig und dem Ethos des Geistes fremd, an leitende Positionen kommen. Geldaufwendung für solche Organisationen würde in den Naturwissenschaften, soweit sie die für die Industrie notwendigen wissenschaftlich gelernten Arbeiter ausbilden, vielleicht zum Erfolg führen; denn hier setzt sich bei der Handgreiflichkeit des zu Wissenden und zu Fordernden die Sache selbst in den Spezialisierungen durch. Aber keineswegs würde das geistige Leben gedeihen, auf dem die Tätigkeit der Richter, Verwaltungsbeamten, Ärzte, Pfarrer, Politiker, Diplomaten und anderer beruht, das heißt der Gehalt und die Verlässlichkeit und Konsistenz unseres sittlich-politischen Daseins. Selbst die Techniker werden über die ökonomischen Erfolge hinaus als Mitbegründer dieses Lebensgehalts nur dann wirken, wenn sie durch den bewußten Sinn ihrer Arbeit mit eintreten in das geistige Ganze und nicht zufrieden sind mit dem Vollzug ihrer spezialisierten Funktionen.

Der Geist der Verwaltung unserer Universitäten bedarf selber der Wiederherstellung. Ein Beispiel für manchen gegenwärtigen Irrweg im Großen wie im Kleinen ist folgender winziger, übrigens, wenn ich recht unterrichtet bin, zum Guten erledigter Vorgang: Von einem Landesministerium wurde verlangt, daß bei Vorschlag zum Titel eines außerordentlichen Professors die betreffende Fakultät zwei Gutachten von Fachvertretern auswärtiger Fakultäten beilege. Offenbar wollte der schlecht beratene Ministerialbeamte die sogenannte Abwertung des Professorentitels verhindern oder rückgängig machen. Bisher war es üblich, einem Dozenten, der sich nicht als positiv unfähig erwiesen hatte, den Titel auf Vorschlag der Fakultät nach sechsjähriger Lehrtätigkeit zu verleihen.<sup>329</sup> Was bezeugte diese neue Ministerialforderung? Erstens die Unfähigkeit, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden (denn dieser Titel ist in der Tat eine fast gleichgültige Sache); zweitens die Respektlosigkeit vor geistiger Arbeit, wegen solcher Bagatelle Menschen, die etwas Wirkliches tun, die Zeitvergeudung für solche Gutachten zuzumuten; drittens den Drang zum Betrieb bei Leuten, denen der Gehalt des durch sie zu schützenden geistigen Lebens nicht mehr gegenwärtig ist; viertens die naive Unbekümmertheit des Beamten, dem eine große ihm unbekannt Aufgabe übertragen ist, irgend etwas und möglichst viel zu tun, als ob er verstände, worum es sich handelt.

Die Ernennung *Schlüters*<sup>330</sup> zum Erziehungsminister in Niedersachsen schien damals ein extremer Fall des Übels, daß die Parteien die Ministerien mit Parteigenossen besetzen, aber nicht immer oder selten die Persönlichkeiten haben, die zu einer Ver-

waltung der Erziehung befähigt sind. Es gibt in Deutschland solche Persönlichkeiten. In Göttingen haben Rektor und Professoren kraft der von ihnen zu wahrenen Autorität deutscher Universitätsüberlieferung gegen geistlose politische Gewalt, die sich gar noch als demokratisch ausgab, mit Erfolg gekämpft. Die Universitäten in Deutschland stehen latent oder faktisch im Kampf und müssen im Kampf stehen mit der Gewalt, die sie geistig, ohne es zu wollen, vernichtet. Ein Kompromiß ist nicht möglich zwischen Mächten, wenn die eine wenigstens einen Kern substantieller Überlieferung hat und geistig schaffend hervorbringt, die andere politisch bedingter Betrieb ist. Kompromiß könnte nur die Nivellierung und Verschulung der Universität, die Verwandlung ihrer selbst in *Betrieb* zur Folge | haben. Der Kampf muß geführt werden, bis die Verwaltung selber vom Geist der Universität ergriffen und mit ihm solidarisch geworden ist. Er kann, wie mir scheint, nur geistig und öffentlich geführt werden.

406

Wenn die von Coing mit so großem Recht und solcher Vehemenz erhobene Forderung zum Erfolg führen soll, so ist daher außer dem Gelde etwas anderes notwendig: der unverabredete, aber faktische persönliche Zusammenschluß der Minorität der heute noch geistig wirklichen und verlässlichen Professoren und der zu dieser Welt gehörenden zahlreichen Männer außerhalb der Universitäten. Sie allein könnten unsere Hochschulen lenken durch das, was sie konkret zu sagen haben und selber sind. Ein wirksames Bewußtwerden ist nur durch das *Wagnis der Öffentlichkeit*<sup>331</sup> möglich. So würden die Erwartungen, die in allen Kreisen der Bevölkerung bei den Minoritäten bereitliegen, geweckt. Menschen aus allen Berufen und Schichten würden am Kampfe um den Geist teilnehmen können. Damit diese Öffentlichkeit nicht in abstrakten Erörterungen sich erschöpft, sondern wirksam wird, wäre meines Erachtens die Aufhebung des Amtsgeheimnisses für die Professoren notwendig. Daß dies Amtsgeheimnis besteht, gibt den Regierungen ein unüberwindbares Übergewicht. Zwar wird das Amtsgeheimnis für den täglichen Verkehr bleiben müssen, der Ordnung und des Anstandes wegen. Aber öffentlich, in der Presse und auf Fragen der Presse, müßte jeder Professor berechtigt sein, über seine Erfahrungen im Umgang mit den Ministerien Mitteilung zu machen mit seiner Namensunterschrift, und er selbst müßte bereit sein, sein Tun öffentlich erörtern zu lassen. Wer einfach Vertrauen hat, läßt die Dinge zu weiterem Unheil treiben. Dieses Vertrauen, das als Zeichen eines patriotischen Staatsbürgers stets gefordert wurde (es klingt mir seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in den Ohren), ist allzu oft getäuscht worden. Man will wissen und darf keine Verborgenheit dulden.

Nur einige zufällig gewählte und gänzlich ungenügende Bemerkungen habe ich mir auf Ihre Frage erlaubt. Sie sollen gegen den verbreiteten Pessimismus, der sagt, es helfe ja doch nichts, und gegen den Optimismus, es werde ja alles vortrefflich gehen, hinweisen auf die Situation, die nicht nur die materiellen sehr großen Aufwendungen, sondern im Geistigen etwas wie eine Umwendung fordert, in der die eigentlich legitimierten geistigen Mächte zur Führung gelangen.

Karl Jaspers, Basel



## I. Zwei Aufgaben

Bauten, Einrichtungen der Institute, Seminare, Bibliotheken, Vermehrung der Stellen für Lehrkräfte, Fürsorge für Studenten, damit sie frei und mit allen Kräften ihrem Studium nachgehen können – dies und anderes sind materielle Fragen, die durch Zurverfügungstellung des notwendigen Geldes materiell gelöst werden können. Man hat wiederholt darauf hingewiesen, welche gewaltigen Mittel, zumal da das ganze Schulwesen einbezogen werden muß, erforderlich sind. Für die Zukunft des deutschen Volkes sind Erziehung und Unterricht nicht weniger wichtig als Wehrmacht.<sup>332</sup> Da aber eine schlechte Verwaltung der Erziehung ihre unheilvollen Folgen erst im Laufe vieler Jahre und Jahrzehnte zeigt, nach denen niemand mehr verantwortlich gemacht wird, für den Augenblick aber das Dasein aller davon abhängt, daß es in einer mit Gewalt drohenden Welt geschützt wird, so haben die Politiker, Parlamente und Regierungen ein viel geringeres Interesse für das Erziehungswesen als für die Wehrmacht. Und beide werden an augenblicklich zwingender Wichtigkeit noch übertroffen von der Sozialpolitik, die allen Staatsangehörigen in allen Gruppen sogleich fühlbare Vorteile bringen will, von deren Gewährung die Stimmen der Wähler abhängig sind. Der Anspruch auf materielle Sorge für das gesamte Erziehungswesen tritt in den Hintergrund. Was für die Zukunft des geistig-sittlichen Ranges unseres Volkes das Wichtigste ist, ist für den Augenblick das für die Politiker und die breite Bevölkerung am wenigsten Dringende.

Nehmen wir an, die staatlichen Mittel würden dank der Weitsicht von Staatsmännern in der genügenden Menge bereitgestellt, so ist damit zwar die unentbehrliche Bedingung, nicht aber die Sache selbst geschaffen. Jene Mittel zu beschaffen ist Sache des Staates, *die Universitätsreform aber kann entscheidend nur von Männern der Universität ausgehen*. Es kommt darauf an, wie die Mittel verwendet werden.

Hier aber handelt es sich um *zwei Aufgaben*: *erstens* die Planung der notwendigen Bauten, die Gliederung des Massenzustroms in übersehbare Gruppen, die Aufgabenverteilung unter Professoren und Dozenten und Assistenten, die Umgestaltung der Organisation, die Setzung der Rechte, nach denen sie in juristischer Form arbeitet, und vieles andere – und *zweitens* die Wiedergewinnung der Kraft der *Idee der Universität*, die bis an | den Rand ihres Erlöschens geraten ist. Diese beiden Aufgaben stehen nicht nebeneinander, *vielmehr muß die Idee der Universität die Führung haben*, wenn es sich wirklich um Reform der Universität in der neuen Situation handelt und nicht um Vollen-

dung und Organisation der Verschulung, bei der unter Beibehaltung des Namens der Universität die Universität selber zugrunde gegangen ist.

Jede Besinnung auf Änderung etwa der Verfassung, der Selbstverwaltungsformen, der Änderung der Institutsrechte, der Lehrtypen, des Unterrichts usw. muß zwar auf greifbare Zwecke blicken, aber die übergreifende Kritik und Begründung in dem Lichte finden, das die Wege zur Verwirklichung des geistigen Lebens selber, des Hervorbringens in dem Miteinander von Forschung und Lehre zeigt. Die beiden Aufgaben lassen sich nicht nebeneinander, sondern nur zugleich erfüllen. Dabei hat die erste die Seite, daß man die Mittel zum Zweck erdenken und machen kann, die zweite dagegen die Grundeigenschaft, daß sie durch kein Machen und Planen sich erfüllen läßt, sondern allein durch das Dasein der einzelnen Forscher, Lehrer, Studenten, in denen die Idee lebt und zur Wirklichkeit kommt. Das Organisieren kann für dies eigentlich wesentliche Chancen geben, aber es nicht herstellen. Das von der Idee der Universität geführte Organisieren wird immer an diese Chancen denken, sie unter keinen Umständen mindern, sondern überall fördern wollen.

›Doppelgesicht‹ der Universitätsreform will sagen: Untrennbar sind die beiden Aufgaben *erstens* der äußeren Organisation und Versorgung der Universität und *zweitens* der inneren Verwandlung der Denkungsart zur Wiedergewinnung der Idee der Universität in neuer Gestalt.<sup>333</sup> Die bloße Realisierung der Massenversorgung mit Unterricht würde den Sinn verlieren, die bloße Spekulation der Idee würde in Schwärmerei unreal werden. Wie beides sich zueinander verhalten wird durch die letzte geistige Motivierung der greifbaren Maßnahmen, entscheidet das Schicksal der Universität.

Die *Aristokratie des Geistes*,<sup>334</sup> aus allen Volksschichten hervorgehend, wesentlich gegründet im Ethos, in der verzehrenden Leidenschaft des Geistes des einzelnen, in der Begabung, ist stets die Minderheit. Die Idee der Universität ist auf diese Minderheit gerichtet. Zum Heile aller ist es, daß die Norm von dieser ursprünglichen Kraft des Geistes ausgeht, daß der Durchschnitt selber seinen Wert durch den Aufblick zum Höheren und in der Erleuchtung von dort her sieht.

Da aber die Aristokratie nur auf demokratischem Wege anerkannt werden kann, nicht durch eigenen Anspruch besteht, ist *die Universität an die Gesinnung aller, der Studenten und Dozenten, gebunden*. Daß das Hervorragende in Leistung und Persönlichkeit gesehen, gefördert, unausdrücklich aber faktisch anerkannt werde und zur Wirkung gelange, ist die Bedingung des Lebens der Universität.

Die Universitätsreform bedarf einer unermeßlichen konkreten Arbeit. Von ihr soll in den folgenden Erörterungen nicht gesprochen werden. Vielmehr möchte ich in diesem Aufsatz nur an jene begründende geistige Macht erinnern, ohne die alle Reformen nur das Todesurteil über die Universität in dem dann täuschenden Schein eines blühenden Schulbetriebs zur Ausbildung der überall benötigten gelernten Arbeiter würde.

## 2. Historischer Aspekt

Die *mittelalterliche Universität* war ein alle lebendigen Gegensätze und leidenschaftlichen Kämpfe umgreifendes geistig geschlossenes Ganzes. In den Ordnungen vom Studenten bis zum selbständigen Lehrer, von der Artistenfakultät bis zur Theologie war sie Ausdruck der hierarchischen Ordnung der Dinge. Eine gemeinsame geistige Struktur ging durch alle Glieder. Sie hatte europäische Geltung. Aus allen Nationen kamen Schüler und Lehrer. Christus verteilt die Aufgaben an die Fakultäten.

Diese Universität wandelte seit vier Jahrhunderten ihre Gestalt: äußerlich durch die Aufgabenstellung seitens der sie nun tragenden Territorialstaaten; innerlich durch den neuen *Humanismus*,<sup>335</sup> die neuen *Naturwissenschaften*, die *neue Philosophie*. Die geistige Umstrukturierung vollzog sich langsam innerhalb der alten Formen. Diese wurden bewahrt, scheinen am Maße der neuen Realität fiktiv zu sein, bedeuten aber bis heute eine Wahrheit symbolischen Charakters.

Man nennt die Wandlung die *Säkularisierung der Universität*: An die Stelle der Gemeinschaft des alle einigenden und bindenden kirchlichen Glaubens sei die lockere Bindung durch den gemeinschaftlichen Dienst für die Wissenschaften getreten. Das ist nicht durchaus richtig. Säkularisierung kann man den Übergang von Theologie in einen bestimmten Typus innerhalb der modernen Philosophie nennen (etwa in Hegel: säkularisiertes theologisches Denken; in Marx: säkularisiertes antitheologisches, an Theologie als Gegner gebundenes Denken, das selber wieder einen neuen theologisch-atheistischen Charakter hat). Die Theologie selber bleibt nun als besonderes, nicht mehr herrschendes Gebiet von geringer Bedeutung im Gesamtbereich der modernen Universität. Aber die *Säkularisierung betrifft keineswegs den Wahrheitsgedanken selber*, der vielmehr in seiner Unbedingtheit jederzeit transzendent gegründet ist, ob ohne oder mit Offenbarung, ob ohne oder mit einer Kirche.

| Mit der tatsächlichen Schwächung der einst alldurchdringenden einen Glaubensstruktur zeigt sich seit zwei Jahrhunderten zunächst der Aspekt der Auflösung, heute gesteigert. Keine Wissenschaft, keine Theologie, keine Philosophie, weder die Philosophie als säkularisierte Theologie noch die Philosophie, die sich allein in ihrem eigenen, seit dreitausend Jahren in Erscheinung getretenen Ursprung gründet, gewinnt die Alleinherrschaft. *Der Pluralismus der nun wirksamen Mächte wird übergriffen allein von der neuen Gestalt der Idee der Universität: An der Universität sollen alle Wege zur Wahrheit sich treffen, ohne daß eine Instanz über allen besteht.* An die Stelle der Einheit eines auf dem gemeinsamen Boden sich in sich spaltenden und kämpfenden Glaubenssystems, seiner Kategorien und Ordnungen, ist die neue grundsätzlich andere Instanz getreten: die eine einzige, die sich im geistigen Ringen, in der Kommunikation der Erkennenden selber erst hervortreibt, ohne als bestehend vorausgesetzt zu sein und ohne an einem Orte systematischer Totalität des Denkens in der Hierarchie der Wissenschaft lokalisiert zu sein.

Nennen wir kurz die Motive, die in dieser Wandlung zur Geltung kommen:

1. *Die modernen Wissenschaften sind aus ganz verschiedenen Interessen entstanden* (im experimentierenden Denken der späteren Scholastik, in den Werkstätten der Architekten und Künstler, im Bergbau, in der humanistischen Philologie, in der Kameralistik<sup>336</sup> – dann in der freien Forschung einzelner, die sich über Europa hin in Beziehung setzen, Gesellschaften und Akademien gründeten – schließlich aufgenommen an den Universitäten). Trotz ihrer verschiedenen Ziele, lange Zeit ohne Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit, zeigte sich *ein Gemeinsames*. Die modernen Wissenschaften wollten nicht nur, wie alles Denken von jeher, Wahrheit erkennen, sondern *jene bestimmte Wahrheit, die zwingend und allgemeingültig mit der Bewußtheit ihrer Methoden bewiesen wird*. Zum erstenmal in der Geschichte zeigte sich durch den Erfolg, daß solche Wahrheit möglich ist: Wo sie gewonnen wurde, wurde sie auch von jedermann, der sie verstand, als richtig anerkannt. Das gab es vorher nur in Mathematik und Logik und in der von den Wissenschaften getrennten Praxis. Jetzt bezog sie sich auf die gesamten Erfahrungsmöglichkeiten. Dieser moderne Forschungsgeist entstand auf vielen Erkenntnisgebieten unabhängig voneinander. Es war aber überall der gleiche Geist durch den Anspruch auf diese kontrollierte Weise der zwingenden Richtigkeit. Die Naturwissenschaften haben nach traditioneller Auffassung und durch das Sensationelle ihrer Ergebnisse und deren Anwendbarkeit den Vorrang; nicht aber haben sie den Vorrang im Sinn | der modernen wissenschaftlichen Erkenntnisart überhaupt. Die moderne Wissenschaft findet durch die Mannigfaltigkeit der je besonderen Methoden verschiedene Gestalten. Das hebt aber die Einheit dieses Forschungsgeistes und seiner Gesinnung nicht auf. Die Verwandtschaft dieses Geistes der Wissenschaftlichkeit hat sich im Bewußtsein der Mitwirkenden zwar gezeigt, aber nicht allgemein durchgesetzt. Sie ist der einzige heute bestehende Grund für die gegenwärtig noch konventionell gültige Formulierung von der *Einheit der Wissenschaften*. Denn diese Einheit besteht heute nicht mehr als materielle Einheit eines Systems des Wissens, wie es frühere Zeiten in philosophischen Systemen entworfen haben, die alles Wissen in sich schlossen. Die Einheit ist nicht mehr als ein um seine Mitte geordnetes Ganzes.

Wissenschaftliche Wahrheitserkenntnis im anderen Sinn ließ sich nur erreichen unter gewaltiger Einbuße des früheren absoluten Wahrheitsgedankens. Denn das zwingende Erkennen, das von allen Menschen in Methode und Ergebnissen anerkannt wird, das allein sich so über die Welt verbreitet, daß darin Einmütigkeit aller entsteht, ist partikular, relativ auf Methoden und Gesichtspunkte, und unfähig, dem Leben das Ziel zu setzen, den Sinn zu geben.

Wenn daher diese Wissenschaft aufgefaßt wird als *Wahrheitserkenntnis* im uralten Sinne der Philosophie, dann gewinnt sie die für unser Zeitalter *verhängnisvolle Zweideutigkeit*: Wo sie zur Geltung kommt, wirkt sie erleuchtend; die durch sie mögliche Wissensweise beschwingt; die von aller Subjektivität unabhängige, die Funktion als Subjekt selber noch objektiv einbeziehende Erkenntnis ist einzig gewiß. Weil aber die

urale, wesentliche Wahrheit darin nicht vorkommt, wirkt erstaunlicherweise die so erleuchtende Wissenschaft, wenn ihr Sinn im Ganzen mißverstanden wird, zugleich verdunkelnd. Dann wird ihr zugemutet, was sie nicht leisten kann; sie selber wird in dem alten Wahrheitssinn genommen und dann *Wissenschaftsaberglaube*.<sup>201</sup>

Die frühere, umgreifende, erfüllende Wahrheit braucht jedoch nicht preisgegeben zu werden. Sie kann nun auf dem Hintergrund wissenschaftlichen Erkennens selber vielmehr zu größerer Klarheit gelangen, als sie je besaß. Durch die zu ihr gehörenden Methoden des Denkens erweist sie sich als das, was sie immer war, als lebengründend, lebenführend, sittlich und politisch formend und sich bewährend. Aber in ihren objektiven Aussagen wird sie nicht wie Wissenschaften allgemeingültig für alle. Eine neue Grundlage allen Philosophierens entsteht, die viele Philosophien möglich macht und die es verwehrt, daß eine einzige wahre Philosophie objektiv fortschreite und sich darstelle.

| 2. *In der Begründung der neuen Wissenschaften und der neuen Weise des Philosophierens liegt etwas beide Verbindendes.* Das Erkennen wird verstanden nicht nur als ein Sehen (theoria), sondern als ein Hervorbringen. Eine Aktivität wird sich ihrer bewußt, in der nicht die Produktivität von Subjekten und nicht ein bestehendes Objektives maßgebend ist, sondern das Umgreifende,<sup>218</sup> das in der Subjekt-Objekt-Spaltung offenbar wird dadurch, daß im Hervorbringen das Entgegenkommende gefunden wird, im Entgegenkommenden das Hervorbringen sich bewährt.

83

3. Für die moderne Philosophie ist der Schritt *Kants* (nicht der des deutschen philosophischen Idealismus) begründend geworden: nicht etwa durch die besonderen Lehren, die im Neukantianismus herausgegriffen und fälschlich wieder als eine objektive Wissenschaft der Philosophie genommen wurden, sondern durch die in keiner Lehre endgültig faßbare *Befreiung des Erkennens aus allen Fesseln der ›Ontologie‹*, als Eröffnung des unendlichen Raumes jeder möglichen Weise des Erkennens, als Bewegung der Vernunft, die mit jedem ihrer Schritte den Verstand benutzt, aber ihn übergreift.

Mit den drei, durch ihren Sinn aneinander gebundenen Schritten (der neuen Wissenschaft, der neuen Aktivität, der Befreiung von aller Ontologie zum Eintritt in einen offenen, unendlichen Raum) ist nun aber keine neue dogmatische Festlegung, kein neues vereinendes System verbunden. Eine neue Lehre vom Sein (eine verwandelte Ontologie) ist in Wahrheit unmöglich geworden, ein Entwurf der Weisen des Umgreifenden, worin wir uns finden (eine Periechontologie)<sup>337</sup> muß selber in der Schwebel bleiben.

Das Neue kann ebensogut aussehen als sich ständig steigende Auflösung wie als Hervorbrechen der Wahrheit im Ganzen. Ein Zeichen unserer geistigen Situation ist: *Es gibt kein gültiges Weltbild mehr.* Damit sind wir in das erste Zeitalter der Befreiung von Weltbildern überhaupt getreten.<sup>338</sup> Es ist gefährlich für unsere Existenz, in solcher Bodenlosigkeit leben zu sollen. Aber es ist doch einzig großartig und eine unerhörte Chance für den Menschen, der nun auf andere Weise als im wohnlich bergenden Gehäuse<sup>36</sup> eines Weltganzen seinen Boden gewinnen muß.



Das für alles sich öffnende Denken, von ontologischen Fesseln befreit, wird sogar alte und neue Ontologie nicht vernichten, sondern hören wollen. Alles soll zeigen, ob es Leben hat und, unvoraussehbar, vergessene Wahrheit wieder aneignet, neue, nicht vorweg für ausgeschlossen erklärte Wahrheit gewinnt.

84 Die in Jahrhunderten erwachsene geistige Verfassung, in der Wahrheit sich auf vielfache Weise zeigt, ist heute noch keineswegs allgemein anerkannt und gewollt. Man sieht heute noch mehr die Verwirrung im Ganzen. *Es gibt nicht einfach die Wahrheit und die Wissenschaft, sondern die Wirklichkeit des menschlichen Kämpfens um Wahrheit und Wissenschaft.* Nirgends ist eine allgemeingültige Instanz für das Ganze, außer in den Wirkungen des Kampfes selber. So gibt es den faktischen *Consensus* in den durch Wissenschaften im Partikularen gewonnenen, methodischen und zwingenden Gegenstandserkenntnissen. Dieser *Consensus* ist eine außerordentliche Tatsache unseres denkenden Daseins: Er ist nicht die Erscheinung einer Autorität (denn jeder Verstehende sieht ein, aber gehorcht nicht). Diese Tatsache eines *Consensus* betrifft jedoch nicht die Wahrheit im Ganzen, ist nicht das letzte Kriterium aller Wahrheit (denn er gilt nur für die spezifischen Richtigkeiten innerhalb moderner Wissenschaften).

Unter den Wirkungen des Kampfes sieht man für die zwar in Wissenschaften sich bewegende, nicht aber selber wissenschaftliche Wahrheit das Hellwerden durch den Kampf selber, die in geistiger Verwandtschaft sich findenden oder in Abwehr durch den Kampf sich verbindenden Menschen. Die Universität ist der Ort dieses Kämpfens. Wer der Idee der Universität in ihrer gegenwärtigen Erscheinung der Wahrheit und Wissenschaft folgt, wird die Gegensätze zu eigenen Positionen im Ringen um die Wahrheit nicht nur dulden, sondern begehren.

### 3. Die gegenwärtigen, unheil drohenden Aspekte

Die bedrohenden gegenwärtigen Aspekte der *Realität an den Hochschulen* sind viel erörtert und richtig gesehen: die Massen der Studenten und die an manchen Universitäten zur Katastrophe für Lehrer und Studenten werdende Überfüllung; die Verwandlung des studentischen Daseins durch Schwund einer wohlhabenden Mittelschicht mit der Folge der staatlichen Unterstützung der Studenten und der noch zu findenden Auslesemethodik; die Spezialisierung der Wissenschaften; der immer weiter fortschreitende Übergang zur Institutsform von Forschung und Lehre; der Zerfall der Einheit der Wissenschaften und der Universität in Institute; das Versinken der Universität als Ganzen zugunsten eines Aggregats von Fachschulen; der Vorherrschaft der Institute; die wachsenden Ansprüche von Gesellschaft und Staat an Ausbildung an der Universität für immer mehr Berufe. Wenn auch unermeßliche Schwierigkeiten durch diese Bedrohungen entstehen, sie sind doch vielleicht kraft der alten und gleichbleibenden Idee der Universität zu überwinden.

| Aber die Reaktionen sind in Deutschland sehr verschieden. Viele sind einfach *skeptisch*, verleugnen die Idee der Universität, die sie selbst in ihrem Leben nicht praktisch verwirklichen und daher auch nicht verstehen. Sie glauben keinem Ideal, benutzen aber dessen Formeln gelegentlich zu rhetorischen Zwecken. Ihr Weg ist, aus dieser Skepsis im Wirrwarr – mit geschickten Manipulationen, Täuschungen und Selbsttäuschungen – wenigstens für sich materiell vorteilhafte Plätze und Ansehen zu gewinnen, in blinder Besessenheit vom Betrieb und der Arbeit an sich. 85

Andere sind *verzweifelt*, lassen ratlos die Dinge gehen und retten für sich, wie sie meinen, als letzte, noch gerade, was ihnen gelassen wird in anständiger Verwirklichung, unbeachtet, sich nicht vordrängend, bescheiden in ihrem kleinen Umkreis, kostbare, aber müde Hüter überlieferter Substanz. Wieder andere rafften sich auf aus der Resignation. Sie erklären entschieden: Die Idee der Universität ist tot! (So schon nach dem ersten Weltkrieg.) Lassen wir die Illusionen fallen! Jagen wir nicht Fiktionen nach! Machen wir aus der Not eine Tugend: einen neuen Menschentypus, etwas Unpersönliches, Durchschnittliches, Brauchbares, Funktionierendes! So geben sie sich *optimistisch*, planen und organisieren. Im Bewußtsein der Macht und des Gelingens werden Reformen erdacht für die *Heranzüchtung der Arbeiter und Funktionäre für alle Tätigkeitsgebiete*, für die etwas gelernt sein muß, um fähig zur Arbeit zu sein. Ohne Absicht stehen ihre Gedanken im Zusammenhang des in der totalen Herrschaft endenden Denkens.<sup>339</sup>

Der Pessimismus wird gesteigert im Blick auf die *Weltsituation*.<sup>340</sup> Denn wer sich nicht begnügt mit einem auf Deutschland begrenzten Aspekt, kann erst recht den unentrinnbaren Untergang der Universität zu sehen meinen: Deutschlands Universitäten und Schulen, einst sein Glanz, heute noch hier und da nur von alten Leuten in Deutschland, in Europa, in Amerika und überall in der Welt wehmütig und dankbar erinnert, werden bald vollends in Vergessenheit versinken. Dieser Prozeß scheint für viele eine Gewißheit zu gewinnen, wenn sie mit Grauen zu sehen glauben, dies alles gehöre zu einem umgreifenden Selbsterstörungsprozeß der Menschheit.

Sie sehen die Massengesellschaft, die Unvereinbarkeit von freier und totaler Herrschaft, die heute alles bestimmende, alle lokalen Realitäten übergreifende Weltpolitik; sie sehen die beiden Atommächte, die auch durch Größe ihres Erdrums und ihrer wachsenden Menschenmassen überragen; sie sehen die Wandlung der Weltgeschichte durch 600 Millionen Chinesen, die bald in das technische Zeitalter ganz hineingelangt sein werden. Das Ende, so denkt wohl mancher, ist entweder eine der | totalen Herrschaft sich fügende Menschheit ohne Menschen (die Atombombe wird in der Erdplanung dieser Herrschaft dann vielleicht noch zur Ausrottung überzähliger, überflüssiger, unerwünschter Menschenmassen in gezielter Anwendung ohne Gefahr für das Leben auf der Erde im Ganzen zu Anwendung kommen). Oder Menschen fügen sich nicht, und im Kampf durch die Bomben wird der Untergang des Lebens auf der Erde das nicht mehr ferne Ergebnis dieser merkwürdigen Geschichte sein, die in dieser Ge- 86

stalt erst vor wenigen Jahrtausenden begann und nur einen vergeblichen Zwischenaugenblick der unermeßlichen Erdgeschichte bedeutet.<sup>341</sup> Die Verwahrlosung der Universität ist dann nur ein Moment in dem Ganzen dieses totalen Zerstörungsprozesses. Aber bleibt die Universität nicht der Ort, an dem, ihrer Idee entsprechend, dieses Schicksal wenigstens erblickt und erkannt werden soll? Wo keine Hoffnung mehr ist, kann doch gewußt werden.

So sind die, wenn sie für endgültige Erkenntnis gehalten werden, verführenden und lähmenden Gedanken. Sie müssen kritisch durchdacht werden. Dann wird zwingend klar, daß es keinen wißbaren notwendigen Totalprozeß der Geschichte gibt. Unentrinnbar sind nur viele greifbare partikuläre Entwicklungen, so für die Universität etwa der Fortschritt der Wissenschaften, des rationalen Könnens, der Technik mit ihren ambivalenten, nicht übersehbaren Folgen, die wachsenden Ansprüche der Gesellschaft an Ausbildung von Studentenmassen, sei es zu geistig schöpferisch gestaltenden Menschen, sei es zu gelernten Arbeitern in immer mehr und schließlich allen Berufen.

An dieser Stelle ist durch die weltpolitische Lage heute die Aufgabe der Universität zur gefährvollen Spannung gelangt. Sie liegt darin: Zur Rettung der politischen Freiheit ist notwendig die Produktivität der Industrie und eine Wehrmacht, die der ungeheuren heute überlegenen Rüstung Rußlands (das heute Ostdeutschland, Ungarn und die anderen Satelliten durch brutale Militärgewalt knechtet)<sup>342</sup> gewachsen ist; andererseits aber wächst damit die Gefahr, daß industrielle Produktion und Wehrmacht auf Wege gezwungen werden, die selber totalitäre Formen annehmen. Sie würden mit der radikalen Verschulung der Universitätsausbildung beginnen. Dann würde am Ende die Selbstbehauptung der freien Welt nicht mehr etwas verteidigen, was sich lohnt, nämlich nicht mehr die Freiheit, sondern die Apparatur. Ein Kampf der Selbstbehauptung würde sinnlos. Denn man würde selber zu dem, was man bekämpfen wollte, wäre im Kampf mit dem Drachen selber zum Drachen geworden.<sup>343</sup>

*Die Substanz dessen, als was wir und wofür wir leben, die Freiheit, ist gebunden an die Weise, wie produziert, ausgebildet, gelehrt und geforscht wird.*

Allen Aspekten gegenüber, die sich wie ein unentrinnbares Natur- oder Geschehen aufzeigen wollen, steht in der wirklichen Lage entscheidend der *Entschluß der Menschen*.<sup>331</sup> Wie politisch der Entschluß möglich ist, uns dem nur vermeintlich notwendigen, ohne uns sich vollziehenden Zerstörungsprozeß, soviel an uns liegt, nicht zu fügen, weder dem Ende im Atomtod noch dem Ende in der totalen Herrschaft,<sup>344</sup> so an der Universität der Entschluß, in den partikularen Zwangsläufigkeiten *die gestaltende Kraft der Idee* zur Wirksamkeit kommen zu lassen.

*Diese Entscheidung wird eine gemeinschaftliche von Studenten, Professoren, Staatsmännern sein.*

Der *Student* steht am Anfang seines Lebensweges, will ihn im Ursprünglichen gründen und trägt mit seiner Zukunft die Zukunft seines Volkes und Staates, auf die er sich vorbereitet. Kommt er zur Universität, so wehen ihm in aller Verwirrung und Betrieb-samkeit doch die Funken des Geistes entgegen, wenn er sie wahrnehmen kann und in seiner Seele zünden läßt. Wer Urteilskraft hat, das heißt ständig unter seiner eigenen geistigen Führung arbeitet, die sich als Führung durch die Sachen selbst zeigt, hat Chancen, auch unter sonst ungünstigen Bedingungen unbeirrbar seinen Weg zu finden.

Wenn der Student mit der Universität unzufrieden ist, hat er recht. Aber die einzige Möglichkeit, die Lage zu bessern, ist für ihn, daß er *selbst für sich die Wirklichkeit einer wahren Universität mit schafft durch die Weise seines Studiums, ebenso durch hartnäckige Arbeit wie durch sein diese Arbeit durchdringendes geistiges Dasein*. Nur aus solchen Studenten können die aus der Idee der Wahrheit in allen Berufen wirkenden Männer werden und können unter ihnen einige einst als Professoren die wahre Universität wieder zur Erscheinung bringen. Sie werden sie hervorziehen aus der Verworrenheit.

So war es immer. Es kommt nicht von selbst durch einen automatischen Geschichtsprozeß; dieser mag als Chiffre<sup>207</sup> eines undurchschaubaren Etwas gelten, das eine Grenze des Menschen fühlbar macht, in dem man aber, da man es nicht kennt, sich auch nicht orientieren kann. Es kommt auch nicht allein durch ein Organisieren nach Plan. Solcher Plan ist ein wirksames Mittel nur in der Hand derer, die die Idee der Universität selber kraftvoll in sich tragen.

Noch einmal: Das Entscheidende ist der Entschluß, der mit der Aufgabe zugleich das eigene Leben gründet: *die Wahrheit zu suchen auf den Wegen der Wissenschaft*.

Der Student ist zunächst verantwortlich nur für sich selbst. Ganz anders der *Dozent*, der mit der Verantwortung für sich | selbst schon unmittelbar wirksam für das Ganze verantwortlich ist. *Professoren* und *Staatsmänner* müssen gegenwärtig in dem völlig ungenügenden und unstabilen Zustand durch Reformen die Bedingungen für die bestmögliche Erfüllung der Aufgabe finden. *Wenn ihnen zweckmäßige Einrichtungen und Ordnungen gelingen sollen, müssen sie dabei ständig an den eigentlichen Sinn denken und ihn wollen: die Universität als den Ort, in dem die Wahrheit in jeder ihrer Richtungen offenbar und zugleich von den Studenten mitergriffen werden soll*. Dieses aber, was mehr ist als Reform, wofür vielmehr die Reform sein soll, das ist die ständige Wiedergeburt der Wahrheit in den Gelehrten, Forschern, Denkern. Daß diese die Mitte der Universitäten sei, wie die Universität im Ganzen die Mitte der geistigen Bildung eines Volkes sein könne, das ist die leitende Idee, oder die gesamten Reformen werden ein Betrieb, in dem die Universität selber verlorengeht.

Wir treiben auf einem Meere, dessen Stürme noch mächtiger zu werden drohen. Wir suchen nach dem Steuer im Ganzen (im Entschluß zur Wahrheit). Aber jeden Augenblick müssen wir schon bemüht sein um unsere nächste Umwelt, die wir innerhalb unseres Schiffes trotz der Drohungen auf der Fahrt gestalten. Auch an der Universität haben wir die Atempause zu nutzen, um so zu denken, zu arbeiten, zu handeln, daß

wir uns behaupten und zu den ihrem Wesen nach uns Verbundenen gelangen, um mit ihnen gemeinsam in freier Solidarität die große Fahrt zu bestehen.

Wir möchten mit ihnen das Steuer in uns spüren. Dazu ist als Voraussetzung notwendig dieses eine:

##### 5. Der bleibende Ursprung: Wahrheit und Wissenschaft<sup>345</sup>

Was Wahrheit und Wissenschaft sei, kann nicht einfach ausgesagt werden; es wird im Leben der Universität offenbar, ohne je abgeschlossen zu sein. Aber man spricht von Wissenschaft, als ob selbstverständlich jeder wisse, worum es sich handle (wenn z.B. das Grundgesetz der Bundesrepublik bestimmt: »Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei«, Artikel 5, 3). Das Vorhandene braucht, so scheint es, nur durch Verfassung geschützt und durch Organisation betrieben zu werden, dann entfaltet es sich.

89 So aber ist es keineswegs. *Erst in einer unaufhaltsamen Bewegung, zugleich mit der Infragestellung seiner selbst und mit der Kritik jeder eingenommenen Position zeigt sich, was Wahrheit und Wissenschaft sei.* Wenn der Mensch die Wissenschaften als ein Moment des Offenbarwerdens der Wahrheit ergreift, | so braucht er durchaus nicht vorher und braucht er nie endgültig zu wissen, was Wahrheit und Wissenschaft im Ganzen sind. Es ist genug, von ihnen ergriffen zu sein.

Etwas, was weder aus der Gesellschaft noch aus dem Staat, sondern nur aus dem ursprünglichen Wissenwollen<sup>346</sup> verstehbar ist, das ist dieses Übernationale, Abendländische, Menschheitliche, dem an der Universität gedient wird,<sup>347</sup> womit zugleich ihre anderen auf Staat und Gesellschaft bezogenen Aufgaben Erfüllung finden. Verwirklichen kann sich die Universität aus dem ursprünglichen Wissenwollen nur, wenn Gesellschaft und Staat es wollen.

Was dieser Ursprung eigentlich ist, dessen Wirksamkeit in uns so lebendig sich bezeugt, ist von der Philosophie durch die Jahrtausende auf mannigfache Weise zu denken und geradezu auszusprechen versucht worden. Am wenigsten mißverständlich finden wir diesen Ursprung vielleicht in der *Kantischen Idee*;<sup>348</sup> dann, zwar uns fern und erst zu deuten, aber beschwingend bei *Plato*; auf eine zweideutige Weise, daher verführend bei *Fichte*, *Schelling*, *Hegel* (diese untereinander abweichend, aber gemeinsam in einem von Kant radikal sich entfernenden ›Idealismus‹). Wenn so das ursprüngliche Wissenwollen, die Einheit der Erkenntnis, das Prinzip der Wahrheit, die allumgreifende Idee philosophisch in bestimmten Formen ausgesprochen wurden, dann sind solche Deutungen nicht selber als objektive Erkenntnis des Erkennens für immer gültig. Sie können durch ihre spekulative Kraft mit bestimmten Formulierungen das erwecken, was dann selber solche Objektivierungen als vermeintliches Gewußtsein wieder abwirft.

Praktisch sehen wir den Ursprung wirksam in der Urteilskraft der seltenen Männer, die, aus diesem Raum her denkend, für das Konkrete der Universitätsstruktur die einfachen Grundlinien erfassen, vorschlagen und verwirklichen. Das hat *Wilhelm von*

*Humboldt* in seinen Denkschriften und Verwaltungsakten bei der Begründung der Universität Berlin getan.<sup>349</sup>

Voraussetzung allen wesentlichen Tuns an der Universität durch die Forschenden, Lehrenden, Lernenden (und der reformierenden Professoren und Staatsmänner) ist diese von anderswoher kommende *Idee der Wahrheit* selber. Sie allein gibt den Ernst. Sie allein gibt den Maßstab, der nicht ein verstandesmäßig festgesetzter Begriff ist, sondern in der Bewegung liegt, die jeden Sinn von Wahrsein ergreift. Mancher Jüngling, der zur Universität kommt, betritt wohl zuerst, beschwingt von dem Enthusiasmus der Vernunft, von der Macht der Wahrheit, von der Idee, die er ahnt, schon die Gebäude der Universität in einer ihn über den Dunstkreis des Alltäglichen hinaushebenden Stimmung. Zumal dort, wo der geschichtliche Grund mit sichtbaren Bauten und Zeichen gegenwärtig ist, hat er wohl das in seiner Nüchternheit verborgene Bewußtsein, in einen gleichsam heiligen Raum einzutreten.<sup>350</sup> In diesem erwartet er die Sprache der Wahrheit zu hören, die aus allen Zeiten von den Griechen her und in der großartigen Weise der modernen Wissenschaften zu ihm dringt.

90

Mag die Realität anders als diese Schilderung aussehen, mag die Universität als eine nützliche, zum Erwerb von Berechtigungen durch Examina erstrebte Schule erscheinen, mag sie höchst unheilig, betriebsam, zerstreud und durch ein Gestrüpp unbequemer Formalitäten lästig sein – diese Realitäten lassen sich nicht leugnen. Aber nur die, die unvorbereitet und nicht entflammt vom Funken der Wahrheit sind, sehen nichts als nur dies. Die anderen treten ein mit der Erwartung jener höheren Autorität. Sie lassen sich nicht täuschen durch den sich aufdrängenden realen Vordergrund. Sie finden, was sie suchen, *durch ihr eigenes Tun, durch die Weise ihres Studierens*, durch die Fülle der sich ihnen anbietenden Mittel. Vielleicht sehen sie es hier und da in Professoren, deren Dasein, Forschung, Einsicht, Sprache sie anzieht und ihnen bestätigt, was sie suchen. Wenn sie es aber nicht wiedererkennen, so hat es doch sein Leben dadurch, daß sie es selbständig von neuem hervorbringen. Und sie werden die Professoren, ohne sie viel zu schelten, schweigend anblicken mit der Forderung: Rettet die Idee eures Wesens, daß ihr Vorbild für uns sein könnt.

Das ist die Stärke dieses Ursprungs: *Er ist da, wenn der Funke gezündet hat, und ist dann untilgbar. Das ist seine Schwäche: Wo er gar nicht da ist, ist er durch nichts zu machen. Aber er ist im Menschen als Menschen verborgen, bereit zu entflammen, und vielleicht bei viel mehr Menschen, als gemeinhin angenommen wird. In der Atmosphäre wirklichen Geistes kommt er zur Leuchtkraft. Daß dies so ist, ist der Glaube an den Menschen. Ohne solchen Glauben müßte man aufhören, der Universität, damit aber auch der Wahrheit und Freiheit, eine Chance zu geben.*

## 6. Zusammenfassung: Reform und Wiedergeburt

In der gesamten freien Welt ist die Universität zum Problem geworden. Man will es besser machen.

Am Anfang des Nachdenkens darüber sollte die Unterscheidung stehen: Was kann man planmäßig organisieren, materiell herstellen, gesetzlich ordnen, institutionell errichten? Was aber muß diesem zweckhaften Machen vorausgehen als Idee, die aus dem Ernst jedes einzelnen, seines Entschlusses zur Wahrheit den Maßstab für die besonderen Planungen findet?

91 | Diese Unterscheidung weist auf die Grundtatsache: *Eine sachgemäße Hochschulreform kann zwar nur unter den realen Bedingungen von Staat und Gesellschaft, aber entscheidend doch nur aus dem Inneren der zeitlosen Idee der Universität erfolgen.* Die Reform ist auf die materiellen Mittel, aber nicht weniger auf die unplanbare geistige Initiative angewiesen.

Reformen durch Entwürfe mit endlosen, fast beliebigen Detaillierungen und Reglementierungen sind nichtig ohne Führung durch die Idee. Die Idee wird nicht gelernt, sondern kommt im Sichbesinnen, im Wiederhall auf ihre aus der Überlieferung hörbaren Ansprüche zur Wirkung in jeweiliger Wiedergeburt.

Was nicht zu machen ist, läßt sich erwecken. Daß wir uns mitteilen, ermutigt. *Wir sollen nicht historisch Vergangenes wiederholen, aber die ewige Idee, die wir im Vergangenen schon wirksam sehen und die immer in die Zukunft weist, für unseren Augenblick verwirklichen.*

Voraussetzung der Universitätsreform ist die Wiedergeburt in *gemeinsamer Denkungsart*. Sie erfolgt in der Verwirklichung der Idee durch die einzelnen Wissenschaften und in dem gedanklichen Ausdruck ihres Weges im Ganzen der Universität.

Die geschichtliche Erinnerung an das von lang her und für immer Wahre der Idee stärkt die Gesinnung für die Gegenwart. Daß sie da und keineswegs, als nunmehr veraltet, verschwunden ist, daß sie vielmehr nie veralten kann und unter neuen Bedingungen in neuem Rahmen wieder verwirklicht werden soll, ist eine Voraussetzung geistiger Existenz.

Der gegenwärtigen Wirklichkeit der Idee entspringen die Maßstäbe und die Urteilskraft für Universitätsfragen, Reformen, die ihre Motive nicht zugleich an der Idee geprüft haben, sind vordergründliche, zerstreute und verwirrende Polypragmasie.<sup>351</sup>

Nur wer die Idee der Universität in sich trägt, kann für die Universität sachentsprechend denken und wirken. Wer nicht, der sieht nur einen Betrieb, der sich organisieren läßt nach Zweck und Mittel und der die Sache einer konventionellen Gesellschaft und ihrer Manieren ist. Der Zweck gilt als bekannt: Ausbildung zu den Berufen, in denen man spezifische Kenntnisse braucht. Die Berufe sind Leistungsweisen wie die Herstellung und der Vertrieb von Waren. Dieser Betrieb wird unter traditionellen rhetorischen Wendungen verkleidet.

Wer aber aus der Idee der Universität wirkt, tut es schon in der Weise, wie er forscht, welchen Sinn er seiner Forschung gibt, wie er lehrt, wie er in seinen Schriften die Sache mitteilt. Er tut es in der Universitätsverwaltung an einem Maßstab, der sich nicht als ein nur rationaler zur Verfügung stellen läßt, sondern als Geist, der Geist will, alles Ge-

schehen an der Universität | durch ihn führen möchte. Dieser Geist ist der Ursprung, aus dem immer von neuem die Wiedergeburt erfolgt. Er ist die Idee der Universität, die kräftiger wird, wenn sie im Wirken der Gelehrten und Forscher sich gegenseitig erkennt. Ihr Bewußtsein ist weniger ein Wissen von etwas als ein Lebendigwerden der Wirklichkeit in ihrem Dienst. 92

Eines scheint gewiß: *Die große Reform des deutschen Universitätswesens kommt als Wiedergeburt oder als Verderben, als geistige Bewegung oder als bürokratische äußere Ordnung des faktisch dabei noch wachsenden inneren Chaos.* Durch die Ausbildung der Arbeitskräfte für die Zwecke der im Ganzen ziellosen, immer nur an partikuläre Zwecke gebundenen technischen Massengesellschaft wird der Aufgabe der Universität nicht genug getan. Durch Beschränkung auf jene Zwecke werden diese Zwecke selbst nicht in Wahrheit erfüllt. Mit der Universität sinken Gesellschaft und Staat ab.

*Alle finanziellen Mittel helfen nicht, wenn die geistige Voraussetzung fehlt und der Wille nicht da ist, durch alle besondere Tätigkeit doch nur der Wahrheit im Ganzen zu dienen und sie aus der Idee der Universität zu verwirklichen.*





# Die Idee der Universität

Für die gegenwärtige Situation  
entworfen von

Karl Jaspers

und

Kurt Rossmann

[1961]



## | VORWORT

## III

Eine Schrift gleichen Titels hat Jaspers 1923 und 1946 in heute zum Teil überholten Fassungen veröffentlicht. Wir haben sie nach vielen zwischen uns geführten Gesprächen neu zu gestalten versucht.<sup>352</sup> Geschrieben wurden die Einleitung und Teil I von Jaspers, Teil II von Rossmann.<sup>353</sup>

Die Idee ist dieselbe geblieben, die ganz veränderte Daseinssituation aber verlangt, daß ihre Erscheinung sich wandelt.

Heute wird die Reform der Universität als eine für den Staat lebensentscheidende Aufgabe erkannt. Große organisatorische Vorarbeiten sind geleistet worden. Trotzdem sind viele der um die Reform Bemühten: Forscher und Gelehrte wie die Beauftragten der Regierungen, von der Sorge bedrückt, ob es in Zukunft noch Universitäten oder unter ihrem Namen etwas ganz anderes geben wird.

Das Bekenntnis zur Traditionsform genügt nicht mehr. Die Alternative ist heute: Entweder gelingt die Erhaltung der deutschen Universität durch Wiedergeburt der Idee im Entschluß zur Verwirklichung einer neuen Organisationsgestalt oder sie findet ihr Ende im Funktionalismus riesiger Schul- und Ausbildungsanstalten für wissenschaftlich-technische Fachkräfte.

Deshalb gilt es, aus dem Anspruch der Idee die Möglichkeiten einer Erneuerung der Universität in einer den Prinzipien des geistigen Lebens und der modernen Wissenschaftlichkeit selber entsprechenden inneren und äußeren Struktur zu entwerfen und zu beurteilen. An der Lösung dieser Aufgabe möchten wir mithelfen.

Basel und Heidelberg:  
Dezember 1960

Karl Jaspers

Kurt Rossmann



## | INHALTSÜBERSICHT

v

### EINLEITUNG

von Karl Jaspers

*Das Bild der Universität*

I.	Die Situation heute .....	264
	a) Die Aspekte .....	264
	b) Das Verhalten zu diesen Aspekten .....	267
	c) Die Universität im Horizont der Weltgeschichte .....	267
	d) Die Entscheidung der Universität .....	269
2.	Der bleibende Ursprung: Wahrheit und Wissenschaft .....	271
	a) Die Idee kann historisch nicht genügend begründet werden .....	273
	b) Die Idee kann soziologisch nicht begriffen werden .....	277
3.	Die geschichtliche Verwirklichung: Universität und Staat .....	280
	a) Bedeutung des Erziehungswesens überhaupt .....	280
	b) Die Autonomie der Universität .....	281
	c) Das juristische Denken in bezug auf die Universität .....	284
	d) Der freie und der totalitäre Staat .....	286
4.	Reform und Wiedergeburt .....	287
5.	Zwei Aufgaben der Universitätsreform .....	289
	Übersicht dieser Schrift .....	291

### ERSTER TEIL

von Karl Jaspers

*Die Idee der Universität*

I.	Vom Wesen der Wissenschaft .....	292
	1. Grundcharaktere der Wissenschaft .....	292
	2. Engerer, entschiedener und weiterer, unklarer Begriff von Wissenschaft .....	293
3.	Grenzen der Wissenschaft .....	295
	4. Nutzen und Selbstzweck der Wissenschaft .....	296
	5. Voraussetzungen und Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft .....	298

VI

6.	Wissenschaft bedarf der Führung .....	301
7.	Wissenschaft als Bedingung aller Wahrhaftigkeit .....	303
8.	Wissenschaft und Philosophie .....	304
II.	Die Aufgaben der Universität .....	307
1.	Forschung, Lehre und Unterricht .....	309
a)	Forschende Haltung .....	309
b)	Der Stoff der Forschung .....	310
c)	Forschung und Lehre .....	311
d)	Wissenschaftliche Schulung und Fachschulung .....	312
e)	Die Formen der Lehre .....	314
2.	Bildung und Erziehung .....	318
a)	Bildung .....	319
1.	Historischer Rückblick .....	319
2.	Wissenschaftlichkeit als Bildung .....	319
3.	Bildung durch den Gehalt der Wissenschaften .....	321
b)	Erziehung .....	322
3.	Kommunikation .....	325
a)	Disputation und Diskussion .....	327
b)	Zusammenarbeit: Schulbildung .....	328
c)	Sichttreffen der Wissenschaften und Weltanschauungen .....	329
4.	Universalität: Der Kosmos der Wissenschaften .....	330
III.	Die Einrichtung der Universität .....	335
1.	Der Aufbau der Fakultäten .....	335
a)	Das Prinzip der Einteilung der Fakultäten .....	335
b)	Die Ausdehnung der Universität .....	338
c)	Die Idee der technischen Fakultät .....	340
2.	Die Selbstverwaltung der Universität .....	344
a)	Erscheinungen der Autonomie .....	344
b)	Geistesaristokratie .....	345
c)	Gefahren .....	346
3.	Die Institution überhaupt .....	348
a)	Die Institution ist notwendig .....	349
b)	Das Absinken der Idee in der Institution .....	350
c)	Institution und Persönlichkeit .....	350
VII   IV.	Die Daseinsvoraussetzungen der Universität .....	353
1.	Die Menschen .....	353
a)	Die Begabungsarten .....	354

Die Idee der Universität. Für die gegenwärtige Situation entworfen [1961]	261
b) Begabung und Chance .....	357
c) Die auswählenden Kräfte .....	360
2. Staat und Gesellschaft .....	366
a) Der staatsfreie Raum .....	366
b) Das geistesaristokratische Prinzip .....	367
c) Die Verwandlung der Universität mit Staat und Gesellschaft .....	368
d) Der Sinn der staatlichen Verwaltung .....	370
e) Wahrheitsforschung und Politik .....	372
f) Universität und Nation .....	376
g) Die einzelne Universität .....	378
3. Die ökonomischen Grundlagen .....	379
a) Eigenvermögen. Staatsfinanzierung. Stiftungen .....	379
b) Der frühere ökonomische Zustand für den akademischen Nachwuchs .....	380
Abschluß .....	381

## ZWEITER TEIL

von Kurt Rossmann

*Von der Notwendigkeit, den Bedingungen  
und den Möglichkeiten der deutschen Universitätsreform*

Einleitung: Die politische Bedeutung der Reform .....	382
I. Die Universität als geistige Mitte der Wissenschaftsorganisation .....	386
1. Die gegenwärtige Situation und die Idee Wilhelm von Humboldts .....	386
2. Kritik der bisherigen Reformvorschläge .....	390
3. Der Rechtsgrund der Universität als geistiger Mitte der Wissenschaftsorganisation .....	394
II. Die Struktur von Forschung und Lehre in der künftigen Universität .....	400
1. Der Forschungs- und Lehrcharakter der Universität gegenüber dem bloßen Unterricht .....	400
2. Der Charakter des Universitätsstudiums .....	405
a) Der Charakter des Studienganges .....	407
b) Der Charakter der Prüfungen .....	408
3. Lehre und Unterricht: Die Ergänzung des Studiums durch ein der Universität anzugliederndes Unterrichtswesen .....	410



III. Die Struktur von Hierarchie und Verwaltung in der künftigen Universität .....	417
1. Die Universitätslehrer und die Hierarchie des Lehrkörpers .....	417
a) Der Lehrstuhlinhaber .....	422
b) Der Dozent .....	423
2. Die Autonomie der Universität (Selbstverwaltung und Verwaltung) .....	426
a) Das Instituts- und Klinikwesen .....	429
b) Die Verwaltungsorganisation .....	431
IV. Die mögliche Verwirklichung der Universitätsreform .....	434
Bibliographische Hinweise .....	438

## | EINLEITUNG

VON  
KARL JASPERS

## DAS BILD DER UNIVERSITÄT

I

Die Universität hat die Aufgabe, die Wahrheit in der Gemeinschaft von Forschern und Studenten zu suchen.<sup>195</sup>

Sie ist die Stätte, an der das hellste Bewußtsein des Zeitalters<sup>197</sup> sich entfalten soll. Dort dürfen als Lehrer und Studenten Menschen zusammenkommen, die den Beruf haben, uneingeschränkt Wahrheit als solche, ihrer selbst wegen, zu ergreifen. Daß irgendwo bedingungslose Wahrheitsforschung stattfindet, ist ein Anspruch des Menschen als Menschen.

Gesellschaft und Staat heben ihre Universitäten gleichsam empor. Sie schützen sie als von ihnen selber unabhängige Gebilde. Sie vertrauen der eigenen Verantwortung ihrer Träger, an deren Auslese als mit Einfällen und freier Arbeitslust begabter, wahrhaftiger Menschen alles gelegen ist. In Staaten, die durch Wahrheit leben wollen, gilt ein auf Unwahrheit gegründetes Leben nicht als lebenswert. Solche Staaten sehen für ihren eigenen Bestand in der Wahrheit den größten Vorteil. Weil Völker auf Wahrheit sich gründen wollen, Wahrheit aber nicht nur in abgeschlossenen Resultaten da ist, brauchen sie die Universitäten, an denen die Wege der Wahrheit in allen nur möglichen Richtungen von Menschen gegangen werden, die mit ihrer Energie sich ganz für sie einsetzen.

Die Universität ist eine Schule, aber eine einzigartige Schule. An ihr soll nicht nur unterrichtet werden, sondern der Schüler soll durch die Lehre des Professors an der forschenden Haltung teilnehmen und dadurch zu einer sein Leben bestimmenden wissenschaftlichen Denkungsart kommen. Die Studenten sind der | Idee nach selbstverantwortlich. Sie sollen ihren Lehrern kritisch folgen. Sie haben die Freiheit des Lernens. Für den Professor ist der Beruf, Wahrheit durch Wissenschaft zu überliefern. Er hat die Freiheit des Lehrers.

2

Die Universitäten sind Korporationen mit Selbstverwaltung, sei es daß sie ihre öffentliche Autorisierung einst durch päpstliche Bullen, kaiserliche Stiftungsbriefe oder landesstaatliche Akte oder heute durch ein Staatsgrundgesetz erhalten haben. Sie können ihr Eigenleben unabhängig vollziehen, weil die Begründer der Universität dieses wollen. Sie haben ihr vom Staat freigelassenes Eigenleben aus der unvergänglichen Idee, einer Idee überstaatlichen, übernationalen, weltweiten Charakters.<sup>354</sup> Daher be-

ansprechen sie und wird ihnen gewährt die Freiheit der Forschung und der Lehre. Das heißt, sie sollen die Wahrheit suchen und lehren unabhängig von Wünschen und Weisungen, die sie von außen oder von innen her beschränken möchten.

Staat und Gesellschaft sorgen für die Universität. Zunächst darum, weil dort die Grundlage für die Ausübung der Berufe gewonnen wird, die wissenschaftliches Können und geistige Bildung verlangen. Es ist eine nur selten bezweifelte Voraussetzung, daß die Wahrheitsforschung erwünschte Folgen für die Ausübung dieser Berufe hat, sowohl durch die Ergebnisse der Wissenschaften wie durch die Bildung der Denkungsart derer, die durch die Universität hindurchgegangen sind. Aber sogar wenn dies in irgendeinem Sinne zweifelhaft wäre, ist doch der Grundwille des Menschen, das grenzenlose Wahrheitssuchen um jeden Preis zu wagen. Denn allein dies ermöglicht ihm, in der Erfahrung des Daseins seinen Sinn zu gewinnen. So ist die Universität eine Anstalt mit realen Zielen, die jedoch angemessen nur erreicht werden in einem Aufschwung des Geistes, der alle Realität überschreitet, um zu ihr umso klarer und unbeeirrbarer zurückzukehren.

3 Dies Bild der Universität ist heute in Frage gestellt. Die Realität der gegenwärtigen Hochschulen, ihre unbesinnliche Ratlosigkeit im maßlos gewordenen Betrieb führt zu Fragen: Ist nicht jenes Bild heute eine Fiktion? Wenn Ursprung und Ziel der Universität die Wahrheit sein soll: was ist Wahrheit? Wenn die zeitliche Verwirklichung des Wahrheitssuchens vom Staate getragen wird, hat dann der Staat mit ihr nicht ganz andere | Zwecke? Sind in der Verwirrung die Reformen nicht faktisch nur auf äußerliche Maßnahmen bedacht, um wenigstens im Vordergrund das Chaos zu ordnen? Ist eine eigentliche Reform vielleicht nur möglich auf Grund einer geistigen Wiedergeburt, die niemand organisieren kann? Ist aber diese notwendige Wiedergeburt möglich? Geschieht sie vielleicht schon, wenn auch zerstreut, in Einzelnen?

### *1. Die Situation heute*

#### *a) Die Aspekte*

Kurz mag aufgezählt sein, welche viel erörterten Aspekte die Universität heute bietet:

1. Wirtschaft, Gesellschaft und Staat haben einen Bedarf an akademisch geschulten Kräften, der ständig gewachsen ist und noch weiter steigt. Die Tendenz des modernen Daseins geht dahin, daß fast alle Tätigkeiten ein Wissen verlangen, das Schule voraussetzt, und ein Können, das nicht allein handwerklich und praktisch erworben werden kann.

Da diese zweckhaften Ansprüche zugleich von den Massen der Studenten erhoben wurden, verteilt sich das Gewicht der überlieferten Wissenschaftsgebiete. Der Maßstab, wichtig sei, was der Allgemeinheit nützt, wird handgreiflich als der unmittelbare Nutzen und quantitativ gemeint. Neue Wissenschaftsfächer (wie Betriebswissenschaft u.a.) treten auf allein aus dem praktischen Bedürfnis. Sie werden enorm frequentiert,

ohne daß Forscher und Lehrer vom Charakter wissenschaftlichen Geistes da sind.<sup>355</sup> Andere Wissenschaften, die sachlich von größtem Gewicht sind, werden wenig beachtet, da ein praktisches Bedürfnis nicht, oder noch nicht vorliegt und nur wenige Studenten sich ihnen zuwenden (Ägyptologie, Indologie, Sinologie). Andere, die einst maßgebend waren, treten in den Hintergrund (klassische Philologie).

2. Die Entwicklung der Wissenschaften selber hat zu ständig weiterer Spezialisierung und damit zu einer enormen Vermehrung der Fächer geführt. Das liegt in der Natur der Sache, ist für die Forschung unumgänglich und ist nicht rückgängig zu machen. Wenn aber die Beobachtung auch zeigt, daß eine Tendenz besteht, nicht nur sich zu spezialisieren, sondern dabei | seinen Horizont zu beschränken und wissenschaftlich im Ganzen Barbar zu bleiben, so ist dies keineswegs eine Notwendigkeit. Es liegt am Willen jedes Einzelnen. 4

Mit der Spezialisierung ist heute im technischen Zeitalter eine enorme Vermehrung der materiellen Mittel der Forschung verbunden. Das ist vorwiegend in den Naturwissenschaften geschehen, in denen die finanziellen Ansprüche, gemessen an Früherem, ins Phantastische gewachsen sind. Aber auch in fast allen anderen Wissenschaften geht Ähnliches vor sich. Die Lehre wird mit der Forschung aufgenommen in den Institutsbetrieb. Was früher Gelehrtentätigkeit in kleinen Räumen war, hat die Gestalt von Industrieunternehmen gewonnen. Damit ist eine Strukturwandlung der Arbeitsweise eingetreten, die das gesamte Leben der Forscher und der Studenten so geändert hat, daß die alte Universitätsverfassung durch eine ganz andere von innen ausgehöhlt wird: »Innerlich ebenso wie äußerlich ist die alte Universitätsverfassung fiktiv geworden« (Max Weber, *Wissenschaft als Beruf* 1919).<sup>356</sup> Damit ist aber die Sache nicht erledigt. Was als eine bestimmte Erscheinung fiktiv geworden ist, das könnte aus seinem Ursprung in neuer Gestalt als Wirkungsmittel der einen Universität wiedererstehen.

3. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit in einem einzigen gemeinsamen Geist, der Idee der Universität, schwindet. Die Universität wird ein Aggregat von Fachschulen, dessen Universalität nur noch darin bestände, vollständig alle Fachschulen zu umfassen, was sie jedoch in keinem Fall realisiert. Bei solchem Zustand scheint nichts mehr verloren zu gehen, wenn man die Fachschulen auch räumlich trennt und die Universität preisgibt.

Wenn heute die Einheit der Universität noch rhetorisch betont wird, so wird doch die Einheit der Wissenschaften als Idee und als Wirklichkeit ständig schwächer. Nur aus dieser Einheit der Wissenschaften kann die Einheit der Universität ihre Kraft haben. Jedoch liegt der Grund dieser gegenwärtigen Erscheinung keineswegs in der Natur der Sache, sondern in der Zerstreutheit der Forscher, Gelehrten, Denker. Ihre in umgreifender Konzentration gewonnenen geistigen Akte könnten die Kraft der Einheit von neuem wirklich werden lassen.

4. Der Massenzustrom bringt den Unterrichtsbetrieb durch Raummangel, Mangel an der genügenden Zahl von Dozenten, | Mangel an genügenden Unterrichtsmitteln 5

vierorts in Schwierigkeiten: die Studenten kommen nicht zu ihrem Recht, die Dozenten sind überlastet bis zur Lähmung ihrer Forschung.

Das Massendasein der Studenten schwächt die Möglichkeiten solidarischer Gemeinschaft im Studium. Es trennt die Studenten von den Professoren. Es bringt Ordnungen, die nivellieren und den persönlichen Studiengang erschweren.

Der Menge wird der Unterricht angepaßt. Minderbegabte kommen nicht mit. Begabte werden geistig vergewaltigt, wenn sie gezwungen sind, am Unterricht teilzunehmen, der sie langweilt, und dessen Ergebnis sie durch eigenes Studium besser und viel schneller erreichen könnten. Der Druck der Majorität setzt sich durch. Die Minorität unterliegt dem Zwang zu Lehrkursen, derer sie nicht bedarf, dem Vielerlei, dem Zeitraub, der Anpassung an die Fassungskraft und die Interessen des Durchschnitts. Die Masse zwingt alles auf eine Ebene. Die Einzelnen der Minorität sind dem Verdacht der Asozialität ausgesetzt, wenn sie durch Selbständigkeit und durch die stille Leidenschaft des eigenen Studiums mit ihrem Dasein das bezeugen, was der Durchschnitt nicht wahr haben will.

Zum Teil ist das Massenproblem äußerlich zu lösen durch Vermehrung der Professoren- und Dozentenstellungen, durch Vermehrung der Universitäten. Aber es bedarf einer außerordentlichen Anstrengung der geistigen Kraft der Wenigen und ihres Glaubens an die Wahrheit der Sache, um aus einer Mitte her dieses ganze Massenwesen faktisch zu durchdringen und zu führen. Die durch eine Reform zu findende Universitätsstruktur kann dafür nur die Bedingungen schaffen.

5. Die finanzielle Versorgung der Studenten durch den früher selbstverständlichen Monatswechsel seitens der Eltern hat weitgehend aufgehört, weil die vermögende breite Mittelschicht, aus der früher fast alle Studenten und Dozenten kamen, nicht mehr existiert. Also ist staatliche Hilfe für den begabten Nachwuchs in großem Umfang notwendig geworden.<sup>357</sup> Das hat Konsequenzen für das studentische Selbstbewußtsein, für die Freiheit des Studiums, für die Gesinnung beim Studium. Aber es zwingt nicht zur Preisgabe der Idee.

6. Auf das Ganze gesehen ist ein Absinken des persönlichen Niveaus der Studenten und Dozenten seit mehr als hundert | Jahren, viel stärker noch seit einem halben Jahrhundert, nicht zu leugnen. Wenn man an einen geheimnisvollen, verborgenen Prozeß eines Substanzverlustes des Menschseins selber denkt, so begreift man damit nichts.<sup>358</sup>

Man denkt soziologisch: Die Studenten stammen zumeist nicht mehr aus einer geistigen Welt der Familienüberlieferung. Sie sind schulmäßig vielfach unzureichend vorbereitet. Die Vorbereitung ist gar nicht einheitlich und hat nicht die Kraft, eine gemeinschaftliche geistige Atmosphäre zu schaffen.

Studenten dieser Herkunft bedürfen nicht selten der Führung im Leben und der fortlaufenden Beratung beim Studium. Aber die Berater, selber als Professoren überlastet, müßten selbst beraten sein, um den persönlichen und sachlichen Situationen

der gegenwärtigen Verworrenheit gerecht werden zu können. Die allgemeine Ratlosigkeit wird durch eine täuschende Form verschleiert, als ob sie nicht sei und durch vorhandenen kundigen Rat zu beheben wäre. Zwar sind heute reale Informationen, Stellenvermittlungen und dergleichen höchst nützlich und unentbehrlich. Aber sie sind kein Rat für Lebensführung und in ihr für den wahren, geistig ursprünglichen Studiengang.

### *b) Das Verhalten zu diesen Aspekten*

Alle diese Aspekte wurden gesehen an dem Maßstab eines früheren Zustandes. Vor ihm wird alles schlecht, was heute ist. Gewiß ist nur, daß kein stabiler, kein dem vergangenen oder einem neuen Ideal auch nur von fern angenäherter Zustand herrscht. Die ewige Idee, die die wechselnden Ideale hervorbringt, scheint zu schlummern.

Aber man urteilt. Jede Enquete unter Dozenten ergibt die Fülle der Meinungen, die den Zustand der Universität sehr abträglich beurteilen. Diese Meinungen sind selber eine Realität, die auf das Verhalten der Beteiligten zurückwirkt.

Viele sind einfach skeptisch, verleugnen die Idee der Universität, die sie selbst in ihrem Leben nicht praktisch verwirklichen und daher auch nicht verstehen. Sie glauben keinem Ideal, benutzen aber dessen Formeln. Ihr Weg ist, aus dieser Skepsis im Wirrwarr – mit geschickten Manipulationen, Täuschungen | und Selbsttäuschungen – wenigstens für sich materiell vorteilhafte Plätze und Ansehen zu gewinnen, in blinder Besessenheit vom Betrieb und der Arbeit an sich. 7

Andere sind verzweifelt, lassen ratlos die Dinge gehen und retten für sich, wie sie meinen, als letzte, noch gerade, was ihnen gelassen wird in anständiger Verwirklichung, unbeachtet, sich nicht vordrängend, bescheiden in ihrem kleinen Umkreis, – kostbare, aber müde Hüter überlieferter Substanz.

Wieder andere raffen sich auf aus der Resignation. Sie erklären entschieden: die Idee der Universität ist tot! (so schon nach dem ersten Weltkrieg). Lassen wir die Illusionen fallen! Jagen wir nicht Fiktionen nach! Machen wir aus der Not eine Tugend: einen neuen Menschentypus, etwas Unpersönliches, Durchschnittliches, Brauchbares, Funktionierendes! So geben sie sich optimistisch, planen und organisieren. Im Bewußtsein der Macht und des Gelingens werden Reformen erdacht für die Heranzüchtung der Arbeiter und Funktionäre für alle Tätigkeitsgebiete, für die etwas gelernt werden muß, um fähig zur Arbeit zu sein. Ohne Ahnung und Absicht stehen ihre Gedanken im Zusammenhang des in der totalen Herrschaft endenden Denkens.<sup>359</sup>

Auf keinem dieser Wege liegt eine Chance für die Idee der Universität.

### *c) Die Universität im Horizont der Weltgeschichte*

Der Pessimismus wird gesteigert im Blick auf die Weltsituation. Denn wer sich nicht begnügt mit einem auf Deutschland begrenzten Aspekt, kann erst recht den unent-rinnbaren Untergang der Universität zu sehen meinen: Deutschlands Universitä-

ten und Schulen, einst sein Glanz, heute noch hier und da nur von alten Leuten in Deutschland, in Europa, in Amerika und überall in der Welt wehmütig und dankbar erinnert, werden bald vollends in Vergessenheit versinken. Dieser Prozeß scheint für viele eine andere Gewißheit zu gewinnen, wenn sie mit Grauen zu sehen glauben, dies alles gehöre zu einem umgreifenden Selbstzerstörungsprozeß der Menschheit.

- 8 | Sie sehen die Massengesellschaft, die Unvereinbarkeit von freier und totaler Herrschaft, die heute alles bestimmende, alle lokalen Realitäten übergreifende Weltpolitik, sie sehen die beiden Atommächte, die auch durch Größe ihres Erdraums und ihrer wachsenden Menschenmassen überragen, sie sehen die Wandlung der Weltgeschichte durch 600 Millionen Chinesen, die bald in das technische Zeitalter ganz hineingelangt sein werden. Das Ende, so denkt wohl mancher, ist entweder eine der totalen Herrschaft sich fügende Menschheit ohne Menschen (die Atombombe wird in der Erdplanung dieser Herrschaft vielleicht noch zur Ausrottung überzähliger, überflüssiger, unerwünschter Menschenmassen in gezielter Anwendung ohne Gefahr für das Leben auf der Erde im Ganzen zur Anwendung kommen). Oder Menschen fügen sich nicht und im Kampf durch die Bomben wird der Untergang des Lebens auf der Erde das nicht mehr ferne Ergebnis dieser merkwürdigen Geschichte sein, die vor wenigen Jahrtausenden erst begann und nur einen vergeblichen Zwischenaugenblick der unermeßlichen Erdgeschichte bedeutet.<sup>360</sup> – Die Verwahrlosung der Universität ist dann nur ein Moment in dem Ganzen dieses totalen Zerstörungsprozesses. Aber bleibt die Universität nicht der Ort, an dem, ihrer Idee entsprechend, dieses Schicksal wenigstens erblickt, untersucht, erkannt werden soll? Wo keine Hoffnung mehr ist, kann doch gewußt werden.<sup>361</sup>

So sind die, wenn sie für endgültige Erkenntnis gehalten werden, lähmenden und verführenden Gedanken. Sie müssen kritisch durchdacht werden. Dann wird zwingend klar, daß es keinen wißbaren notwendigen Totalprozeß der Geschichte gibt. Unentrinnbar sind nur viele greifbare partikuläre Entwicklungen, so für die Universität der Fortschritt der Wissenschaften, des rationalen Wissens und Könnens, die Technik mit ihren ambivalenten, im Ganzen nicht übersehbaren schließlichen Folgen, die Ansprüche der Gesellschaft an Ausbildung von Massen, sei es zu geistig schöpferisch gestaltenden Menschen, sei es zu gelernten Arbeitern in immer mehr und schließlich allen Berufen.

- 9 | An dieser Stelle ist durch die weltpolitische Lage heute die Aufgabe der Universität zur gefahrvollen Spannung gelangt. Sie liegt darin: Zur Rettung der politischen Freiheit ist notwendig die Produktivität der Industrie und eine Wehrmacht, | die der ungeheuren heute überlegenen Rüstung Rußlands (das heute Ostdeutschland, Ungarn und die andern Satelliten durch brutale Militärgewalt knechtet)<sup>342</sup> gewachsen ist. Andererseits aber wächst damit die Gefahr, daß industrielle Produktion und Wehrmacht auf Wege gezwungen werden, die selber totalitäre Formen annehmen.

Sie würden mit der radikalen Verschulung der Universitätsausbildung beginnen<sup>362</sup> Dann würde am Ende die Selbstbehauptung der freien Welt nicht mehr etwas verteidigen, das sich lohnt, nämlich nicht mehr die Freiheit, sondern die Apparatur. Ein Kampf der Selbstbehauptung würde sinnlos. Denn man wäre selber zu dem, was man bekämpfen wollte, wäre im Kampf mit dem Drachen selber zum Drachen geworden.<sup>363</sup>

Die Substanz dessen, als was wir und wofür wir leben, die Freiheit, ist gebunden an die Weise, wie produziert, ausgebildet, gelehrt und geforscht wird.

Ohne Wahrheit keine Freiheit, ohne Freiheit kein Friede.<sup>364</sup> Diese Einsicht kann im Schatten der Gesamtsituation dem Sinn der Universität die höchste Steigerung bringen. In allen Fakultäten, in jeder auf die ihr eigenen vielfachen Weisen, und in allen gemeinsam auf die eine Idee bezogen, soll die Wahrheit zum Leuchten gebracht werden.

Dadurch daß die Universität mit allen ihren forschenden Organen dies erkennt, kann sie erstens die Folgerung für ihre eigene Ordnung und Struktur ziehen, und wird sie zweitens durch ihre überparteiliche und übernationale Denkungsart, die der Natur des menschlichen Erkennens und Glaubens entspricht, in der Mitte stehen durch die Strahlkraft der Wahrheit.

Das kann sie aber nur dann, wenn sie ihre eigene Idee von neuem verwirklicht: Während sie die bestmöglichen Kräfte ausbildet für alle Zwecke, die das Leben stärker, leistungsfähiger, erfüllter, tiefer und wahrer machen, vollzieht sie die Führung aus ihrem Geiste. Indem sie sich selbst behauptet in ihrer Idee, hilft sie mit an der Selbstbehauptung von Volk und Staat.<sup>365</sup>

Sie steht am Scheideweg. Entweder verwirklicht sie die Idee der Wahrheitserkenntnis und der ihr entspringenden geistigen Initiative und Radikalität in allen Richtungen, oder sie verliert die Idee, wird zum Ausbildungsapparat und läßt im Ganzen nur neben der totalitären eine zweite, selber im verborgenen | Grunde schon totalitäre Maschinerie entstehen. Am Ende würden, ohne daß in Wahrheit etwas durch Selbstbehauptung zu retten wäre, nur zwei Maschinen sinnlos aufeinanderprallen und durch ihre Explosion die Menschheit begraben.

10

#### *d) Die Entscheidung der Universität*

Allen Aspekten gegenüber, die sich wie ein unentrinnbares Natur- oder Geschichts-geschehen aufzeigen wollen, steht in der wirklichen Lage entscheidend der Entschluß der Menschen.<sup>131</sup> Wie politisch der Entschluß möglich ist, uns dem nur vermeintlich notwendigen, ohne uns sich vollziehenden Zerstörungsprozeß, soviel an uns liegt, nicht zu fügen, weder dem Ende im Atomtod noch dem Ende in der totalen Herrschaft, so an der Universität der Entschluß, in den partikularen Zwangsläufigkeiten die gestaltende Kraft der Idee zur Wirksamkeit kommen zu lassen.

Diese Entscheidung wird eine gemeinschaftliche von Studenten, Professoren, Staatsmännern sein.



Der Student steht am Anfang seines Lebensweges, will ihn im Ursprünglichen gründen, und trägt mit seiner Zukunft die Zukunft seines Volkes und Staates, auf die er sich vorbereitet. Kommt er zur Universität, so wehen ihm in aller Verwirrung und Betriebsamkeit doch die Funken des Geistes entgegen, wenn er sie wahrnehmen kann und in seiner Seele zünden läßt. Wer Urteilskraft hat, das heißt ständig unter seiner eigenen geistigen Führung arbeitet, die sich als Führung durch die Sachen selbst zeigt, hat Chancen, auch unter sonst ungünstigen Bedingungen unbeirrbar seinen Weg zu finden.

Wenn der Student mit der Universität unzufrieden ist, hat er recht. Aber die einzige Möglichkeit die Lage zu bessern, ist für ihn, daß er selbst für sich die Wirklichkeit einer wahren Universität mit schafft durch die Weise seines Studiums, ebenso durch hartnäckige Arbeit wie durch sein diese Arbeit durchdringendes geistiges Dasein. Nur aus solchen Studenten können die aus der Idee der Wahrheit in allen Berufen wirkenden Männer werden und können unter ihnen einige einst als Professoren die wahre Universität wieder zur Erscheinung bringen. Sie allein werden sie hervorziehen aus der Verworrenheit.

II | So war es immer. Es kommt weder von selbst durch einen automatischen Geschichtsprozeß; dieser mag als Chiffre<sup>207</sup> eines undurchschaubaren Etwas gelten, das eine Grenze des Menschen fühlbar macht, an dem man aber, da man es nicht kennt, sich auch nicht orientieren kann. Es kommt auch nicht allein durch ein Organisieren nach Plan. Solcher Plan ist ein wirksames Mittel nur in der Hand solcher, die selbst schon die Idee der Universität kraftvoll in sich tragen.

Noch einmal: Das Entscheidende ist der Entschluß, der mit der Aufgabe zugleich das eigene Leben gründet: die Wahrheit zu suchen auf den Wegen der Wissenschaft.

Der Student ist zunächst verantwortlich für sich selbst. Ganz anders der Dozent, der nicht allein durch Verantwortung für sich selbst schon unmittelbar wirksam für das Ganze verantwortlich ist. Professoren und Staatsmänner müssen gegenwärtig in dem völlig ungenügenden und unstabilen Zustand durch Reformen die Bedingungen für die bestmögliche Erfüllung der Aufgabe finden. Wenn ihnen zweckmäßige Einrichtungen und Ordnungen gelingen sollen, müssen sie dabei ständig an den eigentlichen Sinn denken und ihn wollen: die Universität als den Ort, an dem die Wahrheit in jeder ihrer Richtungen offenbar und zugleich von den Studenten mitergriffen werden soll. Dieses aber, was mehr ist als Reform, wofür vielmehr die Reform sein soll, das ist die ständige Wiedergeburt der Wahrheit in den Gelehrten, Forschern, Denkern. Daß diese die Mitte der Universität sei, wie die Universität im Ganzen die Mitte der geistigen Bildung eines Volkes sein könne, das ist die leitende Idee oder die gesamten Reformen werden ein Betrieb, in dem die Universität selber verloren geht.

Wir treiben auf einem Meere, dessen Stürme noch mächtiger zu werden drohen. Wir suchen nach dem Steuer im Ganzen (im Entschluß zur Wahrheit). Aber jeden Augenblick müssen wir schon bemüht sein um unsere nächste Umwelt, die wir innerhalb

unseres Schiffes trotz der Drohungen auf der Fahrt gestalten. Auch an der Universität haben wir die Atempause zu nutzen, um so zu denken, zu arbeiten, zu handeln, daß wir uns behaupten und zu den ihrem Wesen nach uns Verbundenen gelangen, um mit ihnen gemeinsam in freier Solidarität die große Fahrt zu bestehen.

| Wir möchten mit ihnen das Steuer in uns spüren. Dazu ist als erste Voraussetzung notwendig dieses Eine:

12

## *2. Der bleibende Ursprung: Wahrheit und Wissenschaft*

Was Wahrheit sei, kann nicht einfach hingesagt werden. Es wird im Leben der Universität offenbar, ohne je abgeschlossen zu sein. Aber man spricht von Wissenschaft, als ob selbstverständlich jeder wisse, worum es sich handle (wenn z.B. das Grundgesetz der Bundesrepublik bestimmt: »Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei«).<sup>366</sup> Das Vorhandene braucht, so scheint es, nur durch Verfassung geschützt und durch Organisation betrieben zu werden, dann entfaltet es sich.

So aber ist es keineswegs. Erst in einer unaufhaltsamen Bewegung, zugleich mit der Infragestellung seiner selbst und mit der Kritik jeder eingenommenen Position zeigt sich, was Wahrheit und Wissenschaft sei. Wenn der Mensch die Wissenschaften als ein Moment des Offenbarwerdens der Wahrheit ergreift, so braucht er durchaus nicht vorher und braucht er nie endgültig zu wissen, was Wahrheit und Wissenschaft im Ganzen sind. Es ist genug von ihnen ergriffen zu sein.

Etwas, das weder aus der Gesellschaft noch aus dem Staat, sondern nur aus dem ursprünglichen Wissenwollen<sup>367</sup> verstehbar ist, das ist dieses Übernationale, Abendländische, Menschheitliche, dem an der Universität gedient wird, womit zugleich ihre anderen auf Staat und Gesellschaft bezogenen Aufgaben Erfüllung finden. Verwirklichen kann sich die Universität aus dem ursprünglichen Wissenwollen nur, wenn Gesellschaft und Staat es wollen.

Was dieser Ursprung eigentlich ist, dessen Wirksamkeit in uns so lebendig sich bezeugt, ist von der Philosophie durch die Jahrtausende auf mannigfache Weise zu denken und geradezu auszusprechen versucht worden. Am wenigsten mißverständlich finden wir diesen Ursprung vielleicht in der Kantischen »Idee«;<sup>368</sup> dann, zwar uns fern und erst zu deuten, aber beschwingend bei Plato; auf eine zweideutige Weise, daher verführend bei Fichte, Schelling, Hegel (diese untereinander abweichend, aber gemeinsam in einem von Kant radikal sich entfernenden »Idealismus«). | Wenn so das ursprüngliche Wissenwollen, die Einheit der Erkenntnis, das Prinzip der Wahrheit, die allumgreifende und durchdringende Idee philosophisch in bestimmten Formen ausgesprochen wurden, dann sind solche Deutungen nicht selber als objektive Erkenntnis des Erkennens für immer gültig. Sie können durch ihre spekulative Kraft mit bestimmten Formulierungen das erwecken, was dann selber solche Objektivierungen als vermeintliches Gewußtsein wieder abwirft.

13

Praktisch sehen wir den Ursprung wirksam in der Urteilskraft der seltenen Männer, die, aus diesem Raum her denkend, für das Konkrete der Universitätsstruktur die einfachen Grundlinien erfassen, vorschlagen und verwirklichen. Das hat Wilhelm von Humboldt in seinen Denkschriften und Verwaltungsakten bei der Begründung der Universität Berlin getan.<sup>369</sup>

Voraussetzung allen wesentlichen Tuns an der Universität durch die Forschenden, Lehrenden, Lernenden (und der einzelnen reformierenden Professoren und Staatsmänner) ist diese von anderswoher kommende Idee der Wahrheit selber. Sie allein gibt den Ernst. Sie allein gibt den Maßstab, der nicht ein verstandesmäßig festgesetzter Begriff ist, sondern in dem Bewegung liegt, die jeden Sinn von Wahrsein ergreift.

Mancher junge Mensch, der zur Universität kommt, betritt wohl zuerst, beschwingt von dem Enthusiasmus der Vernunft, von der Macht der Wahrheit, von der Idee, die er ahnt, schon die Gebäude der Universität in einer ihn über den Dunstkreis des Alltäglichen hinaushebenden Stimmung. Zumal dort, wo der geschichtliche Grund mit sichtbaren Bauten und Zeichen gegenwärtig ist, hat er wohl das in seiner Nüchternheit verborgene Bewußtsein, in einen gleichsam heiligen Raum einzutreten. In diesem erwartet er die Sprache der Wahrheit zu hören, die aus allen Zeiten von den Griechen her und in der großartigen Weise der modernen Wissenschaften zu ihm dringt.<sup>370</sup>

Mag die Realität anders als diese Schilderung aussehen, mag die Universität als eine nützliche, zum Erwerb von Berechtigungen durch Examina erstrebte Schule erscheinen, mag sie höchst unheilig, betriebsam, zerstreud und durch ein Gestrüpp unbequemer Formalitäten lästig sein – diese Realitäten lassen sich nicht leugnen. Aber nur die, die unvorbereitet und nicht entflammt vom Funken der Wahrheit sind, sehen nichts als nur | dies. Die Anderen treten ein mit der Erwartung jener höheren Autorität. Sie lassen sich nicht täuschen durch den sich aufdrängenden realen Vordergrund. Sie finden, was sie suchen, durch ihr eigenes Tun, durch die Weise ihres Studierens, durch die Fülle der sich ihnen anbietenden Mittel. Vielleicht sehen sie es hier und da in Professoren, deren Dasein, Forschung, Einsicht, Sprache sie anzieht und ihnen bestätigt, was sie suchen. Wenn sie es aber nicht wiedererkennen, so hat es doch sein Leben dadurch, daß sie es selbständig von neuem hervorbringen. Und sie werden die Professoren, ohne sie viel zu schelten, schweigend anblicken mit der Forderung: rettet die Idee eures Wesens, daß ihr Vorbild für uns sein könnt.

Das ist die Stärke dieses Ursprungs: er ist da, wenn der Funke gezündet hat, und ist dann untüchtig. Das ist seine Schwäche: wo er gar nicht da ist, ist er durch nichts zu machen. Aber er ist im Menschen als Menschen verborgen, bereit zu entflammen, und bei viel mehr Menschen, als gemeinhin angenommen wird. In der Atmosphäre wirklichen Geistes kommt er zur Leuchtkraft. Daß dies so ist, ist der Glaube an den Menschen. Ohne solchen Glauben müßte man aufhören, der Universität, damit aber auch der Wahrheit und Freiheit, eine Chance zu geben.

*a) Die Idee kann historisch nicht genügend begründet werden*

Die Idee ist ursprünglich, der Möglichkeit nach ständig gegenwärtig, gründet sich in sich, wird historisch nicht bewiesen und nicht gerechtfertigt. Aber doch geht die Geschichte der Universität uns an. In ihren Höhen wird sie uns zur Ermutigung, in ihrem Verfall eine Warnung. Zwar werden wir nicht durch Orientierung an der Geschichte (durch vollendete Vorbilder, zu denen wir ihre immer vergänglichen und unzulänglichen Erscheinungen fälschlich steigern würden) zu dem, was wir sind und tun. Aber das Bewußtsein unserer Herkunft beschwingt uns. Aus der Gewißheit unserer gegenwärtigen Idee deuten wir das Vergangene, erkennen uns in ihm wieder, erfahren wir die von dort kommenden Maßstäbe und Ansprüche. Sie sind für uns die ewigen Ansprüche in einem je besonderen geschichtlichen Kleid. Wir waren dort zu Hause, aber sind aus diesem | Hause herausgetreten. In ehrfürchtiger Erinnerung sind wir auf neuem Wege, mit unseren Ahnen gemeinschaftlich geborgen im Bleibenden.

15

Historische Aspekte, mit denen heute gedacht wird, sind unter anderen folgende:

Die mittelalterliche Universität, zumal in ihrer hohen Pariser Gestalt,<sup>371</sup> war ein alle lebendigen Gegensätze und leidenschaftlichen Kämpfe umgreifendes geistig geschlossenes Ganzes. In den Ordnungen vom Studenten bis zum selbständigen Lehrer, von der Artistenfakultät bis zur Theologie war sie Ausdruck der hierarchischen Ordnung der Dinge. Eine gemeinsame geistige Struktur ging durch alle Glieder. Sie hatte europäische Geltung. Aus allen Nationen kamen Schüler und Lehrer. Christus verteilt die Aufgaben an die Fakultäten.

Diese Universität wandelte seit vier Jahrhunderten ihre Gestalt: Äußerlich durch die Aufgabenstellung seitens der später sie tragenden Territorialstaaten; innerlich durch den neuen Humanismus, die neuen Naturwissenschaften, die neue Philosophie. Die geistige Umstrukturierung vollzog sich langsam innerhalb der alten Formen. Diese wurden bewahrt, scheinen am Maße der neuen Realität fiktiv zu sein, bedeuten aber bis heute eine Wahrheit symbolischen Charakters.

Man nennt die Wandlung die Säkularisierung der Universität: An die Stelle der Gemeinschaft des alle einigenden und bindenden kirchlichen Glaubens sei die lockere Bindung durch den gemeinschaftlichen Dienst für die Wissenschaften getreten. Das ist nicht durchaus richtig. Säkularisierung kann man den Übergang von Theologie in einen bestimmten Typus innerhalb der modernen Philosophie nennen (etwa in Hegel: säkularisiertes theologisches Denken; in Marx: säkularisiertes antitheologisches, an Theologie als Gegner gebundenes Denken, das selber wieder einen neuen theologisch-atheistischen Charakter hat). Die Theologie selber bleibt nun als besonderes, nicht mehr herrschendes Gebiet, von geringem Umfang im Gesamtbereich der modernen Universität. Aber die Säkularisierung betrifft keineswegs den Wahrheitsgedanken selber, der vielmehr in seiner Unbedingtheit jederzeit transzendent gegründet ist, ob ohne oder mit Offenbarung, ob ohne oder mit einer Kirche.

16 | Mit der tatsächlichen Schwächung der einst alldurchdringenden einen Glaubensstruktur zeigt sich seit zwei Jahrhunderten zunächst der Aspekt der Auflösung, heute gesteigert. Keine Wissenschaft, keine Theologie, keine Philosophie, weder die Philosophie als säkularisierte Theologie, noch die Philosophie, die sich allein in ihrem eigenen, seit dreitausend Jahren in Erscheinung getretenen Ursprung gründet, gewinnt die Alleinherrschaft. Der Pluralismus der nun wirksamen Mächte wird übergriffen allein von der neuen Gestalt der Idee der Universität: An der Universität sollen alle Wege zur Wahrheit sich treffen, ohne daß eine Instanz über allen besteht. An die Stelle der Einheit eines auf dem gemeinsamen Boden sich in sich spaltenden und kämpfenden Glaubenssystems, seiner Kategorien und Ordnungen, ist die neue Instanz getreten: die eine einzige, die sich im geistigen Ringen, in der Kommunikation der Erkennenden selber erst hervortreibt, ohne als bestehend vorausgesetzt zu sein und an einem Orte systematischer Totalität des Denkens in der Hierarchie der Wissenschaften lokalisiert zu sein. Nennen wir kurz die Motive, die in dieser Wandlung zur Geltung kommen:

1. Die modernen Wissenschaften sind aus ganz verschiedenen Interessen entstanden (im experimentierenden Denken der späteren Scholastik, in den Werkstätten der Architekten und Künstler, in Bergwerken, in der humanistischen Philologie, in der Kameralistik,<sup>336</sup> – dann in der freien Forschung einzelner, die sich über Europa hin in Beziehung setzten, Gesellschaften und Akademien gründeten, – schließlich aufgenommen an den Universitäten). Trotz ihrer ganz verschiedenen Ziele, lange Zeit ohne Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit, zeigte sich ein Gemeinsames. Die modernen Wissenschaften wollten nicht nur, wie alles Denken von jeher, Wahrheit erkennen, sondern jene bestimmte Wahrheit, die zwingend und allgemeingültig mit der Bewußtheit ihrer Methoden bewiesen wird. Zum ersten Mal in der Geschichte zeigte sich durch den Erfolg, daß solche Wahrheit möglich ist: wo sie gewonnen wurde, wurde sie auch von jedermann, der sie verstand, als richtig anerkannt. Das gab es früher fast nur in Mathematik und Logik, und in der von den Wissenschaften getrennten technischen Praxis. Jetzt bezog sie sich auf | die gesamten Erfahrungsmöglichkeiten. Dieser moderne Forschungsgeist entstand auf vielen Erkenntnisgebieten, unabhängig voneinander. Es war aber überall der gleiche Geist durch den Anspruch auf diese kontrollierte Weise der zwingenden Richtigkeit. Die Naturwissenschaften haben nach traditioneller Auffassung und durch das Sensationelle ihrer Ergebnisse und deren Anwendbarkeit den Vorrang; nicht aber haben sie den Vorrang im Sinn der modernen wissenschaftlichen Erkenntnisart überhaupt. Die moderne Wissenschaft findet durch die Mannigfaltigkeit der je besonderen Methoden verschiedene Gestalten. Das hebt aber die Einheit dieses Forschungsgeistes und seiner Gesinnung nicht auf. Die Verwandtschaft dieses Geistes der Wissenschaftlichkeit hat sich im Bewußtsein der Mitwirkenden zwar gezeigt, aber nicht allgemein durchgesetzt. Sie ist der einzige heute bestehende Grund für die gegenwärtig noch konventionell gültige Formulierung von der Einheit der Wissenschaften. Denn diese Einheit besteht heute nicht mehr als materiale Einheit eines

17

Systems des Wissens, wie es frühere Zeiten in philosophischen Systemen entworfen haben, die alles Wissen in sich schlossen. Die Einheit ist nicht mehr als ein um seine Mitte geordnetes Ganzes.

Wissenschaftliche Wahrheitserkenntnis im anderen, modernen Sinn ließ sich nur erreichen unter gewaltiger Einbuße des früheren absoluten Wahrheitsgedankens. Denn das zwingende Erkennen, das von allen Menschen in Methode und Ergebnissen anerkannt wird, das allein sich so über die Welt verbreitet, daß darin Einmütigkeit aller entsteht, ist partikular, relativ auf Methoden und Gesichtspunkte, und unfähig, dem Leben das Ziel zu setzen, den Sinn zu geben.

Wenn daher diese Wissenschaft aufgefaßt wird als Wahrheitserkenntnis im uralten Sinne der Philosophie, dann gewinnt sie die für unser Zeitalter verhängnisvolle Zweideutigkeit: Wo sie zur Geltung kommt, wirkt sie erleuchtend, die durch sie mögliche Wissensweise beschwingt, die von aller Subjektivität unabhängige, die Funktion als Subjekt selber noch objektiv einbeziehende Erkenntnis ist einzig gewiß. Weil aber die uralte, wesentliche Wahrheit darin nicht vorkommt, wirkt erstaunlicherweise die so erleuchtende Wissenschaft, wenn ihr Sinn im Ganzen mißverstanden wird, zugleich verdunkelnd. Dann wird | ihr zugemutet, was sie nicht leisten kann, und sie selber wird in dem alten Wahrheitsinn genommen und dann Wissenschaftsaberglaube.<sup>201</sup>

18

Die frühere, umgreifende, erfüllende Wahrheit braucht jedoch nicht preisgegeben zu werden. Sie kann nun auf dem Hintergrund wissenschaftlichen Erkennens selber vielmehr zu größerer Klarheit gelangen als sie je besaß. Durch die zu ihr gehörenden Methoden des Denkens erweist sie sich als das, was sie immer war, als lebengründend, lebenführend, sittlich und politisch formend und sich bewährend. Aber in ihren objektiven Aussagen wird sie nicht wie Wissenschaften allgemeingültig für alle. Eine neue Grundlage allen Philosophierens entsteht, die viele Philosophien möglich macht, und die verwehrt, daß eine einzige wahre Philosophie objektiv fortschreite und sich darstelle.

2. In der Begründung der neuen Wissenschaften und der neuen Weise des Philosophierens liegt etwas beide Verbindendes. Das Erkennen wird verstanden nicht nur als ein Sehen (theoria) sondern als ein Hervorbringen. Eine Aktivität wird sich ihrer bewußt, in der nicht die Produktivität von Subjekten, und nicht ein bestehendes Objektives maßgebend ist, sondern das Umgreifende,<sup>218</sup> das in der Subjekt-Objekt-Spaltung offenbar wird dadurch, daß im Hervorbringen das Entgegenkommende gefunden wird, im Entgegenkommenden das Hervorbringende sich bewährt.

3. Für die moderne Philosophie ist der Schritt Kants (nicht der des deutschen philosophischen Idealismus) begründend geworden: Nicht etwa durch die besonderen Lehren, die im Neukantianismus herausgegriffen und fälschlich wieder als eine objektive Wissenschaft der Philosophie genommen wurden, sondern durch die in keiner Lehre endgültig und absolut faßbare Befreiung des Erkennens aus allen Fesseln der »Ontologie«, als Eröffnung des unendlichen Raums jeder möglichen Weise des Erken-

nens, als Bewegung der Vernunft, die mit jedem ihrer Schritte den Verstand benutzt, aber ihn übergreift.

19 Mit den drei, durch ihren Sinn aneinander gebundenen Schritten (der neuen Wissenschaft, der neuen Aktivität, der Befreiung von aller Ontologie zum Eintritt in einen offenen, unendlichen Raum) ist nun aber keine neue dogmatische Festlegung, | kein neues vereinendes System verbunden. Eine neue Lehre vom Sein (eine verwandelte Ontologie) ist in Wahrheit unmöglich geworden, ein Entwurf der Weisen des Umgreifenden, worin wir uns finden (eine Periechontologie muß selber in der Schweben bleiben).<sup>372</sup>

Das Neue kann ebenso gut aussehen als sich ständig steigernde Auflösung wie als Hervorbrechen der Wahrheit im Ganzen. Ein Zeichen unserer geistigen Situation ist: Es gibt kein gültiges Weltbild<sup>31</sup> mehr. Damit sind wir in das erste Zeitalter der Befreiung von Weltbildern überhaupt getreten.<sup>338</sup> Es ist gefährlich für unsere Existenz, in solcher Bodenlosigkeit leben zu sollen. Aber es ist doch einzig großartig und eine unerhörte Chance für den Menschen, der nun auf ganz andere Weise als im wohnlich bergenden Gehäuse<sup>36</sup> eines Weltganzen seinen Boden gewinnen muß.<sup>373</sup>

Solche Schilderung des Gewordenen darf nun nicht beanspruchen, einen geschichtlichen Prozeß zu zeigen, in dem unser Standort und unsere Aufgabe eindeutig bestimmt seien. Was sehen wir heute? Dogmatismus in Theologie und Philosophie bestehen fort, aber in einem Raum uneingeschränkter Infragestellung durch andere. Was früher war, ist auch heute noch, aber ohne daß es Herrschaft im Ganzen besitzt. Der existentielle Ursprung von einst ist nicht mehr in gleicher Weise wirksam, aber vielleicht hat ein neuer Ursprung von dort her angeeignet, was ihm gemäß ist.

Das von uns geschilderte für Alles sich öffnende Denken, von ontologischen Fesseln befreit, wird sogar alte und neue Ontologien nicht vernichten, sondern hören wollen. Alles soll zeigen, ob es Leben und Lebenskraft hat, und, unvorausehbar, vergessene Wahrheit wieder aneignet, neue, nicht vorweg für ausgeschlossen erklärte Wahrheit gewinnt.

Die in Jahrhunderten erwachsene geistige Verfassung, in der Wahrheit sich auf vielfache Weise zeigt, ist heute noch keineswegs allgemein anerkannt und gewollt. Man sieht heute noch mehr die Verwirrung im Ganzen. Es gibt nicht einfach *die* Wahrheit und *die* Wissenschaft, sondern die Wirklichkeit des menschlichen Kämpfens um Wahrheit und Wissenschaft. Nirgends ist eine allgemeingültige Instanz für das Ganze, außer in den Wirkungen des Kampfes selber.

20 | So gibt es den faktischen Consensus in den durch Wissenschaften im Partikularen gewonnenen, methodischen und zwingenden Gegenstandserkenntnissen. Dieser Consensus ist eine außerordentliche Tatsache unseres denkenden Daseins: er ist nicht die Erscheinung einer Autorität (denn jeder Verstehende sieht ein, aber gehorcht nicht). Diese Tatsache eines Consensus betrifft jedoch nicht die Wahrheit im Ganzen, ist nicht das letzte Kriterium aller Wahrheit (denn er gilt nur für die spezifischen Richtigkeiten moderner Wissenschaften).

Unter den Wirkungen des Kampfes sieht man für die zwar in Wissenschaften sich bewegende, nicht aber selber wissenschaftliche Wahrheit das Hellwerden durch den Kampf selber, die in geistiger Verwandtschaft sich findenden oder in Abwehr durch den Kampf sich verbindenden Menschen. Die Universität ist der Ort dieses Kämpfens. Wer die Idee der Universität in ihrer gegenwärtigen Erscheinung der Wahrheit und Wissenschaft folgt, wird die Gegensätze zu eigenen Positionen im Ringen um die Wahrheit nicht nur dulden, sondern begehren.

Was bedeutet uns solcher Versuch historischer Herleitung? Die Bezugnahme auf vergangene historische Realitäten der Universität und auf die Motive der Verwandlung ihres Geistes kann das Bewußtsein von ihren gegenwärtigen Realitäten steigern. Auch in der Erscheinung eines Vergangenen können wir die zeitlose Idee wahrnehmen.

Es gibt in der Geschichte aufzeigbare Wendepunkte, die, indem wir sie betonen, zu dem hinführen, was wir gegenwärtig sehen und wollen. Was wir wollen, kommt nicht aus dem Nichts, sondern aus dem Ursprung, der zugleich in der Erscheinung unserer Herkunft fühlbar ist. Aber die historische Betrachtung rechtfertigt und begründet nicht. Dies tut sie nur durch das, was in der Sache, quer zur Zeit, uns nicht mehr historisch, sondern als gültig [sic] anspricht. Im Geschichtlichen kann das Gegenwärtige sich wiedererkennen durch das Bleibende.

Ruinös aber für unsere geistige Verfassung wird es, wenn eine vergangene Erscheinung mit der Idee selber identifiziert wird. Das Bild unserer vergangenen deutschen Universität unter der Herrschaft des klassischen »Deutschen philosophischen Idealismus«, bei Verneinung und Ignorierung (nicht einmal mehr Opposition) seitens der Naturwissenschaften, ist nicht das der | Humboldtuniversität.<sup>374</sup> Es dafür zu halten und die Universität des 19. Jahrhunderts mit ihrer ständig substanzloser werdenden Bildung und geistigen Gespaltenheit als Vorbild anzusehen, ist ein verhängnisvoller Irrtum. Er verführt dazu, entweder dies an sich Fragwürdige und unwiederbringlich Vergangene noch einmal haben zu wollen, oder die Idee Humboldts selber preiszugeben. Das geschieht, für den Kundigen fast unbegreiflich, mit der heute geläufigen Formel: Humboldts Idee der Universität trägt nicht mehr.

*b) Die Idee kann soziologisch nicht begriffen werden*

Soziologie sieht die Universität in der Abhängigkeit von Gesellschaft und Staat, deren Wandlung auch die Erscheinung der Universität bestimmt. Dieser richtige und ergiebige Gesichtspunkt pflegt heute fälschlich zum maßgebenden zu werden. Die moderne Massengesellschaft, der Bedarf an ausgebildeten Fachkräften für immer mehr Berufe, die Durchdringung der Gesellschaft mit einer überwiegend technischen Wissenschaftlichkeit, die Steigerung der zur Durchführung von Forschung und Lehre notwendigen finanziellen Mittel, die in genügendem Umfang nur der Staat aufbringen kann, die Vermehrung und enorme Vergrößerung der Institute und ihre Verwandlung in Betriebe, die den industriellen Betrieben verwandt werden, die Tendenz zum Vor-



rang der Institutsordnungen vor der Universitätsordnung – alles wirkt zusammen, um die Einrichtung der Universität auf neue Grundlagen stellen zu müssen:

Die Frage ist, ob dies möglich sei, ohne die Idee der Universität selber zu zerstören. Es ist die Schicksalsfrage an die Universität. Will und kann die Universität unter neuen Bedingungen die an sich keiner Zeit zugehörige Idee, ihre Erscheinung wandelnd, in neuer Gestalt verwirklichen?

So lange diese Frage noch lebendig ist, bleibt eine Spannung zwischen den unüberwindlich anmutenden Tendenzen, die die soziologische Analyse zeigt, und der Idee, die von anderswoher kommt. Erst wenn die Idee erlischt, hört die Spannung auf und ist die Universität verschwunden.

22 | In unserer Entscheidungssituation heute muß man Sinn und Grenze soziologischer Erkenntnis gegenwärtig haben. Aus soziologischen Feststellungen folgt nie, was sein soll, und nicht, was ich will. Soweit sie richtige Feststellungen sind, zeigen sie Realitäten, immer in Grenzen und von partikularen Gesichtspunkten aus. Mit diesen Realitäten ist zu rechnen, sie sind zu gestalten, wenn sie nicht zerstören sollen. In ihnen selber aber ist ein wesentlicher Faktor der menschliche Wille, das was einige, was viele, was die meisten sich vorstellen und wollen. Man darf sich den soziologisch feststellbaren Realitäten nicht einfach unterwerfen. Denn Vorstellungen und Wissen sind selber Realitäten, aber wandelbar. Der Wille ist zur Erleuchtung und Umkehr fähig.

Man spricht von der »Ohnmacht des Geistes«<sup>375</sup> und verzichtet mit diesem abscheulichen Wort auf die eigene Verantwortung, erlaubt damit die Verwandlung seines geistigen Tuns in Spielerei. Es ist richtig, von der Ohnmacht des Geistes zu sprechen in dem Sinne, daß etwa kosmische Katastrophen lebloser Materie alles Leben vernichten, – daß der Ziegelstein, der den Schädel einschlägt, den getöteten Menschen nicht mehr denken und handeln läßt, – daß das Leben im Konzentrationslager den Menschen zum ständig verminderten bloß biologischen Dasein in einer technisch folternden Maschinerie verwandelt. In solchen Fällen bedeutet »Ohnmacht des Geistes« nichts anderes als daß Bedingungen eintreten können, unter denen er nicht mehr wirken kann. Gegen das Wort der Ohnmacht des Geistes steht das Wesentliche: Soweit diese Bedingungen selber vom Tun und Wollen der Menschen abhängig sind, hat der Geist, der im Augenblick ohnmächtig ist, auf längere Sicht die Macht, dieses Tun und Wollen zu bestimmen. Denn wenn die Vorstellungen geändert sind, kann die Wirklichkeit nicht standhalten, sagt Hegel.<sup>243</sup> Gedanken, die die Welt verändern, kommen auf Taubenfüßen, meint Nietzsche.<sup>376</sup>

Jene Ohnmacht des Geistes ist keine Notwendigkeit. Nur der heute weithin zur Denkgewohnheit gewordene Soziologismus macht aus relativen Perspektiven absolute Erkenntnisse, macht aus Tatsachenfeststellungen, die als Mittel dienen können, die Norm dessen, was getan werden soll.

23 | Das Wort von der Ohnmacht des Geistes erzeugt eine Grundstimmung der Unentrinnbarkeit, in der das geistige Tun überflüssig, daher unernst wird. Das Wort bedeutet für den, der es glaubt, die Erklärung der Nichtigkeit des eigenen Tuns. Gerech-

fertigt wird die Passivität des Wollens, das verantwortungslose Geschehenlassen. Es ist aber Verrat gegen den Geist, im vermeintlichen Wissen von seiner Ohnmacht nicht mehr eigentlich zu wollen.

Dagegen steht zum mindesten in jedem Einzelnen die ihm mögliche Erfahrung der Macht des Geistes, die Ordnung in seinem Leben schafft, ihm Lenkung und Kontinuität gibt. Dagegen steht dann mächtiger die Kooperation solcher vernünftiger, von der Idee erfüllter Menschen. Dagegen steht vor allem nicht ein anderes »Meinen«, sondern ein anderes Tun.

Die soziologistische Denkungsart, in ihren Grenzen berechtigt und, wo wirklich empirisch geforscht wird, ergiebig, ist als beherrschende Auffassungsmanier in der politisch noch freien Welt für diese selbst eine große Gefahr (die nur durch Überzeugung, nicht durch Zwang, nur durch den die Wahrheit wollenden Menschen selbst, nicht durch irgendein Machen überwunden werden kann). Während es den Leuten opportunistisch scheint, ständig von Freiheit zu reden (wie es auch in den Ländern totaler Herrschaft geschieht), hat jene soziologische Intellektualität, zumeist bloßes Gerede (Max Weber sagte: das Meiste, was unter dem Namen Soziologie geht, ist Schwindel),<sup>377</sup> durch das Bewußtsein der Ohnmacht des Geistes Verwandtschaft mit dem Denken in der totalitären Welt. Sie hat nur eine andere Gestalt unter den Bedingungen der politisch freien Welt, deren Publizität, Zensurfreiheit, Rechtsschutz – die im Totalitären verloren sind – sie benutzt. Durch diese Denkungsart werden Menschen vorgebildet und bereit gemacht für den (im Augenblick der Katastrophe wie 1933) schnellen Verfall an totalitäre Herrschaft. Die »freischwebende Intelligenz«<sup>378</sup> ist Schrittmacher für die zur Funktion der Gewalt gewordene Intelligenz.

Diese Vergegenwärtigungen bedeuten für die Idee der Universität: Jeder Einzelne kann von ihr sich ergreifen lassen, von ihr durchdrungen werden und für sie wirken. Aber er kann sie auch verleugnen. Die Folge der Verleugnung ist, daß alles, was in der Wirklichkeit der erfahrenen und zugleich gewollten Idee | ernst ist, als unreal, überholt, altmodisch, als ohnmächtiges Wünschen der Weltfremdheit verworfen wird.

24

Der behaupteten Unentrinnbarkeit des soziologisch erfaßten Geschehens kann an der Universität jeder Einzelne entgegenwirken durch die Weise seines Studiums, durch das Ethos seiner inneren Haltung, sein mithervorbringendes Teilhaben an den Sachen.

Der eigentliche Forscher, Gelehrte, Denker, der wissenschaftliche und philosophische Mensch sieht ehrfürchtig das Dasein der großen persönlichen Gestalten der Vergangenheit. Er schützt, soweit seine Kräfte reichen, die gegenwärtig lebenden, die er erkennt. Er weiß, daß das Schicksal der Universität ganz und gar abhängt von dem Rang der Persönlichkeiten, die an ihr wirken. Alle, die den Eintritt in die Laufbahn durch Habilitation und die Auslese durch Berufungen bestimmen (Fakultäten und Repräsentanten des Staats) müssen ständig wissen, daß an dieser Stelle die größten Entscheidungen liegen. Der Rang des Forschers darf nicht auf seine Funktion und Leistung reduziert, sondern muß in der umgreifenden Wirklichkeit des Geistes, dem

er angehört, anerkannt und als persönliche Existenz gesehen werden. Die unausgesprochene, aber faktische Solidarität derer, die sie selbst sind, bewirkt den Gang der Idee in der Wirklichkeit.

Denkt man die Aufgaben und Normen der Universität nur soziologisch, so entzieht man sich durch Soziologie (wie sonst durch Psychologie) der Verantwortung für die Substanz der Sache, die bei jedem Glied der Korporation in seiner Freiheit liegt. Man will nicht mehr persönlich haften für das, was man geistig tut, indem man die Haftung auf soziologische Kausalitäten abschiebt. Man braucht nicht mehr man selbst zu sein. Man ist befreit sowohl von dem Schwunge wie von der Forderung der Idee. Man begreift intellektuell, indem man nur intellektuell verfährt.

Keine soziologische Begründung hat primäre Bedeutung für die Verwirklichung der Universitätsidee. Es ist wichtig, die im Augenblick sichtbaren Realitäten aufzufassen und zu diesem Zweck durch Untersuchungen zur Klarheit zu bringen, aber mit dem Willen, die Grenze ihrer Bedeutung jeweils zu erkennen, und die einzige zeitlose Idee der Universität in ihnen und über sie zur Geltung zu bringen.

25 | Unsere Negationen: nicht durch historische Rechtfertigung, nicht durch soziologische Begründung, nicht durch dogmatische Feststellung sei die Universitätsidee zu fassen, bedeuten: die Idee ist lebendig gegenwärtig oder nicht. Man muß von ihr ausgehen, kann sie nicht erzwingen. Man kann die Idee nur durch die Erfahrung kennen, die im eigenen Tun und Denken aus dem Ursprung der Freiheit liegt. Daher ist sie zu gewinnen nicht durch Kenntnisnahme von außen, sondern im Dabeisein.

### 3. Die geschichtliche Verwirklichung: Universität und Staat

#### a) Bedeutung des Erziehungswesens überhaupt

Die Universität hat ihr Dasein durch den Staat, dem sie dient. Aber wegen der überstaatlichen Herkunft ihrer Idee kann die Universität im Dienst des Staates sich nicht vollenden.

Vom Staat her gesehen ist die Universität als Institution ein Teilgebiet seiner Wirksamkeit neben zahlreichen anderen. Sie ist untergeordnet den Zwecken des Staates: Nutzen, Schulung der Berufskräfte der Gesellschaft, brauchbare Erkenntnis von den technischen Anwendbarkeiten der Naturwissenschaften bis zu juristischen und politischen Gutachten.

Von der Universität her gesehen ist sie selbst die unabhängige, zweckfreie Erkenntnis in allen möglichen Weisen der Wahrheitsvergegenwärtigung. Sie ist die kooperierende und streitende Bewegung ihrer Glieder im Blick auf das Ganze und Allgemeine. Sie weiß sich dort, wo sie zu hellstem Bewußtsein kommt, als den geistig aktiven Spiegel des Alls der Dinge. Sie wird in eigener Existenz gleichsam identisch mit dem Ganzen. Sie sieht ihr eigenes Schicksal im Schicksal des Ganzen und erkennt sich in ihm wieder, indem sie in es hinein die Kraft erhellender Einsicht strahlt.

In der Realität sind Staat und Universität nicht ohne einander möglich. Der natürliche für beide glückliche Zustand ist der, daß die Interessen des Staats zusammentreffen mit dem Ziel der Idee der Universität. Der Staat will, daß die Universität ihr Leben habe aus ihrem überstaatlichen ewigen Ursprung. Er läßt ihr den ihr eigenen staatsfreien Raum und schützt sie | darin. Und in Rückwirkung sieht die Universität diesen Staat, dem sie dient, wie er den Sinn der Freiheit verwirklicht und mit ihr auf dem gleichen Wege ist. Beide erkennen ihren gemeinsamen Ursprung. 26

Dann ist für den Staat die Universität zusammen mit dem gesamten Erziehungswesen das höchste Interesse seiner Innenpolitik. Denn es handelt sich um die an Wahrheit gebundene ethische Zukunft seines Volkes. Was an der Universität geschieht, das wirkt auf die Dauer, positiv oder negativ, in die gesamte Bevölkerung hinein. Was hier durch Verwaltung, Förderung und Beschränkung getan wird, das zeigt seine Wirkung erst in Generationen. Wir genießen die Folgen früherer geistiger Gestaltungen, glücklicher Einrichtungen und Entschlüsse, und wir tragen die Folgen früherer staatlicher Versäumnisse und falscher Eingriffe, deren Urheber wir nicht mehr zur Rechenschaft ziehen können. Aber die Geschichte macht sie für immer verantwortlich.

Wenn aber der Staat ganz verloren ist an die Zufälle der augenblicklichen Situationen, nur bedacht auf unmittelbar eintretende sichtbare Effekte, wenn er unter dem Druck des Gegenwärtigen nicht eigentlich interessiert ist an der fernerer Zukunft, wenn er ohne die hohe Verantwortung des Staatsmanns für das innere, eigentliche Leben des Volkes gelenkt wird, dann ist seine Sorge für Universität und Schule allein bestimmt vom greifbaren, bald zu sehenden Nutzen. Die Universität soll die Erkenntnismittel herbeischaffen für Industrie, damit für die Schulung der »gelernten Arbeiter« in den Funktionen auf immer mehr Gebieten des modernen technischen Lebens. Dann läßt er die Universität im Betrieb der Verschulung ihre eigentlichen Aufgaben und sich selbst verlieren. Für seine Zwecke stellt dieser Staat zwar die Mittel in einer früher unvorstellbaren Höhe zur Verfügung. Aber die vergleichsweise kümmerlichen Mittel für zweckfreie Wahrheitsforschung, für Bildung und Erziehung der Denkungsart, insbesondere für die geschichtlichen Geisteswissenschaften werden dann in dem bloßen Schulbetrieb, der den Geist tötet, auch noch vergeudet.

Im Schul- und Erziehungswesen mit dem Zentrum der Universität erwachsen die kommenden Menschen, die durch ihr Ethos, ihre Einsicht und ihr Leben dann die Frage entscheiden | werden, wofür ein Staat und ein Volk durch den Staat sich behauptet. Erst in der kritischen Situation offenbart sich, was da ist, was es zu verteidigen gilt, wofür zu leben sich lohnt und zu sterben in Freiheit möglich ist. 27

#### *b) Die Autonomie der Universität*

In den Umwälzungen des wissenschaftlichen Forschens und Könnens bleibt die Autonomie der Wahrheit.

Diese Autonomie, einst gegründet in der kirchlich-gläubigen Wahrheitsverwaltung, und in Grenzfällen durch kirchliche Entscheidungen reguliert, nimmt seit dem Ausgang des Mittelalters eine neue Gestalt an in der schöpferischen Wahrheitsfindung der Forschung. Sie wird mit der Entfaltung der modernen Wissenschaften zum Ringen um die Wahrheit in der Pluralität der Möglichkeiten. Von keiner Stelle in der Welt her ist sie regulierbar. Mit dem Wandel des Wissenschaftsbegriffs treten neue Weisen des Wissens auf, die sich oft als das Neue ausschließend gegen das Alte stellen, obgleich sie nur neue Wege in dem umfassenden Ganzen möglichen Erkennens gangbar machen. Schließlich wird dieses Ganze selber methodisch bewußt, aber niemals mehr kann es gewußt werden. Es wird die ins Unendliche der Einheit allen Wissens führende Idee. Sie ist grundsätzlich für alle Möglichkeiten und damit auch für das Verstehen und vielleicht Wiedergewinnen vergessener Wahrheit offen. Autonomie der Universität bedeutet jetzt ihre Freiheit in diesem all offenen Raum.

Man darf die mittelalterliche Autonomie, diese sich selbst bindende und in regulierten Gebundenheiten lebende Freiheit des Wahrheitssuchens (das die moderne Gestalt der Freiheit, dieses ins Unendliche ausgreifende Denken noch nicht kannte) nicht verwechseln mit der heutigen Gebundenheit theologischer »Hochschulen« (im Unterschied von theologischen Fakultäten), die in einer freien Umwelt für sich die Autonomie des Wahrheitssuchens zugunsten dogmatischer Erstarrung in einem bloßen Unterricht aufgehoben haben. Die Autonomie wandelt ihre Gestalt. Sie ist zwar nur dunkel aber tatsächlich als Freiheit im Mittelalter da. Als sie bewußt wurde, wurde sie 28 verworfen. Einzelne kirchliche Bereiche kapselten sich geistig ab gegen die | moderne Welt. Daher atmet man frei beim Studium etwa Anselms, des Cusanus und vieler anderer, aber fühlt sich erstickt beim Studium moderner thomistischer Lehrbücher.

Die Autonomie der Wahrheit wird von dem modernen, freien, demokratischen Staat garantiert (in der Deutschen Bundesrepublik, Grundgesetz Artikel 5, heißt es nicht nur: »Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei«, sondern allgemein wird auch die Freiheit der Meinungsäußerung, die Pressefreiheit statuiert: »eine Zensur findet nicht statt«). Dieser Staat schützt die Autonomie der Wahrheit auch in den staatsabhängigen Universitäten.

Was ist das, was hier garantiert wird? Köttgen<sup>379</sup> kommentiert sachentsprechend, daß damit nicht etwa ein inhaltlich bestimmter Begriff von Wissenschaft für verbindlich erklärt sei. Ein »Wandel des Wissenschaftsbegriffs« ändert nicht die Garantie. Er fügt im Sinn moderner Wissenschaftlichkeit einleuchtend hinzu, es sei »das Recht und die Pflicht der Wissenschaft, sich selber in Frage zu stellen«. Der Staat, indem er garantiert, vertraue »auf die innere Selbstüberwachung des Partners«. Die Wissenschaft habe auch die »verfassungsrechtliche« Pflicht zur Selbstkritik (Köttgen will unbeantwortet lassen, ob sie dieser Pflicht hinreichend gerecht geworden ist).

Der Staat garantiert die Freiheit der Wissenschaft, ohne den Begriff Wissenschaft interpretieren zu können (ebenso wie er die Freiheit der Kirche garantiert). Köttgen

sagt: »Die sich dem Staat gegenüber auf ihr Selbstverständnis berufende Kirche nimmt damit für sich das Recht schriftgebundener Selbstinterpretation in Anspruch. Dieses Recht hat das corpus academicum nicht«. Das ist richtig, sofern die Universität keine unfehlbare Instanz besitzt, die eine Kirche mit Erfolg innerhalb des Bereiches ihrer Gläubigen für sich in Anspruch nimmt. An die Stelle solcher dogmatischer Feststellung mit dem Anspruch, auch über die richtige Auslegung der Schrift zu entscheiden, tritt an die Universität der Anspruch: in freier Wahrheitsforschung aller ihrer Glieder und in der durch ständige Diskussion erfolgenden Selbstkritik ihr Gesamtleben zu vollziehen, das von keiner juristisch lokalisierten Instanz geführt wird. An der Universität arbeitet sich heraus, was im Sinne moderner Wissenschaft zwingend gewußt wird, aber auch das, was in bleibenden Spannungen | der ins Unendliche erhellbaren Grundmächte sich denkend zu größerer Klarheit bringt. Daß diese Freiheit nicht beschränkt werde, ist der Anspruch der Autonomie. Der Staat schützt sie auch gegen die Kirche, indem er diese auf den Bereich kirchlichen Unterrichts beschränkt. Freiheit der Universität und Freiheit der Kirche lassen sich nicht als von gleicher Art nebeneinander stellen. Die staatlich gewährte Freiheit der kirchlichen Lehre ist Zulassung einer Denkungsart, die im Sinne der Freiheit der Wissenschaften und Philosophie, die der Universität eignet, nicht selber frei ist. Daher ist die Bestimmtheit der kirchlichen Lehrautorität leichter faßbar als die inhaltliche Unbestimmtheit der Freiheit von Forschung und Lehre. Der Staat gewährt die äußere Freiheit der kirchlichen Lehre, nach deren innerer Freiheit er nicht fragt. Er gewährt die äußere Freiheit der Universität, aber verlangt zugleich die innere Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und allen Denkens der Wahrheit an der Universität. Köttgen legt den Willen zu dieser Freiheit in den Willen des durch die Verfassung sich die rechtliche Form gebenden Staates. Mit Recht, insofern der Staatswille, der die Universität frei läßt, als ein solcher aufgefaßt werden darf, der diese Freiheit wegen der Wahrheit will, die in ihrer Unbeschränktheit des Suchens und Findens Lebensbedingung für ihn selbst ist. Daher macht dieser Staat die Freiheit auch als unbeschränkte Selbstkritik zur Pflicht. Die garantierte Freiheit der kirchlichen Lehre besteht nur als vom Staat zugelassen. Er identifiziert sich nicht mit ihr. Diese Lehre ist eine unter anderen. Er läßt mehrere zu. Die Wahrheit der Universität aber ist wesentlich Weg, die Lehren sind Stationen auf dem Weg.

29

Die Frage ist: wo kann ein Konflikt zwischen Staat und Autonomie der Universität ausbrechen? was geschieht in solchen Konfliktsfällen? was garantiert der Staat eigentlich? Doch etwas, das in konkreter Situation der Auslegung bedarf. Wer ist bei dieser Auslegung die entscheidende Instanz?

Im Konfliktsfalle werden notwendig beide, der Staat und die Autonomie der Universität diese Instanz für sich in Anspruch nehmen. Die Autonomie der Universität steht dem Staat im Wesentlichen gegenüber als das Leben des Wahrheitssuchens, dessen Radikalität durch Methode und Denkungsart und durch | Kontinuität charakterisiert ist und als freie Diskussionsgemeinschaft in Erscheinung tritt. Aber formell, im

30

rechtlich geordneten Raum muß dieses Leben als Anspruch der Autonomie der Korporation auftreten.

Da das, was in seiner Freiheit staatlich geschützt werden soll, sich im Ganzen der Objektivierbarkeit in definierten Begriffen entzieht, wird im Konfliktfall je nach dessen Ausgangspunkt und Anlaß, die Argumentationsweise zu finden sein, die den Sinn der zu schützenden Autonomie überzeugend zur Geltung zu bringen vermag.

Wird an einer Universität die Pflicht zur Selbstkritik versäumt, entwickeln sich zünftige Interessen, etwa mit der Folge, daß nicht mehr die Besten kooptiert werden, und tritt an die Stelle eigentlichen Wahrheitssuchens abgeschlossene Dogmatik, und wird an die Stelle offenen Angreifens und Verteidigens mit geistigen Mitteln (wobei Verleumdungen und Beleidigung allein Sache der Gerichte sind) das Manipulieren und Intrigieren, das indirekte Verfahren gesetzt, so wird der Staat als Garant der Freiheit gegen die real verwahrlosende Universität zugunsten der Idee der Universität eingreifen müssen.

Wird umgekehrt der Staat mit eigenem Niedergang sein Interesse an der Universität absinken lassen zu dem bloßen Interesse an einer nutzbaren Staatsanstalt, wird er daher die begrifflich nicht faßbare Idee der Wahrheit zu Staatszwecken verfälschen und entmächtigen, so wird die Autonomie, sofern sie in einer Universität noch lebt, sich zur Wehr setzen. Sie wird verlangen, daß die Ausbildung zu Zwecken der Gesellschaft und des Staates nicht losgelöst werde von der Denkungsart des eigentlichen Wahrheitssuchens. Wer ausgebildet wird, soll nicht nur der richtig funktionierende Teil einer Maschine, sondern der mit seinem Wesen für Wahrheit und Wissenschaft wirkende Mensch werden.

Staat und Universität gedeihen, wenn sie aus ihrem gemeinsamen Ursprung zu einem gemeinsamen Ziel wirken. Da beide in ständiger Gefahr sind, in ihren Gliedern zu entarten, muß auf beiden Seiten die Wachsamkeit bleiben. Das Vertrauen entwickelt sich von selbst in der gemeinschaftlichen Erfahrung. Es kann nicht vorweg bedingungslos gefordert werden.

31 | Die Universität hat die Kraft ihres Geistes verloren, wenn sie nicht auch zum Äußersten bereit ist. Sie hat aber auch ihre von ihr mehr als von anderen Institutionen geforderte Weisheit verloren, wenn sie nicht zur Verteidigung ihrer Autonomie und der zu dieser gehörenden Würde die Wege beschreitet, die das Äußerste unwahrscheinlich machen: nämlich ständig die Bevölkerung durch die Strahlkraft der von ihr ausgehenden Wahrheit zu überzeugen, dadurch für die Bevölkerung ein Gegenstand der Achtung, ja Ehrfurcht zu werden, in dem das Volk in seinem Besten sich wiedererkennen kann.

### *c) Das juristische Denken in bezug auf die Universität*

Das juristische Denken vermag die Formen zu schaffen, soweit Rechtsbegriffe, d.h. Begriffe von objektiver Bestimmtheit, möglich sind. Mit ihnen werden Gesetze, Verfassungen, Statuten entworfen, die widerspruchsfrei zusammenhängen und juristisch widerspruchsfrei gedacht werden sollen.

Wenn der Tatbestand selber etwas Unbestimmbares und im Ausdruck dieses Unbestimmbaren etwas grundsätzlich Widersprechendes enthält, dann ist das juristische Denken nicht mehr fähig, der Sache Herr zu werden.

In den juristischen Formen liegt die äußerlich faßliche und soweit zuverlässige Ordnung. Die Grenzen dieses Juristischen fühlbar zu machen, ist die Aufgabe des Juristischen selber. Es verfehlt diese Aufgabe, wenn es das juristisch nicht zu Beherrschende in juristischen Begriffen täuschend einfangen möchte mit Unbegriffen wie »normative Kraft des Faktischen«<sup>380</sup> und dergleichen.

Die Universität hat die in der Sache liegenden Widersprüche: sie ist Institution des Staats und hat Autonomie; als erstere ist sie abhängig von Akten des Staats, als letztere ist sie vor Eingriffen und Weisungen geschützt. Die Abgrenzung der Rechtssphären gelingt, soweit Äußerlichkeiten (die von großen Folgen sind) bestimmbar werden. Sie gelingt nicht, wo es auf das autonome Leben des Geistes selber ankommt. Hier rettet nur die Koinzidenz der Grundsätze des Wahrheitslebens in Universität und Staat. Von ihr her ordnen sich die Rechtsverhältnisse und | bleiben in ihrem Sinn und ihrer Anwendbarkeit von jener höheren gemeinsamen Lebensinstanz abhängig. 32

Die Kooperation von Universität und Staat aus gemeinsamem Grunde fordert, daß der Staat in den Kultusministern und den Beamten dieses Ministeriums vertreten ist von Männern, deren eigener lebendiger Geist selber in der Idee der Universität steht. Nur diese können sich von den Sachkundigen aus der Universität überzeugen lassen, und nur diese können die Initiative gegen Abirrungen der Universität von der Freiheit des Wahrheitssuchens ergreifen.

Sollte der Staat sich zur Verwaltung der Universität in Personen repräsentieren, die für die Aufgabe disqualifiziert sind, so wird die Universität deren Entfernung verlangen. Mit Recht fordert sie, die Staatsverwaltung durch Persönlichkeiten vertreten zu sehen, die an dem gemeinsamen Ursprung und damit auch an der Idee der Universität durch Charakter und erwiesene Denkungsart und die eigene Ausbildung teilhaben. Nur mit ihnen kann die Universität solidarisch und im gegenseitigen Vertrauen handeln. Wird etwa eine verantwortungslos gewordene Parteienregierung eine disqualifizierte Person zum Kultusminister machen, so wird die Universität, die die Pflicht ihrer Autonomie erfüllt, nicht schweigen dürfen, auch wenn keine vorgesehenen Rechtswege gegeben sind.<sup>381</sup> Ihr steht die geistige Kraft des Überzeugenkönnens und die öffentliche Meinung zur Verfügung (im Blick auf die nächsten Wahlen, weswegen diese für verwarloste Politiker der einzige Gegenstand der Furcht sind).

Der Staat kämpft mit der Macht der Gewalt (schlecht denkende Parteien nehmen auf Grund des Faktums der Wahlergebnisse das Recht zu unkontrollierten Willkürentscheidungen im Namen des Volkes in Anspruch); je besser er ist, desto mehr kämpft auch er selber zuerst durch die Macht der Überzeugung. Die Universität kämpft allein durch diese Macht und kann als Gewalt nur passiven Widerstand des Streiks anwenden. Aber die Macht des Geistes kann in der Publizität das Volk erreichen und dieses



selber gegen die Gewalt des Unrechts aufrufen. In jedem Fall ein schlimmer Ausweg, der den Zufällen des Augenblicks Raum gibt! –

33 | Die Kooperation von Universität und Staat fordert weiter, daß von der Satzung (dem Statut, der Verfassung) der Universität bis zu allen Einrichtungen, wie der Errichtung neuer Lehrstühle, Vertretung neuer Wissenschaftsgebiete, Bau neuer Institute alles aus gemeinschaftlichen Beratungen hervorgeht. Ob eine Universitätsatzung von der Universität oder von Ministerien entworfen wird, liegt an der jeweiligen geistigen Kraft und Initiative. Das Ergebnis bedarf in jedem Falle der Billigung von der anderen Seite. So überall. Nur eines, der faktische Gang der Forschung und Lehre steht völlig und allein im Ermessen des je einzelnen Forschers. Die Autonomie der Universität bedeutet hier die uneingeschränkte Freiheit jedes Einzelnen. In diese hineinzureden, ist nicht einmal der Universität als Korporation erlaubt, erst recht nicht dem Staat.

#### *d) Der freie und der totalitäre Staat*

Die Universität ist an den Staat gebunden, aber nicht in jedem Staat sind Universitäten möglich. Da die Universität Bezeugung der Freiheit durch Wahrheit ist, kann nur ein Staat, der selber Freiheit und daher Wahrheit will und auf sie sich gründet, auch die Universität wollen.<sup>382</sup> Denn nur ein solcher Staat identifiziert sich grundsätzlich mit dem Geist der Wissenschaft und der Wahrheit, der Idee der Universität.

Aber weder Staat noch Universität sind irgendwo in der Welt am Ziel, und werden es nie sein. Eine vollendete Verwirklichung der Universitätsidee gibt es nirgends, weil nirgends die politische und die persönliche Freiheit so vollständig auf Wahrheit gegründet sind, daß sie schon wirkliche Freiheit wäre. Der Unterschied ist nur der, ob Freiheit auf dem Wege ihrer Verwirklichung ist, oder ob ihr Weg verboten und versperrt ist. Anders ausgedrückt: der Unterschied ist, ob der Staat auf Wahrheit sich gründen will, oder ob er auf Unwahrheit, Lüge, Fiktion angewiesen ist (das äußere Merkmal ist: Staaten, die Freiheit wollen, gestatten unbeschränkte Publizität der Mitteilungen und Meinungen, unfreie dagegen lenken die Publizität, verwandeln den Geist in eine Funktion des Staatswillens, lassen gegen das Einströmen der Wahrheit, die für sie Gift ist, an ihren Grenzen | die eisernen Vorhänge nieder). Wo totale Herrschaft sich stabilisiert, darf Wahrheit nicht unbeschränkt wirken, da sie den unwahrhaftigen Grund der Herrschaft und damit diese Herrschaft selbst zerstören würde.

34

Für die totale Herrschaft ist Wissenschaft, so weit sie brauchbar ist, ein Machtmittel. Sie ist nicht Moment der Wahrheit, die frei macht. Unter totaler Herrschaft kann es nur Schulungsanstalten für gelernte Arbeiter im weitesten Sinne und für Funktionäre geben.

Eine Institution, die den Namen Universität trägt, ist durch den Namen noch keine Universität. An einer totalitären Universität kann wohl mancher einzelne Forscher, vor allem in Naturwissenschaften und Medizin, frei arbeiten. Aber solche Universität als Ganzes ist doch keine Universität. Daher ist es eine Täuschung, wenn freie Univer-

sitäten, sich selbst nicht mehr verstehend, solche totalitären Anstalten als mit ihnen zu einer umfassenden Gemeinschaft des Geistes gehörend anerkennen.

Die Universität, frei im freien Staat, steht überstaatlich und übernational am Ort der Wahrheit, die in ihrer für unser Zeitdasein allein möglichen Gestalt alle Menschen verbinden würde nicht in der einen nun wieder dogmatischen Gewußtheit, sondern in der Kommunikation des Vielfältigen durch unvollendbare Bewegungen. Wo Wahrheit wirkt, gibt es Pluralität der geistigen Mächte.

So ist die überpolitische und insofern apolitische Universität »politisch« nur in dem einen Punkt: Sie ist als Suchen der Wahrheit unvereinbar mit totaler Herrschaft, in der die eigentliche Politik selber zu Ende ist (an ihre Stelle treten Manipulationen, die zum Teil von Machiavelli, radikal im indischen Arthashastra<sup>383</sup> beschrieben sind, überall auf der Welt außer im Abendland das Menschenschicksal beherrschten, und erst heute im technischen Zeitalter ganz kund geworden sind). Daher war die Universität unmöglich im Staat des deutschen Nationalsozialismus und ist verschwunden in allen anderen totalitären Staaten. Wohl wäre sie durchaus verträglich mit einer sozialistischen und auch kommunistischen Wirtschaftsordnung, aber nicht mit totaler Herrschaft. Denn der politische Zustand, der mit Wahrheit nicht verträglich ist, ist auch mit der Universität nicht verträglich.

| Die Wahrheit, der die Universität dient, ist politisch in dem großen Sinn, daß mit ihr der Mensch hervortreten kann, der durch Wahrheit in täglich erneuter Wiedergeburt zum eigentlich politischen Wesen wird, zu dem bürgerlichen, in und mit der Gemeinschaft lebenden Menschen sich verwandeln kann. Er allein ist auf dem Grunde der Wahrheit durch Freiheit zum Frieden fähig. Er kann sich allen Menschen in den gemeinsam hervorgebrachten und geschützten Ordnungen verbinden, nur nicht der totalitären Herrschaft sich unterwerfen. Daher liegt in der Idee der Universität die Aufgabe, in der freien Welt dieser und damit sich selbst ständig den Spiegel vorzuhalten, damit die faktische Unwahrhaftigkeit und Unfreiheit dieser Welt, die nur erst auf dem Wege zur Freiheit ist, gesehen und immer von neuem überwunden werde. Nur wenn die freie Welt die Chance in sich selbst ergreift, wahrhaftig und damit wirklich frei werden zu können, kann sie sich als freie behaupten. Anderenfalls wird sie der totalen Herrschaft verfallen, die Universität mit ihr zu Grunde gehen. Die Universität soll die Möglichkeit der Politik überhaupt und damit die Voraussetzung für ihr eigenes Dasein durch die gewaltlosen geistigen Waffen der Erhellung, Einsicht, Überzeugung, durch die Wahrheit schützen.

35

#### *4. Reform und Wiedergeburt*

In der gesamten freien Welt ist die Universität zum Problem geworden. Man will es besser machen.

Am Anfang des Nachdenkens darüber sollte die Unterscheidung stehen: Was kann man planmäßig organisieren, materiell herstellen, gesetzlich ordnen, institutionell er-

richten? Was aber muß diesem zweckhaften Machen vorausgehen als Idee, die aus dem Ernst jedes Einzelnen, seines Entschlusses zur Wahrheit den Maßstab für die besonderen Planungen findet?

Diese Unterscheidung weist auf die Grundtatsache: eine sachgemäße Hochschulreform kann zwar nur unter den realen Bedingungen von Staat und Gesellschaft, aber entscheidend doch nur aus dem Inneren der zeitlosen Idee der Universität erfolgen. Die Reform ist auf die materiellen Mittel, aber nicht weniger auf die unplanbare geistige Initiative angewiesen.<sup>384</sup>

36 | Reformen durch Entwürfe mit endlosen, fast beliebigen Detaillierungen und Reglementierungen sind nichtig ohne Führung durch die Idee. Die Idee wird nicht gelernt, sondern kommt im Sichbesinnen, im Wiederhall auf ihre aus der Überlieferung hörbaren Ansprüche zur Wirkung in jeweiliger Wiedergeburt.

Was nicht zu machen ist, läßt sich erwecken. Daß wir uns mitteilen, ermutigt. Wir sollen nicht historisch Vergangenes wiederholen, aber die ewige Idee, die wir im Vergangenen schon wirksam sehen und die immer in die Zukunft weist, für unseren Augenblick verwirklichen.

Voraussetzung der Universitätsreform ist die Wiedergeburt in gemeinsamer Denkungsart. Sie erfolgt schon in der Verwirklichung der Idee durch die einzelnen Wissenschaften und in dem gedanklichen Ausdruck ihres Weges im Ganzen der Universität.

Die geschichtliche Erinnerung an das von lang her und für immer Wahre der Idee stärkt die Gesinnung für die Gegenwart. Daß sie da und keineswegs, als nunmehr veraltet, verschwunden ist, daß sie vielmehr nie veralten kann und unter neuen Bedingungen in neuem Rahmen wieder verwirklicht werden soll, ist eine Voraussetzung geistiger Existenz.

Der gegenwärtigen Wirklichkeit der Idee entspringen die Maßstäbe und die Urteilskraft für Universitätsfragen. Reformen, die ihre Motive nicht zugleich an der Idee geprüft haben, sind vordergründliche, zerstreute und verwirrende Polypragmasie.<sup>351</sup>

Nur wer die Idee der Universität in sich trägt, kann für die Universität sachentsprechend denken und wirken. Wer nicht, der sieht nur einen Betrieb, der sich organisieren läßt nach Zweck und Mittel, und der im übrigen die Sache einer konventionellen Gesellschaft und ihrer Manieren ist. Der Zweck gilt ihm als bekannt: Ausbildung zu den Berufen, in denen man spezifische Kenntnisse braucht. Die Berufe sind ihm Leistungsweisen, wie die Herstellung und der Vertrieb von Waren. Dieser Betrieb wird unter traditionellen rhetorischen Wendungen verkleidet.

37 | Wer aber aus der Idee der Universität wirkt, tut es schon in der Weise, wie er forscht, welchen Sinn er seiner Forschung gibt, wie er lehrt, wie er in seinen Schriften die Sache mitteilt. | Er tut es in der Universitätsverwaltung an einem Maßstab, der sich nicht als ein nur rationaler zur Verfügung stellen läßt, sondern als Geist, der Geist will, alles Geschehen an der Universität durch ihn führen möchte.

Dieser Geist ist der Ursprung, aus dem immer von neuem die Wiedergeburt erfolgt. Er ist die Idee der Universität, die kräftiger wird, wenn sie im Wirken der Gelehrten und Forscher sich gegenseitig erkennt. Ihr Bewußtsein ist weniger ein Wissen von etwas als ein Lebendigwerden der Wirklichkeit in ihrem Dienst.

Eines scheint gewiß: Die große Reform des deutschen Universitätswesens kommt als Wiedergeburt oder als Verderben, als geistige Bewegung oder als bürokratische äußere Ordnung des faktisch dabei noch wachsenden inneren Chaos. Durch die Ausbildung der Arbeitskräfte für die Zwecke der im Ganzen ziellosen, immer nur an partikuläre Zwecke gebundenen technischen Massengesellschaft wird der Aufgabe der Universität nicht genug getan. Durch Beschränkung auf jene Zwecke werden diese Zwecke selbst nicht in Wahrheit erfüllt. Mit der Universität sinken Gesellschaft und Staat ab.

Alle finanziellen Mittel helfen nicht, wenn die geistige Voraussetzung fehlt und der Wille nicht da ist, durch alle besondere Tätigkeit doch nur der Wahrheit im Ganzen zu dienen und sie aus der Idee der Universität zu verwirklichen. Daher hat die Universitätsreform zwei Aufgaben.

### *5. Zwei Aufgaben der Universitätsreform*

Bauten, Einrichtungen der Institute, Seminare, Bibliotheken. Vermehrung der Stellen für Lehrkräfte, Fürsorge für Studenten, damit sie frei und mit allen Kräften ihrem Studium nachgehen können, – dies und anderes sind materielle Fragen, die durch Zurverfügungstellung des notwendigen Geldes materiell gelöst werden können. Man hat wiederholt darauf hingewiesen, welche gewaltigen Mittel, zumal da das ganze Schulwesen einbezogen werden muß, erforderlich sind.

Für die Zukunft des deutschen Volkes sind Erziehung und Unterricht nicht weniger wichtig als Wehrmacht.<sup>332</sup> Da eine schlechte | Verwaltung der Erziehung ihre 38  
heilvollen Folgen erst im Laufe vieler Jahrzehnte zeigt, für den Augenblick aber das Dasein aller davon abhängt, daß es in einer mit Gewalt drohenden Welt geschützt wird, so haben die Politiker, Parlamente und Regierungen ein viel geringeres Interesse für das Erziehungswesen als für die Wehrmacht. Beide werden an augenblicklich zwingender Wichtigkeit noch übertroffen von der Sozialpolitik, die allen Staatsangehörigen in allen Gruppen sogleich fühlbare Vorteile bringen will, von deren Gewährung die Stimmen der Wähler abhängig sind. Die Sorge für das gesamte Erziehungswesen tritt in den Hintergrund. Was für die Zukunft des geistig-sittlichen Ranges unseres Volkes das Wichtigste ist, ist für den Augenblick das für die bloßen Politiker am wenigsten Dringende.

Nehmen wir an, die staatlichen Mittel würden dank der Weitsicht von Staatsmännern in der genügenden Menge bereitgestellt, so ist damit zwar die unentbehrliche Bedingung, nicht aber die Sache selbst geschaffen. Jene Mittel zu beschaffen, ist Sache

des Staates; es kommt darauf an, wie die Mittel verwendet werden. Die Universitätsreform selber kann entscheidend nur von Männern der Universität ausgehen.

Hier aber handelt es sich um zwei Aufgaben: *erstens* die Planung der notwendigen Bauten und Einrichtungen, die Gliederung des Massenzustroms in übersehbare Gruppen, die Aufgabenverteilung unter Professoren und Dozenten und Assistenten, die Umgestaltung der Organisation, die Setzung der Rechte, nach denen sie in juristischer Form arbeitet, und vieles andere – und *zweitens* die Wiedergewinnung der Kraft der Idee der Universität, die bis an den Rand ihres Erlöschens geraten ist. Diese beiden Aufgaben stehen nicht nebeneinander, vielmehr muß die Idee der Universität die Führung haben, wenn es sich wirklich um Reform der Universität in der neuen Situation handelt und nicht um Vollendung und Organisation der Verschulung, bei der unter Beibehaltung des Namens der Universität die Universität selber zugrunde gegangen ist.

Jede Besinnung auf Änderung etwa der Verfassung, der Selbstverwaltungsformen, der Änderung der Institutsrechte, der Lehrtypen, des Unterrichts usw. muß zwar auf greifbare Zwecke blicken, aber die übergreifende Kritik und Begründung in dem | Lichte finden, das die Wege zur Verwirklichung des geistigen Lebens selber, des Hervorbringens in dem Miteinander von Forschung und Lehre<sup>69</sup> zeigt. Die beiden Aufgaben lassen sich nicht nebeneinander, sondern nur zugleich erfüllen. Dabei hat die erste die Seite, daß man die Mittel zum Zweck erdenken und machen kann, die zweite dagegen die Grundeigenschaft, daß sie durch kein Machen und Planen sich erfüllen läßt, sondern allein durch das Dasein der einzelnen Forscher, Lehrer, Studenten, in denen die Idee lebt. Das Organisieren kann für dies eigentlich Wesentliche nur Chancen geben, aber es nicht herstellen. Das von der Idee der Universität geführte Organisieren wird immer an diese Chancen denken, sie unter keinen Umständen mindern, sondern überall fördern wollen.

»Doppelgesicht« der Universitätsreform will sagen: untrennbar sind die beiden Aufgaben erstens der äußeren Organisation und Versorgung der Universität und zweitens der inneren Verwandlung der Denkungsart zur Wiedergewinnung der Idee der Universität in neuer Gestalt. Die bloße Realisierung der Massenversorgung mit Unterricht würde den Sinn verlieren, die bloße Spekulation der Idee würde in Schwärmerei irrational werden. Wie beides sich zueinander verhalten wird durch die geistige Motivierung der greifbaren Maßnahmen, entscheidet das Schicksal der Universität.

Die Aristokratie des Geistes, aus allen Volksschichten hervorgehend, wesentlich gegründet im Ethos, in der verzehrenden Leidenschaft des Geistes des Einzelnen, in der Begabung, ist stets die Minderheit. Die Idee der Universität ist auf diese Minderheit gerichtet. Zum Heile aller ist es, daß die Norm von dieser ursprünglichen Kraft des Geistes ausgeht, daß der Durchschnitt selber seinen Wert durch den Aufblick zum Höheren und in der Erleuchtung von dort her sieht.

Da aber die Aristokratie nur auf demokratischem Wege anerkannt werden kann, nicht durch eigenen Anspruch besteht, ist die Universität an die Gesinnung aller, der

Studenten und Dozenten, gebunden. Daß das Hervorragende, in Leistung und sichtbarer Persönlichkeit, gesehen, gefördert, unausdrücklich aber faktisch anerkannt werde und zur Wirkung gelange, ist die Bedingung des Lebens der Universität.<sup>385</sup>

| *Übersicht dieser Schrift*

40

Der *erste Teil* unserer Schrift umkreist die Idee der Universität. Die entworfenen Vorstellungen sind bloße Schemata der Idee (Ideale). Ideale sind unreal, als solche nicht zu verwirklichen, sondern Zeichen auf dem Wege. Die Idee aber ist real durch ihre Gegenwartigkeit, durch ihren beflügelnden Antrieb auf dem Weg des Fortschreitens. Sie ist subjektiv und objektiv zugleich. Sie ist kein Gegenstand der Bestimmbarkeit, sondern das alle Bestimmbarkeiten Umgreifende. Unser Umkreisen dieser Idee geschieht in vier Abschnitten.

I. Wir besinnen uns auf das Wesen der Wissenschaft und auf die sie übergreifende und in sich schließende Wahrheit.

II. Wir vergegenwärtigen uns die Aufgaben der Universität in Forschung und Lehre, in Bildung und Erziehung, in der Kommunikation, in der Entfaltung des Kosmos der Wissenschaften.

III. Wir zeigen die Einrichtung der Universität als einer Korporation, die jene Aufgaben verwirklicht.

IV. Wir erörtern die Daseinsvoraussetzungen der Universität in den Menschen, in Staat und Gesellschaft, in den finanziellen Mitteln.

Der *zweite Teil* wendet sich den gegenwärtigen Realitäten zu, um Notwendigkeiten, Bedingungen und Möglichkeiten für die deutsche Universitätsreform in dem vorher gewonnenen Horizont zu erwägen.

Die Erinnerungen des ersten Teils machen die Denkungsart des zweiten Teils erst verständlich. Wir sind überzeugt, daß, im Blick auf die bis an den Grund hinan sich wandelnde reale Universität, dieser bleibende Grund selber beständig gegenwärtig sein muß, wenn Reformen gelingen sollen.

Wenn der erste Teil von den Erscheinungen und Gefährdungen der Universitätsidee handelt, so geht die Aufmerksamkeit auf den dauernden Horizont. Wenn der zweite Teil von heutigen Realitäten und Planungen handelt, so sind diese innerhalb jenes weiten Horizonts zu beurteilen.

## | ERSTER TEIL

VON  
KARL JASPERS

## DIE IDEE DER UNIVERSITÄT

## I. VOM WESEN DER WISSENSCHAFT

An der Universität verwirklicht sich das *ursprüngliche Wissenwollen*. Es hat zunächst keinen andern Zweck, als zu erfahren, was zu erkennen möglich ist und was aus uns durch Erkenntnis wird. Es vollzieht sich die Lust des Wissens im Sehen und Hören, in der Methodik des Gedankens, in der Selbstkritik als Erziehung zur Objektivität, dann die Erfahrung der Grenzen im eigentlichen Nichtwissen und schließlich das Wagnis des Erkennens (*sapere aude!*)<sup>35</sup> in dem Mute, ertragen zu wollen und zu können, was sich zeigt, und dadurch anders zu werden.

## 1. Grundcharaktere der Wissenschaft

Wissenschaft ist die *methodische* Erkenntnis, deren Inhalt *zwingend gewiß* und *allgemeingültig* ist. Mit diesem Satze sind drei Grundzüge wissenschaftlichen Wissens ausgesprochen:

Erstens ist Wissenschaft nur zusammen mit einem *methodischen Bewußtsein*: ich weiß mit dem Wissen von dem Wege, der mich zu einem Ergebnis führt; ich weiß mit dem Wege zugleich den Standort und die Grenzen des jeweils bestimmten Sinns von Wissen. Das Gegenteil wissenschaftlichen Wissens ist das unmethodische Meinen und das fraglose Hinnehmen auf guten Glauben hin. Ist der Inhalt dieses nur hinnehmenden Wissens etwas, das zugleich Ergebnis wissenschaftlicher Forschung ist, so ist diese Weise des Wissens dennoch nicht wissenschaftlich, sondern wird Ausgang eines Wissenschaftsaberglaubens, weil das innerlich unkontrollierte Hinnehmen mich verfallen | läßt an beliebigen Inhalt und mich schutzlos an ihn ausliefert. Denn das Wissen, das mit dem Wissen der Methode zugleich seine Relativität behält, nämlich in bezug auf den Standpunkt und auf die Weise und den Sinn dieser Wißbarkeit, das wird als Inhalt des Wissenschaftsaberglaubens fälschlich absolut.

Zweitens ist wissenschaftliches Wissen als solches *zwingend gewiß*. Denn was ich wissenschaftlich verstehe, ist schon für den bloßen Verstand einsichtig. Es ist richtig als ein Bestehendes, das zu seiner Richtigkeit keines Einsatzes meines eigenen Wesens bedarf. Das Gegenteil solcher Wißbarkeit ist die Überzeugung. Sie ist wahr nur zugleich mit dem Einsatz der Person, die in ihr lebt. Daher konnte Galilei sinnvollerweise vor der Gewalt der Inquisition widerrufen (und der nach dem Widerruf der Erdbewegung getane Ausspruch: »aber sie bewegt sich doch«<sup>202</sup> ist, wenn er auch nicht getan wäre, sinngemäß erfunden: Galilei wußte, daß Widerruf an dieser Wahrheit nichts ändert). Bruno<sup>203</sup> dagegen entwickelte in einem ewig denkwürdigen Selbstüberwindungsprozeß den Heroismus, der ihm bei gleichzeitiger Bereitschaft zu allen Widerrufen von nicht zentraler Art eine Verleugnung seiner philosophischen Grundüberzeugung unmöglich machte: Es waren nicht wissenschaftlich zwingende Einsichten, vielmehr solche, deren Wahrheit mit dem Preisgeben im Widerruf für das Bewußtsein des Philosophen auch selbst aufgehoben worden wäre.

Drittens sind wissenschaftliche Einsichten *allgemeingültig*. Sie bewähren sich dadurch, daß sie von jedem, der sie versteht, auch als zwingend erfahren werden. Daher verbreitet sich die wissenschaftliche Wahrheit auch faktisch überall hin, wo überhaupt wissenschaftlich gedacht wird. Diese Einmütigkeit in wissenschaftlichen Einsichten ist das Kennzeichen der Allgemeingültigkeit. Das Gegenteil ist die Nichtallgemeingültigkeit der philosophischen Überzeugungen. Man kann sagen: Die *Unbedingtheit* der Überzeugung steht in Zusammenhang mit der Nichtallgemeingültigkeit (denn bestünde der Inhalt der Überzeugung an sich, so brauchte er nicht meines Bezeugens); die *Relativität* der wissenschaftlichen Einsicht aber steht in Zusammenhang mit ihrer Allgemeingültigkeit (denn Forschung wäre nicht in der zu ihr gehörenden Bewegung des Fortschreitens, wenn zwingendes Wissen auch absolutes Wissen wäre).

## | 2. Engerer, entschiedener und weiterer, unklarer Begriff von Wissenschaft

43

Dieser Begriff von Wissenschaft, so einfach er ist, hat sich nur langsam verwirklicht und ist immer in Gefahr. Seine Herausarbeitung ist eine bis heute nicht vollendete Bewegung.

Die Wissenschaft ist noch nicht das Denken überhaupt, das schon mit der ersten Vergegenständlichung im menschlichen Bewußtsein beginnt, ist noch nicht die Intellektualisierung des Gedachten in den Zusammenhängen logischer Schlußketten, ist noch nicht die rationale Ordnung von Begriffen und Erscheinungen. Sondern Wissenschaft entsteht erst mit der scharfen Abgrenzung innerhalb des weiten Bereichs des Denkens überhaupt gegenüber dem nicht wissenschaftlichen Wissen. Die positiven Charaktere dieser Wissenschaft, die sich in den Schritten ihrer Entfaltung seit dem 14. Jahrhundert wiederholt *nova scientia*<sup>204</sup> nannte, sind folgende:



Wissenschaft im engeren und eigentlichen Sinne entstand zugleich mit einem Tiefergreifen des Erkennens. Sie entstand als entdeckende Wissenschaft, als Forschung.

a) Diese Forschung wird *auf neue Weise methodisch*. Ein vorangehender Entwurf des Gedankens findet Prüfung, Bewährung oder Widerlegung in der Erfahrung. Die Forschung ist gleichsam ein Kampf mit dem unmittelbaren Objekt. Dieses wird nicht hingenommen, sondern durch jene Entwürfe von Möglichkeiten befragt. Das Objekt wird aufgelöst, um zu sehen, was hinter ihm steckt. Der Wille zur Gewißheit steigert die Exaktheit des entwerfenden Denkens (tritt daher zuerst als das Streben nach Mathematisierung und Quantifizierung auf) und die Exaktheit der Erfahrung (durch Verfeinerung der Beobachtung, insbesondere der Messungen). Die Exaktheit wird bis zum Maximum des Möglichen getrieben, um die Kriterien, die in der Abweichung oder dem Zutreffen der Beobachtung liegen, bis zum äußersten an Verlässlichkeit zu bringen.

b) Die neue Wissenschaft hatte zwar ihre erste, auffälligste und reinste Erscheinung in der mathematischen Naturwissenschaft. Aber sie begann in den Werkstätten der Architekten und Maler, im Bergbau und in den Handwerken, ebenso im Umgang der Humanisten mit den alten Texten und ihrer Erkenntnis historischer Realität, in den Erkundungen und Bemächtigungen des ganzen Erdballs von Europa aus, in der Kriegstechnik und der wirtschaftlichen Staatsverwaltung, in der Diplomatie und ihrer politischen Auffassung. Überall war sie mit höchst verschiedenen Interessen und Zwecken verbunden, überall mußte sie sich zu ihrer Reinheit erst herausarbeiten, bewegt von dem Motiv der Wirksamkeit des Richtigen. Ein gemeinsamer Geist durchdrang alle diese voneinander unabhängigen Bestrebungen. Was als Antrieb hinter diesen Entdeckungen stand, gründete sich als *universale Wissenschaftlichkeit* in einer bis dahin in der Welt noch nicht dagewesenen Gestalt.

Noch die griechische Wissenschaft (mit Ausnahme einiger Wege der Mathematik, der Physik, der Medizin, der Historie und des platonischen Denkens) lebte im Raum einer Vollendung, war im ganzen eigentlich immer fertig: Die Universalität der griechischen Wissenschaft lag im Weltbild des geschlossenen Kosmos. Die Universalität der neuen Wissenschaft war dagegen nicht das systematische Wissen vom Ganzen (wenn auch die Form griechischer Wissenschaft als Störung eigentlicher Wissenschaft und als eine die modernen Ergebnisse in ihrem Sinn verkehrende Denkgestalt für das durchschnittliche Auffassen bis heute herrscht), sondern die Offenheit nach allen Seiten, die Bereitschaft, alles, was ist, dem wissenschaftlichen Forschen zugänglich zu machen, in den unendlichen Raum des Seienden mit immer neuen, auf den vorhergehenden weiterbauenden Versuchen entdeckend einzudringen, Ungeahntes aus der Verborgenheit hervorzuholen, statt eines Kosmos vielmehr in der ungeschlossenen Welt die Idee eines »Kosmos« der wissenschaftlichen Methoden und der Wissenschaften in ihrem systematischen Zusammenhang zu verwirklichen.

Mit der Unbefangenheit des Forschens erwuchs in unseren Jahrhunderten eine Klarheit über die Mannigfaltigkeit des Wirklichseins, über die Sprünge zwischen den

Weisen des Wirklichen – dem Leblosen, dem Lebendigen, der Seele, dem Geist – und ein Bewußtsein der Kategorien, durch die wir denken und ein Bewußtsein der Vielfachheit bestimmter Methoden, durch die wir zu erkennen vermögen, wie es in früheren Zeiten noch nie da war. Auch die in den neuen Jahrhunderten oft vollzogene | Beschränkung des Verstandes auf die Kategorien des Mechanismus, auf die formale Logik, auf die empirische Realität im quantitativen Sinne der Meßbarkeit und Zählbarkeit, ist nur eine der großen wissenschaftsfeindlichen Verführungen. Statt dieser Entleerung der Welt zu dem, was als verstandesbegreifbar zu »machen« ist, wurden in unseren Jahrhunderten die Kategorien und Methoden nach allen Seiten zur Klarheit gebracht, geschieden. Das Bollwerk der universalen Wissenschaftlichkeit steht gegen die Verwechslungen, die Beschränkungen, die Vergessenheit ganzer kategorialer Bereiche. Man muß dieses Bollwerk nur betreten, die Wissenschaft überhaupt, die überall den je eigentümlichen Sinn des Allgemeingültigen und Zwingenden herausarbeitet.

45

### 3. Grenzen der Wissenschaft

Die Wissenschaft im engeren Sinne nun hat ihre unüberschreitbaren Grenzen, von denen wir folgende in Kürze nennen:

Wissenschaftliche *Sacherkenntnis* ist nicht *Seinserkenntnis*. Denn wissenschaftliche Erkenntnis ist partikular, auf bestimmte Gegenstände, nicht auf das Sein selbst gerichtet. Wissenschaft bewirkt daher philosophisch gerade durch Wissen das entschiedenste Wissen von dem Nichtwissen, nämlich von dem Nichtwissen dessen, was das Sein selbst ist.<sup>208</sup>

Wissenschaftliche Erkenntnis vermag *keinerlei Ziele* für das Leben zu geben. Sie stellt keine gültigen Werte auf. Sie kann als solche nicht führen. Sie verweist durch ihre Klarheit auf einen anderen Ursprung unseres Lebens.

Wissenschaft vermag auch keine Antwort zu geben auf die Frage nach ihrem *eigenen Sinn*. Daß Wissenschaft da ist, beruht auf Antrieben, die selbst nicht mehr wissenschaftlich als wahre und seinsollende bewiesen werden können.

Die Grenzen der Wissenschaft haben immer dann die tiefste *Enttäuschung* bewirkt, wenn man von der Wissenschaft erwartet hatte, was sie zu leisten außerstande ist. Wenn der Glaubenslose in der Wissenschaft Ersatz suchte und erfahren wollte, worauf er sein Leben gründen kann – wenn der an der Philosophie Unbefriedigte in der Wissenschaft die Wahrheit suchte, die allumfassend das Ganze trifft – wenn der an Innerlichkeit | Arme durch eine in den Wissenschaften genährte endlose Reflexion der eigenen Nichtigkeit inne wurde – jedesmal wurde die Wissenschaft nach einer Zeit des blinden Wissenschaftsaberglaubens Gegenstand des Hasses und der Verachtung. Sind nun aber diese Wege von ihrem Anfang an in ihrer Unwahrheit durchschaubar, so bleibt dennoch die Frage, welchen *Wert* die Wissenschaft noch habe, wenn ihre Grenzen so entschieden bewußt geworden sind.

46

#### 4. Nutzen und Selbstzweck der Wissenschaft

Seit Bacon<sup>209</sup> und Descartes hat man den Sinn der Wissenschaft durch ihre *Nützlichkeit* zu rechtfertigen versucht. Die technische Anwendbarkeit des Wissens zur Erleichterung der Arbeit, zur besseren Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse, zur Steigerung der Gesundheit, zur Einrichtung staatlicher und gesellschaftlicher Verhältnisse, schließlich gar zur Erfindung der richtigen Moral galten für Descartes als entscheidende Antriebe zur Wissenschaft.<sup>210</sup> Jedoch zeigt sich bei näherer Vergegenwärtigung erstens, daß alle technische Anwendbarkeit Grenzen hat; die Technisierbarkeit ist nur ein Feld innerhalb des viel umfassenderen Bereiches der menschlichen Möglichkeiten überhaupt. Zweitens zeigt sich, daß die unmittelbare Nützlichkeit der Wissenschaft keineswegs der Antrieb bei den großen begründenden Entdeckungen gewesen ist; sie wurden, fern dem Gedanken der Anwendbarkeit, aus unvorausehbaren Quellen des forschenden Geistes gewonnen. Die fruchtbare Anwendung in besonderen Erfindungen ist daher zweckhaft erst möglich auf Grund der schon vorhandenen Wissenschaft. Forschungsgeist und zweckhafter Erfindungsgeist sind wesensverschieden. Es wäre zwar absurd, den Nutzen der Wissenschaft und das Recht des Betriebes der Wissenschaft im Dienst der Lebenszwecke bestreiten zu wollen; auch dieser Sinn kommt der Wissenschaft, wenigstens einigen Teilen der Wissenschaft, zu. Aber er kann nicht der ganze und nicht der einzige Sinn der Wissenschaft sein; denn er allein hat die Wissenschaft nicht hervorgebracht (die großen Entdecker waren durchweg keine Erfinder) und allein würde er außerstande sein, die wissenschaftliche Forschung auf die Dauer am Leben zu erhalten.

47 | Im Gegensatz gegen diese Subalternisierung der Wissenschaft durch Unterordnung unter die Zwecke der Technik und Lebenspraxis ist daher die Wissenschaft als *Selbstzweck* behauptet worden:<sup>211</sup> als das Recht der *Ursprünglichkeit des Wissenwollens*. Nicht ursprünglich ist ein Wissenwollen, weil das Wissen *brauchbar* ist (dann ist die Forderung, unter deren Bedingung das Wissen allein interessiert: daß man damit etwas anfangen könne). Nicht ursprünglich ist auch das Wissen als *Element eines Bildungsideals* (dann ist es ein Bestandteil der Ausbildung aller menschlichen Kräfte und Mittel der reibungslosen Kommunikation einer gleichartig gebildeten Gesellschaft; hier steht das Wissen unter der Bedingung von Maß und Form und unter der Bedingung der Menschenprägung nach diesem gültigen Ideal). Ursprünglicher schon ist die *Neugier*: das primitive Sehenwollen des Fremden, Unbekannten, das Hörenwollen von Erfahrungen und Ergebnissen. Aber Neugier berührt nur, ergreift nicht die Dinge. Der Reiz der Sensation bringt schnelle Ermüdung. Erst nach der Umsetzung zu methodischem Fortschreiten kann die Neugier ein Element des Erkennens werden. Dieses in seiner Ursprünglichkeit fragt dann nicht mehr, warum es will. Es kann seinen eigenen Sinn nicht zureichend begründen. Es ist der Mensch, der nur zu sein glaubt, sofern er weiß; der den Versuch macht, was wird, wenn er weiß; der die Gefahr läuft, weil, was

auch werde, Wissen durch Erfüllung oder durch Scheitern offenbar macht, was ist. Das Selbstbewußtsein entwickelt sich durch Ergreifen des Wirklichen in der Welt, der Weisen, es zu erforschen, des Sinns jeder besonderen Wissensweise, der gedanklichen Konstruktion der Möglichkeiten.

Dieses ursprüngliche Wissenwollen kämpft gegen die mit sich zufriedene bloße Bildung als täuschende Beruhigung und Vollendung, gegen die leere Intellektualität als gegen die Glaubenslosigkeit, welche nichts mehr will und darum auch nicht mehr eigentlich wissen will, gegen die Mittelmäßigkeit, welche unter Wissen das Gelernthaben von Ergebnissen versteht. Es kennt eine Befriedigung im Wissen nur, insofern dieses ein Forschen befördert, und sofern es darin Grenzen betritt, an denen das Sprungbrett für ein Transzendieren über alle Wißbarkeit erreicht wird.

| Das ursprüngliche und unbedingte Wissenwollen hat sich in der Formel von der Wissenschaft als Selbstzweck ausgesprochen, aber zweideutig. Denn wenn damit der Wert schon jeder Tatsachenfeststellung, jeder methodischen Richtigkeit, jeder Erweiterung irgendeines Wissens behauptet werden sollte, wenn sich jede wissenschaftliche Beschäftigung als solche wie ein unantastbar Wertvolles gab, so zeigte sich eine sonderbare Verwirrung. Die Endlosigkeit beliebiger Feststellungen, die Zerstreuung der Wissenschaften in ein Vielerlei, das in sich keine Bezüge mehr hatte, die Selbstzufriedenheit eines spezialistischen Wissens bei Menschen, denen im ganzen Unwissenheit und Blindheit eigen war, der Betrieb der Wissenschaften als ein Massenphänomen mit dem ständigen Entgleisen in die Endlosigkeiten des bloß Richtigen, die Aufhebung des Sinns von Wissenschaft in diesem Betrieb und zugleich sogar dessen Nutzlosigkeit für Lebenszwecke, dies alles machte den Selbstzweck der Wissenschaft verdächtig.

48

Die sogenannte Krisis der Wissenschaft<sup>212</sup> führte zur Leugnung des Sinns der Wissenschaft. Man hat gesagt: Wissenschaft läßt sich zu allem brauchen; Wissenschaft ist eine Hure; Wissenschaft läßt das Gemüt leer, ist lebensfremd, ein Hin- und Herfahren von Schutt.

Diese Anklagen treffen Entartungen der Wissenschaft, Pseudowissenschaft, aber nicht das ursprüngliche Wissenwollen. Aus diesem heraus ist vielmehr zu bekennen: Wenn die Erkenntnis im Mittelalter im Gottschauen endete, wenn Hegel das Denken seiner Logik Gottesdienst nannte,<sup>213</sup> wenn sogar noch der Positivist im Erkennen das Unerkennbare anerkennend stehen ließ, – so kann auch uns heute Wahrheit etwas Erfüllendes sein. Radikaler zwar als je wird darüber nachgedacht, was Wahrheit sei. Daß aber Wahrheit allein den Sinn unseres Wesens bringe, auch wenn wir nicht einmal endgültig wissen, wie sie im Ganzen eigentlich ist und wohin sie führt, – daß es nichts gibt, das wir nicht untersuchen möchten, – daß unser Leben im Denken einen eigenen Grund sucht – dieses ist heute noch lebendig. Es ist ein Wesenszug des Menschen durch die Jahrtausende, weder psychologisch noch soziologisch eigentlich zu fassen, ein Signum seiner höheren Abkunft.

49 | Zu diesem Denken im umgreifenden Sinn der Wahrheitsvergewisserung ist Wissenschaft der unumgängliche Weg. Diese echte Wissenschaft aber bedarf weiterer Klärung ihres Wesens.

### 5. Voraussetzungen und Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft

Die Wissenschaft, welche die Gewißheit in ihrer zwingenden Allgemeingültigkeit weiter getrieben hat, als je geahnt wurde, hat zugleich das klare Wissen über ihre jeweiligen eigenen *Voraussetzungen* gewonnen. *Voraussetzungslos* ist sie nur darin, daß sie jede Voraussetzung als einen Versuch auffaßt, und darin, daß sie Voraussetzungen abweist, die die Wahrheit und Wirklichkeit aus Tendenzen verschleiern oder verschieben. Sie arbeitet mit Voraussetzungen, die sie als solche weiß und auf ihre entdeckende, fruchtbare Kraft hin versucht.

Die Wahrheit von Voraussetzungen in der Forschung zeigt sich erst durch ihre Wirkung in der faktischen Erkenntnis. Warum die einen Voraussetzungen zu Entdeckungen führen, die anderen aber versagen, das ist eine weitere Frage, die die Wahrheit im Ergebnis nicht berührt, sondern in den Wahrheitsgrund der Forschung selber dringen möchte. Ist es der Zufall, der unter zahlreichen möglichen vergeblichen Spekulationen einzelne bevorzugt, die übrigen nichtig bleiben läßt? Ist es eine glückliche Wahl aus unabsichtlicher Nähe zur Wirklichkeit der Dinge, aus einem unbegründbaren Ahnungsvermögen des Forschers? Es ist wohl möglich, die großen Erfolge der Forschung, wenn sie da sind, nachher aus den Prinzipien zu verstehen, mit denen sie begann. Aber im Anfang der Entwicklung sind sie noch keineswegs in dieser ihrer Bedeutung vollständig klar. Warum begründeten Galilei, Lavoisier<sup>205</sup> Forschungsbewegungen, deren Ergiebigkeit, mit Sprüngen neuer Ansätze, bis heute andauert? Lavoisier z.B. machte folgende Voraussetzungen, die alle vor ihm gedacht waren, aber die er zuerst unablässig festhielt, indem er keine Ausnahme zuließ, sondern auf ihnen zunächst wie auf absoluten Wahrheiten baute: Was nicht weiter auflösbar ist, ist ein Element; – die Materie wird weder vermehrt noch vermindert; – die Masse jeder Materie wird zuverlässig am Gewicht erkannt, da alles, was ist, der gleichen Schwerkraft unterliegt. Die Waage wurde auch vor ihm angewendet, aber durch ihn wurde die Ausnahmslosigkeit, das Unumgängliche der Voraussetzungen, die Kompromißlosigkeit der gedanklichen Konsequenz | zum Ursprung der Entdeckungen. Die Voraussetzungen waren gegen  
50 den Augenschein, der jederzeit verführt, sie aufzugeben. Was unterscheidet Lavoisier von einem spekulativen Fanatiker? War es geistige Größe oder war es der glückliche Zufall?

Die Urheber der Forschung und die Menge der Mitarbeiter in der Folge glaubten nicht selten an die absolute Wahrheit dieser Voraussetzungen und erhoben daher den Anspruch ihrer absoluten Geltung. Aus den Wissenschaften erhob sich jedesmal, wenn ein radikaler Versuch mit neuen Voraussetzungen gemacht wurde, der Sturm von Seiten der jeweiligen Besitzer der Wahrheit gegen den neuen Unsinn. Dabei wurde jedoch nur immer klarer: *Alle* Wissenschaft operiert mit Voraussetzungen, die nicht absolut gelten, nicht das Sein selbst treffen, sondern nur einen Zug in seiner Erscheinung. Die Voraussetzungen sind nur Versuche. Unter zahllosen vergeblichen Versuchen bloßer Spekulation finden sich spärliche, aber erstaunlich wirksame Treffer. Daher besteht eine Abneigung aller echten Forscher gegen gedankliche Entwürfe als solche, sofern sie nicht ihre Fruchtbarkeit in der Erfahrung gezeigt haben und nicht weitere Chancen für neue Erfahrung geben.

Dies Beispiel aus der Naturwissenschaft zeigt, was allgemein für alle Wissenschaft gilt: Gerade im Relativieren der Voraussetzungen ist der feste Boden des Allgemeingültigen, ist das zwingend Gewisse in der Erfahrung der Realität zu gewinnen.

Das Wort von der Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft ist geprägt als Kampfruf gegen Einschränkungen, die dem Erkennen durch unbefragbare dogmatische Positionen aufgezwungen werden sollten.<sup>386</sup> Voraussetzungslosigkeit bedeutete die rechte Forderung: man dürfe nicht vorher festlegen, wohin die Erkenntnis führen solle; man dürfe dem Fragen keine Grenze setzen; man dürfe keine Sache für unberührbar durch Forschung erklären (Wissenschaft kennt kein Tabu); man dürfe dem, was sich als zwingend richtig zeige, nicht ausweichen.

Jedoch ist in der Tat keine Wissenschaft voraussetzungslos.<sup>215</sup> Es gehört zum Charakter wissenschaftlicher Selbstkritik, diese Voraussetzungen zu erkennen und zu klären. Jede Wissenschaft ist ein Versuch, der sich selber als unter den und den Voraussetzungen als sinnvoll und konsequent begreift. Diese Voraussetzungen sind:

a) *Die Regeln der Logik*: Es ist zu denken und zu erkennen unmöglich, wenn der Satz des Widerspruchs geleugnet wird. Im | Wesen des Denkens liegt die Anerkennung dieses Satzes. Wer die Bestimmtheit der Begriffe in eine schwankende Mannigfaltigkeit verfließen läßt und wem der Widerspruch kein Einwand ist, der kann nicht einmal sinnvoll sprechen. In jedem Satze erkennt er tatsächlich einen Augenblick die logischen Voraussetzungen an, die er durch den Fortgang seines Sprechens verleugnet. Man kann nicht mit ihm reden, muß ihn stehen lassen, er ist nicht besser als eine Pflanze (Aristoteles).<sup>216</sup>

51

Und doch bleibt hier die Voraussetzung. Das heißt, es wird ein Fehler, wenn ich das Erkennen zum Absoluten mache. Ich erkenne allein im Raum der Geltung der logischen Regeln. Aber was ich so erkenne, ist, weil unter dieser Bedingung, nicht das Sein an sich. Erkennen und Erkenntnisinhalte sind Aspekte des Seins, wie sie unter den Bedingungen der Verstandeslogik sich zeigen.

b) Voraussetzung ist, *daß Wissenschaft sein soll*. Die Bejahung der Wissenschaft ist nicht wissenschaftlich zu begründen. Keine Wissenschaft kann dem, der ihren Wert leugnet, ihren Wert beweisen. Das ursprüngliche Wissenwollen gründet sich in sich selbst. Es will grundlos, aus einer Leidenschaft, deren Selbstbejahung Voraussetzung der Wissenschaft bleibt.

c) Voraussetzung ist im besonderen *die Wahl des Gegenstandes*. In der Endlosigkeit des Möglichen wählt der Forscher sein Problem. Ein dunkler Instinkt, Liebe und Haß, mögen Antriebe zur Auswahl sein. Es ist in jedem Fall Willensentscheidung, nicht wissenschaftliche Erkenntnis, die das Thema ergreift.

d) Im Forschen ist eine Voraussetzung die *Führung durch Ideen*, durch dieses Umgreifende, das selber nicht Gegenstand wird außer durch »Schemata der Ideen«<sup>217</sup> (Kant), die in der Folge wieder verschwinden, weil sie in ihrer Verendlichkeit immer auch falsch sind. Die Ideen bringen in das Ganze systematische Einheit, zeigen den Weg, machen

den Unterschied von wesentlich und unwesentlich, tief und oberflächlich, bedeutend und unbedeutend, Ganzheit und Zerstreutheit. Sie sind das Umgreifende, das die Nähe zur Sache bewirkt, Einfall und Entdeckung ermöglicht, dem Zufall Sinn gibt. Die Vergänglichkeits des Endlosen wird in den tiefen Zusammenhang des Unendlichen gebracht. Voraussetzung sinnvoller Wissenschaft ist das Leben der Ideen im Forscher.

52 | Dies sind die Voraussetzungen in allen Wissenschaften. Dazu kommen in den einzelnen Wissenschaften besondere Voraussetzungen. Zum Beispiel:

Der gläubige Theologe kennt Wunder und Offenbarung. Das sind Inhalte, die einem empirisch wissenschaftlichen Erkennen unzugänglich, daher für dieses nichtexistent sind. Jedoch nur in dem Versuch wissenschaftlichen Erklärens. Die »voraussetzungslose Wissenschaft mutet dem Gläubigen nicht weniger – aber: auch nicht mehr – zu als das Anerkenntnis: daß, *wenn* der Hergang ohne jene übernatürlichen, für eine empirische Erklärung als ursächliche Momente ausscheidenden Eingriffe erklärt werden solle, er so, wie sie es versucht, erklärt werden müsse. Das aber kann er, ohne seinem Glauben untreu zu werden« (Max Weber).<sup>219</sup>

Die Wissenschaft der Theologie denkt unter der Voraussetzung der Existenz jener Offenbarung. Sie spricht aus, was darin liegt und was daraus folgt. Sie entwickelt Denkformen, das Unausprechliche aussagbar zu machen.

Sowohl jene weltliche Erklärung wie die theologische Deutung verfahren unter Voraussetzungen. Wenn sie rein verfahren, schließen sie sich gegenseitig nicht aus. Beide sind Versuche des Denkens, die mit Voraussetzungen arbeiten und sehen, wohin und wieweit sie damit kommen.

Wissenschaftlich bleiben beide, solange sie offen für das andere sind, oder solange sie selbstkritisch wissen, daß alles Erkennbare sein *im* Sein, niemals *das* Sein ist.

Wenn wir von der Bindung aller Wissenschaft an Voraussetzungen wissen, so ist es wichtig, zugleich zu klären, was nicht Voraussetzung ist, aber oft fälschlich als solche gilt. Es ist nicht notwendige Voraussetzung der Wissenschaft, daß die Welt im ganzen erkennbar ist, oder daß die Erkenntnis das Sein selbst trifft, oder daß das Erkennen irgendwo absolut ist in dem Sinne, daß es voraussetzungslose Wahrheit enthalte oder bringe. Das Gegenteil von diesem allen zeigt sich der Besinnung auf die Grenzen des Wissens.

53 Nicht Voraussetzung ist weiter eine dogmatisch formulierte Weltanschauung.<sup>34</sup> Im Gegenteil: Wissenschaft ist nur, soweit eine solche Weltanschauung nicht als absolute Voraussetzung wirksam ist, oder wenigstens nur soweit als Geltung darin erreicht wird, welche unabhängig von jener Weltanschauung besteht, | oder sofern im Denken diese ganze Weltanschauung nur als eine Hypothese dieser Denkversuche behandelt wird. Alle Menschen, mögen sie wo immer glaubend stehen, können einmütig werden im Wissenschaftlichen.

Angesichts des Lärms, mit dem seit Jahrzehnten die Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaften (welche von keinem kritischen Forscher behauptet wurde) bestritten ist, ist es vielleicht gehörig, auf die Verführung zu weisen, die in der Weise, die Voraussetzungsbelastung der Wissenschaften zu betonen, liegt. Der Sinn geht hierbei allzu schnell von aller Wissenschaft fort auf jene Voraussetzungen, die nicht mehr jeweilige

versuchte Voraussetzungen der Erkenntnis, sondern absolute, das heißt dogmatische Voraussetzungen sind. Man verwirft die Voraussetzung, daß Wissenschaft sein soll und dann ihrem Sinn gemäß nur unbeschränkt sein kann. Man will statt Wissenschaft etwas ganz anderes: Politik, Kirche, Propaganda für dunkle Leidenschaften<sup>1.387</sup>

Unter den Voraussetzungen aber des Sinns von Wissenschaft, der aus dem bloß Richtigen das Wesentliche findet, ist die wichtigste, die so oft vergessen wird: daß Wissenschaft der Führung bedarf.

### | 6. Wissenschaft bedarf der Führung

54

Wenn Wissenschaft sich selbst überlassen wird, gerät sie in eine Verwahrlosung. Eine Weile kann sie wohl scheinbar aus sich vorangehen, wenn sie einmal – aus tieferem Ursprung – in Gang gebracht worden ist. Alsbald aber zeigen sich die Sinnwidrigkeiten, die allmählich zum Einsturz ihres Gebäudes zu führen drohen. Wissenschaft ist nicht im ganzen wahr und lebendig ohne den Glauben, der sie trägt.

Anders läßt sich dasselbe ausdrücken: Da Wissenschaft sich nicht selbst überlassen werden kann, braucht sie Führung. Für die Verwirklichung der Wissenschaft ist entscheidend, woher diese Führung kommt und welchen Sinn sie der Wissenschaft gibt.

Weder Nutzen für andere Zwecke noch Selbstzweck kann – wie wir sahen – der wesentliche Antrieb zur Wissenschaft sein. Wohl kann die Führung von außen Wissenschaft zu einem Mittel für anderes verwenden. Aber dann bleibt der Sinn der Wissenschaft im ganzen doch verschleiert. Wird dagegen der Endzweck in das richtige wissenschaftliche Wissen als solches gelegt, so gerät Wissenschaft in die Sinnlosigkeit. Die Führung muß von innen kommen, aus dem Grund der Wissenschaft selber, aber aus einem alle Wissenschaft umgreifenden Ursprung.

Dieser Ursprung liegt im *unbedingten Wissenwollen*. Die Führung durch unbedingtes Wissenwollen im ganzen kann aber nicht zureichend geschehen mit einem vorher gewußten Zweck und angebbarem, unmittelbar zu erstrebendem Ziel, sondern nur

<sup>i</sup> Als Beispiel dafür sei auf das Postulat nach paritätischer Vertretung der Konfessionen bei der Besetzung von Lehrstühlen verwiesen, wie es 1901 an der damals deutschen Universität Straßburg mit der konfessionellen Verdopplung des vakant gewordenen Lehrstuhles für mittlere und neuere Geschichte aus weltanschaulichem und politischem Interesse geltend gemacht wurde. Als Vertreter des »protestantischen« Ordinariats berief die Regierung den von der Fakultät an dritter Stelle vorgeschlagenen Friedrich Meinecke, als Vertreter des »katholischen« Ordinariats aber setzte sie unter Umgehung der Fakultät den Bonner Extraordinarius Martin Spahn ein. Lujo Brentano, der damalige Rektor der Universität München, unternahm es dann gemeinsam mit Theodor Mommsen, an die Solidarität der deutschen Universitätslehrer zu appellieren, um eine allgemeine Protestaktion zu bewirken. Brentano ist es zu verdanken, daß der Willkür der Regierung auf einer breiten Basis, wenn auch ohne praktischen Erfolg, Veto geboten wurde. (Vgl. dazu: K. Rossmann, *Wissenschaft, Ethik und Politik, Erörterung des Grundsatzes der Voraussetzungslosigkeit in der Forschung*, Heidelberg 1949.)



durch etwas, das selbst erst mit dem Erwerb von Wissen wacher und heller wird, durch Vernunft. Wie ist das möglich?

Das *ursprüngliche Wissenwollen* in uns ist nicht ein beiläufiges Interesse; ein unbedingter Drang in uns treibt uns voran, als ob unser Wesen erst im Wissen zu sich kommen könnte. Kein einzelnes Wissen befriedigt mich, unablässig gehe ich weiter. Ich möchte mich wissend zum All erweitern.

In dieser Bewegung aus dem ursprünglichen Wissenwollen geschieht die Führung durch *das Eine des Seins*. Das Wissenwollen geht nicht in Zerstretheit auf beliebiges Einzelnes, sondern durch das Einzelne – da nur dieses geradezu und unmittelbar ergriffen werden kann – auf das Eine. Ohne den Bezug | auf das Eine des Seins verliert Wissenschaft ihren Sinn; durch diesen Bezug aber wird sie, selbst noch in ihren spezialistischen Verzweigungen, beseelt.

Das Eine aber ist nirgends geradezu zu finden. Immer wieder ist Gegenstand meiner Wißbarkeit nur ein *Einzelnes*, ein Mannigfaltiges, ein endlos Vielfaches. Darum entspringt die Führung im Wissenwollen ständig aus zwei durch Vernunft ins Grenzenlose gesteigerten und gegenseitig aufeinander bezogenen Momenten: ins *Unabsehbare* möchte ich bis ins Einzelne wissen, was überall wirklich ist, – in diesem Wissen möchte ich *das Eine* erfahren durch die Bezogenheit alles Wirklichen aufeinander und durch ein nur in diesem Wissen erreichbares, erfülltes Nichtwissen:

*Erstens* also bringt mich Wissenschaft klar und entschieden vor den Tatbestand als solchen. Immer reiner bringt sie mir zur Gegenwart ein »*so ist es*«. Ich gewinne den Blick in die Erscheinung, die ich zwar nicht zureichend deuten, aber wie eine Sprache vernehmen kann. Wissenschaft zwingt, der wirklichen Erscheinung, aller Wirklichkeit ins Angesicht zu blicken, damit ich diese Sprache nicht vorzeitig vereinfache und sie nicht aus Wunsch und Neigung eindeutig und falsch höre. Aus dem Entzücken an der Schönheit und Harmonie in der Welt treibt Wissenschaft mich in das Erschrecken vor aller Zerrissenheit, Sinnfremdheit und vor der undeutbaren Zerstörung.

*Zweitens* komme ich dadurch, daß ich alle Wege der Erkennbarkeit gehe, durch Wissen zu jener Erfahrung des eigentlichen *Nichtwissens*, das mir indirekt *das Eine als die Transzendenz* zur Gegenwart bringt. Sie wird der heimliche Führer all meines Wissenwollens. Durch sie erst ist es beseelt und sinnvoll.

Dieser Sinn ist selbst nicht mehr rational zu bestimmen. Er kann nicht etwa als gewußter zum Ausgang dienen für eine errechnende Wahl von Aufgabe und Weg der Wissenschaft. Nur *in* der Wissenschaft, sich ihr anvertrauend, kann der Mensch den Grund erfahren, aus dem sie kommt, und worauf sie geht.

Frage ich mich, worauf all das Wissen hinaussoll, so kann ich in *Gleichnissen* antworten: Es ist, als ob die Welt erkannt werden wolle<sup>e76</sup> – oder als ob es zur Verherrlichung Gottes in der Welt gehöre, daß wir sie mit allen uns gegebenen Organen erkennen, daß wir in ihr gleichsam nachdenken die Gedanken | Gottes, wenn wir auch nie diese selbst, sondern nur die Vordergründe ihrer Erscheinung im Abbild erfassen.

Die Leidenschaft des ursprünglichen Wissenwollens wird am Ende die Leidenschaft zum eigentlichen Nichtwissen, das heißt zu dem Nichtwissen, das nicht ein bloßes Nochnichtwissen ist, sondern das Wesentliche, das durch das Wissen offenbar wird, und nur um so tiefer sich zeigt, je klarer und reicher das Wissen ist. Insofern ist die Weise des Nichtwissens die Gegenwärtigkeit des Philosophierens in allen Wissenschaften.

Welche Führung die Wissenschaft hat aus der Vernunft im ursprünglichen Wissenwollen – durch die Forderung der Welt und im Transzendieren über sie –, das also entscheidet über ihren Sinn. Wenn Philosophie das Denken ist, das diese Führung erhellt, so kann doch auch sie nicht durch Befehl leisten, was im Ursprung des wissenwollenden Menschen eigenständig wach werden muß.

Aus allem ergibt sich: Wissenschaft ist nicht der feste Boden, auf dem ich ausruhe, sondern sie ist der Weg, den ich gehe, um in der Gestalt der Unruhe (dieser meinem Zeitdasein zugehörigen Bewegung des Wissenwollens) mich zu vergewissern der Transzendenz, die schon im Wissenwollen mich führt.

Ist dieses klar geworden, so verstehen wir viele Erfahrungen der Unbefriedigung am Wissen. Sie entsteht dadurch, daß wir der *innerlichen Führung entglitten* sind. Wir spüren es, wenn wir uns aus Neugier der bloßen Mannigfaltigkeit als solcher überlassen, oder wenn uns Wissenschaft bloße Beschäftigung wird. Darum horchen wir immer wieder auf die sinngebende Führung in uns, die uns herausnimmt aus der Endlosigkeit des Beliebigen, und die die Auswahl unserer Wege beim Studium und beim Forschen bestimmt. Wir fühlen es wie eine Gewissenlosigkeit, wenn wir – unsere Ratlosigkeit betäubend – uns dem bloßen »Fleiß«, gleichsam der inneren Trägheit einer bloßen Arbeit, überlassen, statt uns ständig bereit zu machen für die diese Arbeit lenkenden Ideen, die im Ursprung aus dem Einen der Transzendenz sprechen, und die dann erst recht in der Arbeit uns verzehren lassen.

Diese Führung aus dem Einen der Transzendenz ist jedoch keineswegs eindeutig. Von niemandem kann sie als die allein und für Alle wahre ergriffen werden und niemandem ist sie als | Besitz zu eigen. Sie findet statt gleichsam aus der Zwiesprache des Denkenden mit der Vieldeutigkeit des Erkennbaren. Sie verwirklicht sich durch eine in sich kontinuierliche, voran und hinauf treibende jeweils geschichtliche Gestalt des Erkennens.

Hier liegt der tiefe Grund, warum Wissenschaft als erregende Funktion die Bedingung aller Wahrheit und Wahrhaftigkeit in unserem Dasein wird.

### 7. Wissenschaft als Bedingung aller Wahrhaftigkeit

Wissenschaft *enthüllt die Täuschungen*, mit denen ich mir das Leben leichter machen, mit denen ich den Glauben ersetzen oder gar den Glauben selbst in die Garantie eines Gewußtseins verwandeln möchte. Sie vertreibt die Verschleierungen, mit denen ich geneigt bin, mir Wirklichkeiten zu verbergen, da ich sie wissend nicht ertrage; sie löst

die Verfestigungen auf, die das unkritische Denken hervorbringt und an die Stelle der unendlichen Erforschbarkeit setzt; sie verwehrt alle täuschende Beruhigung.

Wissenschaft gibt mir das Maximum an *Klarheit über die Situation* des Menschen und über meine Situation. Sie ist die Bedingung, ohne die ich der Aufgabe des Wissenskönnens nicht genüge, die meinem Wesen mitgegeben ist, und die das große Schicksal des Menschen ist, das ihn auf die Probe stellt, was dadurch aus ihm wird.<sup>221</sup>

Wissenschaft entspringt der Redlichkeit und erzeugt sie. Es ist keine Wahrhaftigkeit möglich, die nicht die *wissenschaftliche Haltung und Denkungsart* in sich aufgenommen hätte: das ständige Unterscheiden des zwingend Gewußten vom nicht zwingend Gewußten (ich will wissen, was und wie ich weiß, und was und wie ich nicht weiß), – damit zugleich das Wissen mit dem Wissen des Weges, der zu ihm führte, – und das Wissen der Grenzen des Sinns, in denen ein Wissen gilt. Wissenschaftliche Haltung ist weiter die Bereitschaft zur Hinnahme jeder Kritik an meinen Behauptungen. Für den denkenden Menschen – zumal für den Forscher und Philosophen – ist Kritik Lebensbedingung. Er kann nicht genug in Frage gestellt werden, um daran seine Einsicht zu prüfen. Noch die Erfahrung unberechtigter Kritik | kann produktiv wirken. Wer sich der Kritik entzieht, will nicht eigentlich wissen.

Ist die Unbedingtheit wissenschaftlichen Wissenwollens eine unumgängliche Bedingung des Willens zur Wahrheit,<sup>29</sup> so kann, wenn dies einmal im Menschsein wirklich geworden ist, daran kein Zeitalter etwas ändern. Wem Wissenschaft wirklich aufgeht – wer also nicht in der endlosen Vielfachheit der harmlos bleibenden Wißbarkeiten (weil sie nur als Ergebnisse hingenommen, nicht in ihrem möglichen Sinn erfahren sind) und nicht in dem zweckhaft für Examen und Praxis ausgewählten, in qualvoller Anstrengung zu lernenden Stoff hängen bleibt –, dem wird die außerordentliche Mühe und Arbeit beflügelt von einem Enthusiasmus und dem wird Wissenschaft Element seines Lebens. Wie jederzeit ist auch heute der Zauber der Wissenschaft zu erfahren, wenn dem jungen Menschen die Welt weit und hell wird. Und heute ist wie jederzeit (vielleicht noch gesteigert) die Schwere der Wissenschaft zu erfahren, nämlich die Gefahr des Wissens für die vorher bestehende naive Kraft des Unbewußten und für die Lebenslügen. Es ist Tapferkeit nötig, wenn einer nicht gleichgültig lernt, sondern fragend begreift.

### 8. Wissenschaft und Philosophie

Erfahrung und Einsicht in die Grenzen der Wissenschaft führt zur *Freigabe eines ganz anderen Sinns von Denken*. Denn es gibt das Denken, in dem keine zwingende Allgemeingültigkeit erkannt wird, das aber Gehalte offenbart, die das Leben tragen. Dieses Denken dringt, erhellend, nicht erkennend, in den Grund meiner selbst und des Seins.<sup>206</sup> Die Wissenschaft ist als zwingende und allgemeingültige, als forschende und entdeckende auf den Bereich der Erscheinung beschränkt. Gegenüber diesem Sinn von

Wissenschaft gibt es einen weiteren Begriff denkender Einsicht, und diesen kann, sofern keine Verwechslung eintritt, die Wissenschaft selber anerkennen als den sie ergänzenden und vielleicht tragenden Raum des denkend erhellten Seins. Dieses Denken gehört nicht zu ihr, aber ist aus eigenem Ursprung gerechtfertigt.

| Es ist heute nicht mehr zweckmäßig, die solches Denken aussprechende Philosophie noch Wissenschaft zu nennen, obgleich Philosophie durch Begriffe und Methoden, also auf rationalen Wegen, ihre Klarheit entstehen, ihre Gehalte sich zeigen, ihr inneres Handeln sich vollziehen läßt. Denn dieses Denken vermittelt nicht Erkenntnisse mir bis dahin fremder Sachen, sondern es macht deutlich, was ich eigentlich meine, eigentlich will, eigentlich glaube; es schafft den hellen Raum meines Selbstbewußtseins.

59

Der Gedanke kann eine Form sein, die einer Erfüllung aus meinem Wesen heraus bedarf, um Wahrheit zu bedeuten (wie in den spekulativen Gedanken der Philosophie).

Der Gedanke kann schließlich eine Chiffre sein, die deutend verbirgt.

Diese großartigen und lebenbegründenden Bemühungen des Denkens sind Wissenschaft nur im Sinne einer Strenge höchster Klarheit. Sie sind mehr und zugleich weniger als Wissenschaft. Mehr: sofern sie ein schaffendes, den Menschen verwandelndes Denken sind. Weniger: sofern sie nichts Festes als ein Wissen in die Hand geben. Es ist daher von entscheidender Bedeutung, den eigentlichen Begriff von Wissenschaft deutlich zu haben. Ihn allein meint im Grunde, wenn auch zumeist undeutlich, der moderne Mensch, wenn er von Wissenschaft spricht, weil nur hier die Wahrheit für den Verstand überhaupt als das Zwingende und als das Allgemeingültige – ohne Einsatz meines Wesens – vorliegt. Und es ist andererseits erst mit der Klarheit dieser eigentlichen Wissenschaft auch möglich, daß die Philosophie in dem unersetzlichen Sinn ihres Denkens, der Art ihrer Wahrheit, der Unerläßlichkeit ihres Tuns klar wird. Erst mit der Wissenschaft gewinnt, im Unterscheiden von ihr, die Philosophie ihre vollen Möglichkeiten.

Zusammenfassend lassen sich einige Sätze über das Verhältnis von Wissenschaft und Philosophie aussprechen. Wenn beide nicht zusammenfallen, die Philosophie nicht auch eine Wissenschaft neben den andern ist, vielmehr beide wesensverschiedenen Ursprung, Methode, Wahrheitssinn haben, so sind doch beide schließlich miteinander im Bunde.

a) *Die Wissenschaft verhält sich zur Philosophie.* Wissenschaft wehrt sich gegen die Verwirrung durch Vermischung mit | Philosophie, wendet sich gegen Spekulation als eine Störung durch leere Bemühungen, entwickelt eine für sie typische *Philosophiefeindschaft*.

60

Aber Wissenschaft vermag auch ihre eigenen Grenzen zu erkennen. Da sie nicht alle Wahrheit ergreift, *gibt sie der Philosophie freien Raum* auf deren eigenem Felde, sie weder behahend noch verneinend, sondern sie in ihrem Denken nicht störend, so lange

Philosophie nicht Urteile in bezug auf Gegenstände fällt, die der wissenschaftlichen Forschung zugänglich sind. Wissenschaft sieht dem Philosophieren auf die Finger, daß es nicht unbegründete Behauptungen und vermeintliche Beweise vorbringt, und zwar tut sie das zum Gedeihen sowohl der reinen Wissenschaft wie der Philosophie selber.

Wissenschaft *bedarf der Führung durch Philosophie*, aber nicht in der Gestalt, daß Philosophie in ihr angewandt würde, oder daß von der Philosophie die rechten Anweisungen kämen (das beides würde vielmehr die abzuwehrende schlechte Vermischung sein). Vielmehr ist Philosophie wirksam in den Antrieben des ursprünglichen Wissenswollens, in den Ideen, welche helllichtig machen und zur Wahl der Gegenstände führen, in der Betroffenheit durch die Seinsbedeutung der Erkenntnisse. Philosophie steckt in den Wissenschaften selber als der Gehalt, der dem methodischen wissenschaftlichen Verfahren, das doch durch ihn geführt ist, im ausdrücklichen Bewußtsein entgeht. Gehaltvolle Wissenschaften sind gleichsam konkrete Philosophie.<sup>222</sup> Wenn in den Wissenschaften in diesem Sinne ein Selbstbewußtsein des eigenen Tuns hell wird, so ist dieses Selbstbewußtsein schon bewußtes Philosophieren. Die Beschäftigung aber des Forschers mit philosophischen Bemühungen führt, obgleich keine Anwendungen und unmittelbare Brauchbarkeiten in Frage kommen, zur Auflockerung des Umgreifenden im Forscher, zum Erwerb und zur Verstärkung von Antrieben für seine Forschung, zum Sinnbewußtsein seines wissenschaftlichen Tuns.

b) *Die Philosophie verhält sich zur Wissenschaft*. Sie erkennt die Wissenschaft als unumgänglich an. Zugleich mit dem Bewußtsein ihres Unterschiedenseins von Wissenschaft bindet sich daher wahre Philosophie bedingungslos an Wissenschaft. Niemals gestattet sie sich, erkennbare Wirklichkeit zu ignorieren. Was wirklich und was zwingend erkennbar ist, will sie | grenzenlos wissen und zur Wirkung kommen lassen in der Entwicklung ihres Seinsbewußtseins. Wer philosophiert, drängt zu den Wissenschaften und will in wissenschaftlichen Methoden erfahren sein.

Weil Wissenschaftlichkeit als Haltung Bedingung der Wahrhaftigkeit ist, wird Philosophie zum Garanten der Wissenschaftlichkeit gegen die Wissenschaftsfeindschaft. Sie sieht eine unerläßliche Bedingung der Menschenwürde in der Bewahrung der wissenschaftlichen Denkungsart. Ihr gilt Mephistos Drohung als wahr: »Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft, ... so hab ich dich schon unbedingt –«,<sup>223</sup>

## | II. DIE AUFGABEN DER UNIVERSITÄT

62

Der Student kommt zur Universität, um Wissenschaften zu studieren und sich für einen Beruf vorzubereiten. Trotzdem Aufgabe und Situation scheinbar klar sind, ist der Student oft ratlos. Zunächst überwältigt ihn die *Menge des Lernbaren*, er fragt, worauf es vor allem ankommt. Einführungsvorlesungen, Studienpläne helfen nur zum Teil über diese Schwierigkeiten hinweg; letztthin muß er sich in der Welt der Vorlesungen und Übungen doch selbst zurechtfinden. Das liegt in der Natur der Sache und ist vom rechten Studenten zu leisten<sup>1</sup>.

| Aber der Student erwartet von der Universität mehr. Zwar studiert er ein Fach und denkt an einen Beruf. Jedoch die Universität, wenn sie ihm in ihrem ererbten Glanz erscheint, repräsentiert das Ganze der Wissenschaften, und er hat Ehrfurcht vor diesem Ganzen; er erwartet von diesem etwas zu spüren. Der Weg zur Wahrheit soll ihm aufgetan, die Welt und die Menschen sollen ihm klar werden, und das Ganze soll sich ihm in einer unendlichen Ordnung, einem Kosmos, darstellen. Wissenschaftliche Arbeit ist der Idee nach bezogen auf das Ganze des Wißbaren.

63

Auch das ist nicht genug. Der junge Student fühlt das Leben ernster, weil für ihn selbst noch entscheidungsvoller, als in späterem Alter, er fühlt sich bildsam und voller Möglichkeiten. Er ist sich bewußt, daß es zu gutem Teil auch an ihm liegt, was aus ihm wird. Er fühlt, daß es auf die alltägliche Lebensführung ankommt, auf jede Stunde und jede innere Regung seiner Seele. Der junge Mensch will *erzogen* sein, sei es in Un-

<sup>i</sup> Theodor Mommsen, Rede bei Antritt des Rektorates (15. Oktober 1874, in: Theodor Mommsen, Reden und Aufsätze, Berlin 1905, S. 15 f.):

»Kein formales Gesetz schreibt Ihnen vor, wie Sie Ihre akademischen Jahre zu benutzen haben; keine Zwischenprüfung fragt nach, ob diese Benutzung überhaupt und in welcher Weise sie stattgefunden hat. Kein Volk in der Welt setzt auf seine Jugend das gleiche Vertrauen, wie es das unserige tut; und die akademische Jugend hat dies Vertrauen bis jetzt gerechtfertigt. Gehen Sie auch ferner Ihre eigenen Wege – und wenn der Weg oftmals in die Büsche leitet und man wohl denkt, daß es ein Irrweg sei, öfter als man zu hoffen wagen durfte, hat sich gezeigt, daß viele Wege zum gleichen und rechten Ziel führen können. Bei jedem rechten Menschen von Eigenart ist der eigene Weg für ihn der beste; und jedem von Ihnen steht er offen ...

Es gibt bequemere Wege ins Leben als den, der durch unsere Hörsäle führt; darum eben gehen diesen Weg die Besten. Die Matrikel des deutschen Studenten ist immer noch ein Adelsbrief, durch den er eintritt in die Reihe der freiwilligen Kämpfer für Recht und Wahrheit und geistige Freiheit. Sie ist aber auch ein Schuldbrief: wer sie annimmt, verpflichtet sich damit in diesem Kampf seinen Mann zu stehen und die schlimmen Feinde aller geistigen Entwicklung, die Trägheit, die Viel-  
tuerei, die Scheinbildung nicht über sich Herr werden zu lassen.«

terwerfung unter einen Meister, sei es in Selbsterziehung, sei es in kämpfender und liebender Kommunikation mit Gleichstrebenden.

Die Erwartungen werden an der Universität selten erfüllt. Der erste Enthusiasmus hält nicht stand. Vielleicht war sich der Student nie recht klar, was er wollte und was er tat. Jedenfalls gerät er in Enttäuschung und dann in Verwirrung. Er gibt das hohe Streben auf und verrennt sich in Sackgassen: er lernt zum Examen und beurteilt alles nur danach, was es für das Examen bedeutet; die Studienzzeit empfindet er als peinliche Übergangszeit zur Praxis, von der er nunmehr das Heil erwartet; er erklärt, er sei wohl zu dumm, verstehe das Wesentliche doch nicht und resigniere für einen Fachberuf.

Oder er übersteigert seinen früheren Enthusiasmus zu bloßer Schwärmerei, wird in der Arbeit fauler, will die Idee, das Ganze, das Tiefste direkt erfassen ohne die ihm widerwärtige, unendliche Mühe und Arbeit, ohne die an der Universität nichts gelingt. Er meint dabei nur Unwichtiges zu ergreifen, hält das Lesen einiger schöner Bücher für wissenschaftliche Arbeit und verkehrt das Streben schließlich so sehr, daß er Erbaulichkeit statt Wissenschaft sucht und das Katheder als Kanzel ansehen möchte.

64 | Den Einzelnen führt in glücklichen Fällen sein persönlicher Genius den rechten Weg, d.h. einen Weg, der in sich Entwicklung und Zielhaftigkeit hat. Zuletzt gilt auch hier: am weitesten kommt, wer nicht weiß, wohin er geht.<sup>84</sup> Eine Betrachtung unter der Idee eines Ganzen kann niemanden den Weg direkt zeigen. Aber die Betrachtung kann die Möglichkeiten fühlbar machen, Verwechslungen verhindern. Wer Wissenschaft will, wird auch hier, in den Fragen der Führung, Ordnung und Zielsetzung seiner geistigen Arbeit, nachdenken. Denn der Wille zum Wissen ist zugleich ein Wille zur Helligkeit im eigenen Tun. Dieses Streben für die geistige Existenz durch Klarheit zu unterstützen, dienen unsere Erörterungen.

Wir behandeln *vier Aufgaben* der Universität: erstens Forschung, Lehre und Unterricht für die besonderen Berufe, – zweitens Bildung und Erziehung, – drittens das geistig kommunikative Leben, – viertens den Kosmos der Wissenschaften:

1. Soweit die Universität Wahrheit durch Wissenschaft sucht, ist Forschung ihre Grundaufgabe. Da diese Aufgabe die Überlieferung voraussetzt, ist mit der Forschung die Lehre verbunden. Lehre heißt teilnehmen lassen am Forschungsprozeß.

Die Einheit von Forschung und Lehre als Grundlage des Studiums liegt in der Idee. Durch Trennung in Fachschulen und Forschungsanstalten<sup>388</sup> wird die Idee zerstört.

2. Da aber Wahrheit mehr ist als Wissenschaft und sie durch Wissenschaft aus dem umgreifenden Sein des Menschen – nennen wir es Geist, Existenz, Vernunft – ergriffen wird,<sup>389</sup> ist auch die Idee mehr: Forschung und Lehre der Wissenschaft dienen der Bildung des Lebens als Offenbarwerden der Wahrheit in jedem Sinne.

Schon in der rechten Weise der Überlieferung von Kenntnissen und Fertigkeiten geschieht eine geistige Formung des ganzen Menschen. Daher ist es widersinnig, wenn man Lehranstalt und Bildungsanstalt trennen will. Bildungshochschulen – etwa in der Form besonderer Fakultäten, welche an den Universitäten nur der Bildung dienen und

für alle Studenten vor ihrem Fachstudium zu besuchen wären – sind ein abstrakter Gedanke; abgesonderte Bildung ist keine Bildung mehr, sondern Pflege einer wirklichkeitsfremden ästhetischen Geistigkeit mit dem Gebrauch aller hohen Worte der Überlieferung.

| 3. Die Erfüllung der Aufgabe ist gebunden an die Kommunikation zwischen den denkenden Menschen, der Forscher untereinander, der Lehrer und Schüler, der Schüler untereinander, und je nach der Lage aller mit allen. Der Sinn dieser Kommunikation, ihrer Gestaltungen und ihrer Freiheit als der Idee des Universitätslebens ist zu vergegenwärtigen. 65

4. Die Wissenschaft ist ihrem Sinne nach ein Ganzes. Mögen die Wissenschaften zerstreut entstehen und jederzeit auch zerfallen, sie suchen sich doch wieder im Kosmos der Wissenschaften. Die Universität ist gegliedert in einer Weise, die eine Repräsentation der Gesamtheit der Wissenschaften bedeutet.

Diese Aufgaben erfüllt die Universität in ihrer Idee: Die Universität ist Forschungs- und Lehranstalt, Bildungswelt, kommunikatives Leben, der Kosmos der Wissenschaften ineins. Jede dieser Aufgaben wird um so kräftiger, sinnvoller, klarer als sie an den andern teil hat. In der Idee kann die eine Aufgabe von den andern nicht gelöst werden, ohne daß die Substanz der Universität zerfällt und ohne daß zugleich jede Aufgabe für sich verkümmert oder hybride unheilvolle Formen annimmt. Alle Aufgaben sind Momente eines lebendigen Ganzen der Idee.

Es wird wohl gesagt: die Universität könne doch nicht alles leisten, man müsse sich für einen Zweck entscheiden und wissen, was denn die Universität eigentlich solle. Dieses Argument und seine Forderung, entsprungen der Blindheit gegenüber der Idee, ist praktisch der Tod der Universität: die Spezialisierung des Lebens wird für das Absolute erklärt und die Barbarei der Auflösung des Lebens in Ressorts als die Wahrheit bejaht.

## 1. *Forschung, Lehre und Unterricht*

### a) *Forschende Haltung*

Die Voraussetzung jeden Erkenntnisfortschritts, die hartnäckige, unverdrossene Arbeit, enthält drei Momente:

a) Die Arbeit im engeren Sinne besteht im *Lernen und Üben*, in der Erweiterung des Besitzes an Wissen und der Beherrschung der Methoden. Sie ist die Grundlage alles weiteren, sie bedarf am meisten der Disziplin und Ordnung, sie nimmt zeitlich den | größten Umfang ein, sie kann jederzeit willkürlich in Angriff genommen werden. 66  
Durch sie bilden wir unsere Werkzeuge, durch sie gewinnen wir, wenn wir etwas gefunden haben, den klaren Ausdruck, die methodische Kontrolle, die Durcharbeitung dessen, was sonst bloßer Einfall bleibt. Diese Arbeit des Fleißes kann niemand gering achten. Mit ihr soll der Student sofort beginnen, wie er es auf der Schule gelernt hat. »Je früher der Mensch gewahr wird, daß es ein Handwerk, daß es eine Kunst gibt, die



ihm zur geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlagen verhelfen, desto glücklicher ist er« (Goethe).<sup>85</sup> Wer allerdings auf dieses Handwerkliche pochen wollte und dadurch allein seiner Geistigkeit Wert geben möchte, wäre im endlos Stofflichen verloren. Bloßer Fleiß wendet sich in unedlem Ressentiment gegen die Geistigkeit, in der noch weitere Momente entscheidend wirksam sind.

b) Damit das Arbeiten nicht bloße Endlosigkeit werde, damit Sinn und *Idee* darin sei, bedarf es eines durch guten Willen allein nicht Erzwingbaren. Ideen, selbst nicht rational als richtig einsichtig, geben den Erkenntnissen erst ihre Wichtigkeit, dem Forscher die treibende Kraft. Ideen wachsen aber auch nur bei dem Menschen, der stetig arbeitet. »Einfälle« kommen unberechenbar. Wodurch das Erkennen allein gedeiht, dieses Nichtzumachende und nicht rational Durchschaubare, bedarf der Pflege. Der geistige Forscher gehört zu denen, die »immer daran denken«, von ihrem Studium ganz durchdrungen sind.

c) Der Fleißarbeit und den Ideen gegenüber hat der wissenschaftliche Mensch ein *intellektuelles Gewissen*. Überall sieht er, daß er sich dem guten Glück, einem dunklen Instinkt anvertrauen muß, aber überall auch will er, soweit sein redliches Bewußtsein reicht, Kontrolle und Herrschaft über seine Arbeit. Gegen das Gewissen ist ihm der stupide Fleiß ohne Ziel, und gegen das Gewissen ist ihm bloßes Gefühl, bloße Zustimmung und Erbauung, die sich ihm nicht umsetzen in Gestalt und Tätigkeit. Das Zufällige sucht er auf ein Ganzes zu beziehen; er erstrebt die Kontinuität, er wehrt sich gegen willkürliches Abbrechen, und bricht doch ab, wenn sein Gewissen ihn zwingt, einem weiterführenden »Einfall« zu folgen, der nun seinerseits in intensiver Kontinuität verfolgt wird. Häufiges Abbrechen und Neuanfangen erregt sein Mißtrauen, ebenso wie

67

die absolut | regelmäßige Kontinuität des Fleißes. Weil er zu den Gründen der Ideen strebt und diese in seiner Arbeit zur Geltung kommen lassen will, ist er der Mode und dem bloß Aktuellen wenig zugänglich, aber der Gegenwart, dem Augenblick als dem leibhaftigen Dasein des Ewigen aufgeschlossen. Er vermag sich einzuspinnen und er weiß, daß niemand von außen beurteilen kann, ob er recht handelt. Sein geistiges Gewissen entscheidet und kann durch keinen Rat erleichtert werden.

Die aus diesen drei Momenten bestehende forschende Haltung soll an der Universität gedeihen.

#### b) *Der Stoff der Forschung*

Das Erkennen bedarf der *Inhalte*. Das allumfassende Erkennen will nichts sich entgehen lassen. Was immer in der Welt ist, soll in den Raum der Universität gezogen werden, um Gegenstand der Forschung zu werden. Nicht aus dem Kopf allein kann das Erkannte hervorgebracht werden. Das gelingt nur in den Grenzfällen der Mathematik und Logik, in denen wir, was wir denken, selbst konstruieren oder jeden Augenblick in der Alltagserfahrung vorfinden. Vielmehr bedarf der Erkennende überall des Stoffes in der empirischen Anschauung. Die Universität schafft ihn herbei, bietet ihn dem

Forscher und Studierenden an: Institute, Sammlungen, Bibliotheken, Kliniken; die Objekte selbst oder deren Abbildungen, Apparate und Präparate, die Mittel zum Experimentieren.

Geistigkeit ist nur als lebendige da. Das Selbstbewußtsein einer Zeit und einer Kultur spricht sich in Begriffen aus, wenn der denkende Mensch in Wechselwirkung mit der Zeit, in Verkehr mit geistig produktiven Menschen steht, in unmittelbarer Erfahrung seine Gegenwart kennenlernt. Daher besteht an der Universität als Hintergrund des Denkens ein Fluidum geistigen Lebens, eine niemals einzufangende, auch nicht willensmäßig oder durch Institution herbeizuführende Beweglichkeit der Menschen, eine persönliche, verschwiegene Schicksalshaftigkeit. Es bilden sich Kreise und menschliche Beziehungen unberechenbarer Art, die kommen und gehen, und die Universität wird arm, wenn dieser menschlich-geistige Untergrund nicht mehr pulsiert, es nur noch Philologie, keine Philosophie, nur noch technische | Praxis, nicht mehr Theorie, nur noch endlose Tatsachen, keine Idee, nur noch wissenschaftliche Disziplinierung, keinen Geist mehr gibt.

68

Eine Erweiterung der immer begrenzten Welt der Universität durch Reisen, durch Aufnahme von Gästen, durch Teilnahme an praktischen Aufgaben, zu denen vielleicht Glieder der Universität berufen werden, denen andere (die Ärzte) ständig dienen, alles das kommt der Universitätsidee zu Hilfe, wenn es sich umsetzt in Gedachtes und Widerhall findet in der Welt der forschenden Genossen.

### c) *Forschung und Lehre*

Forschung an der Universität ist doch nur unter Hemmungen durch andere Aufgaben erfüllbar, – wenigstens konnte es so scheinen. Daher, schloß man, wären besser reine *Forschungsanstalten*, die unbeschwert nichts anderes als Forschung zum Ziele haben. Solche Forschungsanstalten sind in der Tat mit Erfolg verwirklicht worden.<sup>236</sup> Aber im Grunde bleiben sie Ableger der Universität. Nicht nur, daß aller Nachwuchs ihnen von den Universitäten kommen muß, auch die Forschung als solche ist angewiesen auf den Zusammenhang mit dem Ganzen des Wissens. Eine Weile kann eine spezialisierte Forschung ihre erstaunlichen Ergebnisse haben, besonders in den Naturwissenschaften. Aber der Sinn und der schöpferische Fortgang der Forschung kann nur bewahrt werden, wenn sie im Ganzen des Erkennens ihre lebendigen Bezüge pflegt. Daher kann der einzelne Forscher zwar mit Vorteil für eine Zeit oder für den Rest seines Lebens an einer reinen Forschungsanstalt von den andern Aufgaben einer Universität enthoben sein. Was er geworden ist, ist er doch in deren Zusammenhang geworden.

Vor allem aber braucht die Lehre die Forschung zu ihrer Substanz. Daher ist das hohe und unaufgebbare Prinzip der Universität die *Verbindung von Forschung und Lehre*; nicht weil man aus ökonomischen Gründen durch Häufung der Arbeit sparen wollte; nicht weil man nur so die materielle Existenz der Forscher ermöglichen könnte; sondern weil der Idee nach der beste Forscher zugleich der einzige gute Lehrer ist. Er al-

69 lein bringt in Berührung mit dem eigentlichen Prozeß des Erkennens, | dadurch mit dem Geist der Wissenschaften. Er allein ist selbst lebende Wissenschaft, und im Verkehr mit ihm ist die Wissenschaft, wie sie ursprünglich existiert, anschaulich. Er weckt gleiche Impulse im Schüler. Nur wer selbst forscht, kann wesentlich lehren. Der andere tradiert nur Festes, didaktisch geordnet.

Gegen die Idee der Einheit von Forschung und Lehre scheint die Erfahrung zu stehen, daß im selben Menschen die eigentümlichen Qualitäten des Forschers und des Lehrers keineswegs vereinigt zu sein brauchen. Max Weber erinnert an Helmholtz<sup>173</sup> und Ranke,<sup>155</sup> die als schlechte Lehrer galten. Er warnt mit Recht davor, die große Hörerzahl als Beweis der Qualität als Lehrer zu nehmen: »daß die Studenten einem Lehrer zuströmen, ist in weitgehendem Maße von reinen Äußerlichkeiten bestimmt: Temperament, sogar Stimmfall, – in einem Grade, in dem man es nicht für möglich halten sollte.« Wahr sei es freilich andererseits: »die Darlegung wissenschaftlicher Probleme so, daß ein ungeschulter, aber aufnahmefähiger Kopf sie versteht, und daß er zum selbständigen Denken darüber gelangt, ist vielleicht die pädagogisch schwierigste Aufgabe von allen.«<sup>390</sup> Aber wiederum: darüber, ob sie gehört werde, entscheiden nicht die Hörerzahlen. Und diese Gabe fällt nicht zusammen mit denen des Forschers und Gelehrten.

Ranke's Lehre lag in seinen Seminaren, Helmholtz' in seinem Laboratorium, beider nicht wesentlich in ihren Vorlesungen. Die Wirkung der Lehre, die durch die Gegenwart des Forschers selber ausstrahlt, hat viele Wege. Nur eines ist gemeinsam, was Max Weber zu seinem Zweifel an der Bedeutung großer Hörerzahlen (die seine eigenen Vorlesungen hatten) brachte und was er in dem Satze aussprach: »Wissenschaftliche Schulung, wie wir sie nach der Tradition der deutschen Universitäten an diesen betreiben sollen, ist eine geistesaristokratische Angelegenheit.«<sup>391</sup> In dieser aber ist Forschung und Lehre auf die Dauer untrennbar.

#### d) *Wissenschaftliche Schulung und Fachschulung*

70 Die Universität bringt Fachschulung für Berufe, deren Idee durch Menschen erfüllt wird, deren Grund Wissenschaftlichkeit | ist. Dieser bedarf einer Ausbildung, welche noch ohne spezialisierte Berufsausbildung in die Haltung des Forschens und der Methoden einführt. Für die besonderen Berufe ist daher die beste Ausbildung nicht schon das Erlernen eines abgeschlossenen Wissens, sondern die Schulung und *Entfaltung der Organe zu wissenschaftlichem Denken*. Dann ist durch das Leben hindurch eine weitere geistig-wissenschaftliche Ausbildung möglich. Für die Berufsausbildung kann die Universität überall nur die Basis geben, die Ausbildung selbst erfolgt in der Praxis. Für diese Ausbildung in der Praxis sollen durch die Universität die besten Voraussetzungen geschaffen werden. Man muß Methoden des Fragens geübt haben. Man muß fachmäßig irgendwo bis auf den letzten Grund gekommen sein, aber braucht nicht die Gesamtheit der fachmännischen Ergebnisse im Kopf bereit zu haben, wie es törichte Examina verlangen. Nach dem Examen wird schnell vergessen. Dann entscheidet nicht der Be-

sitz an Gelerntem, sondern die Urteilskraft. Nicht das Wissen hilft, sondern die Fähigkeit, durch eigene Initiative sich überall das erforderliche Wissen zu verschaffen, die Fähigkeit, die Dinge denkend unter Gesichtspunkten aufzufassen. Diese Fähigkeit aber wird nicht durch Erlernen von Wissensstoff erworben, sondern durch die Berührung mit der lebendigen Forschung. Das schließt nicht aus, daß auch das Technische, das didaktisch zu Ordnen des Stoffes gelernt werde. Dieses aber kann auf selbständiges Bücherstudium abgeschoben werden. »Die hohe Schule ist kein Gymnasium«, sagte man noch vor einem halben Jahrhundert.<sup>70</sup> Auch ist es durchaus sinnvoll, im theoretischen Studium möglichst viele solche Stoffe heranzuziehen, die zugleich für spätere Praxis wichtig sind. Aber das Wichtigste bleibt das Erfassen der Probleme und Fragestellungen, die Beherrschung der Methoden, der bewegliche Geist. Ausbildung zum Forscher und Ausbildung zur Befähigung im praktischen Beruf ist dasselbe. Denn in diesen Berufen ist jeder in der Weise des Umgangs mit seinen Aufgaben, in der methodischen Denkweise ein Forscher, wenn er es gut macht. Forschung im Sinne des Findens neuer allgemeingültiger Erkenntnis ist etwas Großes, aber ihre Haltung ist von der des Findens des rechten Tuns in der Praxis durch keine scharfe Grenze getrennt.

| Die Universität ist ihrem Namen nach *universitas*.<sup>1,71</sup> Das Erkennen und Forschen besteht, wenn es in Facharbeit gedeiht, doch auch nur als ein Ganzes. Die Universität verfällt, wenn sie ein Aggregat von Fachschulen wird, neben denen sie Liebhabereien, sogenannte allgemeine Bildung und bodenloses Gerede als gleichgültige Verzierungen zuläßt. Jede einzelne Wissenschaft existiert in Beziehung auf das Ganze der wissenschaftlichen Erkenntnis überhaupt. Darum ist es der Sinn der Universität, ihren Schüler mit der Idee dieses Ganzen seiner besonderen Wissenschaft und der Idee des Ganzen des Erkennens überhaupt zu erfüllen. All der Schulbetrieb, der Erwerb der Routine und des Stoffwissens wird dann schädlich, wenn er nicht durch die Idee der Wissenschaft bewegt bleibt.

71

Beide Momente, das Legen der Keime zur lebenslänglichen Entfaltung wissenschaftlichen Auffassens und Erkennens, und die Richtung auf das Ganze des Erkennbaren, sind die durch die Universität zu gebenden Voraussetzungen für alle geistigen Berufe. Das sind die Berufe, die nicht allein auf Ausübung einer Technik und einer endlich bestimmten, zur sinnvollen Routine werdenden Fachlichkeit beruhen. Der Arzt, der Lehrer, der Verwaltungsbeamte, der Richter, der Pfarrer, der Architekt, der Wirtschaftsführer und Organisator, alle sind im Beruf beschäftigt mit dem ganzen Menschen, mit der Totalität der Lebensverhältnisse, wenn auch jeder von ganz anderer Seite her. Die vorbereitende Ausbildung für diese Berufe macht sie unmenschlich, wenn sie nicht auf das Ganze führt, nicht die Auffassungsorgane entwickelt und den weiten Horizont zeigt, wenn sie nicht »philosophisch« macht. Mängel in der Fachrou-

<sup>1</sup> Der Name hatte ursprünglich den Sinn: Universitas der Lehrer und Schüler, ist aber längst im oben gemeinten Sinn umgedeutet worden.

tine, die unter allen Umständen zur Zeit der Staatsexamina in erheblichem Maße bestehen, können im Laufe der Praxis beseitigt werden. Fehlt aber jener Boden geistiger wissenschaftlicher Ausbildung, so ist alles weitere hoffnungslos.

Die Richtung auf das Ganze heißt »philosophisch«, daher ist alle Wissenschaft philosophisch, sofern sie nicht über den Mitteln den Zweck vergißt, nicht im Lexikalischen, in den Apparaten, | in den Sammlungen, im Technischen und im bloß Vereinzelten untergeht und die Idee verliert. Kant hat gesagt, daß die Würde, das ist der absolute Wert der Philosophie, allen anderen Erkenntnissen erst einen Wert gebe.<sup>72</sup> Das heißt nicht, nun sollten alle Philosophie studieren. Mancher Forscher hat seinen philosophischen Impuls außer in seinen neuen Fragestellungen auch in seinem Schelten auf »die Philosophie« gezeigt. Auf die Philosophie *in* der Wissenschaft kommt es an wie auf die Philosophie *im* Leben, nicht auf philosophisches Schulwissen und philosophische Terminologie – das ist meist jene gescholtene schlechte Philosophie.<sup>73</sup> Es kommt an auf den philosophischen Impuls, von dem die Forschung ausgeht, auf die Idee, die sie führt, auf den Sinn, der der Forschung Selbstzweck gibt. Darum ist diejenige Philosophie wertvoll, die Sauerteig der Wissenschaften<sup>74</sup> wird und die den wissenschaftlichen Menschen zu prägen vermag, diejenige Philosophie, die der Idee nach die ganze Universität durchdringt. Das Dasein besonderer philosophischer Lehrstühle und einer besonderen esoterischen Philosophie, die ohne Berührung mit dem Ganzen scheinbar als besondere Fachwissenschaft gedeiht, ist eine Einzelfrage der Organisation und des Unterrichts.

#### e) Die Formen der Lehre

Der äußeren Form nach haben wir Vorlesungen, Übungen, praktische Kurse, Seminare, Diskussionen in kleinen Kreisen, die privatissime stattfinden, und Diskussionen zu zweien.

Den Vorrang in der Lehre haben seit alters die *Vorlesungen*.<sup>240</sup> In ihnen wird lernbares Wissen so vorgetragen, daß die Methoden seines Erwerbs und seiner Begründung dem Hörer lebendig werden. Bloße Ergebnisse stehen in den Büchern. Der Hörer macht sich Notizen, hat die Aufgabe, über das Vorgetragene nachzudenken, durch Bücherstudium oder Erfahrungen sich zu den Vorlesungen vorzubereiten und das Gelernte zu erweitern.

Man kann nicht für Vorlesungen einen Maßstab des Richtigen aufstellen. Sie haben, wenn sie gut sind, eine je besondere unnachahmbare Gestalt. Ihr Grundsinn kann in der Haltung des Dozenten durchaus verschieden und doch jedesmal wertvoll sein. Vorlesungen, die didaktisch sich an die Hörer wenden und | sie innerlich heranziehen, sind ebenso möglich wie monologische Erörterungen lebendiger Forschungen, bei denen der Lehrer kaum an den Hörer denkt, die aber gerade dann dem Hörer Teilnahme an wirklicher Forschung gewähren. Eine besondere Stellung haben Vorlesungen, die den Gesamtaspekt einer Wissenschaft geben. Sie sind unentbehrlich durch die mit ih-

nen erweckten Antriebe, auf das Ganze zu blicken, wenn gleichzeitig im einzelnen entschieden und gründlich gearbeitet wird. Solche Vorlesungen sind Sache der reifsten Dozenten, die in ihnen die Summe ihrer Lebensarbeit ziehen. Darum sollen an der Universität die Grundwissenschaften von den hervorragendsten Professoren in Hauptvorlesungen als je Ganzes behandelt werden.

Grundwissenschaften sind solche, die ein Ganzes des Erkennens als das Ganze in besonderer Gestalt erscheinen lassen. Im Unterschied von Hilfswissenschaften und spezialisierten Techniken zeigen sie in der Besonderheit ihres Gebietes eine Transparenz, durch die sie Beispiel des Erkennens überhaupt sind. Wissenschaften, denen es gelungen ist, ihre Spezialität zur Vertretung des Ganzen zu machen, haben dadurch universalen Charakter. Sie verwirklichen eine Wissenschaftsgesinnung, die sich auch in originalen Lehrbüchern offenbart. Die Weise, wie eine Wissenschaft betrieben wird, bringt eine Stimmung, die nur solchen Grundwissenschaften eignet.

Die Vorlesungen sind in den letzten Jahrzehnten viel gescholten worden.<sup>241</sup> Sie seien ein einseitiger Vortrag, der die Hörer passiv mache. Es fehle jede Bewährung der Hörer, ob sie verstanden und angeeignet haben. Das Vorgetragene stehe in Büchern zumeist besser und sei schneller aus ihnen zu lernen. Solche Einwände haben jedoch nur Sinn gegenüber schlechten Vorlesungen, die etwa in identischer Wiederholung mit dem Turnus der Semester ein vom Professor gruppiertes festes Wissen bringen, – oder die aus dem bequemen Redefluß zufällig entstehen. Die Vorlesungen haben Wert, wenn sie zu einer wesentlichen Lebensaufgabe des Dozenten werden, sorgfältig vorbereitet sind und zugleich dem gegenwärtigen Geist unwiederholbar entspringen.

Solche Vorlesungen gehören zu den unersetzlichen Wirklichkeiten der Überlieferung. Die Erinnerung an die Vorlesungen bedeutender Forscher begleitet durch das Leben. Die gedruckte, | etwa wörtlich mitgeschriebene Vorlesung ist nur ein Rest. Was in der Vorlesung zur Geltung kommen kann, das ist zwar durchaus an den Inhalt gebunden, der auch noch im Gedruckten erscheint. Aber dieser Inhalt ist in der Vorlesung so vorgebracht, daß mit ihm indirekt all das Umgreifende spricht, aus dem er kommt und dem er dient. Ungewußt vermag der Vortrag durch den Ton, die Gebärde, die wirkliche Gegenwart des Gedachten eine Stimmung der Sache zu vermitteln, die in der Tat nur im gesprochenen Wort und nur in dem Zusammenhang einer Vorlesung – nicht so im bloßen Gespräch und in der Diskussion – zur Erscheinung kommen kann. Die Situation der Vorlesung treibt im Lehrer selbst hervor, was ohne sie verborgen bliebe. Der Lehrer zeigt sich unbeabsichtigt in seinem Denken, seinem Ernst, seiner Betroffenheit. Er läßt wirklich an seinem geistigen Innern teilnehmen.<sup>242</sup> Aber dieser hohe Wert ist verloren, wenn er gewollt wird. Dann entsteht sogleich Ziererei, Rhetorik, Pathetik, Künstlichkeit der Formulierungen, Demagogie, Schamlosigkeit. Daher gibt es keine Regeln, wie eine gute Vorlesung zu machen sei. Es gibt keine andere Regel als die Sache ernst zu nehmen, die Vorlesung als einen Höhepunkt der Berufsleistung mit Verantwortung zu halten, im übrigen auf alle Kunst zu verzichten. Es hat

sich gezeigt – in den anderthalb Jahrhunderten bedeutender Vorlesungen von Kant bis Max Weber –, daß sogar Stockungen und Fehler der Sprache, grammatisch unvollständige oder falsche Sätze, unvorteilhafte Stimme den tiefen Eindruck nicht zu stören vermögen, wenn die Substanz eines geistigen Wesens sich mitteilt. Wir können nur im schwachen Abglanz von Schilderungen und Kollegheften Kenntnis bekommen von wirklichen Vorlesungen, die wir, soweit nicht eigene Erinnerung noch die letzten festgehalten hat, doch soweit zu ahnen vermögen, daß sie uns Ansporn werden. –

75 Durch Übungen werden die Methoden im praktischen Umgang mit dem Stoff, den Naturgebilden und menschlichen Werken, den Experimenten und Texten, mit den Apparaten und den Begriffen im konkreten Fall zu eigen gemacht. Sie sind durch eigene Initiative der Teilnehmer zu erweitern. Den größten Raum nimmt das Handwerkliche ein; die Unterschiede des Unterrichts je nach Art der besonderen Fächer und der notwendigen technischen Mittel seien nicht näher erörtert. Eine feste didaktische Tradition ist in vielen Fällen vorhanden, ist aber doch nur das Skelett des Unterrichts.

Die Übungen sollen unmittelbar an die Sachen und an die Gründe der Erkenntnis führen. Zwischen Kursen, welche nur schulmäßig etwas tradieren (und welche eine Anpassung sind, wenn die geistige Initiative von Studenten, die die höhere Schule besucht haben, nicht genügt, das Lernen in eigener Arbeit gut und schneller zu leisten), und der eigentlichen Lehre ist grundsätzlich zu unterscheiden: Diese geht im besonderen indirekt auf das Ganze. Zwar wird beiläufig auf Lehrstoffe Bezug genommen, die auch kurz vergegenwärtigt werden, um den Teilnehmern zum Bewußtsein zu bringen, wo sie nachzuholen haben. Aber das Wesentliche bleibt, das Verständnis durch eigene Mitarbeit an der Grenze neuer Forschungsmöglichkeiten zu üben. Die am einzelnen Gegenstand und Problem in den Grund der Sache führende Arbeit, bei der die allgemeinen Lehrbuchkenntnisse als vorhanden angesehen werden, gibt den Antrieb für die lernende, die bloßen Kenntnisse erweiternde Arbeit der Studierenden. Das bloße Lesen von Lehrbüchern ermüdet; die Fesselung an einen einzelnen Gegenstand beschränkt. Das eine macht das andere lebendig. –

Schließlich sind eine Form der Lehre die *Diskussionen*. In kleinen Kreisen werden unter aktiver Teilnahme aller Glieder prinzipielle Fragen erörtert und wird die Grundlage geschaffen, auf der jeweils zwei zu einer ernsthaften Diskussion in bewegtem Hin und Her bis zum letzten unter vier Augen veranlaßt werden können. Hier treten Lehrer und Studenten sich – wie überall der Idee nach – auf gleichem Niveau gegenüber, gemeinsam in dem Bemühen, dem Geiste in klarer, bewußter Gestalt Gegenwart zu verschaffen, und um die Impulse zu wecken, die dann allein in einsamer Arbeit zu objektiven Leistungen führen. –

Die Lehre an der Universität darf nicht im Schema gerinnen. Sie hat immer auch persönliche Gestalt, ohne Absicht; denn nur bei reiner Sachlichkeit in der Bewegung durch die Idee kommt eine persönliche Gestalt zur rechten Geltung. Diese Abweichun-

gen persönlicher Art und die besonderen Zwecke des Augenblicks lassen die Lehre immer wieder anders erscheinen.

Ein Unterricht sieht anders aus, wenn er sich an die Masse des Durchschnitts hält, als wenn er sich an eine Auswahl | Begabter wendet. Schulen und Universität sind zu unterscheiden. Die Schulen sollen alle ihnen anvertrauten Zöglinge lehren und erziehen. Die Universität ist dazu keineswegs verpflichtet. Der Sinn der Universitätsbildung ist, daß sie nur einer Auswahl solcher Menschen zukommt, die von ungewöhnlichem geistigen Willen beseelt sind und zureichende Werkzeuge haben. Tatsächlich kommt zur Universität aber eine durchschnittliche Masse von Menschen, die durch den Besuch einer höheren Schule sich die erforderlichen Kenntnisse erwerben konnten. Die geistige Auslese ist daher an die Universität selbst verlegt. Das Wichtigste, der Wille zur Objektivität<sup>29</sup> und das unbezähmbare, opferbereite Drängen zum Geist, sind gar nicht vorher, es direkt feststellend erkennbar. Diese Anlage, die nur bei einer Minorität von Menschen unberechenbarer Verteilung durch Schichten und Klassen vorhanden ist, kann indirekt bevorzugt und zur Wirksamkeit gebracht werden. Die Lehre an der Hochschule hat sich der Idee der Universität nach auf diese Minorität einzustellen. Der echte Student vermag unter Schwierigkeiten und unter Irrtümern, die für die geistige Entwicklung nötig und unausweichlich sind, in dem reichen Angebot an der Universität seinen Weg durch Auswahl und Strenge seines Studiums zu finden. Es ist in Kauf zu nehmen, vielleicht sogar erwünscht, daß die anderen in Ratlosigkeit, wie sie es anfangen sollen, aus Mangel an Leitung und Vorschrift möglichst gar nichts lernen. Die künstlichen Gängelbänder, die Studienpläne und alle die anderen Wege der Verschulung widersprechen der Universitätsidee und sind aus Anpassung entstanden. Man sagte sich: die Masse der Studenten, die zu uns kommt, muß etwas lernen, jedenfalls so viel, daß die Examina bestanden werden können. Dieser Grundsatz ist für die Schule ebenso trefflich, wie er für die Universität, die ja auch schon dem Alter nach Erwachsene als Studenten hat, verderblich ist.

76

Bei der Hochschullehre kann es sich aber trotz allem nicht um die ganz wenigen Allerbesten handeln. Erwin Rohde<sup>86</sup> meinte: von 100 Hörern verstanden den Dozenten 99 nicht, und der hundertste brauche ihn nicht.<sup>87</sup> Das wäre trostlos. Es kommt auf jene Minorität an, die das Studium braucht, aber nicht auf den Durchschnitt. Die Lehre wendet sich nicht an die | Hervorragendsten, nicht an die Mittelmäßigen, sondern an diejenigen, die des Aufschwungs und der Initiative fähig sind, aber der Lehre bedürfen.

77

Unterricht – im Unterschied von Hochschullehre –, der einen Stoff einprägt, ist wohl auch immer unumgänglich. Aber die führende Universitätslehre ist anders. Daß Vorlesungen und Übungen derart sind, daß der Student nicht ganz mitkommt, aber darin den Anreiz gewinnt, durch gesteigerte Arbeit nachzukommen, ist besser als didaktisch vereinfachte Totalverständlichkeit. Eigener Umgang mit Büchern und eigener Erwerb von Anschauung in Laboratorien, Sammlungen, Reisen muß von Anfang an für den Einzelnen die Quelle des Studiums sein neben der Teilnahme an der Lehre.



Wenn der Maßstab der Besten für den Gang der Lehre den Ausschlag gibt, folgt der Durchschnitt nach Kräften. Alle arbeiten unter dem Anspruch, dem niemand voll genüge tut.

Es ist unausweichlich, in den Vorlesungen einen Plan und eine Ordnung zu haben. Die Reihenfolge, in der der Anfänger sie hört, ist nicht gleichgültig. Man entwirft daher Studienpläne. Diese aber sollten Ratschläge bleiben, die den freien Gang des Studenten nicht beschränkt, sondern ihm nur durch Klärungen und Möglichkeiten hilft.

Der Sündenfall der Universitätslehre beginnt, wenn man den Besuch gewisser Vorlesungen und Übungen obligatorisch macht. Dann kommt man schließlich zu einer Reglementierung des Studiums. Die Verschulung will gute Durchschnittserfolge im Besitz von Lernbarkeiten mit einiger Sicherheit erzielen. Auf diesem für die Universität verderblichen Weg erstickt mit der Freiheit des Lernens zugleich auch das Leben des Geistes. Denn dieses ist immer nur ein glückliches, unberechenbares Gelingen im Strom des Versagenden, nicht als Fabrikat des Durchschnitts zu erzielen. Die Unfroheheit von Lehrer und Schüler in den Fesseln von Lehrplänen und Studienordnungen, von Kontrollen und Massenleistungen, die Schwunglosigkeit der verständigen Sachlichkeit sind der Ausdruck einer Atmosphäre, in der wohl gute Resultate technischen Könnens und abfragbaren Wissens erzielt werden, aber das eigentliche Erkennen, das Wagende des Forschens und Sehens, unmöglich wird und der Geist der späteren Praxis von vornherein preisgegeben ist.

Unsere Vergegenwärtigung des Sinns von Wissenschaft stieß auf etwas, das mehr als Wissenschaft ist, auf ihren Grund und ihr Ziel, die beide nicht aus ihr selber zu beweisen sind, vielmehr den Gang der wissenschaftlichen Arbeit führen. Es ist das Unerläßliche, ohne das Wissenschaft leer und sinnlos wird.

Wissenschaft hat Sinn dadurch, daß sie Glied eines umfassenden Geistes ist, getragen wird von dem Selbstsein des Einzelnen, das seine mögliche Existenz heißt,<sup>392</sup> und angehört der allen Verstand in sich schließenden, aber übergreifenden Vernunft.

Nennen wir die Wirksamkeit von Geist, Existenz, Vernunft insgesamt das geistige Leben, so gilt: Die Universität, deren unmittelbare Sache die Wissenschaft ist, hat ihre eigentliche Bewegung durch ihr geistiges Leben. Die Universität ist nur eine Gestalt unter anderen, die dieses geistige Leben annimmt, hier durch geordnete Zusammenarbeit der Hochschule im Dienste der Wissenschaften gerichtet auf Wahrheit in jedem Sinn.

Es ist wie ein Geheimnis in der Klarheit der Wissenschaften: Ihr Sinn liegt nicht allein im Verstand und in der handgreiflichen Leistung, sondern in der wissenschaftlichen Welt schwingt etwas, das im Werk mehr ist als der je bestimmte Inhalt einer endlichen Erkenntnis.

Daß aber die Universität über die Wissenschaften hinaus und mit deren Mitteln geistiges Leben wirkt, ist von jeher ausdrücklich anerkannt dadurch, daß ihr die Aufgaben von Bildung und Erziehung gestellt wurden.

### a) Bildung

1. *Historischer Rückblick.* Gebildet heißt der Mensch, der nach einem bestimmten geschichtlichen Ideal geprägt ist. Ihm ist ein Ganzes von Vorstellungsweisen, Bewegungen, Wertungen, Sprechweisen und Fähigkeiten zur zweiten Natur<sup>13</sup> geworden. Gebildet ist der Grieche in seiner Kalokagathie,<sup>14</sup> der Römer in seiner Dignitas, die das decorum und honestum wahrt,<sup>226</sup> der Engländer als Gentleman. Die Bildungsideale hatten ihre Weise nach dem Stande, aus dem sie kamen (Ritter, Priester, Mönch, Bürger), nach der geistigen Sphäre, die bestimmend wurde (Weltmann, Künstler und Dichter, Forscher), nach dem herrschenden | Sachgebiet (das musisch-gymnastische 79 Geprägtsein, das scholastische Wissen und Können, die sprachlich-literarische Bildung, das technisch-naturwissenschaftliche Können), schließlich nach der Institution, in der die Bildung erworben wurde (Gymnasium, öffentliches Leben der Agora,<sup>18</sup> Fürstenhof, Salon, Universität). Gemeinsam ist den Bildungsidealen der Sinn für Form und Selbstbeherrschung, auch der Sinn dafür, daß durch Übung die Bildung zur zweiten Natur werden müsse, als ob alles angeboren und nicht erworben sei.

Zuweilen hat ein ganzes Volk das Bildungsideal eines Standes als das seine empfunden und zum allgemeinen gemacht. So wurde der geprägte und einheitliche Habitus des englischen Gentleman und des Franzosen möglich, während in Deutschland kein Stand ein Bildungsideal mit suggestiver Kraft entwickelt hat, darum der Deutsche als solcher ungebildet, Barbar, seine Bildung eine persönliche des Einzelnen ist.<sup>16</sup>

Nicht Bildung, sondern eine Folge der Bildung ist die Berechtigung, die soziologisch privilegiert. Im hellenistischen Ägypten machte die Ausbildung als Ephebe<sup>11</sup> im Gymnasium zum Griechen, der allein berechtigt war zu kommunalen Ämtern, man führte Listen über die gymnastisch Gebildeten. Der Chinese gewann durch Examina das Vorrecht, der Literatenschicht anzugehören und Mandarin<sup>12</sup> zu werden. Bei uns heißt gebildet, wer die Zeugnisse der höheren Schulen, früher nur des humanistischen Gymnasiums, besitzt. Ohne dies Abiturientenzeugnis ist die akademische Ausbildung nicht zugänglich, die ihrerseits die Berechtigung zu bestimmten Berufen verleiht.

2. *Wissenschaftlichkeit als Bildung.* Soweit an der Universität eine eigentümliche Bildung entsteht, ist sie *wissenschaftliche Bildung*. Diese ist bestimmt durch die *Haltung der Wissenschaftlichkeit* überhaupt. Sie ist die Fähigkeit, zugunsten objektiver Erkenntnis die eigenen Wertungen für je einen Augenblick zu suspendieren,<sup>227</sup> von der eigenen Partei, dem eigenen gegenwärtigen Willen absehen zu können zugunsten unbefangener Analyse der Tatsachen. Wissenschaftlichkeit ist Sachlichkeit, Hingabe an den Gegenstand, besonnenes Abwägen, Aufsuchen der entgegengesetzten Möglichkeiten, Selbstkritik. Sie erlaubt nicht, nach Bedarf des Augenblicks dieses oder jenes zu den-

80 ken, und das andere zu vergessen. Ihr eignet das Skeptische und Fragende, die | Vorsicht im endgültigen Behaupten, das Prüfen der Grenzen und der Art der Geltung unserer Behauptungen.

Forschung und Fachschulung haben also bildende Wirkung, weil sie nicht nur Kenntnisse und Können vermitteln, sondern Haltung der Wissenschaftlichkeit entwickeln. Damit aber wird mehr erreicht, wird nicht nur sachlich freie Erkenntnis erworben, sondern auch die Erfahrung des eigenen Parteeiseins verwandelt. Es werden Fanatismus und Blindheit aufgehoben. Die Erfahrung, selber nicht alles zu sein, macht echte Unbedingtheit möglich. Das Unlösbare, die Erfahrung von der Ungeschlossenheit der Welt wird zum Sprungbrett des Transzendierens. Die wissenschaftliche Haltung ist mehr als Förderung endlichen Erkennens. Sie ist eine Bildung zur Vernunft.<sup>28</sup>

Das Ergriffensein von dem grenzenlosen Willen zum Forschen und Klären fördert die Humanitas,<sup>75</sup> d.h. das Hören auf Gründe, das Verstehen, das Mitdenken auf dem Standpunkt eines jeden anderen, die Redlichkeit, die Disziplinierung und Kontinuität des Lebens.

Aber diese Bildung ist natürlicher Erfolg, nicht planbares Ziel. Durch die Aufstellung der Bildung zu einem besonderen, in Loslösung von den Wissenschaften erreichbaren Ziel, wird gerade solche Bildung verloren. Mag man an eine dünne »humanistische« Bildung denken, die statt philologisch-methodischer Schulung anschauliche schöne Dinge zum Genusse und müßigem Gerede darbieten würde, oder mag man an religiöse Bedürfnisse denken, die in der Lehre der Universität eine kümmerliche Befriedigung finden sollten, – das alles ist Täuschung. Die Universität ist keine Kirche, kein Mysterium, nicht der Ort für Wirksamkeit von Propheten. Ihr Grundsatz ist: denkend alle Werkzeuge und Möglichkeiten zu entwickeln, an die Grenzen zu führen, den Lernenden aber in allem Entscheidenden des Handelns und Glaubens auf sich selbst zu verweisen, auf seine Verantwortung, die durch das Erkennen in das hellste Bewußtsein der Bedeutung gebracht wird. Die Universität stellt die Anforderung rücksichtslosen Erkennenwollens. Da Erkennen nur in selbständiger Initiative möglich ist, ist ihr Ziel diese Selbständigkeit des Einzelnen. Sie kennt innerhalb ihrer Sphäre keine Autorität, sie respektiert nur die Wahrheit, in ihren unendlichen Gestalten, diese Wahrheit, die alle suchen, die aber niemand endgültig und fertig besitzt.

81 | Diese Bildung durch die Universitätsidee ist wesentlich gegründet in dem ursprünglichen Wissenwollen. Ihm ist das Erkennen Selbstzweck. Das in solcher Bildung erwachsene Menschsein ist unbeirrbar und zugleich unendlich bescheiden. Was der Zweck des Daseins, das Endziel sei, ist durch keine bloße Erkenntnis zu entscheiden. Hier ist jedenfalls *ein* Endzweck: die Welt will erkannt werden.<sup>76</sup> An der Universität hat die Forschung nicht nur ihren Platz, weil sie die Grundlagen für die wissenschaftliche Ausbildung zu praktischen Berufen gibt, sondern weil die Universität für die Forschung da ist, in ihr ihren Sinn erfüllt. Der Student ist angehender Gelehrter und Forscher und er bleibt sein Leben lang ein philosophisch wissenschaftlicher Mensch, wenn er in

jene Bewegung dauernden Wachsens der Idee eingetreten ist, auch wenn er sich auswirkt im praktischen Beruf der Wirklichkeitsgestaltung, die nicht weniger produktiv ist als die wissenschaftliche Leistung im engeren, literarisch sichtbaren Sinn.

3. *Bildung durch den Gehalt der Wissenschaften.* Der Bildungswert<sup>230</sup> der Naturwissenschaften und der Geisteswissenschaften hat einen sehr verschiedenen Charakter. Naturwissenschaftlicher Realismus und Humanismus scheinen zwei Bildungsideale. Beide beruhen auf wissenschaftlicher Forschung, das eine auf dem Umgang mit den Realitäten der Natur durch Beobachtung und Experiment, das andere auf dem Umgang mit Büchern und Werken des Menschen durch Verstehen.

In den Geisteswissenschaften bleiben wir im Element des Verstehbaren und berühren nur als Grenze und als das Fremde, die unverstehbaren Daseinsbedingungen allen Geistes, etwa in geographischen Gegebenheiten, Rassen, Naturkatastrophen. Aber unser Dasein ist bestimmt von diesem Unverstehbaren, das die Naturwissenschaft zu erkennen und zu erklären sucht.

Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften haben die Tendenz, je sich selber den Vorrang zu geben und zur eigentlichen Wissenschaft zu machen. Ein Bildungsideal, in dem Humanismus und Realismus miteinander verbunden wären zu gegenseitiger Erleuchtung und Durchdringung, besteht bis heute nicht, außer in persönlichen Einzelgestalten wie Alexander von Humboldt, K. E. von Baer<sup>393</sup> u.a.

| Der Bildungswert der Geisteswissenschaft ist die Teilnahme an der menschlichen Vergangenheit, das Wissen in der Weite der menschlichen Möglichkeiten. Auch wo der Weg der Erkenntnis (der in der Philologie beschränkt wird) vergessen ist, bleibt das Ergebnis als solches bedeutsam. Die Erfüllung der Seele mit den Gehalten der Mythen, Bilder, Werke, der menschlichen Wirklichkeit als solcher hat schon den großen Bildungswert.

Der Bildungswert der Naturwissenschaften dagegen liegt in der Übung exakt-realistischer Auffassung. Sehr viel weniger als bei den Geisteswissenschaften bilden die Inhalte als solche. In der Physik und Chemie sind die Ergebnisse verhältnismäßig gleichgültig, während der Weg, auf dem sie gewonnen sind (die Methode), den Bildungswert hat. Wer hier nur Ergebnisse kennt, hat ein im Grunde totes Wissen. Die bloße Aneignung der Ergebnisse schafft daher hier das Gegenteil von geistiger Bildung. Es entsteht eine abergläubische Dogmatik der zur Autorität erhobenen Wissenschaft. Am wenigsten Bildungswert hat, was bei der Menge im Vordergrund steht, die Dogmatisierung zum Weltbild. Ein Wissen, dessen Begründung ich nicht selbständig einsehen kann, wirkt hier ruinös. Die doch im Prinzip immer falschen Weltbilder gelten wie früher die Mythen. Ein entseeltes Weltbild tritt an die Stelle der mythischen Welt; ein reiches, gehaltvolles Ganzes wird ersetzt durch ein unendlich armes. Leere naturwissenschaftliche Ansichten treten an Stelle lebendigen, anschauenden Verkehrs mit der Natur. Nicht durch die Naturwissenschaften, sondern durch die falsche Auffassung von ihnen, in der ihre Ergebnisse dogmatisch und von abergläubischem Charakter werden, entsteht die in der

modernen Zeit verbreitete »Entzauberung« der Welt.<sup>231</sup> Dieser Dogmatik wäre eine Dogmatik der mythischen Welt voller Wunder und Zauber als Bildungsfaktor vorzuziehen.

Das Gesagte gilt vor allem von den exakten Naturwissenschaften. Sie leisten das Höchste an wissenschaftlicher Präzision und Sauberkeit, lassen die größte Klarheit über die Voraussetzungen der eigenen Erkenntnisakte entstehen. Sie bestätigen das Wort Kants, Wissenschaft gebe es nur, soweit Mathematik anwendbar sei.<sup>232</sup> Darum ist aber auch in diesem Falle alles am Begreifen der Erkenntnisschritte, und fast nichts am Hinnehmen der Resultate gelegen. Die Naturwissenschaften umfassen jedoch | ein weiteres Feld. Schon im Unlebendigen gibt es die unendliche Gestaltenfülle der Minerale. Und das Leben zeigt uns eine Realität, rätselhafter noch und undurchdringlicher als die bloße Materie. Kant schrieb, was noch heute gültig ist: »Es ist ganz gewiß, daß wir die organisierten Wesen und deren innere Möglichkeit nach bloß mechanischen Prinzipien der Natur nicht einmal hinreichend kennenlernen, viel weniger uns erklären können, und zwar so gewiß, daß man dreist sagen kann, es ist für Menschen ungeeignet, auch nur einen solchen Anschlag zu fassen, oder zu hoffen, daß noch etwa dereinst ein Newton aufstehen könne, der auch nur die Erzeugung eines Grashalms nach Naturgesetzen, die keine Absicht geordnet hat, begreiflich machen werde.«<sup>233</sup> Heute haben die Wissenschaften vom Leben einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Und hier hat der bloße Inhalt als solcher schon eher einen Bildungswert. Die unendlichen Gestalten des Lebens eröffnen eine Welt, die den vertrauten Umgang mit der Natur, wie ihn jeder Mensch für sich hat, sinnvoll erweitert, klärt, vertieft. Der Bildungswert hängt aber davon ab, wieweit das naturwissenschaftliche Wissen sich umsetzt in lebendiges Beobachten, Anschauen, Zueigenmachen der Umwelt.

### *b) Erziehung*

Die Erziehung wechselt mit den Gestalten, die das geschichtliche Leben der Völker annimmt. Die Erziehungseinheit ist durch eine gesellschaftliche Einheit gegeben, z.B. die Kirche, den Stand, die Nation. Erziehung ist die Weise, wie die besonderen gesellschaftlichen Gestalten durch die Generationen hindurch in der Überlieferung sich selbst erhalten. Darum wandelt sich mit gesellschaftlichen Umwälzungen auch die Erziehung und wenden sich Erneuerungsversuche zuerst den pädagogischen Fragen zu. Darum wird auch das Nachdenken über Erziehung bis zu Staat und Gesellschaft geführt, und Entwürfe wie Platos Staat<sup>38</sup> lassen staatliche und Erziehungsorganisationen zu einer großen Einheit zusammenfallen. Die Erziehung prägt den Einzelnen zum Glied des Ganzen, und das Ganze ist Mittel der Erziehung des Einzelnen.

Die historische Wandelbarkeit ist groß. Die Inhalte des Unterrichts werden gewählt nach den Bedürfnissen der jeweiligen | Gesellschaft: theologisches Wissen beim Priesterunterricht, sprachliche Kenntnisse und Fertigkeiten bei humanistischen Bedürfnissen. Heute gelten soziologische, ökonomische, technische, naturwissenschaftliche und geographische Kenntnisse betont als wichtig. Die Erziehung wechselt dazu mit

den Bildungsidealen. Es gab Standesschulen, Ritterakademien, Privatunterricht der Aristokraten und Patrizier. Alle Demokratie verlangt gemeinsame Erziehung, weil nichts den Menschen so sehr einen gemeinschaftlichen Boden schafft als die gleiche Erziehung.

Sehen wir nun von der soziologischen und historischen Bedingtheit ab und suchen wir sachliche Grundformen der Erziehung auf, so zeigen sich folgende drei Möglichkeiten.

a) *Scholastische Erziehung*:<sup>39</sup> Die Erziehung beschränkt sich auf das bloße »tradere«,<sup>40</sup> Der Lehrer reproduziert nur, ist nicht selbst lebendiger Forscher. Der Lehrstoff ist System. Es gibt autoritative Schriftsteller und Bücher. Der Lehrer wird unpersönlich, er ist nur als Vertreter, der durch jeden anderen ersetzbar ist. Der Stoff ist in Formeln gepreßt. Im Mittelalter diktierte man und kommentierte. Das Diktieren fällt heute fort, da es durch Bücher ersetzbar ist. Der Sinn aber ist auch heute noch denkbar und wirklich. Man ordnet sich einem Ganzen unter, in dem man geborgen ist, ohne sich einer einzelnen Persönlichkeit zu verschreiben. Das Wissen ist endgültig fixiert. Die Gesinnung ist: man will das Feste lernen, die Ergebnisse sich aneignen, »schwarz auf weiß nach Hause tragen«,<sup>41</sup> – Das Scholastische bleibt eine unumgängliche Basis der rationalen Tradition.

b) *Meistererziehung*:<sup>42</sup> Maßgebend ist nicht eine unpersönliche Tradition, sondern eine Persönlichkeit, welche als einzig empfunden wird. Die ihr gezollte Verehrung und Liebe haben einen Zug von Unterwerfung. Die Distanz in Unterordnung setzt nicht nur einen Unterschied des Grades, nicht nur einen Unterschied der Generationen, sondern einen qualitativen Unterschied. Die Autorität der Persönlichkeit hat eine wunderbare Kraft. Es finden sich zusammen das Bedürfnis nach Unterordnung, um der eigenen Verantwortung zu entgehen, die Erleichterung im Sichanhängen, die Steigerung des sonst geringen Selbstbewußtseins durch die Zugehörigkeit zu einem solchen Bunde,<sup>237</sup> das Verlangen nach strenger Erziehung, die aus eigener Kraft nicht gelingt.

| c) *Sokratische Erziehung*:<sup>44</sup> Lehrer und Schüler stehen dem Sinn nach auf gleichem Niveau. Beide sind der Idee nach frei. Es gibt keine feste Lehre, sondern es herrscht das grenzenlose Fragen und das Nichtwissen im Absoluten. Die persönliche Verantwortung wird damit auf das äußerste gebracht und nirgends erleichtert. Die Erziehung ist eine »mäeutische«,<sup>45</sup> d.h. es wird den Kräften im Schüler zur Geburt verholfen, es werden in ihm vorhandene Möglichkeiten geweckt, aber nicht von außen aufgezwungen. Nicht das zufällige, empirische Individuum in seiner besonderen Artung kommt zur Geltung, sondern ein Selbst, das im unendlichen Prozesse zu sich kommt, indem es sich verwirklicht. Dem Drange der Schüler, den Lehrer zur Autorität und zum Meister zu machen, widersteht der sokratische Lehrer als der größten Verführung der Schüler: er weist sie von sich auf sich selbst zurück; er versteckt sich in Paradoxien, macht sich unzugänglich. Es gibt nur kämpfende Liebe<sup>37</sup> als Prozeß zwischen ihnen, nicht sich unterwerfendes Anhängen. Der Lehrer weiß sich als Mensch und er fordert, daß der Schüler Mensch und Gott unterscheide.

In allen drei Typen der Erziehung herrscht *Ehrfurcht*. Diese findet ihren Gipfel bei der scholastischen Erziehung in einer Tradition, die zugleich in einer hierarchischen Ordnung leibhaftig gegenwärtig ist; bei der Meistererziehung in der Persönlichkeit des Meisters; bei der sokratischen Erziehung in der Idee des unendlichen Geistes, in dem es auf eigene Verantwortung vor der Transzendenz zu existieren gilt.

In dem Maße, als die Substanz fraglich wird, formalisiert sich die Erziehung. Die Ehrfurcht wird künstlich hochgehalten durch bewußtes Geheimnis als Mittel der Oberen, durch Forderung persönlicher Autorität und blinden Gehorsams. Statt einer disziplinierten Arbeit in der umgreifenden Substanz bleibt leere »Pflichterfüllung«. Statt des Agons um die besten Leistungen entsteht der eitle Ehrgeiz, der in der Anerkennung und Zensierung das Endziel sieht. An Stelle des Hineinwachsens in ein substantielles Ganzes tritt bloßes Lernen von Dingen, die nützlich sein können. Statt Bildung unter einem Ideal bleibt der Erwerb von schnell wieder zu vergessenden Kenntnissen für ein Examen, durch welches Bildung bescheinigt wird.

86 | Alle bewußte Erziehung setzt Substanz voraus. Ohne Glauben gibt es keine Erziehung, sondern bloße Unterrichtstechnik. Das Suchen nach dem Erziehungsziel ist hoffnungslos, wenn es etwas anderes ist als das Sichbewußtmachen der gegenwärtigen Substanz, des eigenen Willens. Daher die geringe Bedeutung der Schlagworte von Erziehungszielen, die man hören kann: Ausbildung der besonderen Eignung, Ertüchtigung, Weltorientierung, Charakterbildung, Nationalbewußtsein, Kraft und Selbständigkeit, Ausdrucksfähigkeit, Bildung der Persönlichkeit, Schaffung eines alle verbindenden gemeinsamen Kulturbewußtseins usw.

Die Erziehung *an der Universität* ist ihrem Wesen nach *sokratische Erziehung*. Studenten sind Erwachsene, nicht Kinder. Sie haben die Reife der vollen Selbstverantwortung. Die Lehrer geben keine Anweisungen und keine persönliche Führung. Das einzig hohe Gut, das mit der Selbsterziehung des Einzelnen in der Luft der Universität erworben werden kann, die innere Freiheit, ist verloren, wenn eine Erziehung stattfindet, wie sie großartig etwa in geistlichen Orden, auch in Kadettenanstalten,<sup>238</sup> in der Janitscharenzucht<sup>239</sup> entfaltet worden ist. Solcher allgemeinen Zucht oder einem Meister kann man sich nicht unterwerfen, ohne jene Freiheit zu verlieren. Nur in der Freiheit kommen wir zu den Erfahrungen ursprünglichen Wissenwollens und damit menschlicher Selbständigkeit, die sich von Gott geschenkt und zugleich gebunden weiß.

Die Freiheit des Lebens in dieser Idee hat aber »gefährliche« Folgen. Da dieses Leben nur aus eigener Verantwortung gedeiht, wird schon der Student auf sich selbst zurückgewiesen. Der Freiheit der Lehre entspringt die Freiheit des Lernens. Keine Autorität, keine vorschrittmäßige Lebensführung und schulmäßige Studienleitung darf den Studenten beherrschen. Er hat die Freiheit zu verkommen.<sup>79</sup> Es ist gesagt worden: Man muß Jünglinge wagen, wenn Männer entstehen sollen.<sup>80</sup> Wohl spielt auch der scholastische Unterricht eine berechnete Rolle, das Lernen im engeren Sinn, das Üben der Methode – aber der Student hat die freie Wahl, wieweit er ihn mitmachen will. Die so-

kratische Beziehung ohne Autorität, auf gleichem Niveau, ist auch zwischen Professor und Student die der Idee entsprechende. Aber diese Beziehung ist mit strengem, gegenseitigem Anspruch | verbunden. Es gilt überall nur geistige, sich selbst wählende und bewährende Aristokratie. Wir leben miteinander unter der Voraussetzung, gegenseitig in uns an das höchste Können und die Idee zu appellieren. Unser Feind ist die gemütliche Behaglichkeit. Wir haben die ursprüngliche Sehnsucht zu den uns Überlegenen. Die Liebe zum großen Manne, dessen Existenz der Anspruch an uns ist, beflügelt uns. Und doch bleibt überall die Beziehung sokratisch. Niemand wird unfehlbare Autorität. Selbständigkeit und Freiheit hat noch das Sandkorn gegenüber dem Felsen. Auch das Sandkorn ist Substanz. Die Geltung der geistigen Aristokratie bedeutet für den Einzelnen entscheidend Anspruch gegen sich selbst, nicht Überlegenheit und Anspruch gegen andere. Das Grundbewußtsein des Einzelnen als Gliedes der Universität, des Professors und des Studenten, ist, daß er arbeiten und sich anstrengen soll, als ob er zu Höchstem berufen sei, aber daß er dauernd unter dem Druck steht, ob er sich bewähren wird. Es ist das beste, in dieser Hinsicht der Selbstreflexion keinen breiten Raum zu geben, aber auch keine Anerkennung von außen zu beanspruchen.

Man hat wohl gesagt, die Studenten sollten Führer des Volkes werden, und man hat sogar den wunderlichen Begriff einer Führerhochschule geprägt.<sup>82</sup> Das liegt nicht in der Idee der Universität. Führer kommen aus allen Ständen und Schichten. Sachkunde wird nicht nur an der Universität erworben. Die akademische Bildung gibt hier kein Vorrecht. Man möchte wohl vom Führer »Geistigkeit« fordern. Aber faktisch sind die Führer oft von anderer Qualität. Die Welt ist nicht der platonische Philosophenstaat. Machtwille, Entschlossenheit, Umsicht, Augenmaß für gegenwärtig konkrete Realitäten, praktische Übung und Erfolg, besondere Charaktereigenschaften sind das Entscheidende. Führer können auch aus den Kreisen akademischer Bildung kommen. Jedoch ist der allgemeine Typus akademischer Berufe kein Führertypus. Der Seelsorger, der Arzt, der Lehrer sind wohl »Führer« in einem begrenzten Sinn, entweder durch formale Autorität (die mit der Universitätsidee nichts zu tun hat), solange sie in der Gesellschaft anerkannt wird, oder durch ihre Menschlichkeit und Geistigkeit, die sich durchsetzt, aber auch immer wieder in Frage gestellt wird; oder durch Sachkunde, die sich nützlich erweist, in den Sphären dieser Sachkunde.

### | 3. *Kommunikation*

Die Universität bringt Menschen zusammen, die wissenschaftlich erkennen und geistig leben. Der ursprüngliche Sinn der universitas als Gemeinschaft der Lehrer und Schüler ist ebenso wichtig wie der Sinn der universalen Einheit der Wissenschaften. In der Idee der Universität liegt die Aufgabe grenzenlosen Sichinbeziehungsetzens, um dem Einen des Ganzen sich zu nähern. Nicht nur innerhalb der Sachgebiete der Wissenschaften, sondern auch im wissenschaftlich-persönlichen Leben fordert die Idee



die Kommunikation. Daher soll die Universität der Rahmen sein, innerhalb dessen Forscher untereinander und Forscher und Schüler in Verbindung der Diskussion und der Mitteilung treten. Diese Kommunikation kann der Idee nach am Ende nur die sokratische sein, die kämpfend in Frage stellt, damit Menschen sich selbst und sich gegenseitig offenbar werden.

Die geistig fruchtbarste Kommunikation wird wirklich in der Freundschaft zu zweien, in der Liebe und Ehe.<sup>394</sup> Die geistige Bedeutung der Männerfreundschaften (die Brüder Grimm, Schiller und Goethe, Marx und Engels), der Ehe (Schelling-Karoline, J. Stuart Mill, die Brownings)<sup>65</sup> soll hier nicht vergegenwärtigt werden. Wir vergegenwärtigen die Aufgaben der Universität.

Die Universität ist die Stätte, an der bedingungslos nach Wahrheit in jedem Sinne geforscht wird. Der Wahrheit müssen alle Möglichkeiten der Forschung dienen. Weil das Wahrheitssuchen radikal ist, muß es an der Universität die stärksten geistigen Spannungen geben. Sie sind eine Bedingung des Voranschreitens. Aber die Spannungen, die zum geistigen Kampf führen, sind sinnvoll durch das gemeinsam Umgreifende, das durch Polaritäten zur Erscheinung kommt. Echte Forscher sind im heftigen Kampf zugleich solidarisch verbunden.

Das Wahrheitssuchen an der Universität ist von jeder unmittelbaren praktischen Verantwortung entbunden. Es gibt hier nur die Verantwortung für die Wahrheit selbst. Die Forscher stehen, indem sie miteinander um die Wahrheit ringen, nicht im Daseinskampf miteinander. Das Ringen geschieht in der Ebene des Versuchs und ist daher für das Dasein des Einzelnen ungefährlich, wenn Staat und Gesellschaft, die die Universität wollen, schützen.

89 | Um so größer ist die mittelbare Verantwortung für die Folgen, die sich aus den Gedanken, mögen sie wahr oder falsch sein oder beides zugleich, für Verwirklichungen in der Welt ergeben. Diese Folgen sind in der Tat von vornherein nicht übersehbar. Aber das Wissen um sie macht den verantwortungsbewußten Denker behutsam. Hegel hat gesagt: »Die theoretische Arbeit bringt mehr zuwege als die praktische; ist erst das Reich der Vorstellungen revolutioniert, so hält die Wirklichkeit nicht aus.«<sup>243</sup> Nietzsche hat schauernd diese Verantwortung gesehen, und er ist zugleich der Denker, der in vernichtendem Übermut verantwortungslos jede Gedankenmöglichkeit in wirksamster Fassung in die Welt schleuderte, an der Magie des Extrems sich berauschte und entsetzte, kommunikationslos in die Leere des Zeitalters rufend.<sup>244</sup>

Die Kommunikation wird gesteigert durch dies beides: durch das Ausbleiben der unmittelbaren Daseinsinteressen und die damit gegebene scheinbare Ungefährlichkeit bloßen Versuchs, und durch die mittelbare Verantwortung des Denkens. Diese wird in der Kommunikation aus dem Hintergrund gefühlter Möglichkeiten viel eher erweckt als im einsamen, widerstandslosen Denken.

Zur Wahrheit gehört, daß alles geistig Ergriffene eine Wirkung auf den Menschen hat. Die Kommunikation selber ist ein Ursprung des Wahrheitsfindens durch das Er-

proben dieser Wirkung. Die Kommunikation erst macht die Universität zu einem Leben der Wahrheit. Denn die Universität ist nicht eine dirigierte, nach Plan und Absicht regelmäßig laufende Schule.

Daher ist die Weise der an der Universität stattfindenden Kommunikation eine Sache aller ihrer Glieder. Das behutsame Sichabschließen, die Verwandlung der Kommunikation in unverbindliche Geselligkeit, der Formen wesentlichen Verkehrs in verschleiernde Konventionen ist immer zugleich ein Absinken des geistigen Lebens. Bewußte Reflexion auf die Weisen der Kommunikation kann den Weg für diese in Erinnerung bringen.

#### *a) Disputation und Diskussion*

In der Sphäre der Wissenschaft besteht die Kommunikation als Diskussion. Was wir gefunden haben, teilen wir mit. Wir | wollen bestätigt oder in Frage gestellt werden. Die fachmäßigen Einzelerörterungen werden an der Grenze zu einem letzten Infragestellen, das philosophisch ist. Hier unterscheiden wir Disputation und Diskussion:

90

1. In der logischen Disputation werden feste Prinzipien vorausgesetzt. In formaler Weise werden Folgen abgeleitet und der Gegner mit dem Satze des Widerspruchs geschlagen. Das Mittelalter hat die Regeln solcher Disputation bis ins Einzelne entwickelt und in disziplinierten Gemeinschaften verwirklicht.

Die Disputation, ein öffentlicher Vorgang in der Wechselrede vor Zuhörern, hat einen Zug des intellektuellen Machtkampfes. Die Stimmung und Frage aller ist nicht was, sondern wer behält Recht? Unter Mitwirkung zahlloser Kniffe, die die logische Eristik<sup>62</sup> seit dem Altertum bewußt gemacht hat, geht es mehr um Sieg oder Niederlage als um Wahrheit. Das Ende ist bei diesem Machtkampf – der übrigens für die formale Klarheit nützlich sein kann, wenn er auch dem geistigen Ganzwerden wenig dient –, irgendwo der Abbruch der Kommunikation nach dem Satze: *Contra principia negantem non est disputandum*.<sup>63</sup>

2. In der Diskussion als geistiger Kommunikation gibt es keine letzten Prinzipien und keinen bis zum Sieg festgehaltenen Standpunkt. Was man selbst und was der andere als Prinzip voraussetzt, will erst gesucht werden. Man will klar werden über das, was man eigentlich meint. Und jedes gefundene Prinzip ist Ausgangspunkt neuer Bewegung, wenn nicht das Letzte eine Frage bleibt. Man zeigt sich gegenseitig die Voraussetzungen, die man implizite machte und arbeitet in der Diskussion an einer gemeinsamen, klarer werdenden Anschauung. Es gibt kein Ende. Es gibt keinen Sieg. Jeder, der in die Lage kommt, recht zu behalten, bekommt gerade dadurch Mißtrauen gegen sich. Jedes Ergebnis ist nur Stufe.

Echte Diskussion, die keine Grenze kennt, gibt es nur zu zweien unter vier Augen. Schon der Dritte stört, verwandelt leicht die Diskussion in Disputation, weckt die Machtinstinkte. Aber wir diskutieren trotzdem mit Vorteil auch in größerem Kreise. Hier wird vorbereitet, was im Gespräch zu zweien vollendet wird, hier werden Stellungen dar-

gelegt, Standpunkte entwickelt, es werden Ausführungen der Einzelnen aneinandergereiht, nicht scharfe Diskussion versucht, die nur in schnellem | Wechselgespräch ge-  
 91 | deiht; es wird kein Ergebnis gesucht. Daher gibt es auch spezifische Regeln für die Diskussion unter mehreren: man soll nicht wiederholen, was man gesagt hat, nicht durch solche Wiederholung sein »Recht haben« betonen, nicht das letzte Wort haben wollen, sondern sich begnügen, seine Sache gesagt zu haben, und nun alle anderen hören.

### *b) Zusammenarbeit: Schulbildung*

Jede wissenschaftliche Leistung ist im Entscheidenden die eines einzelnen Menschen. Sie ist persönliche Leistung. Diese aber gewinnt ihre Steigerung durch Zusammenarbeit mehrerer. Zusammenarbeit ist die Kommunikation in der Sache derart, daß Antrieb, Klarheit, Reiz den höchsten Grad erreichen, daß der Einfall des einen den Einfall des andern erweckt, der Ball hin und her geworfen wird.

Solche kommunikative Forschungsbewegung ist unterschieden von Kollektivarbeit. Diese ist ein wissenschaftlicher Industriebetrieb, der etwas hervorbringt dadurch, daß der führende Kopf Arbeiter beauftragt, die er zwar Mitarbeiter nennt, aber in der Tat einstellt als Glieder in die Kette seines Planes.

Kollektivarbeit kann ferner die Form annehmen, daß etwa in dem gemeinsamen Geiste einer Klinik eine Reihe Einzelner je ein Thema aus dem Plan eines Werkes übernehmen. Dann ist jede Leistung eine Einzelleistung, das Ganze aber doch zusammengehalten durch den Hintergrund des Gemeinsamen, das in Gesprächen, gegenseitiger Lektüre und Kritik zur Klarheit gebracht wurde.

Als die Kontinuität wissenschaftlicher Überlieferung entstehen Schulen. Schulbildung gibt es in zweifachem Sinn: 1. Als Nachahmung eines Vorbilds, dessen Arbeiten durch Analogieleistungen erweitert und vermehrt werden, dessen System ausgebaut, übertragen, reproduziert wird. 2. Als Zusammenhang der wissenschaftlichen Tradition, so daß der Schüler so selbständig wie der Lehrer sein kann; meistens so, daß gar nicht eine einzige Persönlichkeit der Führer war, sondern eine Gruppe. Es handelt sich um die Schule einer geistigen Bewegung, die durch einige Generationen anhält. Die auf gemeinsamem Boden Stehenden gewinnen durch gegenseitigen Austausch, durch  
 92 | Wettkampf das Höchstmaß von Kraftauslösung, das Interesse wird durch den Widerhall gesteigert, Konkurrenz und Neid werden zu Agon und Enthusiasmus für die Sache.

Solche Schulbildungen wachsen ungerufen. Sie können nicht gemacht werden. Versucht man es, so entstehen künstliche Betriebe ohne Fruchtbarkeit. Der Zustrom der durchschnittlichen Masse zur wissenschaftlichen Forschung hat überall dort abgeleitete Schulbildungen hervorgerufen, wo entweder eine faßliche, äußerliche »Methodik« schnellstens für jedermann lernbar und zum Scheine anwendbar wurde, so daß nach dem Schema jeder »mitarbeiten« konnte, oder wo neben einer formalen Denkmethode eine begrenzte Anzahl leicht lernbarer Grundbegriffe zum Subsumieren jedes beliebigen, was neu auftaucht, geeignet ist.

Ursprung geistiger Bewegung liegt meist in kleinsten Kreisen. Wenige Männer, zwei oder drei oder vier, die etwa in Institut oder Klinik arbeiten, leben beflügelt im Austausch eines Gemeinsamen, das als Ausgang neuer Einsichten die Gemeinschaft in der Sache, in der Idee bedeutet. Verborgener wächst solcher Geist zwischen Freunden, wird bewährt und sichtbar in objektiven Leistungen, um dann als geistige Bewegung in öffentliche Erscheinung zu treten.

Ein gemeinsamer Geist solcher Art, der die gesamte Universität verbände, ist unmöglich. Er gehört kleineren Gruppen und die Universität hat das höchste Leben, wenn solche Gruppen zahlreich sind und ihrerseits wieder in Wechselwirkung treten.

### *c) Sichtreffen der Wissenschaften und Weltanschauungen*

An der Universität begegnen sich die Wissenschaften durch ihre Vertreter. Die Gegenwartigkeit aller Wissensweisen an einem Orte vermag jede einzelne zu steigern. Die gegenseitige Anregung führt auf die Einheit der Wissenschaften hin. Die ständige Zerstreuung im Zerfall der Wissenschaften zu einem Aggregat zwingt durch die wiedererweckte Beziehung zum Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit und läßt dann das Ziel des Einsseins nicht aus dem Auge verlieren.

| In der Kommunikation der Wissenschaften treffen tiefere geistige Bewegungen aufeinander, die erst im Zusammenstoß auch sich selbst offenbar werden. 93

Der Kommunikationswille richtet sich auch auf das Fremde und Ferne, auch auf Menschen, die sich geistig in ihrem Glauben kommunikationslos abkapseln möchten. Er sucht die Gefahr, in Frage gestellt zu werden, weil nur in der äußersten Infragestellung offenbar wird, ob Wahrheit auf dem eigenen Wege ist. Das hat eine grundsätzliche Folge für die Zulassung geistiger Bewegungen an der Universität.

Die Idee der Universität ist Element der allumgreifenden Vernunft: des Willens zu unbeschränktem Forschen und Suchen, zur grenzenlosen Entfaltung der Möglichkeiten, zur Offenheit, zur Infragestellung von jedem, was in der Welt vorkommen kann, zur unbedingten Wahrheit mit der ganzen Gefahr des *sapere aude*. Man könnte die Folgerung ziehen wollen, also habe nur diese Weltanschauung der Vernunft an der Universität ihren Platz. Das hätte ein Prüfen des anderen auf seine Weltanschauung zur Folge. Gerade das widerspricht der Universitätsidee. Sie prüft die wissenschaftliche Leistung und das geistige Niveau eines Menschen, den sie zu ihrem Gliede machen möchte. Sie unterscheidet sich von sektenhaften, kirchlichen, von allen fanatischen Kräften, die ihre Weltanschauung aufdringen und in ihren Kreisen entfalten wollen, dadurch, daß sie nur frei gedeihen will und lieber zugrunde geht, als sich vor fremder Geistigkeit, vor den Mächten des Vernunftwidrigen sorgsam zu hüten, sich dem von dorthin an die Wurzel gehenden geistigen Kampf zu entziehen. Nur auf eines kann sie bei ihren Gliedern nie verzichten, auf fachliche, wissenschaftliche Leistung, auf handwerkliche Tüchtigkeit und auf »Niveau«. Im übrigen aber wird sie selbst Menschen in sich aufnehmen, die das *sacrificio del intelletto*<sup>78</sup> begehen, selbst

solche, die ihrerseits, wenn sie die Macht hätten, intolerant wären und die Idee der Universität vernichten würden. Sie vertraut darauf, daß sie das ertragen kann. Sie darf nicht in ruhigem Besitz leben. Ihr Kommunikationswille möchte auch das gegen Kommunikation sich Sträubende aufschließen. Der Idee wäre es ungemäß, irgendeinen Mann von geistigem Rang, der tatsächliche wissenschaftliche Leistungen zeigt und fortdauernd wissenschaftlich arbeitet – | auch wenn diese Wissenschaft letzthin im Dienste eines fremden Interesses steht –, abzulehnen. Ebenso ungemäß aber wäre es, zu verlangen, für »jede Weltanschauung« Vertreter an der Universität – etwa in philosophischen, historischen, soziologischen, staatswissenschaftlichen Fächern – zu schaffen. Wenn auf dem Boden einer Weltanschauung tatsächlich keine Persönlichkeit von wissenschaftlich erheblichem Rang entstanden ist, so kann diese Weltanschauung sich im Reiche der Wissenschaft auch nicht zur Geltung bringen. Die Neigung des einzelnen Menschen ist es gewiß, daß er am liebsten mit Gesinnungsgenossen zusammenlebt. Sofern er zur Idee der Universität sich bekennt und bei der Auswahl der Menschen mitzureden hat, wird er aber gerade auch dazu neigen, das Entfernteste heranzuziehen, Möglichkeiten des Kampfes zu schaffen, die Spannweite des geistigen Umfangs zu erweitern, vor allem wissenschaftliche Leistung und geistigen Rang allein entscheiden zu lassen. Die Idee der Universität läßt es nicht nur zu, sondern fordert, Persönlichkeiten in ihren Körper aufzunehmen, die ihr selbst widersprechen. Sofern aber diese Persönlichkeiten ihre außerwissenschaftlichen Glaubensinhalte und Autoritäten innerhalb der Universität nicht nur zum Gegenstand der Darstellung und Diskussion machen, nicht nur als Impuls für ihre eigene Forschung wirken lassen, sondern ihrerseits die Universität damit zu beherrschen suchen, in der Auswahl von weiteren Persönlichkeiten zunächst auf ihre Gesinnungsgenossen blicken, wissenschaftliche Freiheit durch Propaganda ersetzen, dann würde die Idee der Universität sich in den anderen Gliedern der Institution aufs schärfste widersetzen.

#### 4. *Universalität: der Kosmos der Wissenschaften*

1. Die Wissenschaften sind zuerst aus der Praxis erwachsen, und zwar aus der Heilkunst, der Feldmeßkunst, den Werkstätten der Bauleute und Maler, der Schifffahrt, der Wirtschaft, der Diplomatie, der Staatsverwaltung, dem Reden und Schreiben und vielem anderen. Daß darin ein Gemeinsames liegt, das Denken und Wissen überhaupt, ist eine philosophische Idee. Erst aus ihr entspringt die Aufgabe, dieses Gemeinsame bewußt zu machen und die Gesamtheit der Wissensweisen mit ihren | Gegenständen als das Ganze des Wissens oder als die Einheit der Wissenschaften zu gestalten.

Das ursprüngliche Wissenwollen selber, wenn es auch nur im Ergreifen eines Besonderen und an dessen Leitfaden sich verwirklichen kann, ist doch eines und geht auf das Ganze. Es sieht alle jene zerstreuten Ansätze von Wissen und Forschung, um

sie sich treffen zu lassen im Zusammenspiel, das ein Kosmos der Wissenschaften wird und als Universität seine Verwirklichung und Ordnung findet.

Das aber geschieht garnicht eindeutig. Wohl schien im Mittelalter durch die Summen und die Enzyklopädien alles Wissen zusammengebracht, aber es wurde zugleich auch als ein fertiges angesehen. Im Durchbruch durch diese großartige und reiche Geschlossenheit erwuchs das neue Wissen. Das Wissen zerriß. Es hielt sich in vereinzelt und ganz verschiedenen Gestalten unter Verwerfung der anderen für absolut und verlor die Idee der Einheit. Oder diese Einheit konnte doch nur noch bestehen als die Gemeinsamkeit, daß überhaupt gedacht wurde, Regeln der Logik galten. Die Einheit aller Wissenschaften wurde kraftvoller erst wieder möglich, wenn eine Wissenschaftlichkeit, die, bei unendlichen Verschiedenheiten der Gegenstände, Methoden und Probleme, doch objektiv gültig für jedes denkende Bewußtsein forschen will, als eine verbindende Grundhaltung anerkannt wurde. Dies aber blieb stets auch in Frage gestellt. Die Einheit der Wissenschaften ist nicht wirklich da. Sie ist Idee. Aber durch diese Idee besteht die Universität. In dem Maße, als sie lebendig ist, werden Studenten sich umsehen. Ein Mediziner wird etwa eine theologische Vorlesung hören können und ein Theologe eine naturwissenschaftliche.

2. Wissenschaft in der Einheit der Idee umfaßt die Wissenschaften sowohl in dem bestimmten engeren Sinn der modernen Wissenschaft, wie in dem der Philosophie und Theologie. Daß mit einer Verabsolutierung der modernen spezifischen Wissenschaft nicht das Denken abgestoßen werde, das in deren Sinn nicht mehr Wissenschaft ist, das ist eine Lebensfrage für die Wirklichkeit der Wahrheit. Seitdem aber die modernen Wissenschaften zum Selbstbewußtsein kamen, ist eine gewaltige geistige Strukturveränderung der Universität erfolgt.

| Nicht mehr gilt die große mittelalterliche Ordnung des Wissens, nicht mehr der herrliche, verführende Entwurf aus der Philosophie des deutschen Idealismus (am schönsten und beruhigendsten in Schellings Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums).<sup>395</sup> Das Antlitz des verborgenen Kosmos der Wissenschaften scheint sich uns heute in Augenblicken zu zeigen, aber auch sogleich wieder zu verhüllen in der Faktizität gegenwärtigen Erkennens.

96

3. Wir sind frei geworden von der *Tyrannie* eines beschränkten Wissenschaftsgedankens, von der Tyrannie der Theologie, der Naturwissenschaften, der humanistischen Wissenschaften. Die neue drohende Tyrannie von Universalwissenschaften wie Soziologie und Psychologie ist nicht ungefährlich. Aber die Abwehr der Tyrannie bedeutet die Rechtfertigung des Sinns einer jeden dieser Erkenntnisbemühungen in ihren Grenzen. Abgewehrt wird die Verabsolutierung, die Ignorierung und Verachtung des Anderen, bewahrt wird die Kostbarkeit einer jeden Erkenntnis.

Die Vorherrschaft eines weltanschaulich gewordenen bestimmten Wissenschaftsgedankens kann von der Idee der Universität her nicht geduldet werden. Die Tatsache, daß fast alle Wissenschaften sich gelegentlich zu den eigentlichen, allumfassenden

Wissenschaften verabsolutiert haben, hat seinen sinnvollen Grund. Er liegt darin, daß jede echte Wissenschaft ein Ganzes ist. Der Irrtum liegt darin, daß dabei die anderen konkreten Ganzheiten des Erkennens in ihrem eigenen Ursprung nicht mehr gesehen werden, so daß eine Verarmung des Wissensbewußtseins durch die Beschränkung auf die übersteigerte besondere Wissenschaft eintritt.

4. Die Unterscheidung und Gliederung der wissenschaftlichen Methoden und Gegenstände, um im Blick auf die unerreichbare Einheit ihre Zusammengehörigkeit zu gewinnen, ist der Weg zum Kosmos der Wissenschaften, der für unser Erkennen an die Stelle des verlorenen Kosmos als eines einzigen gültigen Weltbilds getreten ist. Aus dem ständigen Zerfall in ein beziehungsloses Aggregat gibt es nur auf diesem Wege eine nie vollendete Rückkehr.

97 Das geschieht entscheidend *in den Wissenschaften* selbst, überall, wo die Forscher auf ihrem Gebiet, aus Motiven, die sich | ihnen aus der Natur der Sache zeigen, die Bezüge zum Ganzen finden. Was, in einem vermeintlichen Überblick über das Ganze als Einteilung der Wissenschaften entworfen wird, ist bloßes Schema der Idee.

Daher ist ein gültiger Kosmos der Wissenschaften, der als ein bestehendes, ordnendes, bergendes Ganzes jedem denkenden Tun seinen Ort und sein Recht gibt, nicht entstanden. Dieser Kosmos ist Aufgabe. Eine *Einteilung der Wissenschaften* kann immer nur ein vorwegnehmendes Schema sein, das heute in mannigfachen Anordnungen möglich ist.

5. Man versucht Gesamteinteilungen nach polar entgegengesetzten, aber in konkreter Forschung sich treffenden Methoden, etwa:

*Theoretische und praktische Wissenschaften.* Die theoretischen gehen ohne Zweck auf die Sache selber, die praktischen auf die Anwendbarkeit für einen zu verwirklichenden Zweck in der Welt.

*Erfahrungswissenschaften und reine Vernunftwissenschaften.* Die Erfahrungswissenschaften gehen auf reale Gegenstände in Raum und Zeit; die reinen Vernunftwissenschaften auf ideale Gegenstände, die der Erkennende begreift, indem er sie konstruiert. Die Mathematik hat ihre einzigartige Stellung als Wissenschaft von idealen Gegenständen.

*Gesetzeswissenschaften und historische Wissenschaften.* Gesetzeswissenschaften suchen das Allgemeine, historische das je einmalige Individuum zu erkennen.

6. Die konkreten Wissenschaften sind charakterisiert durch ihren Gegenstand, dessen Grund sie mit allen nur irgendwie anwendbaren Methoden näher zu kommen suchen. Daher gelingt es nicht, eine Einteilung der Wissenschaften nach diesen Methoden zu gewinnen, sowenig man die Wellenkreise einer Wasseroberfläche, die aus zahlreichen Ausgangspunkten übereinander hingehen, als ein Ganzes einteilen kann.

Aber dann ist doch, könnte man meinen, eine Einteilung nach den Gegenständen – den Ausgangspunkten der Wellenkreise – grundlegend.

Etwa nach der positivistischen Lehre Comte's<sup>396</sup> in der Reihenfolge aufsteigender Abhängigkeit von den je früheren: Mathematik, Physik und Chemie, Biologie, Psychologie, Soziologie.

| Das wäre eine Reihe der das Allgemeine suchenden Wissenschaften in der Reihe von Schichten des Seins in der Welt. 98

Oder etwa in der absteigenden Ordnung: Geschichte des Kosmos, Erdgeschichte, Lebensgeschichte, Menschheitsgeschichte, europäische Geschichte. Das wäre eine Reihe der auf das Einmalige und daher Individuelle gehenden Wissenschaften.

Bei näherer Vergegenwärtigung zeigt sich, daß jedesmal nur ein Gesichtspunkt herausgegriffen wurde, der die dann vorkommenden Wissenschaften nach einer ihrer Seiten charakterisiert. Eine wirkliche Einteilung und Übersicht der gesamten Wissenschaften ist keineswegs erreicht. Diese Gruppierungen sind sofort fragwürdig. Es gibt für uns keinen Standpunkt außerhalb, von dem der Kosmos der Wissenschaft als ein geschlossenes Ganzes übersehbar wäre.

7. Unter der falschen Voraussetzung einer einzigen schon bestehenden richtigen Wissenschaftseinteilung verfährt man bei der Erörterung der Stellung einer Wissenschaft so, als ob man sie durch Bezüge auf solche festen Punkte begrenzen und lokalisieren könne. Wenn man dagegen aus dem Gehalt einer Wissenschaft ihre Stellung im ganzen fühlbar machen will, so führt der Weg umgekehrt in die Tiefe, aus der heraus diese eine Wissenschaft wie ein Kosmos im kleinen, wie eine Repräsentanz des Wissens überhaupt erscheinen kann. Denn es gibt kaum einen gehaltvollen Gegenstand, der nicht schließlich in der Gesamtheit des Wissens aufgehoben wäre, dadurch daß von überall her Licht auf ihn fällt, oder ebensosehr umgekehrt, daß von ihm her auch alles andere Wissen aufleuchtet.

Das Eine des Wissens ist Idee. Jede Einteilung der Wissenschaften ist ein vorläufiges Schema der Idee aus einem besonderen Gesichtspunkt in einer geistesgeschichtlichen Situation, und ist daher auch falsch. Das Eine liegt dann in einer durch das Schema bevorzugten Wissenschaft.

8. Unter inhaltlichen Einteilungen der Erfahrungswissenschaften ist in neueren Zeiten eine vorherrschend geworden, die der *Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften*. Die Realität der Erfahrungswissenschaften ist entweder von außen ergriffen wie die Materie, oder von innen verstanden, wie der Geist. Die Naturwissenschaften erklären von außen durch | Kausalgesetz oder mathematische Konstruktionen, die Geisteswissenschaften verstehen von innen durch Sinngesetze.<sup>229</sup> 99

Aber solche Einteilung wird in den faktischen Forschungen stets durchbrochen. Daher ist eine Gruppierung, die ohne solche scheinbar eindeutige Logik verfährt und die vorgefundenen Wissenschaften einigermaßen, ohne Abschluß und ohne Deduktion aus einem Prinzip, zusammen ordnet, der faktischen Forschung und Gelehrsamkeit näher.

So unterscheidet die »American Academy of Arts and Sciences«<sup>397</sup> drei Gruppen:

1. Die »*humanities*«: Philosophie, Theologie, Geschichte, Archäologie, Philologie, Linguistik, Gelehrsamkeit (scholarship) und Kritik und Literatur und Künste (Architektur, Malerei, Musik).

2. Die »*social sciences*«: Soziologie, Kulturanthropologie, Anthropogeographie, Sozialpsychologie, Ökonomie, politische Wissenschaft, Verwaltung und Diplomatie.



3. Die »*physical and biological sciences*«: Mathematik, Physik, Chemie, Astronomie, Erdwissenschaften, Technik, Biophysik und Biochemie, Botanik, Bakteriologie, Zoologie, Physiologie, physische Anthropologie, Experimentalpsychologie, Medizin.

Die Akademie hat diese Einteilung für die Einordnung für Preisarbeiten gegeben, jedoch sogleich hinzugefügt, sie versuche damit nicht vollständig zu sein, die Autoren sollten angeben, in welches der drei Felder die ihrige nach ihrer Ansicht gehöre, doch bleibe das endgültige Urteil bei der Akademie.<sup>398</sup> So vorsichtig und keineswegs absolut betrachtet sie ihre Einteilung, weil sie den Gelehrten und Forschern einen Spielraum gewähren will, wenn etwa eine neue Sache keinen klaren Ort im Schema hätte.

Eine andere, der Praxis der Lehre und Forschung in ihren materiellen Mitteln noch nähere Einteilung zeigen manche Vorlesungskataloge der Universitäten, z.B. das Heidelberger Verzeichnis:

*Theologische Fakultät*: Altes Testament. Neues Testament. Kirchengeschichte. Systematische Theologie. Praktische Theologie. Religionsgeschichte und Missionswissenschaft.

*Juristische Fakultät*: Rechtsgeschichte. Privatrecht und Zivilprozeßrecht. Handels- und Wirtschaftsrecht. Arbeitsrecht. Strafrecht. Strafprozeßrecht und Kriminologie. Öffentliches Recht. Völkerrecht. Ausländisches Recht.

100 | *Medizinische Fakultät*: Anatomie. Physiologie. Physiologische Chemie und Biochemie. Pathologie und pathologische Anatomie. Hygiene. Mikrobiologie. Serologie. Pharmakologie. Innere Medizin. Kinderheilkunde. Psychiatrie. Chirurgie und Orthopädie. Geburtshilfe und Gynäkologie. Augenheilkunde. Haut- und Geschlechtskrankheiten. Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten. Gerichtliche Medizin. Zahnheilkunde.

*Philosophische Fakultät*: Philosophie. Pädagogik. Psychologie. Sprachwissenschaft. Klassische Philologie. Lateinische Philologie des Mittelalters. Germanische Philologie. Anglistik. Romanische Philologie. Slawische Philologie. Orientalische Philologie. Geschichte. Archäologie und Kunstgeschichte. Musikwissenschaft. Geographie. Sozial- und Wirtschaftswissenschaften.

*Naturwissenschaftlich-Mathematische Fakultät*: Mathematik. Astronomie. Physik. Chemie. Physikalische Chemie. Mineralogie und Petrographie. Geologie. Zoologie. Botanik.

9. *Einteilungen der Wissenschaften* haben je einen auf den Gesichtspunkt bezogenen *relativen Sinn*. Mit der Befreiung unseres Erkennens von der Bindung an ein einziges festes Weltbild, darüber hinaus an eine Seinslehre überhaupt (an eine Ontologie) sind wir offen für das Wissenkönnen in jeder nur möglichen Richtung und dürfen uns nun nicht von neuem einfangen lassen in einen Kosmos der Wissenschaften, der in einer Einteilung der Wissenschaften endgültig gekannt wäre.

Die konkreten Wissenschaften liegen nicht wie säuberlich abgetrennte Fächer eines Aktenschrancks nebeneinander, sondern überschneiden sich. Sie treten miteinander in Beziehung, ohne sich darum notwendig zu vermischen. Sie gliedern sich, ohne darum ineinander zu fließen, auf ein unendliches erfülltes Eines hin. Dieses Leben aus dem Ganzen, aber in je besonderer Gestalt macht das Wesen der Universität aus.

### | III. DIE EINRICHTUNG DER UNIVERSITÄT

101

Die Aufgaben der Universität werden erfüllt im Rahmen einer Institution, die ebenso unerlässlich wie ständige Gefahr ist.

Der uralte praktische Unterricht (in Handwerken, Bau- und Maler-Werkstätten, in der Lebensführung, in Waffenkampf und politischer Kunst, in aller beruflichen Praxis und dies manchmal in besonderen Schulen) dachte nicht an das Ganze der Wissenschaften, nicht an die Reinheit des Wissens, sondern nur an die besonderen Erfordernisse des Könnens für den jeweiligen Beruf. Der wissenschaftliche Unterricht im Sinne der Universität dagegen will in den Grund des Wissens führen durch die Idee des einen Wissens. Er läßt die besondere Praxis ihre Wurzeln finden in der Wissenschaftlichkeit im Ganzen. Die Universität hat jederzeit die Aufgabe, den Forderungen der praktischen Berufe zu genügen und gleicht insofern den alten praktischen Schulen. Aber die Universität bringt das grundsätzlich Neue, daß sie diese Forderungen erfüllt durch Aufnahme in das Umgreifende des Wissens überhaupt.

Von der einen Seite her kann die Universität daher aussehen wie ein Aggregat von Schulen, die sich gegenseitig nichts angehen, oder auch wie ein geistiges Warenhaus, in dessen Fülle an Angeboten ein jeder sich erwerben mag, was er will. Von der andern Seite aber bedeutet dieser Aspekt nur den Vordergrund, der Verfall wäre, wenn er zur wirklichen Struktur der Erkenntnistotalität der Universität würde. Vielmehr ist die Universität die Erfüllung des Wissenkönnens in seinem weitesten Umfang aus der Einheit der Wissenschaften als der Idee eines Ganzen.

Dieses Ganze als die Einteilung der Wissenschaften ist in der Universität repräsentiert durch die Gliederung in Fakultäten. Die Einteilung der Wissenschaften und die Ressorts der Fakultäten sollen zueinander in Beziehung stehen. Aber die beiden Gliederungen fallen keineswegs zusammen.

#### | 1. Der Aufbau der Fakultäten

102

##### a) Das Prinzip der Einteilung der Fakultäten

Der an der Universität lebendige Kosmos der Wissenschaften ist nicht aus einem Prinzip entworfen. Nicht ein Kopf hat aus dem Wissen des gesamten Umfangs die Wissenschaften eingeteilt und das Ganze geplant wie ein Fabrikunternehmen, in dem die Arbeit geteilt wird. Vielmehr sind die Wissenschaften als eine Vielheit erwachsen durch Beziehung auf Zwecke praktischer Berufsausbildung und durch Gliederung in sich selber mit ihrer sachlichen Entwicklung.

Die heute noch bestehenden Fakultäten stammen aus dem *Mittelalter*. Es waren die oberen Fakultäten: die theologische, juristische, medizinische und als vierte, untere Fakultät kamen die *artes liberales*<sup>250</sup> hinzu (die heutige philosophische Fakultät), die man zuerst studieren mußte, bevor man in eine der oberen Fakultäten eintrat.

Die drei oberen Fakultäten entsprechen drei Gebieten des menschlichen Daseins, die geistig bestimmt und an Wissen gebunden sind. Diese drei Bereiche praktischen Tuns sind: Das Leben in bezug auf Gott auf Grund der Offenbarung, das Leben in Gemeinschaft durch Staat und Recht, die Sorge für die leibliche Natur des Menschen. Das Wissen für diese drei Aufgaben gewinnen und vermitteln die Theologie, die Jurisprudenz, die Medizin. Diese bereiten vor die Berufe des Priesters, des Richters und Verwaltungsbeamten, des Arztes. Sie alle brauchen ein gemeinsames Grundwissen, das der *artes liberales*, der unteren Fakultät, der heutigen philosophischen Fakultät.

Theologie und Jurisprudenz und Medizin haben einen Zweck außerhalb der Wissenschaft: das ewige Heil der Seele, das bürgerliche Wohl als Glied der Gesellschaft, das Leibeswohl (Kant).<sup>251</sup> Damit haben sie einen Ursprung außerhalb der Wissenschaften. In ihnen treten Voraussetzungen auf, die nicht von wissenschaftlicher Eigenständigkeit sind, vielmehr der Wissenschaft Gehalt geben, Aufgabe und Ziel setzen. In der *Theologie* handelt es sich um die Offenbarung, die verstanden wird in der Geschichte der heiligen Schriften, der Kirche, der Dogmen, und die als gegenwärtiger Glaubensinhalt vergewissert wird. | In der *Jurisprudenz* handelt es sich um das positive Recht des Staates, das, durch die Staatsmacht hervorgebracht und verwirklicht, logisch verstanden und in der Anwendung rational berechenbar gemacht wird. In der *Medizin* handelt es sich um die Gesundheit des Menschen, ihre Erhaltung, Förderung und Wiederherstellung auf Grund eines Wissens, das die Natur des Menschen begreift.

Jedesmal ist für das gesamte Tun dieser Fakultäten ein nicht wissenschaftlicher Boden gegeben. Wissenschaft erhellt diesen Boden. Oder es gerät das Tun dieser Fakultäten ins Bodenlose. Das ist an eigentümlichen Erscheinungen, die dann möglich werden, beispielsweise zu sehen:

In der *Theologie* wird die Grenze des Übervernünftigen berührt, aber durch Vernunft.

Der Boden der Offenbarung ist übervernünftig. Geht dieser Boden verloren, dann bleibt eine existentielle Verfassung, die am Maßstab des Offenbarungsglaubens Unglaube ist. Soll der Glaube als vernünftiger Inhalt aus der Vernunft als solcher entwickelt werden, hört Theologie auf und bleibt nur Philosophie. Mit seinem einzigartigen geschichtlichen Grunde geht der Offenbarungsglaube zugrunde. Es bleibt dann kein Anspruch auf eine Theologie, die durch Vernunft das Übervernünftige ins Unendliche zu verstehen sucht.<sup>399</sup>

Hört aber der Wille auf, den Boden der Offenbarung vernünftig zu vergegenwärtigen, und wird er doch festgehalten, so erwächst eine Theologie aus der Leidenschaft für das Absurde. Das sich Widersprechende soll wahr sein, der Glaubensinhalt durch Knechtung

des Verstandes bestätigt werden, der Gehorsam gegen etwas, das in seiner Absurdität doch als Erscheinung in der Welt in Aussagen und Urteilen da ist, das rechte Leben sein.

In der *Jurisprudenz* ist der Boden die Wirklichkeit der positiven Rechtsordnung. Diese soll als sinnvoll verstanden und in widerspruchsfreien Zusammenhang gebracht werden. Ein natürliches Recht ist zwar kein fester Maßstab, aber eine Idee. Aus diesem Boden geht bei Verlust der Rechtsidee der Abfall in die Bodenlosigkeit der Rechtswillkür. Dann gilt das Positive einfach, weil eine Staatsmacht es gesetzt hat und man für immer sich zu unterwerfen hat. Das Widersprüchsvolle und das Unrechte gilt nicht mehr als Einwand. Das Rechtswidrige wird juristisch begründet. Gewalt herrscht dann auch in diesem Denken statt Vernunft.

104

Umgekehrt sinkt eine Jurisprudenz ohne den positiven Rechtsboden eines geschichtlichen Staatswesens ins Nichts idealer Geltungen.

In der *Medizin* ist der Boden der Wille zur Förderung des Lebens und der Gesundheit jedes Menschen als Menschen in seiner Artung. Es gibt keine Einschränkung. Der Wille zum Helfen und Heilen trifft zunächst und immer den Einzelnen und alle nur, sofern – bei der öffentlichen Hygiene – die Einzelnen davon Vorteil haben, kein Einzelner einen leiblichen Nachteil hat.

Aber die Sorge für die Gesundheit ist insofern nicht eindeutig, als der Begriff der Gesundheit selber als Ziel des Menschen keineswegs eindeutig ist. Die Erfüllung der ärztlichen Aufgabe bleibt in einer Spannung.

Aber sie wird bodenlos bei Preisgabe des Gesundheitsziels als absoluten Rechts jedes Einzelnen: Wird z.B. eine bestimmte Artung bevorzugt oder wird ein besonderes leibliches Moment des Menschseins vor den Wert des Lebens jedes einzelnen Menschen im Ganzen gestellt, dann gibt es Gründe, zum vermeintlichen Vorteil der Gesamtheit Gesundheit und Leben Einzelner medizinisch zu schädigen. Man kommt unter dem Namen Euthanasie zum Mord der Geisteskranken, der Idioten, zur Zwangssterilisierung solcher, von denen man ungünstige Vererbungschancen erwartet.<sup>253</sup>

In den drei oberen Fakultäten sind also im Boden eines durch Vernunft nicht bis in den Grund Durchschaubaren doch die Vernunft in der Theologie, das Naturrecht (Gerechtigkeit) in der Jurisprudenz, das Leben als solches und seine Gesundheit unumgängliche Maßstäbe, wenn das Forschen und Tun dieser Fakultäten Sinn behalten soll. Daß in Offenbarung, positivem Recht, menschlicher Artung, wie sie ist, dunkle, ins Grenzenlose erhellbare, aber zuletzt auch immer unerhellte Mächte bleiben, gibt dem Forschen Gehalt und Bewegung.

Wie wahr von vornherein die Wurzeln der drei Fakultäten in Daseinsbereichen des Menschen getroffen sind, zeigt ihr Bestehen bis heute. Sie leben trotz radikaler Verwandlungen | nicht nur unserer Welt, sondern des Wissens und Forschens seit dem Mittelalter.

105

Diese Verwandlungen aber zeigen sich zunächst schon radikal in der *philosophischen* Fakultät. Sie bereitete ursprünglich nicht auf einen bestimmten Beruf vor, son-

dern sie war ihrem Sinne nach die Vorschule für alle andern – die oberen – Fakultäten. Heute ist sie Grundlage der gesamten Universität, das Licht für alle anderen Fakultäten, und selber Boden einer Reihe von besonderen Berufen geworden. Sie umfaßt für sich allein alle Wissenschaften. Die drei andern Fakultäten haben ihren wissenschaftlichen Sinn aus der Berührung mit den Grundwissenschaften, die in der philosophischen Fakultät zusammengefaßt sind. So ist die philosophische Fakultät, wenn man allein auf Forschung und Theorie den Blick richtet, für sich schon die gesamte Universität. Eine Einteilung der Wissenschaften, die alles, was Gegenstand in der philosophischen Fakultät wird, umfaßt, wäre vollständig.

Sowohl die Einzigartigkeit der philosophischen Fakultät wie ihre Einheit gerieten im Laufe des 19. Jahrhunderts in Vergessenheit oder doch Unklarheit. Man ließ die Fakultät sich spalten, in eine geisteswissenschaftliche und naturwissenschaftliche Fakultät (die Namen wurden verschieden gewählt: philosophische und mathematisch-naturwissenschaftliche, philosophisch-historische und philosophisch-naturwissenschaftliche Fakultät). Die Tendenzen zur Abspaltung gingen weiter, z.B. einer wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät. Und man sah die Fakultäten überhaupt nicht mehr als einen organischen Bau, sondern als ein Nebeneinander. So ging der Sinn der Einheit der Universität verloren. Die Universität wurde für das Bewußtsein der in ihr Lebenden in der Tat ein Aggregat.

Die Motive für die Spaltung waren mehrere: Der Umfang der alten Fakultät (sie umfaßt mehr Professoren als die drei anderen Fakultäten zusammen); der Riß zwischen Natur- und Geisteswissenschaften, der bis zur Entfremdung des Nichtverstehens und der gegenseitigen abschätzigen Beurteilung ging; die Ausbildung zu verschiedenen Berufen: Lehrer, Diplomchemiker, Diplomphysiker und Diplomgeologe, Diplomvolkswirt, Diplompsychologe.

### | b) *Die Ausdehnung der Universität*

Die Auflösung der philosophischen Fakultät war nur der Anfang.

In der modernen Welt richtete die Universität fortlaufend Anstalten und Lehrbetriebe ein für neue Bedürfnisse der Gesellschaft, entweder technische Spezialitäten, oder Zusammenfassungen für bestimmte Berufszwecke, die eine besondere Lehrvertretung verlangen. Die Ausdehnung der Universität wurde ein unaufhaltsamer Prozeß. Darin liegt ein Sinn: alles menschliche Tun ist wissendes Tun; wo immer Wissen erforderlich ist, da geht an die Universität die Forderung, es zur Entfaltung zu bringen und zu lehren.

Aber die Folge war nicht selten ein beziehungsloses Nebeneinander beliebiger Fächer. Astronomie und Betriebswissenschaft, Philosophie und Hotelfachwesen stehen schließlich auf gleicher Ebene eines endlos vielfachen Aggregats.

Demgegenüber wäre eine rein negative Haltung nur unfruchtbare Überheblichkeit. Die Idee der Universität verlangt Aufgeschlossenheit. Es gibt nichts, das nicht wissens-

wert wäre, und keine Kunst, die nicht ein Wissen erfordert. Aber die Universität kann allem nur gerecht werden, wenn es ihr gelingt, es mit dem Geiste des Ganzen zu durchdringen. Sie muß die Wissenschaftlichkeit dadurch bewahren, daß sie das herangebrachte Material faktischen Wissens und Könnens in konkreter Gestalt aneignet und im Ganzen des Wißbaren eingliedert.

Es gibt *zwei Weisen der Erweiterung* durch Vermehrung der Fächer. Die erste Weise ist die der natürlichen Entwicklung der Wissenschaft, die sich reicher werdend gliedert. In den Spaltungen des Ganzen bleibt das Neue je ein Ganzes, wie Leben aus Leben hervorgeht. So wurden in der Medizin etwa die Psychiatrie und die Augenheilkunde selbständig, beide als Wissenschaften und durch ihre Vertreter von universalem Charakter.

Umgekehrt oder zweifelhaft liegt es in anderen Fällen. Die gerichtliche Medizin etwa ist kein geistig selbständiges Fach, sondern eine Sammlung technischer Fertigkeiten und des für diesen Zweck nützlichen Wissens. Zweifelhaft ist der Rang der Zahnheilkunde und anderer Spezialitäten, weil die Organe, die der Gegenstand dieser Fächer sind, nicht die Möglichkeit | universellen Ausgreifens mit sich bringen – das Fach steht nicht geistig gleichwertig neben innerer Medizin, Augenheilkunde, Psychiatrie. Zweifelhaft ist auch der Rang der Hygiene. Obgleich einige hervorragende Vertreter dieses Faches Forscher ersten Ranges waren, ist das Fach als solches doch praktisch-technisch begrenzt. Daß die Bakteriologie produktiv von Hygienikern gefördert wurde, gibt dem Fach als solchem noch nicht den Rang der ideebestimmten Grundwissenschaften. Doch diese Fragen im einzelnen sollen hier nicht entschieden werden. Uns kommt es auf das Prinzip an: Spaltungen der Wissenschaften zum Aufbau neuer Fächer sind in dem Maße zu bejahen, als die abgespaltene Wissenschaft von Ideen beseelt ein Ganzes mit universalem Horizont entwickelt und dadurch eine Grundwissenschaft bleibt.

107

Die zweite Weise der Erweiterung ist das Herankommen neuer Stoffe von außen. Sie begehren Einlaß, weil sie zum Kosmos der Wissenschaften beitragen können. Daß dann z.B. Indologie und Sinologie Grundwissenschaften sind, vielleicht aber nicht Afrikanistik und Vorgeschichte, das liegt an dem Gehalt dieser Kulturen.

Bei der heutigen Ausdehnung der Universität ist aber grundsätzlich das Entscheidende: Die drei früheren oberen Fakultäten – Theologie, Jurisprudenz, Medizin – treffen wohl durch die Jahrtausende bleibende Lebensbereiche, aber sie reichen nicht aus, die Bereiche des modernen Daseins zu umfassen. Das ist sichtbar an den zahlreichen Hochschultypen, die außerhalb der Universität gegründet sind: Technische Hochschule, Landwirtschaftliche Hochschule, Tierärztliche Hochschule, Lehrerbildungsanstalten, Handelshochschule, Bergakademie u.a. Zeigt sich nicht darin ein Versagen der Universität? Hat sich hier eine geistwidrige Verselbständigung durchgesetzt? Es gibt zu denken, daß in der Folge doch das, was der Universität gehört, auch auf diesen Hochschulen ihrerseits gepflegt wird, und daß sie die natürliche Tendenz haben, sich zur Universität zu erweitern, so daß an der technischen Hochschule auch die geisteswissenschaftlichen Fächer bis zur Philosophie hin Lehrstühle fanden.

108 Gibt es einen Weg, aus dieser Zerstretheit des Spezialistischen, aus der Ziellosigkeit im Ganzen, der Ratlosigkeit im Bodenlosen zurückzukehren? In der Idee würde die Lösung erfolgen | durch die Eingliederung großer neuer Lebensgebiete, die als solche erkannt und begriffen sind, in die Universität neben Medizin, Jurisprudenz und Theologie. Die drei bisherigen sind zu wenige. Ihre Gliederung entsprach der Welt des Mittelalters. Aber ein Fortschritt besteht nicht durch einfache Vermehrung. Man kann nicht beliebig weitere Fakultäten daneben setzen nur aus dem Grunde, daß irgendwo ein quantitativ breiter Lehrbetrieb entstanden ist. Eine Fakultät braucht als Grundlage ein echtes Lebensgebiet.

Der Gedanke ist alt. Zum Beispiel wurde 1803 von der badischen Regierung in Heidelberg eine selbständige »staatswirtschaftliche Sektion« errichtet und vorläufig der philosophischen Fakultät eingegliedert. Diese Sektion umfaßte: Forstwissenschaft; Stadt- und Landwirtschafts-, Bergwerks- und Feldmessungskunde; Land- und Wasserbaukunst; Kunst- und Gewerbekunde; Scheidekunst und Polizeiwissenschaft. Die Sektion umfaßte »alles, was die Kenntnisse, die Erhaltung und Vermehrung, auch richtige Verwendung der Staatskräfte betrifft«. <sup>254</sup> Von diesen Wissenschaften und Künsten blieb später nichts übrig als das, was man dann Nationalökonomie nannte. Nicht ein echtes, umfassendes Lebensgebiet wurde die Aufgabe jener Sektion. Der Bezug auf die Staatsverwaltung war keine Idee, sondern eine bloße Nützlichkeit, durch die sich allerhand Dinge empfahlen. In dem Grundgedanken aber steckte viel mehr <sup>1,400</sup>

### c) Die Idee der technischen Fakultät

109 Dieses Mehr hat jedoch erst das 19. Jahrhundert hervorgebracht und langsam bewußt werden lassen. Ein wirklich neues Lebensgebiet ist allein die *Technik*. Die Technik scheint zwar uralte, sie hat sich entwickelt durch Jahrtausende. Aber sie blieb | bis zum Ende des 18. Jahrhunderts im Bereich des Handwerklichen. Darum blieb sie eingeordnet in einen im Grunde gleichbleibenden natürlichen Lebensraum des Menschen. Erst

<sup>1</sup> Zu erinnern wäre auch an das Programm, das der Abt Friedrich Wilhelm Jerusalem zur Gründung der Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig entwarf (1745).

Daraus die Sätze: »Diejenigen, welche in den größten Welt-Händeln der Welt nutzen, die mit Einrichtung gemeinnütziger Anstalten, der Handlung, der Verbesserung der Naturalien, der Vermehrung des Gewerbes, und der Landeshaushaltung umgehen; die sich auf mechanische Künste legen; die zu Wasser und zu Lande, über und unter der Erden, das gemeine Beste suchen, machen eben einen so wichtigen Theil des gemeinen Wesens, als die Gelehrten aus, und dennoch hat man bey allen Unkosten, die man auf die Errichtung der Schulen und Academien verwandt hat, für diese bisher so wenig und oft gar nicht gesorget ...

Dem Professori der Mathematischen Wissenschaften wird es an keinem auch der kostbarsten Instrumente fehlen, die nöthigsten Versuche in allen Theilen, die er zu lesen hat, anzustellen. Hier wird wiederum die Mechanic einer der wichtigsten Vorwürffe seyn; daneben aber werden auch diejenigen, die sich in der höheren Rechenkunst und den übrigen practischen Theilen der Matheseos, im Feldmessen, und in den beiden Arten der Bau-Kunst fürnemlich üben wollen, alle Gelegenheit dazu finden ...«

in den letzten anderthalb Jahrhunderten erfolgte der Einschnitt, der tiefer ist als alle weltgeschichtlichen Ereignisse der Jahrtausende, vielleicht so tief, wie die erste Entdeckung der Werkzeuge und des Feuers. Die Technik ist wie ein selbständiger Riese geworden. Er wächst und schreitet fort zur planmäßigen einheitlichen Ausbeutung und Verwertung des Erdballs. Er zieht die ihrem eigenen Werk gegenüber scheinbar ohnmächtig gewordenen Menschen in seinen Bann.

So ist die Frage, ob in allumfassender Objektivität neben Theologie, Jurisprudenz, Medizin liegt, was erst die moderne Welt in ganzem Umfang mit den Folgen der Verwandlung aller Zustände und des Ganges der Weltgeschichte verwirklicht hat: *die Formung des menschlichen Daseins in der Natur*, das Hervorbringen aller Gebrauchsgegenstände und der Umwelt durch maschinelle Verfahren, durch Erfindung neuer Stoffe, durch die Methoden der Handhabung und der Funktion, kurz die Gestaltung der gesamten Menschenwelt vermöge der Entdeckung und Beherrschung der Naturkräfte.

Eine Erweiterung der Universität durch eine vierte Fakultät, nach und neben den drei anderen »oberen Fakultäten«, der Theologie, Jurisprudenz, Medizin, ist eine wirkliche Aufgabe. Denn nur hier liegt gegenüber dem Früheren ein neues Lebensgebiet vor uns, das in zugleich ordnender und chaotischer | Entwicklung steht und in seinem menschlichen Sinn noch durchaus unklar ist. Die Idee der Universität würde nur noch Fiktion und bloße Vergangenheit sein, wenn sie die technische Welt, eine Welt des Erkennens und Könnens, die Welt der Lebenspraxis in diesem neuen Zeitalter nicht zu durchdringen vermöchte. Und der Gang des technischen Zeitalters würde in der Selbstzerstörung enden, wenn diese Durchdringung nicht gelingen würde.

110

Die *unmittelbare Umwelt* bleibt für alle Menschen in irgendeiner Weise erhalten, weil sie unumgänglich ist. Der Leib als Natur braucht seine natürlichen Lebensbedingungen. Der Mensch gestaltet sich den Raum, in dem er lebt, als seinen Raum; wenn dieser Daseinsraum auch durch das, was er im technischen Zeitalter zur Verfügung stellt und durch das, was er verkümmern läßt oder ausschließt, in seinem Charakter gegenüber allem Früheren verändert ist. Von der Familienwohnung bis zu Bauten für öffentliche Zwecke, von den Straßenanlagen bis zu Mitteln des Verkehrs, des Nachrichtenwesens, von den Einrichtungen der Küche, des Schreibtischs und der Schlafgelegenheit bis zur Versorgung mit Wasser, Gas, Strom, alle diese Dinge, die unsere moderne Umwelt ausmachen – alles dies ist zusammengehalten nicht bloß durch Zweckmäßigkeit und durch die Naturwissenschaften als das Mittel, sondern durch eine Grundidee der Daseinsformung.

Aber weder solche Daseinsformung noch der umfassende Betrieb ihrer Instandhaltung und Erweiterung hat sich heute zu einer geordneten und stetigen Gestalt verwirklicht. Der ruhelose Gang der Verwandlung mit der technischen Riesenarbeit läßt den Menschen heute taumeln zwischen Begeisterung und Ratlosigkeit, zwischen märchenhaftem Können und simpelstem Versagen.



Es ist, als ob alles darauf warte, hineingenommen zu werden in den einen Strom der Technisierung, der für uns, historisch nicht zureichend begreiflich, fast plötzlich vor hundertfünfzig Jahren zu fließen begann und bis heute noch immer steigend allüberflutend anschwellt. Jetzt ist uns zumute, als ob dieses ungeheuere Phänomen aus metaphysischem Ursprung käme und fordere, daß alles, was leben will, in seinen Sinn eintreten | soll. Es ist, als ob etwas erwachen müßte, was noch immer im Halbschlummer liegt oder was durch den Vordergrund des technischen Einzelkönnens bis jetzt noch zum Schweigen veranlaßt wurde oder was in dunklem Bewußtsein Entsetzen und Ablehnung erzeugte (in Goethe und J. Burckhardt).

Vielleicht ist das Heil des Menschen davon abhängig, daß die Idee der Universität und die Technik sich treffen. Vielleicht würde der Technik und der durch sie entstandenen Zerstretheit eine Durchseelung mit Sinn und Ziel zuteil; vielleicht würde aus der Universitätsidee eine Offenheit, Wahrhaftigkeit und Gegenwärtigkeit möglich, in der diese Idee sich bewährt, indem die Universität selber sich eine neue Gestalt gibt.

Nur dann, wenn ein neuer Aufschwung der alten Universitätsidee in den Forschern die Größe der Aufgabe fühlbar macht, ist eine Hoffnung, daß die Eingliederung der technischen Hochschule als technische Fakultät fruchtbar würde. Nur dann, wenn der Antrieb, der dazu führt, in allen Fakultäten sich auswirkte, würde mit der Eingliederung zugleich eine geistige Erneuerung der ganzen Universität erfolgen, von der die Eingliederung der technischen Fakultät nur ein Teil wäre. Die Größe der Aufgabe, das ist die Schaffung des wirklich umfassenden Bewußtseins des Zeitalters, seines Wissens und Könnens, ist die Verwandlung zur zukünftigen Universität.

Eine technische Fakultät wäre an der Universität etwas Neues, das nicht nur ein schon Gegebenes eingliedern, sondern etwas früher nie Geahntes an der Universität hervorbringen müßte.<sup>401</sup> Die weltgeschichtliche Lebensfrage der Menschheit, wie aus der Technik mit ihr die jetzt mögliche Lebensform erwächst, wird erst zu vollem Bewußtsein kommen. Dann werden Wege und Möglichkeiten sichtbar. Niemand weiß, aus welchen Fakultäten die stärksten Antriebe dazu kommen werden, wenn erst die Aufgabe in ständiger Berührung der Forscher miteinander zu wirklichem geistigen Leben wird.

Wir sahen in jeder der drei alten, oberen Fakultäten die Eigenständigkeit eines Lebensgebietes. Daher hatte auch jede der Spezialfakultäten, weil eine eigene Voraussetzung, ihr eigenes Unheil, wenn diese Voraussetzung ausbleibt: Die Theologie aus dem Geheimnis der Offenbarung den Sturz ins Absurde und | in Ketzerzwang – die Jurisprudenz aus dem Positivismus des Rechtsdenkens den Sturz in die rechtliche Begründung des Rechtlosen in Willkür und Gewalt – die Medizin aus dem unbegründbaren Heilwillen in den Geisteskrankenmord. So hat auch die technische Fakultät Boden oder Bodenlosigkeit. Man hört von der Besinnung altgewordener Techniker, die ein Entsetzen ergriff angesichts dessen, was sie unwissentlich und ohne Willen angerichtet haben dadurch, daß sie es möglich machten.<sup>256</sup> Man hört von der Öde technischer Ar-

beit ohne Endziel, von der Willkür der Zielsetzung, von dem zwecklosen Können als solchem. Der Boden alles technischen Tuns aber ist der *gehaltvolle* Wille zum *Aufbau des Menschendaseins in der Welt*.

Alles in allem: Die Vereinigung von Universität und technischer Fakultät würde beiden zum Heile. Die Universität würde reicher, umfassender, moderner; ihre Grundfragen kämen in neue Bewegung. Die technische Welt würde besinnlicher, ihr Sinn würde zur ernstesten Frage; ihre Bejahung und ihre Begrenzung, ihre Hybris und ihre Tragik kämen zu tieferer Auffassung.

Nun ist es aber von größter Bedeutung, daß man die Eigenständigkeit und Universalität der technischen Welt als ein modernes Ereignis anerkennt ohne die leere Folgerung zu ziehen, daß nun noch eine ganze Reihe anderer Fakultäten berechtigt seien. Neben der technischen Fakultät dürften keineswegs als weitere gleichberechtigte Fakultäten stehen: Landwirtschaftliche, Forst-, Handelshochschule usw. Diese wären bloß Spezialitäten, ohne ein umgreifendes Lebensgebiet. Auch ihnen darf die Universität sich nicht versagen. Was lehrbar ist, darf sie zu ihrer Aufgabe machen, aber nur dann, wenn sie in ihrer Struktur eine radikale Scheidung zuläßt zwischen Forschungsgebieten, die durch Leistung und Gehalt ihr selbst *ein*zugliedern sind, und solchen Lehrgebieten, die als besondere Unterrichtsinstitute der Universität nur *anz*ugliedern sind. Ihre Lehrer und Schüler würden im Rahmen der Grundwissenschaften leben und die geistige Luft der Universität atmen, ohne im engeren Sinne zu ihr zu gehören.<sup>402</sup>

Der Unterschied zwischen der Tätigkeit der der Korporation zugehörenden Dozenten und der ihr *angegliederten* Lehrer | ist: der Dozent hat sich für die Erfüllung auch des Sinnes seiner Lehre Forschungsaufgaben zu stellen; der Lehrer hat nur Unterrichtsaufgaben, die rein didaktisch zu beurteilen sind. Der Unterschied von Forscher und angegliedertem wissenschaftlichen Arbeiter ist: der Forscher steht im Verhältnis zu den Grundwissenschaften und ihren Ideen; der Arbeiter sammelt, leistet Hilfsarbeit, ist bezogen auf begrenzte Verstandeszwecke.

113

Angesichts der Notwendigkeit, dem Anspruch der Gesellschaft auf hochschulmäßige Erziehung in einer immer größeren Anzahl von Berufen zu genügen, ist nur die Wahl zwischen realitätsfremder Verwerfung dieser Ansprüche in falscher aristokratischer Absperrung oder tatsächlicher Angliederung. Wird diese letztere vollzogen – mit Recht behutsam und Schritt für Schritt –, so ist es eine schwere Frage, ob es an der Universität losgelöste, subalterne bloße Fertigkeiten auf die Dauer geben müsse; ob unser aller Gedeihen abhängt von spezialisierten Handwerken des Geistes, einer gehobenen Arbeit ohne ein sie erfüllendes Verständnis im ganzen, von Routine und Tüchtigkeit ohne Totalität. Oder ob dies auf die Dauer verwerflich, wenn auch für die Zeit zunächst hinzunehmen sei. Ist die Universität eine Menschheitsidee, die alle am Ende in sich aufnehmen muß, alles Wissen und Können auf den höheren Rang heben soll? oder ist darin ein Esoterisches, das für immer an eine Minderheit gebunden bleibt? Der zwangsläufige Anspruch aller, die gegen Rangordnung sind, darf nicht täuschen. Die-

ser Anspruch ist voreilig: man kann nicht dekretieren, was nur durch tatsächliche Arbeit aller Menschen aus sich selber erwachsen kann. Auch der Traum einer Verwirklichung höchsten Menschseins in allen Menschen darf nicht täuschen. Dieser Traum ist eine Utopie, die man nicht verwirklicht, indem man voraussetzt, er sei schon wirklich, wenn auch niemand wissen kann, wieweit er zu verwirklichen ist. Jedenfalls ist es an der Universität ein Notbehelf, sich Unterrichtsinstitute anzugliedern, ohne sie einzugliedern. Um nicht dem Verfall in allgemeine Niveaulosigkeit preisgegeben zu sein, muß die Universität in sich die aristokratische Ordnung aufrecht erhalten und Eingliederung nicht durch Dekrete, sondern durch Wachsenlassen geistiger Wirklichkeit vollziehen, die dann am Ende nur der Bestätigung bedarf.

## | 2. Die Selbstverwaltung der Universität

a) Universitäten wurden gegründet als autonome Korporationen, ermächtigt durch eine Stiftungsurkunde seitens des Papstes oder der Staaten, ausgestattet mit eigenem Besitz, besonders Grundbesitz.

In dieser historischen Herkunft liegt die Idee der Selbstverwaltung dieser Korporation. Sie gliedert sich in sich, sie wählt ihre Mitglieder, sie gestaltet ihre Lehre, sie verleiht die Würden, von denen heute der Dokortitel übriggeblieben ist.

Die Universität aber als eine Körperschaft öffentlichen Rechts besteht durch den Willen und den Schutz und die Hilfe des Staates. Sie hat ein Doppelantlitz: ein staatliches und ein staatsfreies. Ihrer Idee nach gibt sich die Universität selbst die Verfassung und verwaltet sich nach ihr. Sie bietet beides dem Staat an, der sie billigt.

Diese Selbständigkeit lebt im Professor. Er ist nicht in erster Linie Beamter, sondern Korporationsmitglied. Ein Beamter ist Werkzeug zur Ausführung der Entschlüsse der entscheidenden Stelle; er hat Gehorsamspflicht; oder er ist als Richter gebunden an die Gesetze, die er anzuwenden hat; sein Ethos ist verlässliche Ausführung ihm vorgegebener Weisungen. Dem Professor aber ist seine wesentliche Arbeit freigestellt; er ist verpflichtet zu eigenverantwortlicher Forschungstätigkeit, für die er bis hin zur Fragestellung alles eigenständig, ohne Einreden anderer, ohne Weisungen tut. Nur eine sachliche Notwendigkeit entscheidet, die niemand von außen vorher wissen oder unmittelbar nach einer Leistung schon objektiv nachprüfen und sogleich für immer beurteilen kann. Der Professor soll sich als Forscher und Lehrer auch in erster Linie als Korporationsmitglied, nicht als Beamter fühlen. Er legt bei Amtsantritt nicht nur den Beamteneid, sondern ein kollegiales Solidaritätsgelöbnis ab.

Die Autonomie zeigt sich weiter: Habilitationen vollzieht die Korporation als Akte der Kooptation in ihren Körper, Berufungen geschehen auf ihre Vorschläge, an diese gebunden, durch den Staat. Promotionen sind ihr eigenes Recht. Das Disziplinarverfahren gegen Professoren soll nicht wie ein Verfahren gegen einen Beamten seitens des Staats, sondern gegen ein auszuschließendes Mitglied seitens der Korporation stattfinden.

den. | Disziplinarverfahren gegen Studenten sind Sache der Universität. Nur wo es sich um Handlungen gegen das Strafgesetzbuch handelt, greift primär der Staat ein, dessen richterlicher Entscheidung erst später das Disziplinarverfahren folgt. 115

b) Das Prinzip der Universität ist geistesaristokratisch. Der Amerikaner Abraham Flexner<sup>266</sup> schrieb 1930 (Die Universitäten, deutsche Übers. 1932, S. 241): »Die Demokratie ist keine geistige Möglichkeit, abgesehen von der Tatsache, daß jedes Individuum auf Grund seiner Fähigkeiten die Möglichkeit haben sollte, in die Geistesaristokratie aufgenommen zu werden, ohne irgendwelche anderen Rücksichten. Wird man ausreichende Maßnahmen finden, um die Mittelmäßigen und die Untauglichen auszuschließen? Es wäre nicht nur für Deutschland, sondern auch für die ganze übrige Welt ein trauriger Tag, wenn die deutsche soziale und politische Demokratie eines Tages keinen Platz mehr für eine Geistesaristokratie haben würde.«<sup>267</sup>

Geistige Aristokratie ist nicht eine soziologische Aristokratie. Jeder dazu Geborene sollte den Weg zu den Studien finden. Diese Aristokratie ist Freiheit eigenen Ursprungs, begegnet beim Erbadel wie beim Arbeiter, bei Reichen und bei Armen, überall gleich selten. Sie kann nur eine Minorität sein. Die Studenten sollen aus dem gesamten Volk als geistiger Adel an die Universität kommen.

Der Unterschied des geistigen Adels vom geistig Unfreien ist dieser: der erste denkt Tag und Nacht an seine Sache und verzehrt sich, der zweite verlangt Trennung von Arbeit und Freizeit. Der erste geht auf eigenes Risiko seinen Weg, horchend auf die leise Stimme der Führung aus seinem Innern. Der zweite will Führung, Lehrplan, Arbeitsauftrag von außen. Der erste wagt das Scheitern, der zweite verlangt Garantie des Erfolgs bei Fleiß.

Dem Adel ist Arbeit mit allen Kräften selbstverständlich, aber eher mit der Gebärde, als ob er nichts täte. Die bloße Arbeit gilt ihm als geistige Trägheit, die bequem nur sich abarbeitet und anstrengt. Denn wahre Arbeit ist sie ihm erst unter der inneren geistigen Führung, die wählt, dem Vorstoß eine Grenze setzt und den Weg findet. Er drischt wohl auch mit Hartnäckigkeit das Stroh, um das noch gesuchte Korn zu finden, aber er | bleibt nicht beim Strohdreschen, sondern wiederholt die freien, überschauenden Zwischenaugenblicke, versteht zu träumen und die innere Ruhe sich zu verschaffen, der allein die Einfälle geschenkt werden. 116

Der geistig Unfreie stöhnt vor Arbeit. Er rühmt sich seines Fleißes. Sein Mangel ist, daß er seine Freiheit nur als Willkür versteht, die er in der Beliebigkeit seiner Meinungen übt und in dem Sichpreisgeben an Zerstreungen zeigt – und als Last fühlt, der er schon als Student entrinnen möchte durch planmäßig von anderen geordneten Unterricht, ein bleibender Schüler, zum Gehorsam geboren. Geistige Arbeit, die er unter Führung leistet, kann einen guten Sinn haben. Aber er soll wissen was er tut, und nicht Ansprüche auf eine Geltung erheben, die ihm nicht zukommt.

Der geistige Adel, der die Bindungen der Autorität nicht mehr erfüllt vorfindet, schafft sie sich selbst, in Besonnenheit die Ansprüche der hohen Überlieferung hö-

rend. Er tritt den Älteren, dem Geist des Ganzen mit dem verborgenen Anspruch gegenüber, sie sollten Autorität sein und sich bewähren. Wo diese an der Hochschule noch da ist, befiehlt sie nicht, beansprucht nicht, solche zu sein, sondern läßt frei, um gemeinsam die Autorität über allen Menschen zu erfahren.

Die Lehrer an der Hochschule sind Forscher. Sie sind für die Studenten, die nicht mehr Schüler, sondern erwachsen, selbständig und verantwortliche Studierende sind, ein Beispiel zur Orientierung, wichtig durch ihre Hinweise und durch das Teilnehmenlassen an ihrem geistigen Tun. Es ist ein Mißbrauch, sie als Schulmeister benutzen zu wollen.

Unter den Studenten soll für die Gestaltung des Lebens an der Hochschule die Minderheit mit ihrer geistigen Initiative maßgebend sein. An ihr mißt sich die Mehrheit, um so weit zu kommen, wie sie vermag.

c) Die Selbstverwaltung der Korporation hat nicht geringe Gefahren:

1. Korporationen neigen dazu, sich aus persönlichen Interessen und Furcht vor dem Überragenden zu verwandeln in Cliques monopolistischer Sicherung ihrer Durchschnittlichkeit. Bei | Habilitationen und Berufungen sinken sie dann langsam, zunächst fast unmerklich, auf tieferes Niveau. Statt sich in diesen Kooptationen hinaufzuentwickeln, entgleiten sie ins Minderwertige.

2. Die freie Auswahl der Persönlichkeiten bei Berufungen geht ihrem Sinne nach zwar auf die besten Männer, hat aber manchmal eine Tendenz zu den zweitbesten. Jede Korporation – nicht nur die Universität – hat eine unbewußte Solidarität geistwidriger Interessen der Konkurrenz und der Eifersucht. Man wehrt sich instinktiv gegen überragende Persönlichkeiten, sucht sie auszuschalten. Man lehnt auch die minderwertigen Persönlichkeiten ab, da sie Einfluß und Ansehen der Universität stören würden. Man wählt den »Tüchtigen«, das Mittelgut, die Menschen gleicher Geistesartung.

Die Universität ist keineswegs zugänglich für jeden Menschen mit geistigen Leistungen. Der Zugang führt über einen Ordinarius, der die Habilitation bei seiner Fakultät durchsetzen muß. Die Lehrer haben die Neigung, bei Habilitationen ihre eigenen Schüler zu bevorzugen, wenn nicht gar den Zuzug auf sie zu beschränken. Diese ersitzen gleichsam ein von ihnen fälschlich beanspruchtes Recht auf Habilitation, das der Lehrer aus persönlicher Sympathie anerkennt. Lehrer werden gesucht, die in dem Rufe stehen, daß sie für ihre Schüler Stellungen besorgen. Max Weber wollte dem Unheil begegnen durch den Grundsatz, wer bei einem Professor promoviert habe, müsse bei einem anderen an einer anderen Universität sich habilitieren. Als er aber diesen gerechten Grundsatz für seine Schüler verwirklichen wollte, machte er sogleich die Erfahrung, daß einem seiner Schüler bei dessen Bewerbung anderswo nicht geglaubt wurde, man vielmehr vermutete, er sei wegen Untauglichkeit durch Max Weber abgelehnt.<sup>247</sup> Es bleibt eine schwere Schuld des Professors, wenn er bei Habilitationen eigene Schüler durch eine sachliche Überschätzung zur Geltung bringt. Es ist unerlässlich, das Vorliegen einer bedeutenden wissenschaftlichen Leistung nach Rang und

Umfang als Voraussetzung der Habilitation uneingeschränkt festzuhalten. Sonst führt der Weg zu der ungünstigen Auslese, welche Schülernaturen statt selbständige Köpfe trifft, eine Beamtenlaufbahn an die Stelle des Wagnisses setzt, sich durch eigene geistige Leistung Erfolg und Anerkennung im Kreise | der Sachverständigen zu verschaffen. Während viele Lehrer zu bequemen Schülernaturen neigen, die ihnen nicht über den Kopf wachsen, sollte vielmehr jeder Professor es sich zum Grundsatz machen, zur Habilitation möglichst nur solche Schüler zuzulassen, von denen er erwarten darf, daß sie mindestens die von ihm selber verwirklichte Leistungshöhe erreichen werden, und Ausschau zu halten nach dem Besseren, der ihn überflügeln wird und zuerst ihn zu fördern, auch wenn er gar nicht sein Schüler ist.

118

3. Verwandlung in überlieferbares Lehrgut hat die Tendenz, im nunmehr Bestehenden das geistige Leben verarmen und erstarren zu lassen. Die Aufnahme des geistigen Erwerbs in die Tradition läßt die Formen des Erworbenen als endgültig erscheinen. Was einmal da ist, läßt sich schwer ändern. Zum Beispiel ist die Abgrenzung der einzelnen wissenschaftlichen Fächer durch Gewohnheit fixiert. Es kann vorkommen, daß ein hervorragender Forscher nach der gegebenen Facheinteilung keinen Platz findet, so daß bei der Besetzung eines Lehrstuhls ein minderwertiger Forscher vorgezogen wird, weil er in seinen Leistungen dem überlieferten Schema entspricht.

4. Die freie Kommunikation, die der Idee der Universität erwächst, verwandelt sich unter den persönlichen Bedingungen der Institution oft in bloße Polemik. Eifersucht und Neid führen zu einem bedingungslosen Verneinen. Im 19. Jahrhundert, auch in den Zeiten höchster Blüte grassierte solches Laster. Goethe hat diese Krankheit der Universität gesehen, wenn er die freie Forschung verglich: »Man wird hier wie überall finden, daß die Wissenschaften ihren notwendigen, stillen oder lebhaften Fortgang nehmen, indes es denjenigen, die sich standesgemäß damit beschäftigen, eigentlich um Besitz und Herrschaft vorzüglich zu tun ist.«<sup>248</sup> Und: »Sie hassen und verfolgen sich alle einander, wie man merkt, um nichts und wieder nichts, denn keiner will den andern leiden, ob sie gleich alle sehr bequem leben könnten, wenn alle was wären und gälten.«<sup>249</sup> Es gehört zu den Maximen eines vernünftigen Universitätslehrers, solche verneinende Polemik und ihr entspringende Intriguen [sic] niemals zu erwidern, sie zu behandeln, als ob sie nicht da wären und wenigstens dadurch abzustumpfen, damit soviel wie möglich ein Zusammenwirken im Interesse der Universität möglich bleibe.

| 5. Die institutionell gesicherte Freiheit in Forschung und Lehre, für den Einzelnen ihrem Sinne nach unbegrenzt, aber zugleich Ursprung uneingeschränkter Kommunikation, in der jeder der äußersten Infragestellung ausgesetzt wird, hat eine Tendenz, den Einzelnen in seine Besonderheit einzuschließen, ihn unberührbar zu machen und, statt ihn zur Kommunikation anzutreiben, vielmehr zu isolieren. Man läßt jedem weitgehendste Freiheit, um auf Gegenseitigkeit selbst diese Freiheit zu haben und vor dem Hineinreden anderer geschützt zu sein. Man hat das Verhalten von Fakultätsmitgliedern verglichen mit dem der Affen auf den Palmen im heiligen Hain von Benares: Auf

119

jeder Kokospalme sitzt ein Affe, alle scheinen sehr friedlich und kümmern sich gar nicht umeinander; wenn aber ein Affe auf die Palme eines anderen klettern möchte, so gibt es eine wilde Abwehr durch Werfen von Kokosnüssen.<sup>97</sup> Die Tendenz solcher gegenseitigen Rücksicht geht dahin, schließlich jedem in seinem Bereich seine Willkür und zufällige Richtung zu erlauben, so daß das Wesentliche der Universität nicht mehr gemeinsame Angelegenheit, sondern nur jeweils die des Einzelnen ist, während das Gemeinsame »taktvoll« auf das Formale sich erstreckt. So etwa kommt es vor, daß man jedem Ordinarius seine Habilitationen durchgehen läßt, um auch selbst Freiheit hierin zu haben. Man vermeidet substantielle Kritik. Hier wird die Kommunikation, die geistig ein Kampf um Klarheit und um das Wesentliche ist, unterbrochen durch eine nach Gesichtspunkten des Taktes geregelte Beziehung. In diesem Verhalten steckt zwar die Weisheit: daß die Freiheit des einzelnen Gelehrten bis zur Willkür (vom Standpunkt des Zeitgenossen gesehen) Bedingung seiner produktiven Geistigkeit ist. Daher ist eine diskutierende Kritik gehörig, aber ein korporatives zwangsmäßiges Einwirken auf die mit Forschung und Lehre zusammenhängenden Dinge des Einzelnen ist unerträglich. Bei allen Dingen, die über diesen ganz persönlichen Bereich hinaus liegen, wo also ein gemeinsames Interesse der Fakultät oder der Universität vorliegt, ist eine Einwirkung jedoch Pflicht, z.B. vor allem bei Berufungen und Habilitationen. Und in den persönlichen Bereichen ist der Idee der Universität entsprechend Aussprache, Diskussion, also echte Kommunikation – die immer nur persönlich, nicht amtlich | und formell geschehen kann – das Zeichen von Geistigkeit, und ihre Unbeschränktheit im Fortgang bis zu den Wurzeln, wo der Mensch im ganzen in Frage steht, Bedingung der Wahrheit. Es ist verhängnisvoll, daß die Freiheit die Tendenz weckt, gerade diese eigentliche Freiheit aufzuheben.

### 3. Die Institution überhaupt

Die Universität erfüllt ihre Aufgaben – Forschung, Lehre, Erziehung, Kommunikation, Verwirklichung des Kosmos der Wissenschaften – im Rahmen ihrer Institution. Sie braucht die Gebäude, die Materialien, Bücher und Institute und die Ordnung einer Verwaltung dieser Dinge. Sie braucht eine Verteilung von Rechten und Pflichten unter ihre Glieder. Sie lebt unter einer Verfassung.

Ihre Idee gewinnt in der Institution ihren Leib. Der Leib hat Wert in dem Maße, als die Idee sich in ihm verwirklicht. Der Leib wird tot in bloßem Betrieb, wenn die Idee ihn verläßt. Aber jede Institution muß Anpassungen und Einschränkungen der Idee zulassen. Die Idee wird niemals als Ideal wirklich, sondern bleibt in der Bewegung auf es zu, in der ständigen Spannung zwischen der Idee und den Mängeln der institutionellen Verwirklichung.

Jede Verwirklichung einer Idee in Institutionen führt auch zu einer Einschränkung der Idee. Die Institution, ihre Gesetze und Formen drängen sich vor. Die Institution

kann nichts erzwingen. Es ist stets eine Gefahr, wenn durch Institution geradezu gemacht werden soll, was nur wachsen kann. Was eigentlich zu tun ist, wird allein von den Menschen geschaffen, die der Wahrheit dienen durch den Gang ihres Lebens in der Kontinuität von Jahren und Jahrzehnten.

*a) Die Institution ist notwendig*

Die Schöpfung und Existenz des Einzelnen ist in Gefahr, wirkungslos zu vergehen. Sie bedarf der Aufnahme in eine institutionell gesicherte Tradition, damit sie auch den Nachfahren Weckung, Lehre, Gegenstand wird. Wissenschaftliche Leistungen im besonderen sind gebunden an Zusammenarbeit vieler, die nur durch eine dauernde Institution ermöglicht wird.

| Daher ist uns die Universität als Institution so wichtig. Wir lieben die Universität, soweit sie die institutionelle Wirklichkeit der Idee wird. Sie ist trotz aller Mängel deren Stätte. Sie gibt uns die Daseinsgewißheit des geistigen Lebens in Gemeinschaft. Es ist eine eigentümliche Befriedigung in der Zugehörigkeit zur Korporation, sei es auch nur ehrenhalber, und es ist ein Schmerz, von ihr ausgeschlossen zu werden.

121

Der Studierende und der Professor soll die Universität nicht als zufällige staatliche Institution, nicht als bloße Schule und nicht nur als eine Berechtigungen erteilende Maschinerie ansehen, sondern der Idee der Universität teilhaftig werden, dieser abendländischen, übernationalen, hellenisch-deutschen Idee.<sup>83</sup> Diese Idee ist nicht handgreiflich faßbar, nicht äußerlich sichtbar, nicht laut. Sie glimmt in der Asche der Institutionen und flammt von Zeit zu Zeit in einzelnen Menschen und Gruppen von Menschen heller auf. In ihr zu leben, verlangt nicht immer Zugehörigkeit zur staatlichen Institution. Aber die Idee drängt zur Institution und fühlt sich in der Isolierung des Einzelnen unvollkommen und unfruchtbar. In ihr zu leben, nimmt ihn auf in ein Ganzes.

Das alles aber darf nicht zu dem Hochmut führen, die Universität sei die einzige und eigentliche Stätte geistigen Lebens. Wir, die wir die Universität lieben als den Raum und das Haus unseres Lebens, dürfen die Besonderheit und Beschränktheit der Universität nicht vergessen. Das Schöpferische entsteht in häufigen Fällen außerhalb der Universität, wird von dieser zunächst abgelehnt, dann aber angeeignet, bis es die Herrschaft gewinnt. Der Renaissancehumanismus entstand außerhalb und gegen die scholastischen Universitäten. Als dann die Universitäten humanistisch, dann philologisch geworden waren, entstand die philosophische und naturwissenschaftliche Erneuerung im 17. Jahrhundert wieder außerhalb (Descartes, Spinoza, Leibniz, Pascal, Kepler). Als die Philosophie in der Gestalt des Wolffianismus<sup>91</sup> in die Universität gedrungen war, entstand der Neuhumanismus wieder außerhalb (Winckelmann, Lessing, Goethe), eroberte dann aber schnell durch große Philologen (F. A. Wolf) die Universität. Auch kleinere Neuerscheinungen entstehen nicht selten außerhalb und werden von der Universitätswissenschaft lange abgelehnt, so die marxistische Sozio-



122 logie, so vor | Jahrzehnten der Hypnotismus,<sup>92</sup> der jetzt längst ein anerkanntes Tatsachengebiet darstellt, oder die Graphologie,<sup>93</sup> die erst anfängt, an der Universität beachtet zu werden, die verstehende Psychologie,<sup>94</sup> wie sie von Kierkegaard und Nietzsche entfaltet wurde. J. Grimm schreibt (Kl. Schr. Bd. I, S. 242): »An Universitäten herrscht eine ansehnliche Buchgelehrsamkeit, die sich hebt und fortträgt, aber ungewöhnliche Arbeiten, ehe sie Geltung erlangt haben, vorläufig abweist. Universitäten sind Gartenanlagen, die ungern etwas wild wachsen lassen.«<sup>95</sup> Wenn eine neue geistige Richtung geschaffen ist, so bemächtigt sich irgendwann die Universität derselben und bringt sie zur Entwicklung in vielen einzelnen Entdeckungen und Erweiterungen; und sie bewahrt das Gewonnene als Lehrgut. Das letztere kann sie aber ihrer Idee entsprechend nur, wenn sie selbst forschend darin voranschreitet. So geschah es immer wieder auf den Universitäten. Diese haben auch einige Male, und zwar in entscheidenden Fällen, selbst das Neue ursprünglich in Bewegung gebracht. Die größte Erscheinung ist die Kantische Philosophie, dann die in deren Gefolge auftretende Philosophie des deutschen Idealismus. Im 19. Jahrhundert sind die historischen und die Naturwissenschaften fast in allem Neuen von der Universität abhängig gewesen.

*b) Das Absinken der Idee in der Institution<sup>245</sup>*

Die guten Einrichtungen der Universität haben als solche schon die Tendenz zu einer Verkehrung ihres Sinnes.

Die Institution hat die Tendenz, sich selbst zum Endzweck zu machen. Daß sie unerläßliche Lebensbedingung für den Fortgang und die Überlieferung der Forschung ist, verlangt zwar, ihr Dasein unter allen Umständen zu erhalten, verlangt aber auch die ständige Prüfung, ob ihr Sinn als Mittel dem Zweck der Verwirklichung der Idee entspricht. Aber eine Verwaltungsorganisation will als solche beharren. –

Die Institution wird leicht das Werkzeug des Machtwillens von Forschern, die ihr Ansehen, ihre Beziehungen zum Staat und ihre Freundschaften benutzen, um die ihnen erwünschten Menschen, ihre »Schule«, mehr oder weniger rücksichtslos zu fördern. Die Herrschaft der Schulhäupter ist seit Hegel ein ständiger Gegenstand der Anklage.

123

*| c) Institution und Persönlichkeit*

Es ist kennzeichnend für Menschen, die an einer Reform der Organisation arbeiten, wie sie an Persönlichkeiten glauben und wie an Institutionen. Persönlichkeiten allein beseelen die Institution. Aber die alten noch gegenwärtigen Institutionen enthalten in ihrem Dasein tiefe Weisheit, wenn sie von den gegenwärtigen Menschen gespürt wird. Institution und Persönlichkeit sind aufeinander angewiesen.

1. In der Institution werden zweckhafte Mechanismen erdacht, um den Gang der Geschäfte sicherer und zwangsläufiger zu machen. Diese sind die Formen, die als Formen, solange sie nicht bewußt geändert werden, weiter unantastbare Geltung haben.

Den Formen und Gesetzen zu folgen, hält die Voraussetzungen des Geistes, seinen Unterbau, in Ordnung. Auf diesen Unterbau sollen die Formen beschränkt werden. Dort werden sie möglichst zweckmäßig gestaltet und mit Lust durchgeführt, bis sie zur zweiten Natur werden. Das erweitert die Freiheit.

Der Sinn für Formen und die Würde ihrer Bewahrung braucht keineswegs der Unsinn des Formalismus zu sein. Die Überlieferung der Formen hat Geltung kraft der Überlieferung selber, solange nicht ein offener Schaden die Folge ist.

Die Formen wehren durch ihren Bestand Nachlässigkeit, Verwirrung, Barbarei ab. Sie bedürfen des Schutzes, damit sie schützen. Die überlegene Persönlichkeit bescheidet sich, an ihrer Stelle in den zugelassenen Formen zu wirken, dadurch nur um so intensiver und dauernder, während jeder demagogische Ausbruch an der Universität ein Schaden für ihre Grundverfassung in der Gesinnung aller ist.

2. In jeder Institution gibt es Über- und Unterordnung. Es sollen nicht nur die faktischen Niveauunterschiede der Menschen anerkannt werden. Es gibt auch eine Hierarchie der Ämter. Jede zweckhafte Einrichtung ist ohne Leitung undenkbar. So finden sich ursprünglich frei die Schüler um einen Forscher zusammen, so herrscht später institutionell der Direktor über sein wissenschaftliches Institut und seine Assistenten. Es liegt auf der Hand, daß solche Herrschaft immer nur dann erträglich und sogar ersehnt ist, wenn der Erste der geistigste Mensch ist. Das sind in | Institutionen Glücksfälle. Unerträglich wird die Herrschaft der Kümmerlichen, die ihre Geistlosigkeit und die Unzufriedenheit mit sich selbst ausgleichen wollen durch den Genuß einer Herrschaft. Vortrefflich sind die produktiven Köpfe, die zur Leitung eines Institutes berufen, doch im Bewußtsein ihrer begrenzten Kräfte jedem lebendigen Impuls der ihnen Unterstellten Freiheit lassen und ihren Ehrgeiz darin sehen, daß diese Besseres leisten möchten als sie selbst.

124

3. In der Polarität von Persönlichkeit und Institution entstehen die entgegengesetzten Ableitungen: einerseits Persönlichkeitskultus, Betonung der Originalität und des Eigenwillens, andererseits das Machen von Einrichtungen, die vergewaltigen oder leer laufen. In beiden Fällen herrscht Willkür, dort in der Wahl des Meisters, dem man sich unterwirft, hier das Belieben von Abschaffen und Neumachen. An der Universität soll eine Gesinnung herrschen, die sich diesen beiden Extremen fernzuhalten sucht, eine Toleranz gegen Wunderlichkeiten des Einzelnen, eine Aufnahmefähigkeit für fremde Persönlichkeiten, eine Gemeinschaftlichkeit, in der sich die extremsten begegnen. Weil aber die persönliche Gestalt immer das Übergreifende und die Verwirklichung der Idee ist, gilt auch ohne Kultus die Persönlichkeit als solche. Man empfindet den Rang und das Verdienst, man hat Pietät dem Alter gegenüber. Und der einzelne wird Wert darauf legen, seiner Fakultät ein erwünschtes Mitglied zu sein, er will von ihr frei erwählt, nicht ihr aufoktroiert sein.

4. Das Leben der Universität hängt an den Persönlichkeiten, nicht an der Institution, welche nur Bedingung ist. Die Institution wird daher danach zu beurteilen sein,

ob sie die besten Persönlichkeiten heranziehen kann, und ob sie die günstigsten Bedingungen für deren Forschung, Kommunikation und Lehre gibt.

Eine Spannung zwischen den lebendigen Forschungspersönlichkeiten und den institutionellen Formen muß, solange die Idee der Universität am Leben bleibt, zu einer Umformung führen. Zeiten des Beharrens wechseln mit Zeiten neuer Impulse ab.

125 5. Die Institution als solche kann nie befriedigen. Das abstrakte Erdenken und Einrichten komplizierter Verhältnisse ist | ein Verderben. Die Einfachheit ist das Schwerste, die vorschnelle Einfachheit allerdings ist nur Simplifikation.

So sind bei den konkreten Schwierigkeiten die einfachen Trennungen durchweg keine Lösungen, sondern Zerstörungen, so z.B. die Trennung von Forschungsanstalt und Lehrinstitut, von Wissenschaft und Beruf, von Bildung und Fach, des Unterrichts der Besten vom Unterricht der Menge. Immer ist das wahre geistige Leben gerade dort, wo eins im andern ist, nicht wo das eine neben dem andern ist. Und diese Einheiten werden immer nur durch Persönlichkeiten verwirklicht.

## | IV. DIE DASEINSVORAUSSETZUNGEN DER UNIVERSITÄT

126

Die Idee der Universität muß mit den Realitäten rechnen, die für ihre Verwirklichung zugleich Bedingung sind und sie beschränken.

Erste Voraussetzung sind die Menschen, die sich an ihr zusammenfinden, deren Artung und Fähigkeiten (1).

Zweite Voraussetzung ist die Macht von Staat und Gesellschaft, durch deren Willen und deren Bedürfnisse die Universität erhalten wird (2).

Dritte Voraussetzung sind die materiellen Mittel, die ihr zur Verfügung gestellt werden (3).

### *1. Die Menschen*

Die wahre Universitätsidee wird vergeblich zum Bewußtsein gebracht, wenn die Menschen nicht mehr da sind, die sie erfüllen können. Wenn sie aber da sind, so ist die über das Leben der Universität entscheidende Frage, ob sie gefunden und gewonnen werden. Eine einzelne Universität hat ihren Charakter durch die Professoren, die an sie berufen werden.

Nicht weniger hängt das Universitätsleben ab von der Art der Studenten. Eine untaugliche Studentenmasse würde die besten Professoren unwirksam im Schulbetrieb versinken lassen. Es kommt daher darauf an, daß die jungen Menschen, die zum Studium berechtigt sein sollen, nach den bestmöglichen Gesichtspunkten diese Berechtigung erhalten. Eine Auslese muß den Zugang zur Universität bestimmen. Die Zulassung verlangt notwendig eine schulmäßige Vorbildung, ohne die das Studium vergeblich wäre. Das Studium setzt aber weiter voraus, daß der Mensch bildbar sei, daß er die Begabungen und Charaktereigenschaften mitbringe, die sich im Universitätsstudium entwickeln können.

| Eine Auslese findet statt durch die Art der Lehre: Es ist die Frage, an welche Studenten sich die Universitätslehre wenden soll. Nur äußerlich an Alle, ihrem Sinn nach an die Besten. Das Ziel ist, daß die Besten aus der nachwachsenden Generation zu freier Entfaltung und Wirkung kommen. Was für Menschen die Besten sein werden, ist jedoch nicht vorauszusehen. Ein Typus kann nicht bevorzugt werden, ohne vielleicht gerade die Besten zu zerstören: die Ernstesten, die von der Wahrheitsidee ursprünglich betroffen sind, denen Studieren, Lernen und Forschen weder bloße Beschäftigung

127

noch lastende Arbeit ist, sondern die Lebensfrage, an dem Hervorbringen der Welt durch Wissen und durch Wahrheitsdienst mitwirken zu dürfen. Die Besten sind nicht ein Typus, sondern eine nicht übersehbare Mannigfaltigkeit schicksalsgetragener Persönlichkeiten, deren Wesen in dem Ergreifen einer Sache schließlich objektive Bedeutung gewinnt.

Der zum Universitätsstudium Berufene will das geistige Leben nicht nur als Mittel zu einem anderen Zweck, zu einem Erfolg in der Welt. Dieser Erfolg ist natürlich begehrt, aber als Moment einer umgreifenden Lebensverfassung. Man könnte den zu dieser Welt berufenen Menschen vielleicht so charakterisieren:

Er neigt zur zweckfreien Vollendung in einer gegebenen Lebenslage, zur Verwirklichung einer Idee (als Arzt, Lehrer, Richter usw.), und damit zur Erfüllung jeder Lebenssphäre durch die ihr gemäße Substanz, zur Gegenwärtigkeit des Sinnes im geistigen Tun als solchem. Ist ihm die notwendige Muße durch Befreiung von der unmittelbaren Daseinsnot gewährt, so ist er in strenger Selbstdisziplin tätig für die Erfüllung sachlicher Aufgaben, die ihren Wert in sich haben durch das tiefe Glück, Träger einer Idee zu sein.

Offenbar kann der Zweck einer Auslese nicht sein, die Menschen als ein gegebenes Material zu verwerten durch Ausnutzung für Daseinszwecke, die ihnen selber keine Erfüllung bringen. Vielmehr soll im Geistigen der Mensch zu sich selber kommen, nie nur Mittel, sondern als Einzelner Endzweck sein, der in der Gemeinschaft der Lebenspraxis zugleich durch den objektiven Wert seines Tuns gerechtfertigt ist. Wer an Auslese denkt, darf die Unendlichkeit unübersehbarer menschlicher Möglichkeiten nicht aus dem Auge verlieren.

128 | Um zur Beantwortung der im Blick auf Menschenartung und Auslese entstehenden Fragen die Gesichtspunkte und Tatsachen zu gewinnen, bedarf es der Überlegung über die Begabungsarten (a), über Begabung und Chance (b), und dann über die auswählenden Kräfte (c).

#### *a) Die Begabungsarten*

Es ist eine doppelte Erfahrung: daß die Menschen so sehr verschieden sind, und daß doch alle Menschen etwas Gemeinsames haben. An das Gemeinsame denkt, wer gleiches Recht für alle will. Diese Forderung ist sinnvoll, wo wirklich Gemeinsames und Gleiches vorhanden ist, etwa im materiellen Dasein und seinen Bedürfnissen. Das Verschiedene betont, wer verlangt, die Rangunterschiede der Menschen zu sehen und zu achten: wer die verschiedenen Eignungen sieht und sie zweckmäßig zum Nutzen größter Leistung verwandt wissen will; wer die menschlichen Interessen und Triebrichtungen sieht, die Art, dem Geiste zuzustreben, die Unterschiede der Opferfähigkeit für seine geistige Existenz.

Die Verschiedenheit der Menschen ist außerordentlich. Hier gibt es für den, der sich die Realität nicht verschleiern will, unausweichliche Einsichten. Sie sind in der

Lebenserfahrung begründet und zum Teil durch methodische Untersuchungen psychologisch gesichert. Aber der Mensch ist als Mensch ein Wesen offener Möglichkeiten. Der Einzelne ist als Ganzes niemals unter irgendwelche Begabungs- und Charaktertypen zu klassifizieren. Alle Untersuchungen in dieser Richtung sind Versuche, um ein Licht auf den Menschen zu werfen, das ihn in Aspekten zeigt, aber nicht im Ganzen enthüllt.

Wir unterscheiden:

1. Die *Voraussetzungen oder Werkzeuge der Begabung*, wie Gedächtnis, Merkfähigkeit, Lernfähigkeit, Ermüdbarkeit, Übbarkeit, Eigenschaften der Sinnesorgane, Unterscheidungsempfindlichkeit, Ablenkbarkeit, Tempo usw. Alles dieses ist experimentell untersuchbar, mehr oder weniger meßbar, auch bei einer Gruppe von Individuen vergleichend zu prüfen, so daß man hier für die jeweilige Leistung die der Begabung nach Tüchtigsten herausfinden kann.

| 2. Die *eigentliche Intelligenz* ist schwerer zu fassen. Man hat auch hier Prüfungen, z.B. der Kombinationsfähigkeit, der Anpassungsfähigkeit an neue Situationen, der Urteilskraft versucht.<sup>48</sup> Jedoch ist hier alles unsicherer, manchmal greifbar bestimmt, dann wieder überraschend dadurch, daß sonst versagende Menschen irgendwo bedeutende Intelligenz zu zeigen scheinen. Einerseits beachtet man auch hier besondere intellektuelle Fähigkeiten (Talente), andererseits denkt man an einen intellektuellen Zentralfaktor, eine allgemeine Intelligenz, ohne eine endgültige Klarheit gewonnen zu haben.

129

3. Die *Geistigkeit*, das Ethos der Intelligenz, die »Interessen« (nach Abzug der bloßen Lust an der Ausübung der Funktion, der bloßen Lust am Erfolg, am Übertreffen), die Liebe zur Sache, der Aufschwung durch Ideen, die Wahrhaftigkeit, der Enthusiasmus des Erkennens. Dieses alles ist weder experimentell zu fassen, noch empirisch endgültig zu beurteilen. Es ist das unter den Menschen spärlich Verbreitete. Sogar solche, die über die geistige Auslese durch Tests mit einer übermütigen Zuversicht auf die Richtigkeit und Wahrheit ihres Tuns entscheiden, scheinen oft selbst nur einen geringen oder keinen Funken dieser Geistigkeit in sich zu tragen.

4. Das *Schöpferische*. Dieses steht ganz außer der Reihe des objektiv Beurteilbaren. Das Schöpferische ist dem Menschen gegeben, dann im Fleiß erarbeitet oder nichtachtend verschwendet. Es gibt verkommene Genies, die aus ihrem Dämon<sup>49</sup> nichts machen, da ihnen Zucht und Besonnenheit fehlt. Das Genie entfaltet sich nur, wenn zugleich Ethos, Wille, Handwerk da sind. Es gibt geniale Menschen, die schließlich alles verlieren und ungeistig verkommen. Das Geniale, solange es in einem Menschen flammt, schafft Urerfahrungen, ursprüngliche Ideen und Gestalten. Es ist nicht Gegenstand des Wollens, außer jeder Berechnung und Züchtung, außerhalb jeder willentlichen Auslese, außerhalb zwingend zu machender Maßstäbe (auch nicht vererbbar, im Gegensatz zu Talent und allen Begabungseigenschaften). Das Genie ist, metaphysisch gesprochen, gleichsam ein Versuch, ein Wurf aus dem Grund der Dinge,

es ist Quelle aller geistigen Bewegung. Wir leben von dem, was das Genie uns geschaffen hat und von der Umsetzung des genialen Werks in das allgemeine Wissen und Auf-  
 130 fassen. Unsere höchste Achtung | gilt dem Genie, selbst wenn es verkommt. An uns ist die Forderung, das Ursprüngliche, Geniale zu spüren, es sichtbar zu machen und zur Geltung zu bringen. Darauf kann sich der Wille richten, auf diese Arbeit der Aneignung. Wenn auch der Unterschied zwischen dem Genie und uns außerordentlich ist, so ist doch das Geniale oder das Ursprüngliche momentweise in jedem Menschen – zumal in der Jugend; – nur dadurch kann uns das Genie angehen, weil wir irgendwo auch von seiner Art sind. Es ist ein absoluter Unterschied zwischen dem Genialen und allem andern, das nur Begabung ist und guter Wille. Aber niemand ist ganz und gar Genius, sondern doch nur ein genialer Mensch. Es brennt mehr oder weniger dieses Feuer im Menschen, kein Mensch ist ein Gott. Aber der Unterschied ist im Grad so ungeheuer, daß wir einen Grund haben, unsere Distanz zum Genie auch qualitativ zu fühlen; der entscheidende Unterschied zwischen Menschen ist, ob dieser Dämon ihr Leben beherrscht oder die Regel der gesellschaftlichen, beruflichen, ethischen Ordnungen allein und an erster Stelle.

Diese Unterscheidungen zwischen den Voraussetzungen der Begabung, der eigentlichen Intelligenz, der Geistigkeit, dem Schöpferischen haben den Mangel, die Begabung im ganzen als ein jeweils Soseiendes<sup>257</sup> aufzufassen.

Erstens aber sind Charakter und Wesen, die in der Begabung sich zeigen, nicht gegenständlich faßlich, sondern sind das Menschsein, das nur nach einer Seite hin psychologisch objektivierbar und damit erforschbar wird, nach der andern Seite aber nur transzendental formuliert werden kann als das Umgreifende, die Idee. Auslese durch psycho-technische Prüfungen trifft Äußerlichkeiten oder Werkzeuge. Für das Umgreifende gibt es keine objektiven Merkmale.

Zweitens ist kein Mensch endgültig das, als was er bis dahin in seiner Erscheinung sich zeigt. Wie ein Volk ein ganz anderes Gesicht aufweisen kann, wenn gegenüber den bisherigen neue Menschentypen aus ihm zur öffentlichen Geltung kommen, die vorher verborgen und dienend blieben, so kann derselbe Mensch ein völlig verschiedenes Charakterbild geben, wenn veränderte Redeweise und Gebärde durch Umgebung und Erziehung andere Elemente aus ihm zutage fördern. Jede Verwirklichung  
 131 des Menschseins ist eine Teilverwirklichung des in | ihm Möglichen, eine Verschiebung zugunsten einzelner Möglichkeiten.

Drittens liegt im Menschen der Ursprung seines Entschlusses.<sup>131</sup> Er entscheidet irgendwo über sich selbst. Das schreckliche Wort »ich bin nun einmal so« ist das Mittel des Ausweichens vor seiner Freiheit.

Trotzdem gibt es einen breiten Bestand des unüberwindbaren, jeweils nur zu übernehmenden Soseienden im Menschen. Aber man muß vorsichtig sein mit der Behauptung endgültiger Charakteranlagen oder Begabungen, die biologisch vererbbar sind. Ich zweifle nicht daran, daß diese bestehen und in der Tiefe des Geschehens eine we-

sentliche, sei es ermöglichende, sei es ausschließende Bedeutung haben. Aber sie prägnant festzustellen, ist nicht gelungen außer in jenen Voraussetzungen, die objektivierbar sind. Man macht sich das Urteil über Menschen durchweg zu leicht. Das Studium der Charaktere und Begabungen ist von hohem Interesse, aber am Ende steht das klare Nichtwissen, das den Raum frei hält für eigentliche Erziehung (a) und für den Anspruch des Menschen an sich selbst (b):

a) Erziehung trifft sinnvoll auf den Menschen, der keineswegs eindeutig ist, was er ist. Es kommt darauf an, wie er von Jugend auf geprägt wird. Nicht allein eine nachweisbare unveränderliche Bestimmtheit der Anlage entscheidet, sondern von vornherein nicht übersehbare Möglichkeiten, mit deren Verwirklichung immer zugleich andere Möglichkeiten vernichtet werden. Ein Geist des Hauses, der Anstalt, der Gemeinschaft, der Öffentlichkeit formt durch die Weisen des darin gewohnten und von selber sich aufzwingenden Benehmens und Sprechens, der unwillkürlich anerkannten Symbole und Worte, durch Ansprüche und Formen. Nach dem Erscheinungsbild einer Menschengruppe zu urteilen, was diese Menschen ihrem Wesen nach seien, ist immer ungerecht, wenn man nicht die ihnen zuteil gewordene und täglich zuteilwerdende Erziehung vergegenwärtigt. Man müßte sehen, was aus ihnen unter einer anderen Erziehung würde, um weiter zu erfahren und doch nie endgültig zu wissen, was sie sein können. Der Mut zur Erziehung beruht auf dem Vertrauen in schlummernde Möglichkeiten.

b) Kein Mensch kann von sich wissen, was er ist und wozu er fähig ist. Er muß es versuchen. Nur der Ernst des Entschlusses, | für den das Gewissen nur im einzelnen Selbst spricht, und für den kein Urteil von außen die Verantwortung übernehmen darf, entscheidet über den zu versuchenden Weg. Was durch Arbeit und inneres Handeln<sup>120</sup> aus mir werden kann, kann ich nicht vorher wissen.<sup>403</sup> Wer in die Lage gekommen ist, zu studieren, soll sich als berufen betrachten, denn man soll in jeder Lage tun, was in dieser Lage geschehen muß. Wer einmal in die Situation gestellt ist, geistig werden zu dürfen, der soll daraus keinerlei Anspruch nach außen, aber Verpflichtung für sich herleiten.

132

Alles in allem: Die Menschen sind nicht feststehende Artungen, die unveränderlich wie Tiere sei es zu verwenden sei es nicht zu brauchen sind, sondern sie bleiben im Werden als je so Gewordene voll verborgener Möglichkeiten.

### *b) Begabung und Chance*

In aller Gesellschaft gibt es Unterschiede der materiellen Wohlfahrt, gibt es vor allem den Unterschied der Über- und Untergeordneten. Das Ideal ist, daß die hervorragenden Menschen auch die Führenden sind, daß die Hierarchie der gesellschaftlichen Ordnung zusammenfällt mit der Hierarchie der persönlichen Unterschiede an ethischem Rang. Es ist das Ideal, das von Plato formuliert wurde, nach dem die staatlichen Verhältnisse erst besser werden würden, wenn die Philosophen Staatslenker oder die Staatslenker Philosophen würden.<sup>50</sup>



Dieses Ideal ist nicht vollendet zu verwirklichen, weil alle Menschlichkeit im Fluß ist, und jede Verwirklichung, selbst wenn sie einen Moment gelänge, im nächsten Augenblick sich innerlich verwandeln würde zu den alten Unstimmigkeiten.

Denn:

a) Die Anschauung, welche persönlichen Werte die höchsten seien, wechselt. Die verschiedenen Begabungen sind je nach der soziologischen, ökonomischen und technischen Weltlage verschieden gut zu brauchen.

b) Ohne Dauer und Kontinuität des Ranges durch die Generationen geht es nicht. Ob die Menschen als Nachkommen (ererbter Rang) oder als Schüler sich ablösen, ist kein erheblicher | Unterschied. Die Folgenden pflegen, nachdem einmal eine schöpferische Gruppe die Führung hatte, Epigonen zu sein, Tradition zu haben und den ursprünglichen Geist zu verlieren.

Das Ideal, schon aus diesen Gründen stets auch im Verfall, ist angewiesen auf die beste Auslese für die führenden Tätigkeiten aus der Gesamtheit der jeweils Lebenden. Diese Auslese findet unmerklich statt oder wird bewußt gelenkt. Sie ist unumgänglich. Die sie bewirkenden Kräfte erreichten den Sinn der gerechten Verteilung nur höchst beschränkt. Das Ideal, daß jeder Mensch seiner Anlage entsprechend erhielte, lernte, täte, was er seinem Wesen nach kann, ist selbst bei den größten und glücklichsten Menschen nicht erreicht. Der Mensch ist ein der Idee nach Unendliches, das jeweils in endliche Bedingungen eingespannt ist und nur in diesen, indem es sie ergreift, Substanz gewinnt. Angesichts dieser Situation kommt es für jeden Menschen darauf an, seine Einschränkungen zu übernehmen und in ihnen frei zu werden.

Die Einschränkung besteht von Geburt an durch Vererbung und Anlage. Die Art seiner mitgegebenen Werkzeuge legen ihm Fesseln an, die er nicht abzuwerfen vermag. Dann lebt der Mensch in der Zeit und kann nicht alles zugleich verwirklichen, was als Möglichkeit in ihm liegt, auch nicht nacheinander, denn das Leben ist begrenzt.

Die Einschränkung besteht weiter durch Herkunft und soziologische Bedingungen. Sie geben den Anlagen verschieden günstige Chancen.

Trotz allem bleibt der Mensch sich seiner Freiheit bewußt. Er übernimmt seine Schranken und ergreift seine Chancen.<sup>51</sup> So allein kann und soll sich der einzelne Mensch gegenüber dem Zwang der Schranken und der Offenheit der Chancen verhalten im Kampf um seine Verwirklichung.

Ganz anders sieht die Dinge der *psychologische* und *soziologische* Beobachter, der Tatsachen feststellen will, um aus ihnen Maßnahmen abzuleiten, die die Auslese zugunsten der Besten fördern und sinnvoll lenken sollen. Das ist ein bis zu einem gewissen Grade ergiebiges Erkenntnisverfahren, das jedoch als Erkenntnis und erst recht in seinen planenden Folgen strenger Kritik bedarf, damit die Freiheit des Menschen weder in der | Erkenntnis vergessen noch durch Maßnahmen mehr als nötig eingeschränkt werde.

Tatsache ist z.B. die soziologische Herkunft geistig hervorragender Menschen in bestimmten historischen Zeiten. Man kann fragen: Aus welchen Kreisen stammen die hervorragenden Männer? Die berühmten Deutschen von 1700 bis 1860<sup>1,52</sup> deren Darstellung in der allgemeinen deutschen Biographie zwei Seiten oder mehr einnimmt, stammen zu 83,2% aus den oberen Ständen, zu 16,8% aus den niederen (Handwerker, Bauern, Proletarier). Von denen, die aus niederen Ständen kommen, werden 32,7% Künstler, 27,8% Akademiker, 14,6% Pfarrer, die übrigen Berufe beteiligen sich nur mit kleinen Zahlen. In jenen Jahrhunderten übertraf die Gesamtzahl der Menschen der niederen Stände die der höheren gewaltig. Die deutsche Kultur wurde von einer Schicht einiger Zehntausende von Menschen gegenüber den Millionen der übrigen getragen. Würde man meinen, die höheren Begabungen kämen von Natur den oberen Schichten zu, so wäre das ein offener Irrtum. Man wird vielmehr schließen, daß bei den oberen Ständen die Bildungschancen, welche Voraussetzung höchster Leistungen sind, erheblich günstiger liegen als bei den niederen.

Wenn man aber bei solchen Überlegungen voraussetzt, daß die Menschen der Anlage nach in allen Schichten gleich geboren würden, und der Unterschied nur auf einem Unterschied der Chancen beruhe, so wäre das voreilig. Wenn die biologischen Qualitäten durch die Art der Zuchtwahl bestimmt sind, so könnten auch anlagemäßige Unterschiede von soziologischen Schichten, die eine alte Herkunft haben, bestehen. Der Mensch wird seinem Wesen nach nicht einfach »geboren«. Es ist nicht gleichgültig, woher einer kommt. Alles Sein des Menschen ist ein Ganzes aus geborenem Eigenwesen und Geschichte. Kinder aus Familien, die eine durch Generationen hindurch überlieferte Bildung pflegen, sind als Erwachsene ursprünglich anders als alle übrigen.

Selbst größten geistigen Schöpfungen hängt ein Wesenszug dessen an, was der Mensch als Kind erfuhr. Fichte hat unfehlbar | etwas Plebejisches trotz des hohen Schwunges seines Genies, der seinerseits wieder durch einen Zug von Fanatisierung und Engstirnigkeit an das Subalterne streift. 135

Der Wert der Tradition ist keineswegs allein maßgebend für die Auslese, steht nicht einmal an bevorzugter Stelle. Aber dieser Wert der Tradition für das Wesen des Einzelnen darf nicht ignoriert bleiben, wenn man wahrhaftig und gerecht sein will. Was in der Kindheit verloren war, ist niemals nachzuholen. Wer etwa in der Kindheit vom Adel des Griechentums berührt wurde, hat in seiner Seele sein Leben lang ein Schwingen, eine Leichtigkeit, einen Sinn für Rang und die Anschauung geistiger Höhe, die ohne das vielleicht nie hätten entstehen können. Heute wurde ein unersetzliches kostbares Gut dieser Tradition gleichgültig vertan. Man konnte verführende Sätze hören wie: »Das Vergangene war Glanz und Verhängnis. Jetzt handelt es sich um etwas, das alle verstehen, an dem alle Anteil nehmen.«<sup>258</sup> Mag sein und gewiß auch richtig! Eine bestimmte Tradition kann nicht Bedingung sein, wo der Mensch aus traditionsloser

<sup>1</sup> Nach Maas: Über die Herkunftsbedingungen der geistigen Führer. Arch. f. Sozialwissenschaft, Bd. 41.

Herkunft zu sich selbst zu bringen ist. Aber er wird an die Tradition herangebracht werden müssen, wenn er sie auch als Erwachsener anders verarbeiten wird, wie als Kind.

Wenn, was aus dem Menschen wird, zum Teil bedingt ist durch die Tradition einer Kulturfamilie, so ist das Wesentliche nicht etwa der Schulbesuch, den man durch Institutionen jedermann zugänglich machen kann, auch nicht die materiell glückliche Lage, daß der Mensch Gelegenheit zu allem möglichen hat und vielerlei nacheinander versuchen kann. Es ist vielmehr die Substanz einer gehaltvollen Strenge und Zucht. Nicht daß die Zugehörigkeit zu einer Familie als solche ein Wert sei. Sie wurde vielmehr von einzelnen solchen Menschen als Verpflichtung empfunden. Soziologische Gehobenheit garantiert dies durchaus nicht. In den gehobenen Schichten ist im letzten Jahrhundert der Verrat an der eigenen Überlieferung viel sichtbarer gewesen. Früher waren das protestantische Pfarrhaus, der Adel, das Patriziat, der Herkunftsbereich vieler hervorragender Menschen. Solche Erziehung läßt sich nicht »machen« und ausdenken.

136 Eine andere, schwer oder gar nicht endgültig faßbare Tatsache ist die Eigenschaft des Durchschnitts oder der Masse.<sup>53</sup> Die Auslese findet jederzeit aus einer Masse statt, auch eine | soziologisch herrschende Schicht ist in ihrer Gesamtheit eine Masse. Die Urteile über die Eigenschaften der Masse sind seit Jahrtausenden in erstaunlicher Einmütigkeit sehr ungünstig.

Was die Begabung angeht, so hält die Mehrzahl der Menschen sich selbst für etwas vorzüglich Beanlagtes, und nur in Schwierigkeiten dient zur Entschuldigung, man sei dazu nicht beanlagt. Ansprüche einerseits, Entschuldigung andererseits hat man bezüglich des Geistigen bei der Mehrzahl zu erwarten. Die meisten wollen über ihre Kräfte hinaus gelten und anerkannt sein. Statt sich selbst mit strenger Zucht wachsen zu lassen, ihre Sache zu tun, fliehen sie vor sich selbst und der Aufgabe.

Es gibt nicht nur eine Solidarität der Interessen einer Klasse, sondern ein instinktives gemeinsames Interesse der durchschnittlich Beanlagten. Die Masse ist Feind des Überragenden;<sup>54</sup> wenn sie im Bewußtsein eigener Unfähigkeit einen Führer in den Himmel hebt, um durch ihn alles zu nivellieren, wird sie ihn ebenso leicht auch wieder verraten. Die Gleichheit soll für die Instinkte des Durchschnitts sich nicht nur auf die Chancen beziehen, sondern auch die Geistigkeit und das Können betreffen.

Allerdings gibt es Menschen, die sich ihrer Mängel bewußt werden und daraus Konsequenzen ziehen. Aber das ist gerade ein Zeichen des höheren Niveaus. Wer die geistige Triebkraft hat, so muß man ihnen sagen, kann zwar durch schlechte Werkzeuge gehemmt werden, aber er darf, wenn sein Enthusiasmus nur echt ist und er opfern will, ihr folgen.

### *c) Die auswählenden Kräfte*

Der »freie Wettkampf«, in dem »der Tüchtigste sich durchsetzt«, ist früher als die natürlichste und günstigste Form der Auslese angenommen worden. Jedoch ist zu bedenken, daß nach der Art des Erfolges, in bezug auf den der Wettkampf stattfindet, jeweils

besondere Begabungen entscheiden, und daß Geistigkeit hier keine erheblichen Chancen hat.

Eine indirekte Auslese erfolgt etwa durch Lebensverfassung und konventionelle Anschauungen von Kreisen, denen anzugehören vorteilhaft ist. Wer darin zur Geltung kommen möchte, gibt sich unwillkürlich innerlich und äußerlich die erforderliche Haltung. Was man sein möchte, wird man bald wirklich. Und | diejenigen, welche dieser Schätzung am meisten entsprechen, machen Karriere. Auch hier sind spezifische Begabungen (zum Drill, zur Willfähigkeit, zur Forschheit, zur unentschiedenen Konzilianz je nach der Schicht, der man gefallen muß) entscheidend, nicht eine Geistigkeit.

137

In der indirekten Auslese kommt zur Geltung die Anziehungskraft von Prämien auf geistige Leistungen. Solange Geistigkeit nicht mit einem Vorteil verknüpft ist, solange z.B. auf wissenschaftliche Leistungen keine gesellschaftliche und ökonomische Prämie gesetzt ist, wenden sich nur diejenigen ihnen zu, welche den unbedingten Willen dahin haben. In dem Maße jedoch, als Bildung und Wissenschaft zugleich Privilegien mit sich bringen, drängt die Masse der Menschen zu ihnen. Da fast jeder Mensch das will, was äußere Vorteile bringt und Ansehen gibt, da die meisten insofern über ihre Kräfte hinauswollen, so werden durch die Prämien keineswegs die eigentlich geistigen Kräfte bevorzugt, sondern die Energien, die imstande sind, die Äußerlichkeiten geistiger Erscheinung erfolgreich zu zeigen. Es werden die Menschen bevorzugt, denen nichts an sich gilt, die nicht Muße und Kontemplation, sondern nur Arbeit und Zerstreuung kennen, denen alles nur Stufe und Trittbrett, und denen das letzte Motiv der Aufstieg an sich ist.

Die Kräfte, die ohne jemandes Willen und Absicht die Auslese bestimmen und dadurch über den Gang der menschlichen Dinge tatsächlich entscheiden, sind schwer übersehbar. Wenn man solche Auswahlmechanismen vergegenwärtigt, kann man wohl pessimistisch denken. Man will und kann die Auslese nicht allein dem Zufall überlassen. Man möchte die rechten Auslesekräfte zu stärkerer Geltung bringen. Der planmäßige Eingriff ist unumgänglich.

Aber neue Schwierigkeiten und die Gefahr, durch planmäßige Auslese gerade auch schlechte Auslese zu verwirklichen, drängen sich auf.

Zu leicht und schnell macht man die Voraussetzung, die Auswahl solle nach Begabung geschehen, und diese müsse bei den Einzelnen objektiv festgestellt werden, so daß die Auslese direkt und willentlich, nicht indirekt und zufällig geschehe.

| Jedenfalls nicht auswählbar und bestimmbar sind die *großen Einzelnen*. »So ist es ausgemacht, daß, wenn auch das gewöhnliche Talent meßbar sein mag, das ungewöhnliche nur schwer gemessen werden kann, das Genie vollends gar nicht« (Grimm).<sup>57</sup> Es ist für die Großen, welche fast immer zunächst im Gegensatz zu Umwelt und Zeit existieren, wünschenswert, daß die Institutionen nicht ganz durchgreifend wirken, daß vielmehr Lücken bleiben, daß noch ganz unberechenbare Lebensläufe möglich sind, daß Menschen noch auf eigene Gefahr Neues wagen können. Wenn die

138

Institutionen alles endgültig bestimmen, wäre das unmöglich. Würde die Organisation die vorgeschriebene Arbeit in einer Aufgliederung aller Zwecke zu spezialistischen in einem gigantischen Gebilde der Arbeitsteilung bestimmen, so würde in dem, wenn auch noch so bewegten, spannungsvollen Betrieb, der die Menschen verzehrt, doch Erstarrung eintreten.<sup>59</sup> Der Geist könnte nicht mehr existieren, der einzelne schöpferische Mensch seinen Weg nicht mehr finden.

Sehen wir von den großen Menschen ab, die die Härte des Daseins mehr als andere zu spüren haben, die überall um ihre Existenz kämpfen, da diese in keine vorgefundene Form paßt, von diesen Menschen, die »von je verlästert und verbrannt« wurden,<sup>59</sup> so bleibt doch für die anderen zum akademischen Leben berufenen Menschen etwas Analoges. Bei allen Auslesemethoden muß sich der Auslesende bewußt bleiben, eine im Grunde unlösbare Aufgabe erfüllen zu müssen. Indem man Unrecht vermeiden will, führt man fast unumgänglich neues Unrecht ein. Der Auslesende soll die Scheu und damit die Offenheit für menschliches Wesen behalten. Wer durch seine Urteile an der Auslese beteiligt ist, muß die Verantwortung fühlen, daß er nicht zur Hemmung werde für die wenigen Besten und nicht zum Helfer des Durchschnittlichen und Untergeordneten, des Streberhaften und Anspruchsvollen, des Scheinhaften und Unechten.

Aber trotz allem: die planmäßige Auslese ist in einem nicht endgültigen Umfange soziologisch unerläßlich.

Es gibt folgende Arten der bewußten Auslese:

1. durch Examina,

2. durch persönliche Auswahl seitens einer übergeordneten

Persönlichkeit,

139 | 3. durch Wahl von unten seitens einer formal begrenzbaren Gruppe von Menschen.

1. *Examina*. Examina sind entweder *Zulassungsprüfungen*, die entscheiden, ob jemand für ein Studium qualifiziert ist, oder *Schlußexamina*, die dem Einzelnen nach erfolgter Ausbildung die Erreichung des Zieles bestätigen.

Wenn es sich um eine Bevölkerungsmasse handelt, aus der nur eine kleine Anzahl ausgelesen werden soll zur Ermöglichung des Besuchs einer höheren Schule und der Universität, so hat für manche der Gedanke etwas Faszinierendes, daß man auf psychologisch-experimentellem Wege (durch Tests) die Besten objektiv feststellen könne, die Begabung erkennen könne bevor die Erziehung einsetzt, im voraus sagen könne, was aus einem Menschen wird. Jedoch was läßt sich psychologisch prüfen? Vortrefflich die Vorbedingungen der Intelligenz, innerhalb gewisser Grenzen auch die Intelligenz; die Leistungsfähigkeiten und Werkzeuge, dagegen nicht Geist, nicht schöpferische Möglichkeiten, nicht Wille und Opferbereitschaft. Würde eine solche Auslesemaschine verwirklicht und würde dadurch entschieden, was aus einem Menschen werden soll, so wäre der äußerste Gegensatz zur Freiheit der eigenen Wahl erreicht. Es wäre etwas erreicht, das ebenso zwangsläufig wäre wie die angeborenen Begabungseigenschaften,

aber unerträglicher, weil nicht vom geheimnisvollen Schicksal, sondern von Menschen, und wahrscheinlich meistens von nicht genügend legitimierten, abhängig (wer liest die Auslese aus?). In Verbindung mit dem Urteil vertrauenerweckender Persönlichkeiten werden Tests nur dort mit zu Rate gezogen werden müssen, wo auf diesem Wege feststellbare Leistungsfähigkeiten für den Beruf wesentlich sind, zu dem die Auslese zu vollziehen ist.

Auslese durch Zulassung schon in den früheren Stadien der höheren Bildung, die jedenfalls heute noch nicht der gesamten Bevölkerung, sondern nur einer Minorität zuteil werden kann, ist unumgänglich. Wenn man freie Bahn für jeden Tüchtigen fordert, so heißt das, man solle die Tüchtigen aus der gesamten Bevölkerung, nicht aber nur aus einzelnen Schichten zu ihrem Recht kommen lassen. Es heißt zugleich, daß nicht durch | Tests, welche vielleicht ganz spezifische Begabungen voraussetzen, die Tüchtigen im Sinne der eigentlich Geistigen ausgeschaltet werden.

140

Die *Schlußexamina* haben wieder einen doppelten Sinn. Entweder sind sie bloße Bestätigung des Erwerbs der notwendigen Kenntnisse, die normalerweise nach Ablauf der üblichen Studienjahre gewonnen sind, wobei dann nur sehr wenige, ganz ungeeignete und faule endgültig durchfallen. Oder diese Examina bedeuten eine wirkliche Auslese, d.h. von vielen Zugelassenen fallen eine große Anzahl durch, und zwar endgültig; nur die Besten bestehen das Examen.

Der Sinn der Universität verlangt, daß hierbei die geistig und existentiell gewichtigen Persönlichkeiten die größte Chance gewinnen, erkannt zu werden. Es kann nicht genug Sorgfalt auf die Gestaltung der Examina verwendet werden. Dadurch sollen in institutionell geschaffenen Situationen die Urteilsfähigen die Auslese bestimmen und nicht ein Mechanismus und nicht die Psychologen.

Der Gang durch eine lange Reihe von Examinas, in der Schritt für Schritt das Ziel erreicht wird, hilft dem Durchschnitt der Unselbständigen. Examina als Abschluß eines langen freien Studiums sind Sache der geistig Ursprünglichen. Die Universität fördert diese, indem sie den Anspruch an ihre Studenten erhebt: sie sollen selbständige Menschen sein, sich selber führen können. Sie sind reif und brauchen keinen Meister, weil sie sich selbst in die Hand genommen haben. Sie hören Lehren, Gesichtspunkte, Orientierungen, Tatsachen, Ratschläge, um selber zu prüfen und zu entscheiden. Wer einen Führer sucht, geht zu Unrecht in die Welt der Universitätsidee. Die eigentlichen Studenten haben Initiative, sie vermögen sich selbst Aufgaben zu stellen. Sie können geistig arbeiten und wissen, was Arbeit heißt. Sie sind Einzelne, die in Kommunikation wachsen. Sie sind nicht der Durchschnitt, nicht eine Masse, sondern zahlreiche Einzelne, die es auf sich hin wagen. Es ist dies zugleich Wirklichkeit und notwendige Fiktion. Es ist der Aufschwung, in dem ein jeder sich zum Höchsten berufen fühlen darf.

Am Ende steht das Examen. Es soll feststellen, was schon geschehen ist: die Auslese, die der Studierende selber an sich | durch den Gebrauch seiner Freiheit vollzogen

141

hat. Die Universität wäre nicht mehr Hochschule, wenn eine durch Berechtigungen ausgewählte Anzahl von Studierenden schulmäßig kontrolliert bis zum Ende des Studiums den sicheren Weg hätte. Vielmehr ist das Wesen der Hochschule, daß die Auswahl im Gang des Studiums durch den je Einzelnen im Verhalten zu sich selbst erfolgen muß unter der Gefahr, am Ende nichts gelernt zu haben und nichts zu können. Diese Auswahl durch die geistige und institutionelle Situation zu gestalten, ist das ernsteste und am Ende nicht rein lösbare Problem.

Die Prüfungen müssen gegenüber dem bisher Üblichen sowohl vereinfacht wie erweitert werden: vereinfacht durch Stoffbeschränkung und Verminderung ihrer Zahl, erweitert durch Erfassen der gesamten geistigen Energien, des Urteils und Könnens der Persönlichkeit.

Auf jedem Gebiet muß die Prüfung zugleich dem Beruf angemessen sein, für die sie stattfindet. Bisher sind die Prüfungen der Juristen vielleicht die besten, die der Mediziner die fragwürdigsten. Damit steht im Zusammenhang, daß bei den medizinischen Prüfungen auf die Dauer niemand durchfällt, die Gefahr also eigentlich ausgeschlossen, damit die Auslese aufgehoben ist.

Die Prüfungen brauchen als wesentlichen Unterbau anschauliche Zeugnisse über Leistungen und Verhalten in Seminaren und anderer Gemeinschaftsarbeit. Bloße Fleißzeugnisse und Noten sind gleichgültig; es muß sichtbar sein, worin die Leistung bestand. Gute Arbeiten sind mit einzureichen.

In den Prüfungen ist außer den Kenntnissen vor allem das Verhalten und die Leistung bei Lösung von Aufgaben zu beobachten, die Weise methodischen Operierens, das Sehenkönnen, die Fähigkeit der zur jeweiligen Sache gehörenden Art des Sprechens und Schreibens.

Die Prüfungen sind stofflich in weitem Spielraum von der Wahl des Prüflings abhängig. Die Fiktion enzyklopädischer Kenntnisse ist preiszugeben. Es ist dafür zu sorgen, daß nicht gegen die Freiheit des Studierens doch unmerklich eine Schematik prüfender Dozenten Herr wird: so daß der Prüfling an Kolleghefte, Teilnahme an Übungen seiner Examinatoren gebunden wird.

142 | Es ist eine bewußte Prüfungstechnik für Hochschulzwecke zu entwickeln in fort-dauernder gegenseitiger Mitteilung von Erfahrungen und Gesichtspunkten. Der Examinator muß das Wesen der für die geistigen Berufe geborenen und erzogenen Persönlichkeiten ständig vor Augen haben.

Schließlich: Prüfungen, Zeugnisse müssen so selten wie möglich sein.<sup>260</sup> Sie zu häufen, macht ihre Handhabung äußerlich quantitativ und faktisch verantwortungslos. Wenn sie wenige sind, können sie mit vollem Ernst und gründlich vollzogen werden. Der Leerlauf von Prüfungen und Zeugnissen bei quantitativ übermäßigen Anforderungen an das Gedächtnis ist ergebnislos, weil diese Prüfungen keine wirkliche Auslese mehr vollziehen helfen. Sie belasten trotz Leerlaufs die Kräfte der Forscher unverhältnismäßig und senken damit das Niveau geistigen Lebens.

2. *Die durch eine übergeordnete Persönlichkeit vollzogene Auslese.* Der Monarch, der seine Ratgeber wählt, der Lehrer, der seine nächsten Schüler wählt, der Kurator einer Universität, der berufsmäßig die hervorragendsten Persönlichkeiten zu entdecken hat –, wären Beispiele. Die persönliche Auswahl ist die sicherste und gerechteste, diejenige, welche die tiefstliegenden, nicht meßbar zu machenden Qualitäten trifft – wenn der seltene Fall einer Persönlichkeit da ist, die diese eigentümliche, innerlich dienende Haltung hat, ohne eigenen Anspruch dem objektiven Sinn für Wesen und Niveau in sich restlose Auswirkung zu geben, um reiner Spiegel zu sein. Jedoch fast immer wird dieser persönliche Faktor, der an sich der objektivste wäre, durch fremde Motive verdrängt.

Wenn die persönliche Beurteilung von seiten Einzelner institutionell zu einer Sache vieler Amtsinhaber gemacht wird, so ist die Tendenz, daß die Auswahl die Mittelmäßigkeit trifft. Es sind immer nur begnadete Einzelne gewesen, die einen sicheren Blick für die Substantialität des Menschen hatten und daher wirklich auswählen konnten. Der Professor neigt dazu, seine Schüler und Kreaturen zu bevorzugen, ihm selbst Überlegene, Geistigere instinktiv nicht zur Geltung kommen zu lassen. Wenn andere, seltenere Professoren sich dann diese Gefahren klar machen, selbst aber auswählen müssen, so neigen sie wohl dazu, in umgekehrter Unsachlichkeit sich selbst zu bekämpfen, ihre | Verehrungen und Sympathien geradezu als Gegenmotive wirken zu lassen, um diejenigen zu wählen, die sie eigentlich nicht wollen, so daß die Auswahl wiederum schlecht, ja unbegreiflich wird.

143

Schließlich – und das ist wohl das häufigste – wirken als Motive zur Auswahl Bedürfnisfragen. Die Menschen werden im Grunde genommen nur als Mittel angesehen. Jedes persönlich geformte Interesse, das die gehörige Gestalt des geistigen Lebens ist, wird als unsachlich zur Seite geschoben, nicht zugunsten einer höheren Sache, sondern zugunsten handgreiflicher äußerlich faßlicher Merkmale der Eignung für die Erfüllung eines Unterrichtsbedürfnisses.

Es ist ein Glücksfall, wenn, etwa in einer Klinik, der Chef in Wechselwirkung mit Oberarzt und Ärzten, die sein Vertrauen gewonnen haben, eine undefinierbare Kunst der Menschenwahl unmerklich verwirklicht. Dann kann ein Geist des Hauses entstehen. Stillschweigend verschwinden die Taktlosen und Ungeeigneten, dem Eigenen wird Spielraum gegeben. Es herrscht eine Stimmung des Anstandes und der Verlässlichkeit. Glück und die Autorität eines Einzelnen vermögen so etwas zu schaffen als den Raum ursprünglich geistiger Bewegung. Viel eher gelingt es, den Geist einer Klinik zu schaffen als den einer ganzen Universität, eher den Geist eines Seminars als den einer Fakultät.

Wer in die Lage kommt, persönlich eine Wahl treffen zu müssen, darf sich sagen: Es sind in erster Linie vorliegende Leistungen in innerer Vergegenwärtigung nach ihrem Gehalt zu erspüren. Dann ist die Erfahrung in der Kommunikation wesentlich. Beide Erfahrungen gelingen leicht bei solidarischer Geistesartung, aber sie werden schwer und verlieren den zwingenden Charakter bei fremden, noch nicht verstandenen geistigen Impulsen. Der Kontakt in der Sache, die Beschwingtheit in gemeinsa-



mer Idee bleibt aus, aber vielleicht ist doch durch Vernunft von ferne zu hören, daß dort etwas Wesentliches ist. Jedenfalls hat der Wählende sich aufzuschließen und nicht sich bequem auf das Verwandte zu beschränken. Dabei ist die physiognomische Anschauung bis zur graphologischen Erhellung nächst der Objektivität der geistigen Leistung nicht zu vernachlässigen.

144 | 3. *Auswahl durch Wahl seitens einer begrenzten Gruppe.* Eine dritte Möglichkeit der Auswahl wäre die Wahl durch Majorität etwa seitens einer Gruppe, die ihren Lehrer wählt. Das Wählen der eigenen Lehrer aber (z.B. Wahl der Professoren durch Abstimmung seitens der Studenten) ist nicht notwendig. Es kann nichts Gutes dabei herauskommen, wenn jemand den wählt, der im Examen über ihn zu Gericht sitzen wird. Außerdem werden Schüler solche Qualitäten auswählen, die ihnen in die Augen stechen: erotische Eigenschaften, die unbewußt wahrgenommen sind, Fähigkeiten didaktisch-organisatorischer Art, Demagogeneigenschaften. Die Majorität entscheidet nach Qualitäten der »Blender«. Wohl hat gute Jugend den unbestechlichen Sinn dafür, ob der Lehrer etwas kann, ob er souverän ist, ob man bei ihm etwas lernen könne, ja auch für den geistigen Rang. Sie hat den Instinkt für das Echte. Aber diese Jugend wird bei Wahlen nur selten die Majorität besitzen.

Wahlen durch eine Gruppe sind unumgänglich bei Korporationen, die sich durch neue Glieder ergänzen, so bei den Fakultäten. Hier liegt der entscheidende Punkt für das Leben der Universität: die Auswahl der Persönlichkeiten bei Habilitationen und Berufungen.

Die drei Auslesemethoden – Examina, persönliche Wahl, Wahl durch Majoritäten – haben alle ihre Mängel. Sie sind ebenso unvermeidlich wie unzuverlässig. Man sollte sie soweit möglich ihrer absoluten Endgültigkeit berauben und jedenfalls Raum lassen für neue und andere Chancen. Aber man wird nicht darum herum kommen, in den Examinas etwas für den Erwerb oder Nichterwerb von Berechtigungen Endgültiges anerkennen zu müssen.

## 2. *Staat und Gesellschaft*

Die Universität besteht durch den Staat. Ihr Dasein ist politisch abhängig. Sie kann nur leben, wo und wie der Staat es will. Der Staat ermöglicht die Universität und schützt sie.

### a) *Der staatsfreie Raum*

145 Die Universität verdankt ihre Wirklichkeit einer politischen Welt, in der der Grundwille herrscht, daß in ihr irgendwo eine | reine, unabhängige, unbeeinflusste Wahrheitsforschung stattfindet. Dieser Staat will die Universität, weil er sein eigenes Dasein gefördert weiß, wenn in ihm der reinen Wahrheit irgendwo auch rein gedient wird. Dagegen würde ein Staat, der keine Selbsteinschränkung seiner eigenen Macht zuläßt,

der vielmehr Angst hat vor den Folgen der reinen Wahrheitsforschung für seine Macht, niemals eine echte Universität zulassen.

Der Staat duldet und schützt die Universität als einen aus seiner Machtwirkung ausgesparten Raum, den er gegen andere Machteinwirkungen sichert. Hier soll das hellste Bewußtsein der Zeit wirklich werden. Hier sollen Menschen leben, die keine Verantwortung haben für das gegenwärtige Tun der Tagespolitik, weil sie allein und uneingeschränkt die Verantwortung für das Werden der Wahrheit haben. Es ist ein Raum außerhalb der Welt des Handelns, aber durchdrungen von den Realitäten dieser Welt, die in ihm zum Gegenstand der Forschung werden. Hier ist Wirklichkeitsnähe nicht durch Handeln, sondern durch Erkennen. Wertung und Handeln sind suspendiert zugunsten der Reinheit der Wahrheitsidee.

Der Sinn eines Lebens im Raum außerhalb des Handelns ist nur wirklich, wenn dieses Leben von der Leidenschaft des Erkennens getragen wird. Dann ist es ein inneres Handeln, in Höhepunkten von vollendeter Disziplin des selbstbeherrschten Menschen. Aber die Erlaubnis zu diesem Leben verführt zu Ableitungen, die jederzeit stattfinden und die Atmosphäre des geistigen Tuns trüben. Die Suspension der aktuellen Wertungen führt zur Gleichgültigkeit des Neutralen. Statt suspendiertem Handeln herrscht Bequemlichkeit. Die Vorsicht des Geistigen wird zur Angst des Ruhebedürftigen.

Dagegen steht die hohe Forderung: Wahrheitsforschung bezieht sich auf alles Gegenwärtige. Was ist und was geschieht, soll an der Universität im für und wider erörtert werden. Es gibt die unbequemen Tatsachen, Gedanken, Möglichkeiten, unbequem für Parteien und Interessen, und für jeden Menschen, für den Forscher selber. Sie nicht zu verschleiern, nicht vergessen zu lassen, ist der Mut des Forschers.

#### | *b) Das geistesaristokratische Prinzip*

146

Es sind zwei Probleme: erstens das geistesaristokratische Prinzip, das innerhalb der Universität gilt, zweitens die Duldung und Förderung einer Minorität von Wahrheitsforschern, ausgezeichnet durch Begabung, Ethos und Unabhängigkeit, seitens des im Staatswillen wirksamen Volks. Es handelt sich um eine politische Frage.

Die Majorität hat meistens eine Abneigung gegenüber bevorzugten Einzelnen und bevorzugten Minoritätsgruppen. Der Haß ist groß gegen Begabungsüberlegenheit, gegen höhere Bildung, welche einer Tradition verdankt wird, am größten gegen gefühlte Wesensfremdheit, gegen das ursprüngliche Wissenwollen in seiner Unbedingtheit, von dem man selbst nicht bewegt ist, und das in der Tat wie ein Adel die anderen aus der Niederung aufzufordern scheint, hinaanzuklimmen. Es scheint Niedere zu geben, die es nicht können, weil sie nicht wollen. Der Edle aber liebt den Edleren, lebt aus stiller Verehrung, um die rechten Ansprüche an sich selbst zu stellen und zu versuchen, hinaanzuklimmen.

Daher ist die Situation, daß in einem sozialen Körper, in dem Majoritäten entscheiden, die Gefahr eines Ausscheidungsprozesses stattfindet. Instinktiv wird ursprüngli-

che Unbedingtheit des Geistes abgelehnt. Ein geheimes Bekenntnis ist: ein großer Mann ist ein öffentliches Unglück,<sup>268</sup> – das öffentliche Bekenntnis: wir brauchen Persönlichkeiten. Man will ein normales Format an Tüchtigkeit. Das Minderwertige fällt als unbrauchbar, der Größere wird stillschweigend ausgeschaltet. Wie also soll ein sozialer Körper, der von Majoritäten regiert wird, das Dasein der Wenigen wünschen, welche ursprünglich wissen wollen, und sie auf die Dauer auch nur zulassen?

147 Im Mittelalter gab es den Vertretungsgedanken: der Denker kontemplierte die Gottheit zugleich in Vertretung der Übrigen, deren Beruf sie zu anderen Tätigkeiten anhielt. Dieser Gedanke wäre wohl heutigen Massen fremd. Heute könnte vielleicht so gedacht werden: Sofern noch geglaubt wird, daß Wissenschaft etwas sei, was sein sollte (und wenigstens als Wissenschaftsaberglaube ist dieser Gedanke fast allgemein), so muß sie im sozialen | Körper einen Platz haben, wo sie unabhängig von augenblicklicher Anwendbarkeit frei auf alle Gefahr hin ihre Wege versucht. Es ist eine Schicksalsfrage der Menschheit, ob mit solcher Begründung der soziale Körper in seinem sonst unerbittlichen Aufsaugungsdrang allen Daseins in seine Massenfunktionen, ob dieser Leviathan sich an einzelnen Stellen, so in der Frage der Wissenschaft, selbst einschränke, um einen Platz freizuhalten, damit an ihm geschehe, was er zwar nicht übersieht, aber von dem er am Ende auch Nutzen für sich selbst erwartet.

### *c) Die Verwandlung der Universität mit Staat und Gesellschaft*

Der Staat gibt die Rechte und die Mittel für das Universitätsleben einmal zu Forschungszwecken, damit ein für alle stellvertretendes, kontemplatives Erkennen stattfindet, dann aber, damit Berufe der Gesellschaft hier ihre geistige Nahrung, ihre Bildung und Erziehung und die wissenschaftlichen Erkenntnisse finden, die sie praktisch brauchen. So dient die Universität jederzeit dem Staat und der Gesellschaft, die sie schützen. Daher wandelt sich ihre Erscheinung mit den Wandlungen der Gesellschaft und der Berufe.

Im Mittelalter mußten die Kleriker ausgebildet werden, später die Staatsbeamten, die Ärzte und Lehrer. Die technische Rationalisierung seit dem 17. Jahrhundert verlangte spezialistische Fachausbildung mit dem Ziel des Erwerbes eines nützlichen Könnens und einer Routine, während früher Gotteserkenntnis, Theologie und Philosophie alles beherrschten. Das aus soziologischen Gründen unausweichliche Frauenstudium<sup>101</sup> gab zuletzt der Universität eine neue Farbe. Die Zahl der zum Universitätsstudium drängenden Berufe wuchs im letzten halben Jahrhundert ständig. Unmerklich hat sich die Gestalt der Universität im 19. Jahrhundert bis zum ersten Weltkrieg und noch stärker nach ihm gewandelt allein durch Vervielfachung der Frequenz.<sup>404</sup>

148 Im Mittelalter bestanden die Universitäten als durch Stiftungen begründete, durch Papst oder Kaiser autorisierte Korporationen manchmal von europäischer Geltung. Dann sanken sie in die Enge des Territorialstaats, der seine Landeskinder hier zu | gesinnungstüchtigen Beamten prägte. Erst mit dem 18. Jahrhundert gewann die Univer-

sität wieder als nationale einen weiteren Horizont. Die Professoren und Studenten kamen nun aus dem gesamten deutschen Sprachgebiet, wenn auch die Verwaltung in den Händen der Einzelstaaten blieb.

Die Gesellschaft wirkt auf den Geist der Universitäten auch direkt durch die staatliche Verwaltung. Die Abhängigkeit der Universität gegenüber dem Staat hört nie auf. Nur in Höhepunkten des Staats- und Universitätslebens kann uneingeschränkt Humboldts Wort gelten: »Der Staat muß sich immer bewußt bleiben, daß die Sache an sich ohne ihn viel besser gehen würde.«<sup>262</sup>

Dem Staat gegenüber, dem die Universitäten zu Dank verpflichtet sind, haben sie doch zugleich ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen. Lehrfreiheit ist erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wirklich errungen worden, hatte jedoch noch insofern eine Grenze, als gewisse politische und weltanschauliche Gesinnungen zum Ausschluß aus der Dozentenkarriere führten, und wird wieder in Frage gestellt, wenn paritätische Vertretung von Weltanschauungen an der Universität gefordert wird,<sup>405</sup> während die Idee nur Erkenntnisleistungen – auf welchem weltanschaulichen Boden auch immer – berücksichtigt. Bevorzugung gewisser Gesinnungen bei staatlichen Eingriffen ist die Gefahr bei jeder Staatsverfassung, sie wirkte sich im monarchischen Deutschland aus und noch im parlamentarischen. Sie geht bei jeder diktatorischen Regierung bis zur Gewaltsamkeit.

Unter den gesellschaftlichen und staatlichen Einwirkungen wird die Universität umgeformt. Hinter der Mannigfaltigkeit der Gestalten steht aber die ewige Idee, die hier Verwirklichung finden soll. Der Kampf zwischen dem philosophischen Geiste der Wissenschaft und den wechselnden Anforderungen der Gesellschaft führt einmal zu Konkretisierungen der Idee von geschichtlicher Einmaligkeit, dann wieder zum Unterliegen des Geistes. Daher wechseln in der Entwicklung der Universität Zeiten der Öde und Zeiten des Blühens. Die Universität verliert sich in der Befriedigung der an sie herantretenden Forderungen, so in der Verschulung, mit der sie dem Willen der Durchschnittsmasse entgegenkommt.

| Wechselnd ist auch die Geltung, die die Universität in der Gesellschaft hat. Einen Einfluß hatten die deutschen Universitäten auf den Geist der Nation in der ersten Hälfte und noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Ihre Leistungen nicht nur imponierten, sondern auch die geistige Haltung mancher Professoren, aus der ihre Wissenschaft und ihr Leben kam, und in der die Nation sich selbst erkannte. Von der moralischen Tat der Göttinger Sieben,<sup>104</sup> die ihre Existenz für Wahrhaftigkeit und Eidtreue (nicht für Politik) opferten, fiel ein Glanz auf alle Universitätsprofessoren. Die an der Universität geschaffene Philosophie von Kant bis Hegel prägte eine Zeitlang die gesamte Bildung und gab den akademischen Berufen überall Schwung. Arzt und Lehrer, Beamter und Pfarrer waren sich des Sinns ihres Tuns gewiß und sahen ihr Leben in einem umfassenden Grundwissen. Die Geltung der Universitäten hat seitdem gewaltig abgenommen, zum Teil weil überhaupt alle Geltungen geistiger Herkunft schwanden,

zum Teil weil sie selbst die hohe Geistigkeit nicht mehr zeigten, und weil sie trotz zahlreicher fachwissenschaftlicher Entdeckungen doch in der Wahrheit nicht mehr führend waren, und schließlich auch, weil sie dem Staat sich so sehr ergeben hatten, daß eine weithin sichtbare sittliche Haltung unter den Professoren verloren war. Denn für die verehrungswürdigen Männer einsamen, unbestechlichen Wahrheitsforschens hatte die Menge kein Interesse.

*d) Der Sinn der staatlichen Verwaltung*

Die Universität lebt in einer Spannung: Es ist unmöglich, daß die Universität schlechthin selbständig, ein Staat im Staate, wird. Es ist jedoch möglich, daß die Universität zur Staatsanstalt herabgedrückt und damit des Wesens in ihrem Eigenleben beraubt wird.

In der Tat ist fast jederzeit ein Kampf zwischen Staat und Universität. In diesem Kampf hat der Staat die Übermacht. Die Universität ist auf ihn angewiesen. Er kann sie vernichten. Der Kampf kann daher immer nur ein geistiger sein. Die Initiative muß in dem durch die Universität zur Erscheinung kommenden Geiste liegen. Von ihm aus muß dem Staat klar werden, was | der Staat eigentlich will. Mit List Politik zu treiben, ist der Universität nicht nur ungemäß, sondern verderblich. Sie muß offen zeigen, was sie ist und kann und will. Ihre Sache kann allein durch Wahrheit ohne alle Gewalt erzwingen, daß der Staat ihr folgt. Statt des Kampfes geht dieser geistige Kampf vielmehr auf Kooperation von Staat und Universität.

Voraussetzung dieser Kooperation ist, daß der Staat die Verwirklichung der Universitätsidee will. Will er sie nicht, so wird nur im Verborgenen und ohne öffentliche Aktivität die Bereitschaft sich durchhalten können, sie wiederherzustellen, sobald nach einem Umsturz ein neuer Staat den besseren Willen hat. Oder bei längerer Dauer des negativen Staatswillens ist die Universität verloren.

Für den Fall der Zusammenarbeit von Staat und Universität aber kann man den Sinn der staatlichen Verwaltung nach einigen Seiten konkreter zeigen.

Zunächst wird der Staat die Selbstverwaltung der Universität, die er will, auch rechtlich durch Formen anerkennen. Dieser Selbständigkeit der Korporation gegenüber verhält sich aber die staatliche Verwaltung durch eine ihrem Sinne nach allgegenwärtige Aufsicht. Diese Aufsicht wird von der Korporation anerkannt. Sie lehnt den Staat, von dem sie restlos abhängig ist, weder als notwendiges Übel im Geheimen ab, noch gibt sie sich jedem Staatswillen einfach gehorsam hin. Sie hat Vertrauen zur Staatsaufsicht, sofern sie mit ihr klar hervorbringt, was wahr ist. Ohne dies Vertrauen ist Unheil im Werden.

Die Aufsicht dient dem eigenen Wohl der Universität, wenn diese in Handlungen ihre eigene Idee verläßt. Die Aufsicht wird ihr, wenn diese etwas der Universität Ungemäßes will, zum Anlaß der klaren Darstellung der geistigen Notwendigkeiten. Denn der Staat will ja selbst die Idee, kann aber nur wissen, was er will, wenn die Universität

es ihm zeigt. Der Staat appelliert an dies von der wahren Universität ihm Gezeigte gegen die reale versagende Universität.

Etwa gegen die Gefahr, daß Fakultäten auf freigewordene Lehrstühle, ihrer Idee untreu, neue Glieder nicht geistesaristokratisch sondern schulmonopolistisch oder aus Neigung zum | Durchschnitt berufen, ist zur Kontrolle eine andere Instanz erforderlich. So meint J. Grimm: »Die Wahl der Professoren überhaupt hat aber der Staat nicht aus seiner Hand zu lassen, da kollegialischen, von der Fakultät vorgenommenen Wahlen die allermeiste Erfahrung widerstreitet. Selbst über reingestimmte, redliche Männer äußert die Scheu vor Nebenbuhlern im Amt eine gewisse Gewalt.«<sup>246</sup> Vom Staate her kann der Verwaltungsbeamte, unterrichtet durch mannigfache Informationen, die Kräfte, die wirklich die besten sind, finden.

151

Der Sinn der staatlichen Verwaltung gegenüber einer sich selbst verwaltenden Korporation ist es, die Entartungsmöglichkeiten, denen eine völlig selbständige Universität ausgesetzt ist, nicht zur Auswirkung kommen zu lassen.

Die Aufsicht hat ihre Macht dadurch, daß jede Bewilligung materieller Mittel dem Staat zusteht, ferner durch die Entscheidung bei den Berufungen, durch Bewilligung der Errichtung von Lehrstühlen, durch die Bestätigung von Habilitationen, durch Genehmigung der Verfassungs- und Verwaltungsstatuten. Diese Macht nicht aus Willkür zu brauchen, sondern in Führung durch die Idee der Universität, das vermag der Staatsbeamte nur, wenn er selber von der Idee, sie verstehend, ergriffen ist und sich in jedem konkreten Fall vor ihrer Wirklichkeit sieht, die in den Darstellungen der Universität sich ihm geistig aufzwingt. Der Staat ist je durch Beamte vertreten, auf deren Persönlichkeit alles ankommt. Es sind Minister oder Hochschulreferenten, in glücklichem Falle durch längere Zeit hindurch wirkende, in die große Sache mit ihrem Wesen hineinwachsende Persönlichkeiten.

Verwaltung der Universitäten ist ein hoher Beruf. Ein Mann, dem Universitäten anvertraut sind, hat seinen Sinn für geistigen Rang, die Gesinnung der Pflege der schaffenden Menschen wie kostbarer Pflanzen. Er ordnet sich innerlich unter die geistige Lebendigkeit, die nicht zu machen, nur zu finden und zu pflegen ist, bereit bei Wirksamkeit unsachlicher Motive diesen auch entgegenwirken zu können.

Aber die große Macht des Verwaltungsbeamten darf, wo es sich um die Pflege des Geistes handelt, der immer an Charakter und Existenz der Persönlichkeiten geknüpft ist, nur so gebraucht werden, daß der sittliche Charakter der Professoren niemals verführt wird. Das preußische »System Althoff«,<sup>406</sup> das in der | Schaffung von Instituten und anderen materiellen Dingen den äußeren Glanz der Universitäten gewaltig hob, hat für immer dieses Odium auf sich geladen, das System der Korruption der Professorencharaktere gewesen zu sein. Wenn man mit Menschenverachtung an die Professoren herankommt, sie unwürdig behandelt, sie in Lagen bringt, in denen ihnen ein verwerfliches Verhalten nahegelegt wird, wenn man Methoden der Politik in die Pflege der geistigen Welt trägt, so wird man die Menschen nicht selten in der Richtung um-

152

formen, die den gehegten Erwartungen entspricht. Bloßer Sinn für äußerliche, augenblicklich sichtbare Erfolge, Machtbewußtsein und die Eitelkeit, in der Macht anerkannt zu werden, Verlangen von Dankbarkeit – das sind die eigentlichen Fehler beim Verwaltenden. Schmeichelei, Bereitwilligkeit, sich das Rückgrat in der Jugend brechen zu lassen, um voranzukommen, sind die Fehler bei den Professoren. Der Idee nach wendet sich bei Offenheit in der Behandlung der Sachen der sittliche Charakter des Verwaltungsbeamten unter Voraussetzung hohen Niveaus an den sittlichen Charakter im Professor und umgekehrt.

Der Geist einer Persönlichkeit, die die Universität verwaltet, ist dem Sinne nach ein anderer als der der Professoren. Diese unpersönliche Sachlichkeit der gegenwärtigen Wirklichkeit gegenüber, verbunden mit dem Respekt vor jeder menschlichen Persönlichkeit, diese uneitle Befriedigung an der Blüte einer Welt, an der man nicht selbst teil hat, die man nicht selbst schafft, aber pflegt – und die von dieser Pflege abhängig ist, – diese scheue Prüfung geistigen Lebens, für das jeweils nach bestem Wissen Entscheidungen materieller Art getroffen werden müssen; all dieses verlangt eine hohe Souveränität. Professoren selbst können im allgemeinen nicht leisten, was hier verlangt wird. Sie sind geistige Substanzen besonderer Art und darum als Verwalter nicht souverän.<sup>265</sup> Es gibt natürlich Ausnahmen. So wird man im allgemeinen die Welt der Professoren nicht durch frühere Professoren verwalten lassen; juristisch vorgebildete Menschen, die zum Verwalten geboren sind und ihr Leben ursprünglich diesem Beruf gewidmet haben, wird man vorziehen. Wenn daher je aus Professorenkreisen der Wunsch auftauchen sollte, in der vorgesetzten Behörde wieder Professoren zu haben, so würde diesem Wunsche entschieden widersprochen werden müssen. Lebt | der Verwaltungsbeamte am Ort der Universität, die er betreut, so wird es ein zweckmäßiger Usus sein, daß er niemals Vorlesungen halten darf. Er ist in eine andere Existenzsphäre gerückt.

153

Weil der Staat seine Beamten, Ärzte, Pfarrer, Ingenieure, Chemiker braucht, hat er ein Interesse an ihrer besten Ausbildung. Diese ist aber an der Universität zu entwerfen, vom Staat nur zu kontrollieren. Die Staatsexamina sind das Instrument, das von der Universität selber gemeinsam mit Staatsbeamten ausgebildet und ausgeübt wird. Auch hier kann die staatliche Verwaltung nicht in den wissenschaftlichen Inhalt eingreifen, außer im Sinne der Förderung durch Aufsicht in der Richtung des von der Universitätsidee selbst Geforderten.

#### *e) Wahrheitsforschung und Politik*

Politik gehört an die Universität nicht als an ihr auszutragender Kampf,<sup>269</sup> sondern als Gegenstand der Forschung. Daß das Dasein und die äußere Gestalt der Hochschule von politischen Entscheidungen abhängig sind, und auf dem verlässlichen Staatswillen beruhen, bedeutet, daß innerhalb der Hochschule – diesem durch den Staatswillen freigegebenen Raum – nicht der praktische Kampf, nicht politische Propaganda, sondern allein das ursprüngliche Wahrheitssuchen seinen Ort hat.

1. *Lehrfreiheit.*<sup>407</sup> Daher die Forderung der unbedingten Lehrfreiheit. Der Staat sichert an dieser Stelle einer Korporation das Recht, ohne Beeinflussung durch politischen Parteiwillen oder weltanschaulichen Zwang rein aus der Sache heraus den Versuch zu machen, die Wahrheit zu erforschen und zu lehren, alles Tatsächliche zu erfassen, alle Möglichkeiten durchzudenken.

Lehrfreiheit ist ein Teil der Freiheit des Forschens und Denkens selber.<sup>408</sup> Denn diese sind angewiesen auf geistig kämpfende Kommunikation. Die öffentliche Mitteilung ist eine Bedingung dieser Kommunikation, die über die Welt hin die Sachkundigen und geistig Bereiten sucht. Durch den Staatswillen wird den durch die Generationen hin sich hörenden Menschen Raum gegeben, in ihrer Arbeit auf lange Sicht Distanz zu den Dingen zu gewinnen, um sie zu erkennen. In der Erforschung der Natur des | Menschen, des Geistes und seiner Geschichte sollen die äußersten Denkbareiten nicht nur in unverbindlichem spielerischem, zufälligem und bald wieder vergessenem Zugriff von Einfällen, sondern in der Kontinuität geistiger Werke zur Erkenntnis kommen. Es soll auch in Zeiten geistiger Barbarisierung bewahrt werden, was in besserem Augenblick wieder für breite Schichten sich entfalten kann.

154

Die Bewährung dieser Freiheit geschieht, wo Menschen mit ihrer geistigen Aufgabe schicksalsmäßig eins werden. Ihnen wird im Zusammenhang mit dem Zeitalter die Erkenntnis möglich, wenn sie, gerade in der von ihnen zum Bewußtsein gebrachten Abhängigkeit ihres geschichtlichen Orts doch die Befreiung von den nahen und oberflächlichen Abhängigkeiten der Zeit gewinnen.

Im Menschen ist ein Punkt des Besinnens, des eigentlichen Wahrheitssuchens, das als das verwickelte Getriebe geistiger Arbeit vorläufig nicht Sache der gesamten Bevölkerung, sondern nur eines dazu berufenen Kreises sein kann. Es ist die Bildungsschicht in den Berufen, die auf Hochschulstudien gegründet sind. Diese allein kann den verstehenden und kritischen Widerhall für die Leistungen der Erkenntnis bringen. Nicht gefesselt zu einem unmittelbaren, den Massen greifbaren Dienst am Volke, sondern vom ganzen Volke gewollt als ein Dienst auf lange Sicht und in Vertretung für alle andern, hat dieses Wahrheitssuchen seine Lehrfreiheit.

Die Lehrfreiheit bedeutet: Die Forscher gehen die Wege ihrer Forschung und ihrer Lehre nach eigenem Ermessen. Die Staatsverwaltung bezieht sich nicht auf den Inhalt des wissenschaftlichen Tuns, dieser ist Sache des je Einzelnen. Der Staat schützt diese Freiheit sowohl gegen sich selber wie gegen Eingriffe von anderer Seite. Lehrfreiheit steht in Analogie zur Religionsfreiheit. Sie wird nicht nur gegen den Staat, sondern durch den Staat nach allen Seiten gesichert.

2. *Forderung an die Praxis der Lehrfreiheit.* Solche Lehrfreiheit kann jedoch nur bestehen, wenn die Forscher, die sie in Anspruch nehmen, sich ihres Sinns bewußt bleiben. Lehrfreiheit heißt nicht etwa das Recht zu beliebiger Meinungsäußerung. Wahrheit ist eine viel zu schwere und große Aufgabe, als daß sie verwechselt werden dürfte mit dem Inhalt unkritischer und | leidenschaftlicher Meinungen in den Daseinsinter-

155



essen des gegenwärtigen Augenblicks. Die Lehrfreiheit besteht nur in wissenschaftlicher Absicht. Sie besteht in Bindung an Wahrheit. Keine politische Propaganda kann sich auf Lehrfreiheit berufen.

Nur äußerlich scheint Lehrfreiheit dasselbe zu bedeuten wie das Staatsbürgerrecht der freien Meinungsäußerung. Es könnte sein, daß die Lehrfreiheit fortbestände bei Preisgabe jenes Staatsbürgerrechts.

Wer allgemein das Recht der freien Meinungsäußerung für sich in Anspruch nimmt, tut es als Staatsbürger vor dem Staat. Er kann aber nicht erwarten, darin auch als Dozent von der Universität unterstützt zu werden. Der Universitätslehrer hat den Anspruch, in jeder Veröffentlichung seiner aus dem Zusammenhang der Forschung in Gestalt eines geistigen Werkes hervorgehenden Wahrheitserkenntnis von seiner Korporation geschützt zu werden, nicht aber in zufälligen Redewendungen zu Tagesereignissen, in politischen Augenblicksurteilen, in Artikeln für die Tagespresse.<sup>271</sup> Er kann hier durch seine Lehrfreiheit keinen Vorrang vor jedem anderen Staatsbürger beanspruchen. Lehrfreiheit heißt Freiheit für Leben und Werk in der geistigen Gestalt der Gründlichkeit, Methodik und Systematik, heißt nicht Befreiung von Verantwortung und politischer Haftung in der Stellungnahme zu Tagesfragen, zu denen er das Recht als Staatsbürger, nicht ein schützendes Vorrecht als Professor hat. Dem Glied einer Universität legt gerade seine eigentliche Lehrfreiheit Beschränkungen auf in bezug auf beliebige Meinungsäußerungen.<sup>272</sup>

156 3. *Professoren und Politiker.* Es ist wohl eine alte Tradition, daß Professoren politisieren. Sie ist im ganzen nicht rühmlich. Die großartigen Erscheinungen sind hier selten und nicht typisch. Die Göttinger Sieben ließen sich vertreiben nicht wegen einer politischen Gesinnung, sondern weil ihre Religion ihnen den geforderten Eidbruch verwehrte. Max Weber war eine bisher einzige Erscheinung. Seine politischen Äußerungen waren selber Glieder eines großen geistigen Werks. Sie wurden von demokratischen Zeitgenossen damals als »zu hoch« kritisiert: Max Weber könne nicht für Zeitungen schreiben. Sokrates hat in den Jahrzehnten des peloponnesischen Krieges bei den aufgewühlten Leidenschaften Athens nie zu aktuellen Fragen der | Politik Stellung genommen (außer in der Frage nach der Schlacht bei den Arginusen, als sein Amt Stellungnahme verlangte<sup>273</sup> und er das ethische Prinzip in allem menschlichen Tun vertrat). Er ging auf seine Mitbürger fragend und prüfend zu, griff an die Wurzeln des Menschen und wurde dadurch wohl unbequemer als irgendein Demagoge.

4. *Politische Gutachten.* In gegenwärtigen Aufgaben, in denen Sachkunde wissenschaftlicher Herkunft eine Rolle spielt, hat der Forscher mit Recht das Wort. Von Gutachten zu medizinischen und technischen Fragen bis zu staatsrechtlichen Interpretationen kann er sein Wissen zur Anwendung bringen. Er kann seine Forschungserfahrung methodisch in einen gegenwärtigen konkreten Fall eindringen lassen, der aus irgendeinem Grunde für Staat und Gesellschaft bedeutungsvoll ist. Jedoch wird die Form seiner Äußerung nicht die der Aktivität, sondern die der Begründung sein. Es ist seine

Aufgabe, an Tatsachen zu erinnern und klare Einsicht in einem sachlichen Gesamtzusammenhang darzubieten. Er mag alles dieses einmal ungefragt tun, obgleich die ihm gemäße Form die Antwort auf eine an ihn gerichtete Frage ist. Jedoch ist im gegenwärtig Aktuellen jede Antwort in der Gefahr, außersachlichen Motiven zu erliegen. Die Frage pflegt schon in Abhängigkeit von einem erwarteten Ziel zu bringen. Der kritische Forscher wird nicht vergessen, wie nahe er bei öffentlicher Befragung in der Situation des Priesters ist, dem Hebbels Holofernes bei einer von ihm schon entschiedenen Sache erklärt: Dir befehle ich, die Gründe dafür aufzufinden.<sup>274</sup>

5. *Die unbemerkte Preisgabe der Lehrfreiheit infolge faktischer Staatsabhängigkeit.* Die Lehrfreiheit ist nicht ein sicher in Besitz befindliches und leicht zu genießendes Gut. Eine Gefahr für die innere geistige Haltung der Professoren erwächst schon aus der unausweichlichen Tatsache, daß sie vom Staat besoldet werden. Es ist unvermeidlich, daß sie eine Neigung haben, die staatlichen Zustände, die ihnen günstig sind, die ihnen Geltung verschaffen, zu bejahen, Bestehendes und Gewordenes als solches anzuerkennen und mit ihrem Wort als Werkzeug des herrschenden Staates zu dienen. Das Mißtrauen gegen die vom Staat angestellten Gelehrten hat zwar ein ungerechtes Übermaß gewonnen; zumal Schopenhauers bis zur Karikatur entartetes | Schelten auf die Staatsphilosophen<sup>108</sup> trifft nicht, weil es blind geworden ist. Aber eine Grundlage hat dieses Mißtrauen, das fruchtbar nur als Mißtrauen gegen sich selbst ist. Es ist nicht zufällig, daß von Sokrates an mancher solchen Wert darauf legte, gänzlich unabhängig zu sein und unentgeltlich sein geistiges Können wirken zu lassen. Denn immer droht: »Wes Brot ich eß, des Lied sing ich.«<sup>409</sup>

157

6. *Der Staat als Gefahr für die Universität.* Der Staat, der die Universität in ihrer Autonomie frei läßt, bestätigt und schützt, daher seine eigene Macht begrenzt, bleibt doch immer die faktisch übermächtige Instanz. Kommen machtbegierige, betriebssame, eitle und vor allem sachunkundige, der Idee fremde Personen in die Stellungen staatlicher Universitätsverwaltung, entstehen Schwierigkeiten. Diese werden gesteigert, wenn politische Mächte zu Maßnahmen zwingen aus universitätsfremder Willkür, sei es von Herrschern, sei es von politischen Parteien.

Dann wird die staatliche Verwaltung gefährlich für die Universität, wenn sie aus geistfremden Interessen unmittelbar in das Universitätsleben eingreift. Die Universitätsidee fordert, daß der Staat nichts verlangt, was unter Einschränkung der Wahrheit geradezu seinen gegenwärtigen Interessen dient, sondern nur, was der Idee, und damit indirekt dem Staat durch die Erziehung der Träger der Berufe dient. Daher ist es verhängnisvoll, wenn der Staat fordert, was auf politische Propaganda für seine jeweiligen Zwecke hinausgeht. Niemals darf der Staat in den Inhalt der Lehre eingreifen.

7. *Der Umgang der Universität mit dem Staat.* Der Umgang der Universität mit dem Staat macht keine Schwierigkeiten, wenn beide in der Idee der Universität einmütig sind. Dann ist der Staat selber Garant für ihre Verwirklichung, wenn Fakultäten in die Irre geraten. Wenn aber die Vertreter des Staats wenig oder kein Vertrauen verdienen,

ist ein verborgener oder offener Kampf, in dem alle Mittel der Gewalt dem Staate zur Verfügung stehen.

158 Nicht nur im Hinblick auf diese unheilvolle Grenze, sondern zur Wahrung von Formen haben sich Regeln gehörigen Verhaltens ausgebildet. Der Professor verhandelt nur in eigenen Angelegenheiten und in Fragen des Seminars, Instituts oder der Klinik direkt mit der Behörde. In allen anderen Fragen spricht | die Universität durch ihre gewählten Vertreter und durch an diese gelangten Informationen seitens der Glieder der Universität. Der Professor hat Schweigepflicht über die Vorgänge innerhalb der Korporation auch dem Staat gegenüber, dem auf dessen Fragen zwar restlose Offenheit, aber nur auf dem Wege über die Gesamtkorporation, zuteil wird. Jedes geheime Verhandeln Einzelner mit dem Staate in Universitätsangelegenheiten ist ehrlos, das Beeinflussen der Entscheidungen durch persönliche Beziehung zum Staatsbeamten ist intrigant. Beides verstößt gegen das Solidaritätsgelübde. Der vornehme staatliche Verwaltungsbeamte verschmäht solche Wege. Auch versagt er sich etwa das Recht zur Teilnahme an einer Fakultätssitzung oder Senatssitzung und jedes Eindringen von Staatsvertretern in den inneren Bereich der Universitätsselbstverwaltung.

8. *Der Staat, der die Universität grundsätzlich nicht wollen und dulden kann.* Nicht jeder Staat hat den Willen zur Sicherung dieses staatsfreien Raumes der Lehrfreiheit im Interesse der Wahrheit. Ein Staat, der Wahrheit nicht ertragen kann, weil er auf verbrecherischen, daher verborgen zu haltenden Prinzipien und Realitäten beruht, kann die Wahrheit nicht wollen. Er ist Gegner der Universität und verbirgt zugleich diese Gegnerschaft, indem er unter dem Schein der Förderung sie langsam zerstört. Er braucht nur Lernbarkeiten und Technik zur Schulung seiner gelernten Arbeiter, zu denen alle werden, und nennt die Schulungsanstalten mit dem Namen Universität.

Daß die Idee der Universität nicht mit jeder Herrschaftsform vereinbar ist, hat die Folge, daß das Dasein der Universität selber ein »politisches« Faktum ist. Dies gilt aber nur dann, wenn die totale Herrschaftsform und ihre Methoden, wie sie im nationalsozialistischen Staat da war und heute in kommunistischen Ländern beobachtet wird, noch politisch genannt, und nicht vielmehr als das Ende aller Politik zugunsten von Gewalt und manipulierenden Methoden uneingeschränkter Herrschaft erkannt wird.

#### f) *Universität und Nation*<sup>410</sup>

159 Die Idee der Universität ist abendländisch, von den Griechen her<sup>109</sup> uns Europäern eigentümlich.<sup>110</sup> Die Universitäten aber als | Institutionen sind staatliche Anstalten oder doch immer einer Nation gehörig. Die Universität erstrebt Wahrheit, sie will der Menschheit dienen, Menschentum schlechthin repräsentieren. Humanitas – wie oft und tief auch die Bedeutung dieses Begriffs sich gewandelt hat – gehört zu ihrem Wesen. Darum ist zwar jede Universität einem Volk eigen, aber sie strebt Übernationales zu erfassen und zu verwirklichen.<sup>411</sup>

Sie ist verwandt der Idee der Kirche. Aber sie besteht nicht durch zentrale Organisation und Lenkung, wie die katholische Kirche, sondern zeigt sich (wie der Buddhismus) in der gegenseitigen Berührung durch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit. Man erkennt sich gegenseitig als das gemeinsame Leben für die Wahrheit im Weltkampf und Wetteifer für das hohe Ziel.

Darum hat die Universität als solche nicht im Kampf der Nationen Stellung zu nehmen. Alle Glieder der Universität sind als Menschen ihrem Volke, als Bürger ihrem Staate zugehörig. Aber als Glieder der Universität, als Fakultät und Senat, haben sie nicht die Aufgabe, politische Kundgebungen zu machen,<sup>412</sup> selbstverständlich keine parteipolitischen, aber auch keine nationalen, weil sie als Universität allein durch geistiges Schöpfertum der Nation und der Menschheit dienen. Die Reinheit der Idee wird getrübt dadurch, daß sie in ihr inadäquate Beziehungen gebracht wird. Auch wenn alle Glieder als Menschen und Staatsbürger völlig einig sind, ist es ein Flecken für die Idee, wenn sie diese politische Einigkeit durch die Universität äußern, sie sollen es außerhalb ihrer tun. Das Nationale ist wie alles ein Gegenstand der Forschung, aber nicht Ziel und der Sinn des Universitätslebens.

Jeder Deutsche wird als Glied der Universität das Ansehen seiner Korporation und deren Leistungen als einen Ruhm der Nation empfinden, aber als sachlicher Mensch dient er an der Universität einer nicht nationalen, sondern einer abendländischen Idee, die er am liebsten für eine Menschheitsidee halten würde. Darum wird er die Vertretung der Interessen der Nation nicht als eine Aufgabe der Universität ansehen und sich der Organe der Universität nur zu sachlich-wissenschaftlichen und Erziehungsaufgaben, zu keinerlei anderen, bedienen.

Die Universität kann *als Institution auch nationale Großtaten nicht ehren*, ohne ihre Grenzen zu überschreiten und sich | eine Wichtigkeit anzumaßen, die ihr nicht zukommt. Ruhmestaten von Generalen und Staatsmännern kann man nicht durch die Verleihung des Doctor honoris causa auszeichnen. Die verleihende Fakultät wirft sich zum Richter auf über Gesinnungen oder über den nationalen oder weltpolitischen Wert der Taten, sie würde sich ein Urteil anmaßen über eine Sphäre, für die sie nicht das Forum ist.

Die abendländische Idee der Universität kann ein Volk nicht für sich als sein Eigentum beanspruchen. Aber es darf auf Grund seiner geistigen Vergangenheit sich mit mehr oder weniger Bewußtsein unter diesen Anspruch stellen. Unsere deutschen Universitäten haben sich von jeher manche nationalistische Entgleisungen wie wohl alle Universitäten der Welt zuschulden kommen lassen. Soweit aber sie oder ihre Glieder in den Jahren des Nationalsozialismus sich in ihrer geistigen Arbeit und in Handlungen zu Anpassungen und Umbiegungen haben zwingen lassen oder gar aus unbegreiflicher Überzeugung an den Kräften des Regimes fördernd teilgenommen haben, sind sie bedingungslos zu verurteilen, vor allem wegen des dadurch begangenen Verrats an der Universitätsidee.<sup>412</sup> Die hohe Überlieferung der deutschen Universitäten seit dem

18. Jahrhundert ist sowohl der Maßstab dieser Verurteilung wie die Quelle des Vertrauens, daß wir aus unserem Ursprung uns wiederherstellen können, um mitzuwirken an dem Offenbarwerden der Wahrheit in der Welt. Unser deutsches Bewußtsein an der Universität ist die Anerkennung des Anspruchs, der an uns aus unserer besten Überlieferung ergeht, die weltoffen die abendländische und Menschheitsüberlieferung in sich aufgenommen hatte.

*g) Die einzelne Universität*

In der Geschichte sind die großen geistigen Epochen meistens von einer einzelnen Universität eingeleitet worden, so war es anfangs des 18. Jahrhunderts Halle, dann Göttingen, dann gegen Ende des Jahrhunderts Jena, dann zu Beginn des 19. Jahrhunderts das neugegründete Berlin. Es gibt einen Geist der einzelnen Universität, einen Genius loci,<sup>105</sup> der als Hintergrund eine geschichtliche Atmosphäre hat, aber jederzeit lebendig sein und neugeschaffen werden muß.

161 | Die alten europäischen Universitäten haben durch Erinnerung und gegenwärtige Zeugen die unersetzliche Atmosphäre eines geschichtlichen Geistes. Eine solche kann nur wachsen, nicht gemacht werden. Diese Universitäten geben ihrer Stadt, die sie trägt, rückwirkend einen Charakter. In den kleineren Städten ist er leichter zu bewahren, aber war selbst noch in Berlin fühlbar. Alle Neugründungen von Universitäten haben zunächst etwas kahles. Sie vermögen ihrer Stadt durchaus keinen neuen Charakter zu geben. Es fehlt die große, für immer zu erinnernde Blütezeit. Daher fehlt die Beschwingtheit, der Anspruch aus der Umwelt.

Dazu ist es von großem Vorteil, wenn ein Staat, auch ein kleiner Staat seine einzige Universität,<sup>413</sup> zumal unter hochsinnigen Männern ihrer Verwaltung, zum Gegenstand seiner Fürsorge und Ehre macht. Sofern in einer Zeit überhaupt die Bedingungen dafür gegeben sind, kann eine solche Universität zu besonderer Blüte gebracht werden. Dann vermag unter glücklichen Umständen die Anziehungskraft eines Ortes für junge Menschen, für Dozenten und Studenten so groß zu werden, daß eine schöpferische Zeit an dieser Universität anbricht, weil die besten Kräfte sich hier vereinen.

Der Agon an den Universitäten und der Agon der Universitäten untereinander ist ein Ansporn zur Anstrengung der Kräfte, zumal mehrere zugleich hohen Rang und jede in der Rangordnung irgendwo ihren einzigartigen Wert haben können. Der Gedanke, man solle die Männer von Rang verteilen, weil sie dann mehr zur Geltung kämen, der Gedanke etwa insbesondere für die Philosophie, an einer Universität müsse ein Philosoph sozusagen Alleinherrscher in seinem Felde sein, ist irrig. Jedes edle Streben muß die schärfste Konkurrenz neben sich wünschen, dorthin drängen, wo die Bedeutenden und Überlegenen sind. Und objektiv entfaltet sich der einzelne besser und reicher in einer Luft, die es ihm schwer macht, die ihn erregt, zur Reaktion und zur Anspannung drängt.

Eine zentrale Verwaltung dagegen, die alle ihr unterstellten Universitäten gleichmäßig fördern will, ist nicht günstig, weder für das Blühen einer einzelnen Universi-

tät noch für das Blühen der Universitäten überhaupt. Sie wird ausgleichen und verteilen. Sie wird etwa noch einzelne geistige Gebiete an dieser | Universität, andere an einer andern durch Versammlung einer größeren Zahl hervorragender Persönlichkeiten zum Gedeihen bringen. Aber die starke, überragende Kraft einer ganzen Universität wird sie nicht fördern, sich vielmehr neutral verhalten. Daß in Deutschland die Universitäten von den Ländern verwaltet wurden und dadurch mehrere konkurrierende verwaltende Zentralbehörden bestanden, war ein Vorzug, zumal der Geist des Partikularismus in der Auswahl der Persönlichkeiten kaum je zur Geltung kam, vielmehr die Vermischung der deutschen Stämme an den Universitäten, ihr geistiges Sichdurchdringen im Dienste einer abendländischen Idee das instinktiv erstrebte Ziel blieb. Heute ist daher die Länderhoheit über die Universitäten der der Bundesrepublik unbedingt vorzuziehen.

162

### 3. Die ökonomischen Grundlagen

Zum Studieren und Forschen gehört erstens Muße, zur Muße gehören Mittel, die zu meist nicht zugleich durch eigene ökonomisch nützliche Arbeit erworben werden können ohne das Studium selbst zu schädigen. Zur Universität gehören zweitens die Gebäude, Bibliotheken, Institute, Kliniken und andere materielle Voraussetzungen.

Die Frage ist jederzeit: Wovon lebt die Universität, hat sie ihre Forschungs- und Unterrichtsmittel? Und: wovon leben die Professoren, Privatdozenten, Studenten?

Schließlich ist die Frage: welche Folgen hat diese Abhängigkeit, die Art dieser Abhängigkeit für den Geist der Forschung, Lehre und Erziehung?

#### a) Eigenvermögen. Staatsfinanzierung. Stiftungen

Der Geldgeber pflegt mitzubestimmen, was an den Universitäten geschieht. Ist er ihr alleiniger Geldgeber, hat er die Macht, dies total zu bestimmen.

Vom Mittelalter her hatten manche Universitäten Eigenvermögen, insbesondere Landbesitz. Dieser wurde zum größten Teil schon seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts vom Staate | abgelöst, der dafür die finanziellen Verpflichtungen, die er schon ohnehin hatte, nun insgesamt übernahm.

163

Darüber hinaus genießen Universitäten eine Finanzierung durch Stiftungen, im größten Maße in Amerika. Nur wenn mit solchen Stiftungen keine Aufgaben verbunden sind, die die Geldgeber und ihre Nachfolger zu Eingriffen berechtigen, lassen sie die Universität frei. Sonst gerät sie unter einen Druck, der zwar anders als der Staatsdruck, aber unter Umständen unsachlicher und einschneidender sein kann.

Es ist den Universitäten nicht zu verargen, wenn sie in ihrer Not, in der der Staat nicht annähernd mehr alles tut, was für wissenschaftliche Zwecke erwünscht ist, sich nach Stiftungen umsehen, die sie frei lassen und über die sie frei verfügen können, ausgenommen die etwa festgelegte Zweckbestimmung im Ganzen. Die Universität

hat sich dankbar zu erweisen durch ihr Dasein und ihre Leistungen. Aber sie hat sich auch persönlich dankbar gezeigt durch Verleihung von Titeln. Es ist nicht zu leugnen, daß die Erwerbung von Titeln manchen großzügigen souveränen Stiftern unerheblich ist, anderen aber der Erwerb vor allem des Doctor honoris causa erwünscht ist, und daß die Chancen zu solchem Erwerb einen Anreiz für Schenkungen bilden. Um den Dokortitel allein für wissenschaftliche Verdienste zu bewahren, haben die Universitäten um sie verdiente Männer zu Ehrenbürgern und Ehrensensoren ernannt. Es sind das heikle Fragen, bei denen zur Wahrung von Ehre und Würde alles stillschweigend zu geschehen pflegt. Für die Universitäten kommt es letztlich auf die Höhe der Geschenke an. Der Unterschied der Quantität bedeutet auch einen der Qualität. Früher haben die Universitäten Fürsten zu Rektoren gehabt, weil der Staat die Existenz der ganzen Universität begründete. Wenn ein Trustmagnat<sup>100</sup> eine Universität durch eine Stiftung völlig auf eigene Füße stellen würde, wäre kein Grund zu sehen, diesen Magnaten nicht auch zum Rektor zu machen (die faktischen Geschäfte würde wie zu Zeiten der Fürsten der Prorektor übernehmen). Bei nicht die Gesamtexistenz begründenden Stiftungen aber liegt die Situation anders als bei einem bloßen Titelkauf, wenn eine angesehene Persönlichkeit durch längere Zeit sich immer von neuem mit erheblichen Geschenken in offenbarem Interesse um die Universität Verdienste erwirbt. | Diese seltenen Fälle auch beim Fehlen eigentlicher Forschungsleistungen ein für allemal vom Doctor honoris causa auszuschließen, wäre vielleicht ein der Not der Universität inadäquater Scheinidealismus. Allerdings ist der Mißbrauch gefährlich. Hier ist immer die Grenze nahe, wo die Ehre der Universität auf dem Spiel steht.

164

*b) Der frühere ökonomische Zustand für den akademischen Nachwuchs*

Bei uns war es bis zum ersten Weltkrieg so:

Die Studenten lebten von dem Wechsel, den ihnen Eltern oder Verwandte gaben. Sie hatten normalerweise genug zum Leben. »Werkstudenten«<sup>44</sup> gab es verschwindend wenige. Das bedeutete eine große Freiheit. Nichts Schöneres als das Studentenleben! Keine ständigen Belastungen mit den Eingaben, der Unterziehung unter erbetene Gutachten und Prüfungen, keine Sorgen als allein die durch das Abschlußexamen, die aber nichts als Fleiß und Strenge der freien Arbeit forderte.

Der Nachwuchs der Privatdozenten riskierte auf eigene Gefahr die Laufbahn, lebte von mehr oder weniger kleinen Renteneinkommen und wurde getragen von der früher breiten Schicht der Besitzer kleiner Vermögen. Das Motiv war vorwiegend das reine wissenschaftliche Interesse, das Berufensein zur Wissenschaft. Nur ein Teil erreichte das Ziel des beamteten Professors.

Die Auswahl der Studenten und Dozenten geschah also aus einer zwar »plutokratisch« begrenzten, aber doch relativ großen Masse von Menschen. Diese Schicht maßvoller Wohlhabenheit trug die finanzielle Existenz von Studenten und Privatdozenten. Das war einst eine Gegebenheit, die heute verloren ist. Die Expropriation des

deutschen Mittelstandes hat dem früheren Daseinstypus der Studenten und Dozenten den Boden entzogen (außer in Resten, die für die Gesamtstruktur der Universität nicht mehr bestimmend sind).

1945 konnte man in Deutschland sagen: Forschung und Studium können mit reduzierten Mitteln sich vielleicht einrichten und leben, unter einem Minimum tritt einfach das Ende ein. Es gilt für den einzelnen wie für die Universität Nietzsches Wort: es sei kein großer Unterschied, ob einer 300 oder 3000 | Taler Renteneinkommen habe, jedoch sei es ein die Existenz entscheidender Unterschied, ob er nichts oder 300 Taler habe.<sup>98</sup> Heute ist das ganz anders geworden. Die Mittel sind infolge der unerwarteten neuen Wirtschaftsbüthe der Möglichkeit nach groß. Aber keineswegs hat sich der frühere Zustand wiederhergestellt. Die Gründung des Nachwuchses auf eine breite wohlhabende Schicht ist ausgeschlossen.

165

Wir sind am Ende der Darstellung der Idee. Unser Weg führte von der Frage nach dem Wesen der Wissenschaft über die Aufgaben der Universität und ihre Einrichtung bis zu den Daseinsvoraussetzungen in den gegebenen Menschen, in Staat und Gesellschaft, in den ökonomischen Grundlagen.

Die Mannigfaltigkeit der Gesichtspunkte kann ablenken von dem Einen, auf das alles ankommt, der Universitätsidee als solcher, in der und aus der zu leben den Sinn der Hochschule ausmacht. Die Idee war nicht in einigen Formulierungen fertig vor Augen zu stellen, sondern indirekt zu erwecken. Sie soll den Maßstab geben für die Beurteilung aller besonderen Realitäten der Institution und ihrer Daseinsnotwendigkeiten. Man kann sie niemandem vermitteln, der sie nicht verborgen schon mitbringt. Wir können nur klären, was uns gemeinsam ist.

Wir wissen, daß an die Verwirklichung der Idee der Universität in ständig sich wandelnder Gestalt das Leben der zur Erscheinung drängenden Wahrheit im Ganzen gebunden ist. Möge dieser Verwirklichung ein Raum vergönnt bleiben, in dem sich bewähren darf, was jederzeit, im Glück und im Verhängnis, unser redlichstes Bemühen sein kann. Die Rückkehr zu unseren besten zeitlos gültigen Überlieferungen durch gegenwärtige Neuschöpfung ist eine Schicksalsfrage unseres geistigen Lebens überhaupt. Wir, jeder Dozent und jeder Student, tragen die Verantwortung für das, was aus uns werden soll. Nur unser Ernst kann durch Urteil, Entschluß, nicht durch bloße Arbeit, an dem Ort, an den der Einzelne gestellt ist, noch verwirklichen, was in Bezug auf das Ganze möglich ist.

Wir versuchen in einem zweiten Teil aus dem Raum der Idee der Universität her an dort gewonnenen Maßstäben die große Reihe der Fragen zur gegenwärtigen Universitätsreform zu erörtern.



| ZWEITER TEIL  
VON  
KURT ROSSMANN

VON DER NOTWENDIGKEIT,  
DEN BEDINGUNGEN UND DEN MÖGLICHKEITEN  
DER DEUTSCHEN UNIVERSITÄTSREFORM

EINLEITUNG

*Die politische Bedeutung der Reform*

Das Postulat der Wiedergewinnung der Idee der Universität in neuer Gestalt kann keinen restaurativen Sinn, sondern nur den Sinn einer Neuschöpfung haben. Es hat seinen Rechtsgrund in der Frage nach einer dem Geist der modernen Wissenschaft genuinen Organisationsform. Damit aber ist es zugleich ein politisches Postulat, das auf nichts geringeres zielt als die Verwirklichung einer Universität, die das lebendige geistige Zentrum einer freien menschlichen Welt in allen ihren politischen und gesellschaftlichen Daseinsformen zu sein vermag.

Die Universität in ihrer bei uns überlieferten Gestalt bildet trotz ihrer ehrwürdigen Tradition diese Mitte nicht mehr und hat es in einem der modernen Wissenschaftlichkeit entsprechenden Sinne bisher nur in Ansätzen getan. Ihre institutionelle Form entstammt dem Mittelalter. Die kirchlich-theologische Weltauslegung bestimmte den Bereich ihrer Aufgaben und ihre organisatorische Struktur. Damit hatte sie ein in sich geschlossenes mythologisches Weltbild zur Voraussetzung. Es ist das antike, nach dem Maßstab der modernen Wissenschaft unwissenschaftliche, am Denken nach dem Augenschein orientierte Weltbild in christlicher Umdeutung. Mit dessen Desillusionierung | begann der Weg der modernen Wissenschaft. So galt sie den Theologen als glaubensfeindliche Macht.

Nicht aber als eine den Glauben zerstörende, sondern als eine den lebendigen Wahrheitsglauben selber bezeugende und zur Geltung bringende Macht ist die moderne Wissenschaft in Erscheinung getreten. Sie ist nicht nur auf dem biblisch-christ-

lichen Glaubensgrund des Okzidents – und allein auf diesem – erwachsen, sondern sie ist selber eine diesem Glaubensgrund eigene Denk- und Erkenntnisweise. Das ist sie unter dessen Praemissen: der absoluten Transzendenz der Wahrheit und der menschlichen Freiheit. Daß die transzendente Wahrheit und die menschliche Freiheit einander bedingen, bildet die Glaubensvoraussetzung der auf universale menschliche Kommunikation bedachten modernen Wissenschaft. Es ist die dem westlichen, nicht aber zugleich auch dem östlichen, griechisch-orthodoxen Christentum spezifisch eigene Glaubensvoraussetzung. Unter deren unbedingter Wahrheitsforderung und unbedingtem Freiheitsanspruch, im Medium des Glaubens selber, aber entgegen dessen in den Denk- und Vorstellungsweisen der antiken Kosmologie befangen gebliebenen Theologie, begann die Epoche der modernen wissenschaftlichen Weltauslegung.

An die Stelle des antiken, im Gleichnis der sinnlichen Weltoffenbarung vorgestellten ganzheitlichen Kosmos mit seiner statisch-hierarchischen Ordnung vom niedersten bis zum höchsten Sein trat nunmehr der Begriff der unendlichen Relativität der Weltnatur. Und an die Stelle des deutenden, dem theoretischen Logos gehorchenden Erkennens der antiken Wissenschaft und Philosophie trat jetzt die auf den freien schöpferischen Logos sich gründende Erkenntnisweise, die selber machen muß, was sie erkennen will: die wissenschaftliche Erkenntnisweise. Mit der modernen Wissenschaft und der zu ihr gehörigen Technik begann der dem westlichen Christentum eigene, an keiner theologisch-orthodoxen Dogmatik Genüge habende unbedingte Wahrheitsglaube sich seine Weltwirklichkeit zu schaffen, um zuletzt die Kräfte des Kosmos selber in die Sphäre des freien menschlichen Handelns und damit in die Sphäre des Politischen miteinzubeziehen.

Aber diese Wissenschaft, die den Menschen in eine früher kaum geahnte und heute noch kaum verstandene und gewußte | Verantwortlichkeit stellt, hat nicht ihren Sinn an sich selbst. Während die antike Wissenschaft als Deutungswissenschaft und Philosophie sich selbst genug war, ist die moderne Wissenschaft gerade nicht sich selbst genug. Sie ist eine freie Bezeugungsform des unbedingten Wahrheitsglaubens, aber nicht dieser Glaube selbst. Setzt sie sich selber an die Stelle dieses Glaubens – und das tut sie, wenn sie als selbstmächtig sich begreift –, dann verkehrt sie sich in den Wissenschaftsaberglauben. Indem sie stets doch nur partikulare und relative Wissensinhalte zu Glaubensgehalten dogmatisiert, opfert sie darüber sowohl den Unbedingtheitsanspruch des Wahrheitsglaubens wie zugleich die Freiheit ihres eigenen Tuns und damit jede menschliche Freiheit. Nicht die moderne Wissenschaft, sondern die zur Ideologie und zum Glaubensersatz verkehrte Wissenschaft ist die den Glauben schlechthin negierende Macht. Es ist der dem Wesen der modernen Wissenschaft zugrundeliegende Glaube selber, der hier bestritten wird: der Grund ihrer eigenen Möglichkeit als freier Wahrheitsuche, deren institutionelle Stätte eine ihrem Geist entsprechende Universität ist.

Eben deshalb gehört es zum Prinzip totalitärer, einem dogmatischen Wissenschaftsaberglauben gehorchender Herrschaftsformen, die Idee der Universität als

Stätte freier wissenschaftlicher Geistentfaltung zu negieren. Denn für totalitäre Staaten ist Wissenschaft grundsätzlich nicht frei, sondern steht als Technologie im Dienste der ebenso auf totale Herrschaft wie auf totale Weltauslegung bedachten Ideologie. Dabei werden zwar Wissenschaft (im Sinne von Naturwissenschaft und Technik) und Ideologie (im Sinne von Wissenschaftsaberglauben) faktisch getrennt, weshalb auch unter jeweiliger Aussparung einzelner Bereiche der Freiheit der Forschung außerordentliche, auf bestimmte Zwecke beschränkte Leistungen entstehen können. Insgesamt aber bedeutet hier Wissenschaft nur Technologie im weitesten Sinne. Der Impuls ist: Wer die meisten und besten wissenschaftlichen Techniker besitzt, dem gehört die Zukunft, und: Die Macht der Technologie garantiert den Sieg der Ideologie.

169 | Ideologie und Technologie aber haben beide ihre Grenze an der Freiheit des Geistes der modernen Wissenschaftlichkeit selber, die in dieser Freiheit ihren Lebensatem hat. Wenn deshalb auch die Ideologie um ihres totalitären Machtanspruches willen | Wissenschaft allein als Technologie begreift und fördert, so verlangen doch die Erfordernisse der Technologie selber eine sich steigernde Zuwendung zur freien Forschung, auf deren Voraussetzung sie sich gründet, und erzwingen damit zugleich auch auf die Dauer eine latente Korrektur der Ideologie. Denn der Geist der Freiheit, wo immer er sich äußert: im Bereich des Wissens wie des Handelns, ist der eigentliche und unüberwindliche Gegner der Ideologie.

Deshalb gilt heute: wie Wissenschaft und Technik betrieben, gelehrt und verstanden werden, so werden sie als Instrument des menschlichen Handelns gebraucht oder mißbraucht. Der Kampf um die künftige Gestalt und Ordnung der menschlichen Welt wird auf dem Boden der Wissenschaft ausgetragen: im Westen wie im Osten. Es ist ein im Medium der Wissenschaftlichkeit um die Freiheit selber zu führender Kampf. Derart ist das Verständnis des Sinns von Wissenschaft heute mitentscheidend geworden für die weltpolitische Alternative von Freiheit und Unfreiheit.

Unter dieser Alternative ist es heute eine der Schicksalsfragen der freien Welt, wie sie dem ideologischen Totalitarismus Widerstand zu leisten vermag, ohne ihren eigenen Prinzipien untreu zu werden und damit selber dem Geist der Freiheit Abbruch zu tun. Die Steigerung und Konzentration ihrer wissenschaftlichen und technischen Kräfte kann deshalb nicht in Angleichung an die diktatorischen wissenschaftsorganisatorischen Methoden der totalitären Welt erfolgen. Wohl sind heute wissenschaftsorganisatorische Anstrengungen zur Ausbildung wissenschaftlich-technischer Fachkräfte in größtem Maßstabe nötig geworden. Zumal zu Zwecken der Entwicklungshilfe bedarf es der Einrichtung neuer Typen wissenschaftlicher Fachschulen und Forschungsanstalten in großer Zahl.

Weit dringlicher aber ist heute die Reform der geistigen Mitte der Wissenschaftsorganisation, der Universität: als Freistätte des Geistes der Wissenschaftlichkeit selber, als Vorbildungsstätte der Forscher, Lehrer und Erzieher der wissenschaftlichen und technischen Fachkräfte und als Ort des Gewissens des Wissens.

Denn die in das Stadium ihrer praktischen Universalität heute erst eintretende moderne Wissenschaft und Technik hat | eine ihrem Geist adaequate Gestalt der Universität noch nicht gefunden. Der Anspruch, sie zu verwirklichen, ist nicht mehr abzuweisen. Diesem Anspruch ist auch die seit langem geforderte Reform unserer Universität zu unterstellen, die trotz ihrer ehrwürdigen Tradition weder in ihrer inneren noch in ihrer äußeren Struktur den Erfordernissen der Repräsentation des freien Gesamtgeistes der modernen Wissenschaftlichkeit entspricht. Ihre Reform zu einer neuen Gestalt im Sinne einer nach allen Seiten ausstrahlenden geistigen Mitte unserer Wissenschaftsorganisation im ganzen aber kann nur gelingen, wenn sie sich zum Ziele setzt, mit der künftigen Universität das geistige Modell einer in allen ihren Daseinsordnungen freien menschlichen Welt zu verwirklichen. Die Reform muß selber eine Bezeugung dieser Freiheit sein. Welche Gestalt wir der künftigen Universität geben wollen, ist mitbestimmend dafür, ob wir der die menschliche Freiheit bedrohenden Gefahr der totalitären Ideologien Herr werden können oder umgekehrt diesen, wenn auch ungewollt, Vorschub leisten. Das erste erscheint heute allein möglich durch eine neue Verwirklichung der Idee der Universität. Das zweite aber würde zwangsläufig geschehen durch den Verzicht auf die Universität entweder zu Gunsten ihrer Verwandlung in eine Schulanstalt oder durch ihre jetzt schon so weit vorgeschrittene Auflösung in Fachschulen und Forschungsinstitute im Sinne eines bloß funktionalen Wissenschaftsbetriebs.

170

Für die zu erstrebende künftige Gestalt der Universität läßt sich kein bis in jede Einzelheit ausgearbeitetes Organisationsschema aufstellen. Entscheidend sind die geistigen Prinzipien der Reform, denen die Probleme der bestmöglichen technischen Organisation unterzuordnen sind. So bedarf es der kritischen Prüfung jener maßstäblichen Voraussetzungen, von deren Erfüllung das Gelingen der Reform abhängig ist. Zwar ist von der Idee zur Wirklichkeit ein weiter Weg. Aber die Zeit der Kompromiß-Reformen ist abgelaufen. Was jetzt getan oder versäumt wird, ist bindend für die Zukunft. Der Weg einer dem Geist der modernen Wissenschaftlichkeit wirklich gemäßen Reform der Universität ist ein unbequemer Weg, der zudem noch durch ein Dickicht von guten und schlechten Traditionen | erst gebahnt werden muß. In Jahrhunderten erworbene Einzelrechte sind sein größtes Hindernis. Die Kritik an ihnen ist der Gefahr ausgesetzt, als Destruktion ehrwürdiger Überlieferungen mißverstanden zu werden. Aber gerade deshalb bedarf es einer die Sache selber zur Frage stellenden und zur Rechenschaft ziehenden konstruktiven Kritik, die auch dem Risiko des eigenen Irrtums und der möglichen Verkennung ihrer Absicht nicht ausweicht. Das ist gegenüber den konkreten Grundproblemen der Universitätsreform heute, unter dem Kriterium der Idee der Universität, in den folgenden Abschnitten versucht worden.

171

## | I. DIE UNIVERSITÄT ALS GEISTIGE MITTE DER WISSENSCHAFTSORGANISATION

### 1. *Die gegenwärtige Situation und die Idee Wilhelm von Humboldts*

Begriff und Name der deutschen Universität im traditionellen Sinne ihrer letzten Gestalt als Bildungsuniversität sind schon seit langem in Verunklärung geraten. Die Universität kann in ihrer jetzigen Gestalt nur noch als Teil, wenn auch als der umfangreichste und wichtigste Teil unseres Hochschulwesens gelten. Neben ihr sind seit der Jahrhundertwende zahlreiche, für die von ihnen vertretenen Wissenschaftsgebiete als ihr gleichberechtigt anerkannte Fachhochschulen entstanden. Die heutige Universität repräsentiert nicht mehr, was doch ihr Begriff fordert, den Kosmos aller Wissenschaften, sondern nur jene um die modernen Natur- und Geisteswissenschaften vermehrten Disziplinen, die schon in den vier Fakultäten der spätmittelalterlichen Universität vertreten waren.

Die Universität in ihrer jetzigen, aus der Bildungsuniversität des vorigen Jahrhunderts hervorgegangenen Gestalt ist sowohl Unterrichts- und Ausbildungsstätte wie zugleich auch Forschungs- und Lehrstätte. Beiden Aufgaben genügt sie heute nur noch auf unzulängliche Weise. Dieser Doppelcharakter ihrer überlieferten Strukturform gilt als eine der Ursachen ihres heutigen Versagens. Darüber hinaus ist der Mangel einer einheitlichen geistigen Grundlage Gegenstand der Kritik.

173 In Auslegung ihrer Geschichte wird argumentiert: es fehle ihr ein verbindliches Weltbild, wie es die mittelalterliche Universität besessen habe. Wilhelm von Humboldt habe zwar versucht, die frühere, durch das christliche Weltbild garantierte Einheit auf humanistisch-idealistischer Grundlage wiederherzustellen. Aber auch diese Grundlage sei nicht mehr tragfähig. Dazu | komme, daß den Hochschulen heute die Aufgabe zugefallen sei, in großer Zahl Fachkräfte für die moderne Massengesellschaft auszubilden. Unter diesem soziologischen Aspekt werden dann die aktuellen Notstände der Universität geltend gemacht: der Massenandrang zum Studium, die zu geringe Zahl der Hochschullehrer, die mangelhafte Vorbildung der Studierenden und zuletzt die funktionale Unzulänglichkeit der bisherigen Lehrkörper-Hierarchie für die vermehrten Unterrichts- und Ausbildungsaufgaben. (Gedanken zur Hochschulreform, Hofgeismarer Kreis, 1956.)<sup>415</sup>

Das Problem der Überschneidung der *Forschungs- und Lehraufgaben* mit den *Unterrichtsaufgaben* stellt sich dabei als das vordringlichste Problem dar, dessen sinnvolle Lösung mehr und mehr zur Grundbedingung der Reform überhaupt zu werden

scheint. Auch die meisten der bisher gemachten Reformvorschläge kreisen um dieses Problem. Denn die angesichts des Versagens der gegenwärtigen Universitätsstruktur sich zeigende Reformalternative heute ist zumeist die einer Universität entweder als überwiegend Forschungs- oder als überwiegend Schulanstalt. Damit aber hat sich am Ende des geschichtlichen Weges der Bildungsuniversität scheinbar jene Ausgangssituation wieder hergestellt, in der zu deren Beginn vor hundertfünfzig Jahren Wilhelm von Humboldt gegen die damals vorherrschende Tendenz, auf die Universität im traditionellen Sinne zu Gunsten von wissenschaftlichen Fachschulen und Forschungsanstalten überhaupt zu verzichten, sein Universitätskonzept entworfen hat.

Man identifiziert heute zumeist Wilhelm von Humboldts Universitätskonzept mit jenem auf halbem Wege stehen gebliebenen Versuch seiner ersten Verwirklichung, der Berliner Universitätsgründung, die dann zum Modell der Bildungsuniversität des vorigen Jahrhunderts wurde. Darüber ist der schlechthin revolutionäre Sinn von Humboldts Universitätskonzeption verkannt und vergessen worden. Denn Humboldts Konzept erschöpft sich nicht mit dem Gedanken der Bildungsuniversität idealistisch-humanistischer Prägung, sondern stellt den ersten, heute noch verbindlichen Entwurf einer dem Geist der modernen Wissenschaftlichkeit entsprechenden Universitätsgestalt dar. Mit dem grundsätzlichen Postulat der Freiheit und | Einheit von Forschung und Lehre<sup>69</sup> hat Wilhelm von Humboldt diesem Geiste zum ersten Male eine ihm adaequate institutionelle Form zu verleihen unternommen. Die Prinzipien seiner Denkschrift »Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin«<sup>416</sup> bedeuten nichts geringeres als die Proklamation der Grundrechte einer bis heute noch nicht verwirklichten modernen Universität.

174

Nicht der zeitgebundene Bildungshumanismus, dessen Sprache Humboldt sich gelegentlich, aber niemals grundsätzlich bediente, sondern das von ihm zuerst zum Prinzip erhobene Postulat der Freiheit und Einheit von Forschung und Lehre als Bedingung der freien Entfaltung des Geistes moderner Wissenschaftlichkeit bildet in seinem Konzept die Voraussetzung der inneren wie der äußeren Einheit der Universität als lebendige Mitte der Wissenschafts- und Bildungsorganisation im ganzen. Wenn Wilhelm von Humboldt forderte, jeder Bürger, auch der Schuster, müsse einige griechische Vokabeln kennen,<sup>417</sup> so bedeutet das seinem Wahrheitssinn nach, daß jeder Mensch der modernen Gesellschaft an dem Geiste der ihre Daseinsformen prägenden Wissenschaftlichkeit partizipieren solle. Derart bestimmte er die Universität als die lebendige geistige Mitte von Staat und Gesellschaft.

Ihre institutionelle Verwirklichung aber fand Humboldts Universitätskonzeption im Rahmen der mit seinem Namen verknüpften Bildungsuniversität nur in Ansätzen. Denn die innere und äußere Strukturform der überlieferten Universität als Gelehrtenrepublik<sup>418</sup> blieben im wesentlichen erhalten. Es blieb bei ihrer Einteilung in die vier traditionellen Fakultäten, obwohl die Theologie nunmehr ihre frühere Vorrangstellung zugunsten der Philosophie eingebüßt hatte. Die weltanschauliche, idealistische

175 Philosophie und die unter ihrem Antrieb sich entwickelnden Geistes- und Geschichtswissenschaften bestimmten unter stillschweigender Duldung der Naturwissenschaften und unter Ausschluß der technischen Wissenschaften das geistige Gesicht der Universität als Bildungsuniversität. Trotz der grundsätzlichen formalen Anerkennung des Prinzips der Freiheit und Einheit von Forschung und Lehre war diese Bildungsuniversität, die zu ihrer geschichtlichen Stunde sich solch hohes Ansehen errang, | in ihrer institutionellen Form nichts anderes als die Fortsetzung der alten scholastischen und späteren landesherrlichen zunftartigen Gelehrtenrepublik unter anderem Vorzeichen, dem Vorzeichen des Bildungshumanismus der idealistischen Philosophie. Was Humboldt, ohne jedoch ein fertiges Programm zu liefern, gefordert hatte: eine völlig neue Organisationsform der Universität, wurde bis heute nicht realisiert. Die Universität verblieb weiterhin vornehmlich Hohe Schule als Unterrichts- und Ausbildungsstätte für die staatlich sanktionierten wissenschaftlichen Berufe.

Humboldt dagegen ging es um die Einrichtung einer den Geist der modernen Wissenschaftlichkeit allseitig repräsentierenden und zur Geltung bringenden Universitätsgestalt in deren strikter Unterscheidung von jeder Form der Schule. Seiner Konzeption liegt jener Begriff der modernen Wissenschaft zugrunde, dem an der früheren Universität kein oder ein nur widerwillig zugestandener Platz gegönnt war. Das gilt zumal für die moderne Naturwissenschaft, die nicht nur außerhalb der scholastischen Universität entstanden war, sondern erst im späten 17. Jahrhundert und zumeist unter dem Namen der Philosophie vereinzelt in die Universität Eingang fand. Das änderte sich in Deutschland erst mit der Gründung der Göttinger Universität,<sup>419</sup> deren Organisationsplan für Humboldt anregend wurde. Aber auch in der Bildungsuniversität nach dem Berliner Modell fanden die Naturwissenschaften anfänglich nur geduldetmaßen ihren Platz in der Philosophischen Fakultät, um sich dann später zumeist – bei Versagen des gemeinsamen Geistes dieser Fakultät – zusammen mit der Mathematik in einer eigenen Fakultät zu etablieren.

176 Für Humboldt hat die Universität als Mitte der Wissenschaftsorganisation ihren Platz zwischen den höheren Schulen und den Akademien. Sie dient der Vermittlung der »Wissenschaft als Wissenschaft«. Denn »Wissenschaft als Wissenschaft läßt sich nicht wahrhaftig vortragen, ohne sie jedesmal wieder selbständig aufzufassen«. <sup>420</sup> Das ist für Humboldt die eigentliche Aufgabe der Universität, indem er sich gegen ihre fälschliche Bestimmung wendet, »nur dem Unterricht und der Verbreitung der Wissenschaft« zu dienen, während die »Erweiterung« der | Wissenschaft (die Forschung also) allein den Akademien obliegen solle. Darüber greift er sogar den Gedanken des möglichen Verzichtes auf die Akademien auf. »Man könnte daher«, argumentiert er, »die Erweiterung der Wissenschaften den bloßen Universitäten, wenn diese nur gehörig angeordnet wären, anvertrauen, und zu diesem Endzweck der Akademien ent-raten.« <sup>421</sup> Dieser, sein Begriff der Universität, ist jedoch bisher weitgehend unerfülltes Postulat geblieben.

Weil die Bildungsuniversität nach dem Berliner Modell im Grunde die Strukturform der Gelehrtenrepublik des 18. Jahrhunderts bewahrte, sperrte sie sich zumal gegen die Aufnahme der technischen Wissenschaften, die mit den Naturwissenschaften, seit Galilei mit dem Teleskop dem Geist das Auge schuf, so eng verflochten sind. Die technischen Wissenschaften fanden ihre Zuflucht zuerst in den Kameral- und Gewerbeschulen und später, nach französischem Beispiel, in den Polytechnica, die dann angesichts ihrer wachsenden Bedeutung gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Technische Hochschulen mit universitätsähnlichen Verfassungen umgewandelt wurden. Die Gründung anderer Spezialfachhochschulen nach dem Modell der Technischen Hochschulen aber führte später zu einer immer weiteren Aufspaltung der institutionellen Repräsentation des Gesamtgeistes der modernen Wissenschaft, die für Wilhelm von Humboldt das organisatorische Ziel seiner Universitätskonzeption gebildet hatte.

Die Tendenz zur institutionellen Verselbständigung einzelner Wissenschaftsbereiche, denen der Typus der Fachhochschulen mit universitätsähnlichem Charakter sein Entstehen verdankte, griff dann aber auch auf die Universität selber über und zerstörte progressiv den von dieser formal immer noch behaupteten humanistischen Bildungscharakter idealistischer Provenienz. In eben dem Maße wie die Fachhochschulen und die Forschungsgesellschaften und -anstalten an eigenständiger Bedeutung gewannen, begann die Universität die ihr zukommende Bedeutung als Zentrum der Wissenschaftsorganisation einzubüßen und sich mehr und mehr in ein Konglomerat verschiedener Fachhochschulen und sich verselbständigender Forschungsinstitute zu verwandeln.

| Neben den achtzehn Universitäten gibt es im Bundesgebiet heute acht Technische Hochschulen und sieben Teilhochschulen verschiedener Disziplinen mit universitätsähnlicher Verfassung, die zum Teil die Tendenz zeigen, auch andere Wissenschaftsgebiete an sich zu ziehen. Viele Forschungsgebiete sind heute doppelt an den Universitäten und den Fachhochschulen vertreten. Dazu kommen acht weitere Spezialhochschulen ohne universitätsähnliche Verfassung, fünf evangelische kirchliche Hochschulen und zwölf katholische Philosophisch-Theologische Hochschulen. Von den reinen Forschungsinstitutionen sind die vier Akademien der Wissenschaften und die jetzt auch auf die Geisteswissenschaften ausgedehnten Forschungsinstitute der Max Planck-Gesellschaft zu nennen. Daneben bestehen noch zahlreiche zweckgebundene Forschungsgesellschaften des Staates und der Industrie. Nicht nur ist die Universität als geistige Mitte der neuzeitlichen Wissenschafts- und Bildungsorganisation im ganzen, wie sie Wilhelm von Humboldt vorschwebte, in dieser Form aber niemals verwirklicht wurde, zur Fiktion geworden, sondern sie droht heute darüber hinaus auch funktionslos zu werden.

177

Denn was verbleibt ihr noch an Aufgaben, wenn es zutrifft, daß die ihr heute verlangte exakte Berufsausbildung wissenschaftlicher Fachkräfte in großer Zahl besser von wissenschaftlichen Fachschulen geleistet werden kann und daß die eigentliche Forschungsarbeit besser in den Instituten und Anstalten der reinen Forschung



gedeiht? Und sollte man daraus nicht den scheinbar so naheliegenden Schluß ziehen, daß es redlicher sei, auf die Universität überhaupt Verzicht zu leisten, die bestehende Universität in wissenschaftliche Fachschulen aufzulösen und die Forschung den Akademien, den Forschungsgesellschaften und den Forschungsanstalten zu überlassen?

Würde man sich jedoch dazu entschließen, dann könnte das sinnvoller Weise nur im Zusammenhang mit einer Reformierung unserer gesamten, gegenwärtig so verworrenen, weil kopflös gewordenen und sachlich und funktional in fast allen Bereichen sich überschneidenden Wissenschafts- und Bildungsorganisation im ganzen geschehen. Hierüber aber würde sich zwangsläufig das Bedürfnis nach einer freien geistigen Mitte dieser Organisation, die ihrem Wesen nach die Universität sein sollte, als im  
178 Grunde | unabweisbar wieder aufdrängen. Es wäre das gleichsam der indirekte Nachweis der Notwendigkeit der Universität, die auch von denen, die ihrer Umwandlung in eine wissenschaftliche Schul- und Berufsausbildungsanstalt den Vorzug geben, im Grunde nicht zu leugnen ist.

Faktisch aber stehen wir heute vor der Erfüllung der gleichen Aufgabe, die zuerst von Wilhelm von Humboldt in ihrer vollen Bedeutung erkannt und gestellt wurde, und die durch die Bildungsuniversität des vorigen Jahrhunderts nur eine partielle und deshalb keine wirkliche Lösung erfahren hat.

## *2. Kritik der bisherigen Reformvorschläge*

Die bisher zur Reform der Universität und damit auch für ihre künftige Stellung innerhalb der Wissenschafts- und Bildungsorganisation im ganzen gemachten Vorschläge spielen in verschiedenen Varianten mit drei Grundmöglichkeiten. Deren erste ist die Umwandlung der jetzigen Universität in ein Sammelinstitut von Fachhochschulen für die wissenschaftliche Berufsausbildung. Die zweite ist die Wiederherstellung der Bildungsuniversität unter Beschränkung auf die vier traditionellen Fakultäten unter gleichzeitigem Ausbau des Fachschulwesens außerhalb der Universitäten. Die dritte ist die Reform der funktionellen Struktur der Universität zur besseren Bewältigung der immer mehr anwachsenden Ausbildungs- und Forschungsaufgaben. Diesen drei Vorschlägen liegen verschiedene, teils divergierende, teils aber auch zusammengehörige Maßstäbe der Kritik an der bestehenden Universität zugrunde. Es sind dies einmal der Maßstab der Erfordernisse der Forschung, zum anderen der humanistische Bildungsmaßstab und dann der Maßstab der wissenschaftlichen Berufsausbildung.

a) Dem Vorschlag der Umwandlung der bestehenden Universität in ein Sammelinstitut von Fachhochschulen liegt die Überzeugung zugrunde, daß durch die Spezialisierung der Forschungsaufgaben die Einheit von Forschung und Lehre faktisch illusorisch geworden sei. Darüber habe sich die Universität bereits seit langem in eine »Fachschule mit ›schlechtem‹, nicht mit gutem Gewissen« verwandelt (C.H. Becker, 1918).<sup>422</sup> Das ihr eigene Prinzip der Einheit von Forschung und Lehre habe sich | zu-

179

letzt »für beide, für die Berufsunterweisung wie für die Forschung, gleich fragwürdig« erwiesen (Max Scheler, 1925).<sup>423</sup> Auf Grund dieser Überlegungen und im Blick auf eine Reorganisation unseres Wissenschafts- und Bildungswesens überhaupt bekannte sich darum Max Scheler zum grundsätzlichen Verzicht auf die Universität und forderte deren Umwandlung in ein »Institut bewußter vorwiegender Berufs- und Fachschulung«, dem er sich die schon bestehenden und noch neu zu gründenden Forschungsanstalten angegliedert wünschte. Zusätzlich forderte er dann noch die Gründung von »Akademien politischer und sozialer Wissenschaft« und selbständiger »von der Universität unabhängiger Volkshochschulen«. Doch empfand Max Scheler zugleich den Mangel eines geistigen Zentrums in seinem Organisationsplan und gelangte darüber zu dem weiteren Vorschlag der Einrichtung von »Anstalten nach der Art des Collège de France«,<sup>424</sup> an denen »hervorragende Forscher mit besonderer Begabung für geistige Synthese« wirken sollten und deren Besuch er für die Studierenden neben ihrer Berufsvorbereitung an der zur Schule umgewandelten Universität obligatorisch machen wollte. Die zuvor preisgegebene Universität wird also von Max Scheler im Sinne eines Universitätsersatzes hier wieder eingeführt.

b) Der Vorschlag zur Wiederherstellung der traditionellen Universität stützt sich auf den pädagogischen Rechtsgrund der Unerläßlichkeit der humanistisch orientierten Bildung. Er ist zuletzt programmatisch von Wilhelm Flitner vertreten worden (in: Hochschulreife und Gymnasium, 1959).<sup>425</sup> Um die Universität zu »retten«, schlägt Flitner vor, sie überhaupt auf die »klassischen vier Fakultäten«, an denen »die Geistlichen, Richter, die höheren Verwaltungsbeamten und Lehrer, die Ärzte, Museumsleiter, Bibliothekare« im »universitären Sinne« ausgebildet werden sollen, zu beschränken. Für die übrigen auf »fachwissenschaftlicher Spezialausbildung« beruhenden Berufe fordert Flitner die Einrichtung von Fachhochschulen und Spezialinstituten, die den Universitäten anzugliedern wären. Die Voraussetzung für das Universitätsstudium bildet nach diesem Plan ein besonderes werthöheres Maturum.<sup>426</sup> Eine derart restaurierte Bildungsuniversität, die ausschließlich der Ausbildung für die akademischen Berufe im traditionellen Sinne dienen soll, würde jedoch | nicht nur einen insularen, sondern 180 einen musealen Charakter annehmen. Zudem würde auch die Beschränkung der Universität auf die »klassischen vier Fakultäten«, deren weitere Verselbständigung zu Fachhochschulen nicht aufhalten und verhindern können. Ebenso aber blieben alle sonstigen Probleme und Nöte der bestehenden Universität unbewältigt. Dem Vorschlag der Einrichtung eines neuen Fachschulwesens dagegen kommt eine äußerst wichtige Bedeutung zu.

Letztlich gründet sich das von Flitner zur Rettung der Universität geltend gemachte »universitäre« Prinzip auf eine vergangene, unwiederholbare und im Grunde wissenschaftsunklare geschichtliche Gestalt des Bildungshumanismus. Es ist das nämliche Prinzip, das der Einrichtung des »Studium Generale«<sup>322</sup> zugrundeliegt, mit dem sich die falsche Hoffnung verknüpfte, durch die Einrichtung einer Art Bildungsfachschule

die übrigen Fachschulen der bestehenden Universität geistig wieder miteinander zu verbinden. Unter dem gleichen Prinzip ist mit der Gründung der Technischen Universität in Berlin der letztlich gescheiterte Versuch angestellt worden, der früheren Technischen Hochschule durch Eingliederung einer humanistischen Bildungsfakultät (der traditionellen Philosophischen Fakultät) den Charakter einer Universität zu verleihen. Anders freilich verweist wieder der dem Gründungsplan der Technischen Universität in Berlin zugrundeliegende Anspruch auf das unabweisbare Bedürfnis nach einer alle Wissenschaften repräsentierenden geistigen Mitte.

c) Der dritte Reformvorschlag geht auf die Änderung der inneren Struktur der bestehenden Universität. Hier steht die Frage voran, wie die Hochschulen der ihnen heute zugefallenen Aufgabe, »Fachkräfte in großer Zahl für die moderne Massengesellschaft auszubilden«,<sup>427</sup> Herr werden können. Als vordringlich wird dabei das Problem des Unterrichts erkannt, zu dessen Bewältigung es einer Funktionsaufteilung der Lehrkräfte bedürfe: »Dazu gehört ... ein entsprechender Neuaufbau des Lehrkörpers, der diesen Unterricht zu tragen hat, und zwar muß die Gliederung derart sein, daß sie die Einheit der Hochschule nicht sprengt« (Gedanken zur Hochschulreform, Hofgeismarer Kreis, 1956).<sup>428</sup> Weiter wird gefordert, »außer den bisher bestehenden Gruppen von Hochschullehrern eine neue Kategorie von Lehrstellen zu schaffen, deren Inhaber Studien-  
181 dozenten bzw. | Studienprofessoren genannt werden« (Gutachten zur Hochschulreform, Hamburg, 1948).<sup>429</sup> Nach den Hofgeismarer Empfehlungen soll der Lehrkörper in drei Funktionsgruppen aufgeteilt werden. Der ersten Gruppe oder der »Spitzen-  
gruppe« kommen danach die Aufgaben der Forschung und Lehre im Sinne der »Entwicklung der Wissenschaft« zu, der zweiten die der »Wissensvermittlung« und der dritten die der »wissenschaftlichen Routinearbeit«. Was aus diesen Vorschlägen resultiert, ist eine Zweiteilung der Universität. Zum größeren Teil wird sie zur Schule, zum kleineren Teil bleibt sie noch Universität dem Anspruch nach und ist in Wirklichkeit beides nicht: weder Schule noch Universität. Denn die Eingliederung eines umfangreichen Unterrichtsbetriebes in die Universität durch eine Funktionsaufteilung des Lehrkörpers würde praktisch nur zu einem ebenso komplizierten wie schwerfälligen, den lebendigen Geist der Wissenschaft erstickenden Funktionalismus führen.

Es ist nicht zufällig, daß in den Vorschlägen des Hofgeismarer Kreises der Begriff der Universität mit dem der heutigen Hochschule überhaupt identisch gesetzt wird. Der Begriff der Universität selber aber ist hier problematisch und strittig. Sofern in diesen Vorschlägen der Wahrung der Einheit der Universität im engeren Sinne – als Universität – noch das Wort geredet wird, geschieht das in einem restaurativen Sinn. Die Tradition der Bildungsuniversität und damit jener vergangenen geschichtlichen Gestalt der Universität, die dem Geist der modernen Wissenschaftlichkeit niemals ganz, sondern nur partiell entsprochen hat, soll als Überbau bewahrt bleiben. Im übrigen aber soll die Universität vornehmlich jenen ihr zu Unrecht aufgebürdeten Unterrichts- und Berufsausbildungsaufgaben dienen, denen gegenüber sie letztlich versagt hat, die

sie aber ihrem Wesen nach auch gar nicht leisten kann und soll. Wenn aber die bestehende Universität sich nunmehr wie ein Zufallssystem von Fachhochschulen »schlechten Gewissens« neben den außerhalb ihrer entstandenen eigentlichen Fachhochschulen darstellt und damit weder Universität noch Fachhochschule ist, dann läßt sich diesem Übelstand nicht dadurch abhelfen, daß man ihnen unter den Ansprüchen der wissenschaftlichen Berufsausbildung so schlecht funktionierenden Apparat durch einen betriebstechnisch besser funktionierenden ersetzen will. Was so entstehen würde, wäre | ein Zwittergebilde von Unterrichts- und Forschungsinstituten, das gleichsam zusätzlich ornamental auch noch Universität im formalen Traditionssinne zu sein beansprucht. Die geforderte Wahrung der äußeren Einheit der Universität aber bestünde faktisch dann in nichts anderem mehr als der Wahrung ihres Namens.

182

Weil ein verbindlicher Begriff der Universität fehlt, werden vornehmlich soziologische Kriterien geltend gemacht. Das Problem der Bedarfsdeckung an wissenschaftlichen Fachkräften und das der Bewältigung des heutigen Massenandrangs zum Universitätsstudium sind darüber in den Vordergrund des Reforminteresses getreten. Außer an die unerläßliche Kapazitätserweiterung der bestehenden Universitäten hat man auch an Universitätsneugründungen gedacht und für diese grundsätzliche strukturelle Reformen in Vorschlag gebracht. Zur Erwägung stehen dabei sowohl der Typus einer reinen Forschungsuniversität wie das »College-System« nach angelsächsischem Vorbild.

Der Plan zur Einrichtung von Forschungs-Universitäten in Form einer Kombination von überwiegendem Forschungs- mit beschränktem Vorlesungsbetrieb (im Sinne etwa auch einer Doktoranden-Akademie) erweist sich jedoch gegenüber der Idee der Universität als zu eng. Zudem leisten bedeutende Forschungsinstitute wie die der Max Planck-Gesellschaft bereits das, was hier gewollt wird.

Das College-System aber, so große Vorzüge es auch besitzt und so sehr es sich in seinem Ursprungsland, Großbritannien, bewährt hat, ließe sich bei uns nur einführen, wenn zugleich auch die Voraussetzungen, auf denen es beruht, mitübernommen werden könnten. Als Internat mit ausgeprägtem Seminarcharakter, wie es früher auch in Deutschland bestand – das Tübinger Stift<sup>430</sup> ist dafür Beispiel –, würde es bei uns zu leicht nur zu einer neuen Form der Verschulung der Universität führen. Wohl hat sich das englische College-System mittelalterlichen Ursprungs den Bedürfnissen des Geistes der modernen Wissenschaftlichkeit angeglichen. Doch stellt es selber seiner Struktur nach keine diesem Geiste wirklich entsprechende Organisationsform dar. Die Angleichung geschah auf Grund der englischen Liberalität und politischen Klugheit und ist in Analogie zu setzen mit der Umwandlung des englischen Parlaments aus einer ebenfalls | mittelalterlichen Einrichtung in eine moderne politische Institution. In den Vereinigten Staaten ist das College-System ohne die gesellschaftlichen und pädagogischen Voraussetzungen seines Ursprungslandes zu einer sehr umstrittenen Einrichtung geworden. Aber auch in England gilt es heute als reformbedürftig.

183

Die Versuche der Übernahme von in ganz anderen Traditionen wurzelnden Systemen sind überhaupt fragwürdig. Die Reform muß sich vielmehr bei uns im Rahmen unserer eigenen Tradition bewegen, wofür sich das in der Bildungsuniversität des vorigen Jahrhunderts wesentlich unerfüllt gebliebene Humboldtsche Universitätskonzept als wirklicher Rechtsgrund anbietet.

Insgesamt kreisen alle hier erörterten Reformvorschläge eingestandener- oder uneingestandenermaßen um das Daseinsrecht der Universität selber. Auch wo dieses radikal verneint und die Umwandlung der bestehenden Universität in ein Sammelinstitut von Fachhochschulen nach den bisher in ihr vertretenen Fakultäten vorgeschlagen wird, erweist sich ihre Notwendigkeit auf dem Umwege einer dann als unerlässlich erscheinenden Institution für »geistige Synthese« (im Sinne etwa auch einer Doktoranden-Akademie) als unabweisbar. Der Vorschlag zu ihrer Retablierung im »klassischen« Sinne der Bildungsuniversität drückt analog dazu das Bedürfnis nach einem pädagogisch-humanistischen Mittelpunkt der Wissenschaftsorganisation im ganzen aus, wenn er darüber auch in eine soziologisch fiktiv gewordene Bewertung der akademischen Berufe nach gesellschaftlichen Rängen gerät. Die auf die Reform der inneren Struktur der bestehenden Universität zielenden Vorschläge aber, die dem Unterrichts- und Ausbildungswesen den Vorzug geben, wollen die Universität zumindest partiell bewahren und retten, weil es »gegenüber totalitären Einheitsparolen ... die geistige Freiheit zu verteidigen« gelte (Gedanken zur Hochschulreform, Hofgeismarer Kreis).<sup>431</sup>

Jedoch: die Freiheit läßt sich weder verteidigen noch retten, es sei denn, man bezeuge sie. Die Freiheit läßt sich auch nicht teilen. Wie die Idee der modernen Wissenschaftlichkeit selber auf dem Prinzip der ungeteilten Freiheit und Einheit von Forschung und Lehre beruht, so auch eine Institution, die ihrer Pflege, Erweiterung und Vermittlung dienen soll: die Universität.

184 | Aber diese dem Geist der modernen Wissenschaftlichkeit wirklich entsprechende Organisationsform der Universität ist allererst zu schaffen. Denn sie bestand bisher noch gar nicht. Jeder Versuch der Reformierung der bestehenden Universität in einem mehr oder minder restaurativen Sinne ist deshalb von vornherein zum Scheitern verurteilt. Alle solche Versuche und Vorschläge haben bisher nur gezeigt, daß es offensichtlich unmöglich ist, eine sinnvolle Reform ins Werk zu setzen, wenn man kein festes Konzept der geistigen Gestalt dessen, was die künftige Universität sein soll, besitzt.

### 3. *Der Rechtsgrund der Universität als geistiger Mitte der Wissenschaftsorganisation*

Die Frage nach dem Rechtsgrund der Universität als geistiger Mitte der Wissenschaftsorganisation ist in ihrer philosophischen Bedeutung zuerst von Kant aufgeworfen worden. In seiner Abhandlung über den »Streit der Fakultäten« unterzog er die Struktur der Gelehrtenrepublik des absolutistischen Staates einer ebenso respektvollen wie ironischen Analyse.

Kant, der die Autonomie der modernen Wissenschaft als Forschung philosophisch allererst begründet hat, versuchte der überlieferten Organisationsform der Universität nach ihrer Einteilung in Fakultäten Vernunftprinzipien zu unterlegen. Dabei kontrastierte er den herkömmlichen drei oberen Fakultäten, der Theologischen, Juristischen und Medizinischen Fakultät, deren Aufgaben der Staat vorschreibt, die Philosophische Fakultät, die nur unter ihrer eigenen Gesetzgebung und nicht unter der einer »Regierung stehend gedacht werden müsse«. <sup>432</sup>

Mit diesem Postulat einer freien, von den Weisungen der Regierung unabhängigen Fakultät, der Philosophischen Fakultät, in die Kant die traditionelle untere Artistenfakultät umgewandelt wissen wollte, wurde das Prinzip der modernen Universität zum ersten Male ausgesprochen. Kant zog den Trennungsstrich zwischen der mittelalterlichen Gelehrtenrepublik und der dem Geist der modernen Wissenschaftlichkeit entsprechenden Universität, die er mit seiner Bestimmung der Philosophischen Fakultät indirekt forderte. Diese Proklamation | der modernen Universität gehört zu den grundlegenden geistigen Dokumenten einer freien Menschenwelt. Ihr in der Formulierung so umständlicher, an Gehalt so gewichtiger und bedeutungsvoller Wortlaut sollte jedem auf die Gemeinbürgerschaft für den Geist der Wissenschaft Verpflichteten vertraut sein:

185

»Auf einer Universität muß aber auch ein solches Departement gestiftet, das ist: es muß eine philosophische Facultät seyn. In Ansehung der drey obern dient sie dazu, sie zu controlliren und ihnen eben dadurch nützlich zu werden, weil auf *Wahrheit* (der wesentlichen und ersten Bedingung der Gelehrsamkeit überhaupt) alles ankommt; die *Nützlichkeit* aber, welche die oberen Facultäten versprechen, nur ein Moment vom zweyten Range ist ... Die philosophische Facultät kann also alle ihre Lehren in Anspruch nehmen, um ihre Wahrheit der Prüfung zu unterwerfen. Sie kann von der Regierung, ohne daß diese ihrer eigentlichen, wesentlichen Absicht zuwiderhandle, nicht mit einem Interdict belegt werden, und die obern Facultäten müssen sich ihre Einwürfe und Zweifel, die sie öffentlich vorbringt, gefallen lassen, welches jene zwar allerdings lästig finden dürften, weil sie ohne solche Critiker, in ihrem, unter welchem Titel es auch sey, einmal inne habenden Besitz ungestört ruhen und dabey noch despotisch befehlen können. –

Nur den Geschäftsleuten jener oberen Facultäten (den Geistlichen, Rechtsbeamten und Ärzten) kann es allerdings verwehrt werden, daß sie den ihnen in Führung ihres respektiven Amtes von der Regierung zum Vortrage anvertrauten Lehren nicht öffentlich widersprechen, und den Philosophen zu spielen sich erkühnen; denn das kann nur den Facultäten, nicht den von der Regierung bestellten Beamten erlaubt seyn, weil diese ihr Wissen nur von jenen her haben. Die letzteren nämlich, z.B. Prediger und Rechtsbeamte, wenn sie ihre Einwendungen und Zweifel gegen die geistliche oder weltliche Gesetzgebung an das Volk zu richten sich gelüsten ließen, würden es dadurch gegen die Regierung aufwiegeln; dagegen die Facultäten sie nur gegen ein-

ander, als Gelehrte, richten, wovon das Volk praktischerweise keine Notiz nimmt, selbst wenn sie auch zu seiner Kenntnis gelangen, weil es sich selbst bescheidet, daß vernünfteln nicht seine Sache sey, und sich daher verbunden fühlt, sich nur an dem zu halten, was ihm durch die dazu bestellten Beamten | der Regierung verkündigt wird. 186  
 – Diese Freyheit aber, die der untern Facultät nicht geschmälert werden darf, hat den Erfolg, daß die oberen Facultäten (selbst besser belehrt) die Beamten immer mehr in das Gleis der Wahrheit bringen, welche dann, ihrerseits, auch über ihre Pflicht besser aufgeklärt, in der Abänderung des Vertrags keinen Anstoß finden werden, da er nun ein besseres Verständnis der Mittel zu eben demselben Zweck ist, welches, ohne polemische und nur Unruhe erregende Angriffe auf bisher bestandene Lehrweisen, mit völliger Beybehaltung des Materials derselben gar wohl geschehen kann ...<sup>433</sup>

Auch kann man allenfalls der theologischen Facultät den stolzen Anspruch, daß die philosophische ihre Magd sey, einräumen (wobey doch noch immer die Frage bleibt: ob diese ihrer gnädigen Frau *die Fackel vorträgt oder die Schleppe nachträgt*); wenn man sie nur nicht verjagt, oder ihr den Mund zubindet; denn eben diese Anspruchslosigkeit, bloß frey zu seyn, aber auch frey zu lassen, bloß die Wahrheit, zum Vorteil jeder Wissenschaft, auszumitteln und sie zum beliebigen Gebrauch der oberen Facultäten hinzustellen, muß sie der Regierung selbst als unverdächtig, ja als unentbehrlich empfehlen.«<sup>434</sup>

Sieht man auf die inhaltliche Bestimmung der Philosophischen Fakultät, wie Kant sie vorgenommen hat, so zeigen sich in ihr dem Prinzip nach alle Grundwissenschaften im Sinne der modernen Wissenschaft als Forschung in strikter Unterscheidung von den angewandten (aber nur durch ihre ständige Befruchtung durch die Grundwissenschaften lebensfähigen) Wissenschaften vertreten:

»Die philosophische Facultät enthält nun zwey Departemente, das eine der *historischen Erkenntnis* (wozu Geschichte, Erdbeschreibung, gelehrte Sprachkenntnisse, Humanistik mit allem gehört, was die Naturkunde von empirischen Erkenntnissen darbietet); das andere der *reinen Vernunftserkenntnis* (reinen Mathematik und der reinen Philosophie, Metaphysik der Natur und der Sitten) und beyde Theile der Gelehrsamkeit in ihrer wechselseitigen Beziehung aufeinander. Sie erstreckt sich eben darum auf alle Theile des menschlichen Wissens (mithin auch historisch über die obern Facultäten), nur daß sie nicht alle (nämlich die eigenthümlichen | Lehren oder Gebote der 187  
 Obern) zum Inhalte, sondern zum Gegenstand ihrer Prüfung und Critik, in Absicht auf den Vorteil der Wissenschaften macht.«<sup>435</sup>

Mit seiner Neubestimmung der traditionellen Unteren Fakultät zur Philosophischen Fakultät der Grundwissenschaften im Sinne der modernen Wissenschaft als Forschung hat Kant das geistige Fundament einer neuzeitlichen Universität geschaffen. Seither erst gibt es die Idee dieser Universität. Faktisch hat Kant damit zugleich die Organisationsform der traditionellen europäischen Universität als Gelehrtenrepublik gleichsam auf den Kopf gestellt. Denn nichts anderes bedeutet es, daß er der bis dahin unteren Fakultät, der Artistenfakultät der mittelalterlichen Universität als Magd der

Theologie, den Rang der eigentlichen oberen Fakultät zuerkannte. Mit seinem Postulat der Freiheit und Einheit von Forschung und Lehre zog dann Wilhelm von Humboldt daraus die organisatorische Konsequenz, indem er die dem Geist der modernen Wissenschaftlichkeit entsprechende Universität ganz und allein von freien Forscher- und Lehrerpersönlichkeiten gebildet und getragen wissen wollte. Die Freiheit, die Kant vom Staat für die Philosophische Fakultät gefordert hatte, dehnte Humboldt auf die ganze Universität aus, indem er argumentierte, daß deren »Sache an sich« ohne den Staat, jedoch in dessen und der »positiven Gesellschaft« eigenstem Interesse »unendlich besser gehen würde«. <sup>436</sup>

Aber gerade diese organisatorische Konsequenz von Humboldts Universitätskonzeption wurde nicht verstanden. Bei der Berliner Universitätsgründung beließ man es bei einer halben Reform. Die eigentliche Reform wurde versäumt. Die Bewahrung der alten Strukturform der Gelehrtenrepublik in ihrem Widerspruch zum Geist der modernen Wissenschaftlichkeit selber ließ es später dann – bis heute –, unter dem Namen einer Reform in Permanenz wohl zu einzelnen Verbesserungen der immer größer werdenden Mängel kommen, was letztlich aber nur bewirkte, daß man der eigentlichen Reform weiter auswich. Hierüber ging ein verbindlicher Begriff der Universität dann mehr und mehr verloren. Daraus resultiert heute aber die unbequeme Einsicht, daß alle Versuche zur Reform der bestehenden Universität durch bloß technische Verbesserungen schon | deshalb zum Scheitern verurteilt sind, weil das, was reformiert werden soll, faktisch gar nicht mehr existiert, es sei denn in den Gestalten einzelner großer Forscher- und Gelehrtenpersönlichkeiten sowohl an einzelnen Hochschulen wie an einzelnen Universitäten. Darüber münden die zur Rettung der Universität aufgestellten Reformpläne entweder in den vergeblichen Versuch der Restauration einer schon längst zur Fiktion gewordenen geschichtlich vergangenen Gestalt der Universität oder verlieren sich in rein technische Organisationsfragen. Man kann aber nicht reformieren oder zu reformieren vorgeben, wenn man im Grunde nur restaurieren will.

188

Besonders deutlich wird der Mangel eines verbindlichen Begriffs der Universität durch ihren Vergleich mit den Technischen Hochschulen und den anderen Spezialhochschulen. Es besteht heute kaum noch ein prinzipieller Unterschied zwischen Universität und Fachhochschule. Unterschieden voneinander sind sie, abgesehen von dem teilweise mehr lehrgangmäßigen Studium an den Fachhochschulen, wie es aber längst auch an den Universitäten Eingang gefunden hat, nur im wissenschaftlichen Gegenstandsbereich. Die Entwicklung der Technik zu einer eigenständigen Wissenschaft hat es mit sich gebracht, daß die früheren Fachschulen für die technischen Berufe zum Teil, und mit vollem Recht, den Charakter von Hochschulen annahmen. Ähnliches geschah auch für andere Wissenschaftsgebiete und wird heute sogar im vermehrten Maße gefordert.

Die wissenschaftlichen Fachhochschulen – damit sind hier alle wissenschaftlichen Spezialhochschulen mit universitätsähnlicher Verfassung gemeint – waren zwar an-



fänglich auf spezielle wissenschaftliche Gegenstandsbereiche beschränkt. Doch zeigte sich bei ihnen bald das natürliche Bedürfnis nach Gemeinsamkeit mit der Gesamtheit der übrigen Wissenschaften. So kam es zur Eingliederung wichtiger Disziplinen, zuerst der Naturwissenschaften, dann aber auch der Geisteswissenschaften in die Fachhochschulen, die nunmehr – so zeigt es der heutige Status – eine Zwischenform von technisch-wissenschaftlicher Berufsausbildungs- und Forschungsstätte einerseits und Universität andererseits darstellen. Doch auch die bestehende Universität ist gleichfalls nur noch partiell Universität. Denn mit dem Verzicht auf die Repräsentation aller Wissenschaften hat sie auch ihren Anspruch, die lebendige geistige Mitte der Wissenschafts- und Bildungsorganisation im ganzen zu sein, preisgegeben. Darüber hat sich die Grenze zwischen Universität und Fachhochschule nahezu völlig verwischt. Beide Institutionen sind faktisch ihrem ursprünglichen Wesen entfremdet: die Fachhochschule ihrem Charakter als primär wissenschaftlicher Fachschule und die Universität ihrem Charakter als einer den Kosmos aller Wissenschaften abbildenden freien Forschungs- und Lehrstätte.

Was an den Fachhochschulen im echten Sinne Forschung und Lehre ist, der Universität einzugliedern, und umgekehrt, was an der Universität reine schulmäßige Fachausbildung ist, aus ihr auszugliedern und besonderen Fachschulen zu überweisen, ist heute die unerläßliche wissenschaftsorganisatorische Bedingung einer sinnvollen Universitätsreform. Diese Reform der Universität als Universität in ihrer strikten Unterschiedenheit von jeder Form der Schule und Fachschule würde freilich auch eine analoge Reform unseres gesamten Fachschulwesens bedingen, das ebenfalls in seiner Eigenständigkeit und Reinheit neu verwirklicht werden müßte. Aufgabe der Universität ist es zwar, als freie Forschungs- und Lehrstätte zugleich Vorbildungsstätte für die Berufe der angewandten und der zweckfreien Wissenschaften zu sein. Nicht ihre Sache aber ist es, vorwiegend Schul- und Unterrichtsstätte für die perfekte Berufsausbildung wissenschaftlich-technischer Fachkräfte und daneben oder darüber hinaus noch Universität zu sein, wie es ihr heute abverlangt wird.

Nur durch die Befreiung und Entlastung von diesen ihr gar nicht zukommenden Aufgaben, denen gegenüber die bestehenden Universitäten und Fachhochschulen heute vielfach versagen und versagen müssen, wenn sie gleichsam zusätzlich noch ihrer eigentlichen Aufgabe: der Bewahrung des lebendigen Geistes der modernen Wissenschaftlichkeit in der Einheit von Forschung und Lehre dienen wollen, wird sich eine neue, reine Gestalt der Universitätsidee verwirklichen lassen.

Die künftige Universität müßte die einzige Hohe Schule sein. Um das aber wirklich sein zu können, muß sie den Kosmos aller Wissenschaften in sich abbilden. Auch die bisher von ihr ausgeschlossenen technischen Wissenschaften müßten, wie es 1946 von Karl Jaspers gefordert wurde, in sie aufgenommen werden. Zugleich aber sollten, womit auch dem Bedürfnis nach neuen Universitäten Rechnung getragen würde, dazu geeignete Technische Hochschulen zu Universitäten ausgebaut werden. Es ist dem

Geist der modernen Wissenschaft im ganzen abträglich, wenn die zu ihr gehörige Technik in Spezialhochschulen isoliert wird.

Staat und Gesellschaft gründen sich heute in ihren Daseinsbedingungen auf die moderne Wissenschaft und die ihr zugehörige Technik. Diese auf Universalität bedachte Wissenschaft und Technik, die jetzt erst in das Stadium ihrer praktischen Verwirklichung zu treten sich anschicken, bedürfen zu ihrer Organisation und Entfaltung einer freien geistigen Mitte, wie sie nur eine künftige, ihrem Geist wirklich entsprechende und zugleich als Gewissen des Wissens sie repräsentierende Universität sein kann. Wollte man unter diesem Anspruch den Idealtypus einer neuen Gestalt der Universität entwerfen, dann wäre dafür die äußere Bedingung der Wegfall des heute bestehenden Nebeneinanders von Fachhochschulen, die teils noch Fachschulen sind, teils aber auch Universität zu sein beanspruchen, und Universitäten, die nur noch partiell und damit fiktiv Universitäten sind, faktisch aber bereits heute schon in Sammelinstitute von Fachschulen sich verwandeln, vor welchem Schicksal sie auch die Restauration ihrer traditionellen Strukturformen im Sinne eines betriebstechnisch besseren Funktionalismus nicht bewahren kann.

Die Alternative heute ist:

das Versinken und Untergehen der bestehenden, faktisch nur in ihren Gegenstandsbereichen von einander unterschiedenen Universitäten und Fachhochschulen in riesigen Schulanstalten.

Oder:

die neue Verwirklichung der Universität als der einzigen, den Kosmos aller Wissenschaften widerspiegelnden Hohen Schule in der universalen Erfüllung des Anspruchs der Freiheit und Einheit von Forschung und Lehre und als nach allen Seiten hin ausstrahlende geistige Mitte unserer Wissenschafts- und Bildungsorganisation im ganzen.

191 | II. DIE STRUKTUR VON FORSCHUNG UND LEHRE  
IN DER KÜNFTIGEN UNIVERSITÄT

1. *Der Forschungs- und Lehrcharakter der Universität  
gegenüber dem bloßen Unterricht*

Wilhelm von Humboldts Universitätskonzeption bildet heute noch das tragfähige Fundament einer dem Geist der modernen Wissenschaftlichkeit allein angemessenen Gestalt der Universität. Denn sie hat einen verbindlichen Begriff der modernen Wissenschaft, gleichweit entfernt von technologischer Verengung wie von idealistischer Ganzheitsillusion, zur Voraussetzung. Es ist die Voraussetzung der Autonomie der modernen Wissenschaft und deren verbindlicher philosophischer Begründung durch Kant. Mit Kant begriff Wilhelm von Humboldt den Forschungscharakter der modernen Wissenschaft und erkannte zugleich ihre Angewiesenheit auf Forschungsinstitute.

Die schlechthin revolutionäre Bedeutung seines Konzeptes besteht darin, daß es an die Stelle des früheren Lehrer-Gelehrten den Forscher als Lehrer und an die Stelle der Ausbildung der Studierenden durch bloße Unterrichtung und Schulung das freie Studium durch die Teilnahme des Studierenden am institutionellen Forschungsbetrieb treten ließ. Aus dem Schüler der scholastischen Gelehrtenrepublik, dem Scholaren, wurde nunmehr erst dem Prinzip nach der Student.

Für alle weiteren Erörterungen ist dieser grundsätzliche Unterschied von Lehre und Unterricht zu bestimmen und im Sprachgebrauch festzuhalten:

*Lehre* ist der Umgang des Forschers mit den Studenten in Vorlesungen, Übungen, Seminaren, Kolloquien, bei denen der Student an den Methoden des Forschers teilzunehmen lernt. Er erfährt die Denkungsart des Lehrers, wird ergriffen von den Antrieben des Wissenwollens, von den Ideen, die unbestimmbar das Leben des Geistes bewegen.

192 | *Unterricht* ist die Mitteilung eines geschlossenen Wissensstoffes, die Einübung technischer Verfahrensweisen, die didaktische Kunst, ein je gewonnenes Ganzes an Erkennen und Können in die faßlichste Gestalt zu bringen, in Lehrbüchern darzustellen.

Lehre und Unterricht haben je ihr eigenes Gewicht. Ein großer Forscher, der teilnehmen läßt an den Bewegungen seines Forschens, ist keineswegs immer auch zu gutem Unterricht fähig. Was er bringt, ist thematisch partikular, während er sich am Grunde des Erkennens bewegt. Wer einen guten Unterricht gestaltet, leistet etwas auf andere Weise Schöpferisches: die Ordnung des von der Erkenntnis Gewonnenen, die Unterscheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen, die Formung zur einfachsten Verstehbarkeit.

Der Student ist auf beides angewiesen. Den Sinn des Studiums erfährt er dort, wo ihm die Einheit von Forschung und Lehre begegnet. Aber er könnte sie nicht fassen, wenn er nicht durch guten Unterricht in den Besitz von Sachkenntnissen und Verfahrensweisen gelangte.

Humboldts Schritt zur Einheit von Forschung und Lehre als der Substanz des Studiums brachte in der Verwirklichung außerordentliche Schwierigkeiten.

Die Verbindung der Lehre mit der institutsgebundenen Forschung, die nunmehr das frühere Unterrichtsprinzip ablösen sollte, schloß die Gefahr der institutionellen Verselbständigung der einzelnen Wissenschaften in sich und bedrohte damit die Einheit der Universität. Humboldt sah diese Gefahr, obwohl das Institutswesen zu seiner Zeit nur in Ansätzen bestand und versuchte ihr dadurch zu begegnen, daß er die Institute und Kliniken ausdrücklich als *Hilfsinstitute*, zu gleicher freier Benutzung für die Universitäten wie für die Akademien, eingerichtet wissen wollte. Er schlug deshalb vor (was in der Folge dann auch geschah) die Institute und Kliniken unmittelbar der Staatsaufsicht zu unterstellen. Was Humboldt, der ja kein festes Organisationsprogramm, sondern nur einen Entwurf geliefert hatte, jedoch nicht mit in Betracht zog, war die Notwendigkeit einer ebenfalls in der Konsequenz seines Konzeptes liegenden gleichzeitigen Reform des Fakultätswesens.

In der scholastischen Gelehrtenrepublik noch des 18. Jahrhunderts, die wesentlich Schule und Ausbildungsstätte für die | Funktionäre des Staates und der Kirche war, hatten die Fakultäten ausgesprochenen Zunftcharakter. Ihre Aufgabe war, nicht anders wie die einer Handwerker-Zunft, die Sache des Unterrichts und der Ausbildung der Studenten im Sinne der autoritätsgebundenen Lehre zu regeln und zu überwachen. Sie verliehen auf Grund von Prüfungen akademische Grade und Titel, die zur Ausübung bestimmter Berufe legitimierten, und sorgten zugleich für ihren eigenen Nachwuchs. Unterricht und Berufsausbildung in vorgeschriebenen Bahnen zu vermitteln, war ihre Aufgabe. Humboldts dem Geist der modernen Wissenschaft der Idee nach zum ersten Male entsprechendes Universitätskonzept aber hatte alles, was zum bloßen Unterricht und zur Berufsausbildung im engeren Sinne gehört, an die Schulen verwiesen. Seine Idee der Universität beruht ganz auf dem Prinzip der freien Forschung und Lehre, die nur in der Freiheit des Studiums wirksam werden. Nicht für eine perfekte Berufsausbildung, sondern für die wissenschaftliche Berufsvorbildung hat die Universität zu sorgen.

Wohl wurden Humboldts Grundgedanken dann in der mit seinem Namen verknüpften Gründung der Berliner Universität, dem Modell der deutschen Universitäten des vorigen Jahrhunderts, formal anerkannt. Die Freiheit und Einheit von Forschung und Lehre und die Freiheit des Studiums waren fortan dem Prinzip nach unbestritten. Aber man bekannte sich zu diesen Postulaten nur im bildungsmäßigen Sinne und zog aus ihnen nicht zugleich auch die institutionellen Konsequenzen. Vielmehr versuchte man, sie in den traditionellen Strukturrahmen der Gelehrtenrepublik als Unterrichtsstätte für die wissenschaftlichen Berufe einzufügen. Die Universität

194 diente nunmehr, anfänglich unter dem Illusionsschleier des idealistischen Bildungshumanismus noch verborgen, zweien Herren zugleich: der freien Forschung und Lehre und dem zu diesen gehörigen freien Studium als Berufsvorbildung wie der unterrichtsmäßigen wissenschaftlichen Berufsausbildung im traditionellen Sinne der Gelehrtenrepublik scholastischen Charakters. Dann aber kam es, durch die Vermehrung und Spezialisierung der Forschungsaufgaben, zur progressiven Verselbständigung der von Humboldt so vorsichtig zu neutralen Hilfsinstituten | bestimmten und deshalb der Staatsaufsicht unmittelbar unterstellten Forschungsinstitute.

Auf der anderen Seite aber machte der Staat weiter seine ebenfalls sich vermehrenden Bedürfnisse nach einer lehr- und schulgangmäßigen wissenschaftlichen Berufsausbildung für seine höheren Funktionäre geltend. Beide einander konträren und sich überschneidenden Prinzipien – das der Gelehrtenrepublik im Schulsinn als wissenschaftlicher Unterrichts- und Berufsausbildungsstätte und das der modernen Universität als wissenschaftlicher Vorbildungsstätte oder als Forschungs- und Studien-Universität nach Humboldts Konzept – hinderten und lähmten sich dann in der Folge gegenseitig.

Als das Institutswesen noch in den Anfängen stand, war das weniger spürbar. Die Personalunion von Lehrstuhlinhaber und Instituts- oder Klinikdirektor garantierte, solange die einzelnen Wissenschaftsbereiche noch für den Einzelnen überschaubar waren, eine gewisse Einheit oder Koexistenz des neuen Forschungs- und Lehrprinzips mit dem traditionellen Unterrichtsprinzip. Mit der Spezialisierung der Forschung und der Erweiterung der Institute aber gerieten gegen Ende des vorigen Jahrhunderts beide Prinzipien zwangsläufig mehr und mehr miteinander in Konflikt. Beider Überschneidung behinderte dann zunehmend sowohl die Erfüllung der Aufgaben von Forschung und Lehre wie die des wissenschaftlichen Unterrichtsbetriebes.

195 Darüber suchte dann die reine Forschung Zuflucht in den neu gegründeten Forschungsgesellschaften und Forschungsanstalten. Nicht zufällig kam es zur gleichen Zeit zur Etablierung der von der Bildungsuniversität ausgeschlossenen technischen Wissenschaften in eigenen Fachhochschulen, nach deren Modell dann in der Folge weitere Teilhochschulen für besondere wissenschaftliche Gegenstandsbereiche gegründet wurden. Zugleich aber begann man zur selben Zeit mit jenen bis heute fort dauernden Reformierungsversuchen, die im vergeblichen Bewahrenwollen dieser unklaren Doppelstruktur der Bildungsuniversität des vorigen Jahrhunderts der Universität einen zeitgemäßen Charakter unter vornehmlich technisch-organisatorischen Gesichtspunkten verleihen sollen. Alle diese Versuche haben bisher nur die Unmöglichkeit der Versöhnung beider einander ausschließender Prinzipien, der Universität als wissenschaftlicher | Unterrichts- und Ausbildungsstätte in der Tradition der Gelehrtenrepublik scholastischen Charakters und der Universität als Forschungs- und Studienuniversität im Sinne Kants und Wilhelm von Humboldts, erwiesen. Die gegenwärtige Aporie der Universität, weder dem einen noch dem anderen Prinzip Genüge tun

zu können, datiert aber nicht etwa daraus, daß Humboldts Universitätskonzept überholt ist, sondern daß es nur in Ansätzen und nicht in seiner vollen Tragweite und Konsequenz bisher verwirklicht worden ist.

Will man seine Verwirklichung jetzt versuchen – und der Idee nach bietet sich kein dem Geist der modernen Wissenschaftlichkeit besser entsprechendes Konzept dar –, dann müßte man den Mut aufbringen, mit den Prinzipien der Gelehrtenrepublik endgültig zu brechen und die Prinzipien der Forschungs- und Studienuniversität zur vollen Geltung zu bringen. Dazu bedarf es zumal einer neuen Bestimmung des Charakters der Fakultäten. Denn gerade das Wesen der Fakultäten ist durch die Überschneidung der einander ausschließenden Prinzipien von institutsgebundener Forschung und Lehre einerseits und lehrgangsmäßigem Unterrichtsbetrieb andererseits weitgehend verfälscht worden. Die Fakultäten sollen in sich geschlossene wissenschaftliche Sachgebiete nach Forschungsaufgaben vertreten. Der Geist der modernen Wissenschaftlichkeit allein muß für ihren Aufbau und ihre Gliederung maßgebend sein. Denn dieser, und nicht ein verschwommenes Bildungsideal im Sinne eines »Studium Generale«, kann das allein Verbindende zwischen den Einzelwissenschaften und auch den Fakultäten sein.

Das bedingt eine den Erfordernissen der modernen Wissenschaft entsprechende Neuordnung der Fakultäten. Den Fakultäten der Grundwissenschaften sollte dabei, zur symbolischen Charakterisierung des Wesens der modernen Universität, der erste Platz in der Reihenfolge der Fakultäten zukommen. Die Grundwissenschaften gehören ihrem Wesen nach zu *einer* Fakultät: der Philosophischen Fakultät im weiteren Sinne, die jedoch in drei den Aufgabenbereichen nach selbständige Abteilungen gegliedert werden müßte. Erstens: die Philosophisch-Historische Abteilung, zweitens: die Staats- und Gesellschaftswissenschaftliche Abteilung und drittens: die Mathematische und | Naturwissenschaftliche Abteilung. Die gesamte Philosophische Fakultät in ihren drei selbständigen Abteilungen stellt im Sinne der modernen Wissenschaftlichkeit als Forschung die geistige Mitte der Universität dar.

196

Die drei Abteilungen der Philosophischen Fakultät müßten in allen besonderen Fragen ihre Selbstverwaltung gesondert vollziehen. Das erzwingt der Umfang. Aber die Einheit dieser Abteilungen in der einen Philosophischen Fakultät sollte dadurch gewahrt bleiben, daß die für alle lebenswichtigen Fragen, vor allem die Habilitationen und Berufungen, gemeinsam vollzogen werden.

Die anderen, praktisch bezogenen Fakultäten sind die alten der Theologie, Jurisprudenz und Medizin. Dazu kommt heute als gleich wesentlich die Technische Fakultät. Sie alle bedürfen der Wurzeln in den von der Philosophischen Fakultät vereinten Grundwissenschaften. Sie gewinnen von dorthin ihre Klärung und leisten in eigener Forschung umgekehrt auch wieder Beiträge für diese Grundwissenschaften.

Daß der Zusammenhang aller Wissenschaften und Fakultäten wirklich werde, ist heute mehr als je durch die Situation gefordert.

Die Entwicklung der modernen Mathematik und Physik in ihrem Zusammenspiel mit der modernen Technik im Bereich der Atomwissenschaft inauguriert jenen künftigen Wirklichkeitszustand der modernen Wissenschaftlichkeit, in dem der Mensch nicht nur die Kräfte der Weltnatur in die Sphäre seines geschichtlichen Handelns und damit seiner menschlichen Welt hineinbezieht, sondern auch für diese Kräfte, die er zuvor nur zur Daseinsfristung nutzte, im höchsten Sinne verantwortlich wird. Nicht mehr die Ausdeutung der endlosen materiellen Inhalte und deren jeweilige Nutzung, sondern die Auflösung der Materie in geistige Bezüge und deren Umsetzung in die Lebenspraxis einer freien menschlichen Welt, bedeutet diese erst jetzt beginnende und auf Universalität bedachte Wissenschaft. Die Last der Verantwortung für sie zu tragen aber vermögen nur Menschen, die in der konkreten Erfahrung der wissenschaftlichen Wahrheitsuche, wie sie keine Schule, sondern | nur die Universität zu vermitteln vermag, zur Freiheit gebildete Menschen sind.

Die Konzentration auf dieses Ziel muß, wie die Strukturform der Universität nach Fakultäten im ganzen, so auch den Charakter der einzelnen Fakultäten bestimmen. Heute finden sich unter den zufälligen Ansammlungen von Einzelwissenschaften manche, denen im Sinne der Forschung gar kein Wissenschafts-, sondern nur ein Schulcharakter zukommt. Die Aussonderung dieser Schul- und Lernfächer aus den Fakultäten und ihre Überweisung an wissenschaftliche Fachschulen ist wünschenswert. Die Fakultäten werden durch sie nicht bereichert, sondern nur aufgeschwemmt und damit verunklärt. Es gibt an manchen Universitäten heute große Disziplinen, wie etwa die Betriebswissenschaft, die mit ihrem reinen Unterrichtsbetrieb und dessen Bedürfnissen die geistige Einheit der Fakultäten, denen sie eingeordnet sind, verfälschen. Es gibt vielleicht weiter geisteswissenschaftliche Disziplinen, deren institutionelle Bedeutung für das Studium nur aus fortgeschleppten Traditionsgründen weit überschätzt wird und die sich selber im Sinne wirklicher Forschung längst erschöpft haben. Eine Selbstreinigung der Fakultäten von allen jenen Disziplinen, die faktisch nur Unterrichts-Disziplinen sind, ist ein unerläßliches Moment des Gelingens der Reform.

In der Philosophisch-Historischen Abteilung sind die Philosophie, die Philologien, die Geschichtswissenschaften, die Sprachwissenschaft und die Versuche von Psychologie und Pädagogik zu Hause. In der Staats- und Gesellschaftswissenschaftlichen Abteilung sollten die Nationalökonomie mit allen ihren Disziplinen, die Soziologie und die Wissenschaft von der Politik vertreten sein. Die Mathematische und Naturwissenschaftliche Abteilung besteht und bedarf weiter keiner Reorganisation außer der Selbstreinigung von bloßen Schulfächern.

Eine besonders strenge Scheidung von wissenschaftlichen Fächern und reinen Schulfächern ist bei der Einrichtung der neuen Technischen Fakultäten vorzunehmen. Denn die Universität soll vornehmlich der Pflege, der Förderung und Vertiefung des Geistes der modernen Wissenschaftlichkeit selber dienen.

## | 2. Der Charakter des Universitätsstudiums

198

Das Universitätsstudium allein dem Kriterium der Berufsausbildung wissenschaftlicher Fachkräfte zu unterstellen, verkennt den Geist einer der modernen Wissenschaftlichkeit entsprechenden Universität selber. Die Aufgaben der Universität als Forschungs- und Studienuniversität sind zunächst ganz anderer Art. Nicht der perfekten Berufsausbildung wissenschaftlich-technischer Fachkräfte, sondern der Bildung im Geiste der modernen Wissenschaftlichkeit und derart im Sinne der Vorbildung für die große Zahl der auf Wissenschaften gegründeten Berufe und zugleich für den Forscher- und Gelehrtenberuf selber soll die Universität dienen.

Diese beiden Gruppen von wissenschaftlichen Berufen sind, wie ihrer Funktion so auch ihrem Ausbildungsgang nach, zu unterscheiden von der Gruppe jener wissenschaftlich-technischen Spezialberufe, die im Laufe der Ausfaltung der industriellen Gesellschaft so zahlreich entstanden sind und sich künftig noch vermehren werden.

Bei der Ausbildung dieser wissenschaftlich-technischen Fachkräfte liegt das entscheidende Gewicht ganz auf der Schulung. Das hier zu vermittelnde Wissen beruht auf der Kenntnis des gesicherten, jederzeit zur Anwendung zu bringenden Wissens, wenn auch die Vermittlung dieses Wissens nur durch Lehrerpersönlichkeiten geschehen kann, die selber im Geist der modernen Wissenschaftlichkeit an der Universität erzogen worden sind. Sache der Fachschule ist es, der Zweckausbildung für praktisch-technische Anwendung zu dienen. Das Wesen der so zahlreich neu entstandenen wissenschaftlich-technischen Berufe bestimmt sich durch die Endlichkeit des Zweckes. In den Bereichen aller Wissenschaften sind heute solche durch definierbare Zwecke bestimmte Berufe entstanden: so etwa der Beruf des Laborarztes und des Röntgen-Spezialisten, deren Tätigkeit auf vornehmlich technische Einrichtungen beschränkt ist. Der Laborarzt ist nicht Arzt, sondern ist technischer Praktiker. Ein anderes Beispiel sind die technischen Praktiker im Bereich der Mathematik, der Chemie, der Atomphysik und der Technischen Wissenschaften. Der Praktiker im engeren Bereich der Technik ist deutlich zu unterscheiden vom Wissenschaftlichen Ingenieur. Dieser ist im Sinne | der Daseinsformung der Umwelt Lenker technischer Zwecke. Die Tätigkeit des technischen Praktikers dagegen dient vorgegebenen, durch endliche partikular begrenzte Zwecke bestimmten Einrichtungen. Die Ausbildung für diese Berufe ist deshalb Fachschulen zu überlassen, die durch Schulung eine zweckhaft bedingte Auswahl von Kenntnissen vermitteln.

199

Das Universitätsstudium dagegen beruht auf einem das Wissen im Medium der Forschung erweiternden Tun. In der Wissenschaft als Forschung muß das zu Erkennende immer zugleich getan werden. Denn die moderne Wissenschaft ist tätig forschende Wahrheitsvergewisserung und hat in der Einsicht von der Unvollständigkeit alles Wissens ihren Antrieb. So liegt auch der Akzent der im Universitätsstudium zu gewinnenden Ausbildung für die wissenschaftlichen Berufe nicht auf der Aneignung und for-



malen Beherrschung eines jederzeit anwendbaren Schulwissens, wenn dieses auch Voraussetzung des Studiums ist, sondern auf der während des Studiums zu vollziehenden Selbstausbildung. Für diese Selbstausbildung soll die Universität die institutionellen Möglichkeiten bieten. Sie dient damit wesentlich der Berufsvorbildung und nicht primär der perfekten Berufsausbildung. Als Selbstausbildung besteht das Universitätsstudium in der freien Entfaltung der Organe des Erkennens zu methodisch wissenschaftlichem Denken. Der Studierende soll in der Gemeinsamkeit mit seinen Lehrern, unter deren Anleitung, lernen, im Medium der konkreten Forschung in den freien, methodisch gesicherten Gebrauch seiner Erkenntnisorgane zu kommen. Er braucht nicht selber Forscher zu werden, aber soll sich die forschende Haltung in seiner ganzen Denkart erwerben.

Es ist deshalb nicht das Ziel des Universitätsstudiums, die Studierenden mit dem letzten Examen als perfekte wissenschaftliche Fachkräfte dem Staat und der Industrie und Wirtschaft zur Verfügung zu stellen. Es ist gerade nicht Aufgabe der Universität, der Kirche den fertigen Pfarrer, der Schule den fertigen Lehrer und dem Industriebetrieb den fertigen wissenschaftlichen Ingenieur und Betriebswissenschaftler abzuliefern. Aufgabe und Ziel des Universitätsstudiums ist vielmehr allein, jene Selbstausbildung in der Entwicklung der Fähigkeit des methodisch-wissenschaftlichen Denkens und Erkennens zu garantieren, die dem | Juristen, der mit dem ersten Staatsexamen die Universität verläßt, ermöglicht, ein guter Richter oder Anwalt, wie dem Mediziner ein guter Arzt, dem Philologen und Historiker und dem Mathematiker und Naturwissenschaftler ein guter Lehrer oder Forscher und Gelehrter zu werden. Das gilt für alle wissenschaftlichen Berufe im engeren Sinn, mit deren Ausübung die Forderung verbunden ist, neu entstehende Aufgaben mit bisher unbekanntem Inhalt methodisch-wissenschaftlich, im Bewußtsein der Grenzen und Relationen von Wissenschaft, bewältigen zu können. Es sind das jene Aufgaben, die in der Praxis aller wissenschaftlichen Berufe täglich neu auftreten können und die, wie intellektuelle, so auch ethische Entscheidungskraft und Verantwortlichkeit zu ihrer Lösung verlangen. Zu beidem zu erziehen, ist die eigentliche Aufgabe des Universitätsstudiums.

Nur durch die konkrete Erfahrung des Geistes der modernen Wissenschaftlichkeit, wie sie die Universität und keine noch so gute wissenschaftliche Fachschule und kein technisch noch so perfektioniertes Spezial-Institut der reinen Forschung vermitteln kann, wird auch der sich fortzeugende und überall hin ausstrahlende Geist jener Freiheit erweckt, der den Menschen dazu befähigen kann, Herr seines Wissens und technischen Herstellens zu sein und sich nicht zu deren Funktionär und damit sich unter sich selbst zu erniedrigen.

Die wissenschaftliche Fachschule und die reine Forschungsanstalt haben gegenüber der Universität ihr Eigenrecht in ganz anderen Bereichen. Aber auch sie würden ihren Sinn verfehlen, wenn nicht die an ihnen tätigen Lehrer und Forscher jenes freien Geistes der modernen Wissenschaftlichkeit teilhaftig wären, wie ihn allein seine Frei-

statt, die Universität, als die ihn nach allen Seiten hin ausstrahlende Mitte, verbürgen kann, indem sie ihn selber im freien Zusammenwirken von Forschung, Lehre und Studium ständig neu hervorbringt.

Hierin begründet sich das unbestreitbare Lebensrecht der Universität entgegen jener falschen Alternative, die aus der berechtigten Kritik am Versagen der bestehenden Universität entstanden ist. Es ist die Alternative von perfekter wissenschaftlicher Berufsausbildungs- und perfekter Forschungsanstalt.

| Einerseits wird gefolgert: Weil die überlieferte Universität den gesteigerten Bedürfnissen der wissenschaftlichen Berufsausbildung nicht mehr genüge, müsse ihre Reform durch die Verbesserung ihrer Mängel als Berufsausbildungsstätte erfolgen. Andererseits wird gefolgert: Weil die Universität gegenüber den Aufgaben der reinen Forschung ebenfalls versage, seien diese besser Forschungsanstalten zu übertragen.

201

Beide Folgerungen geben das Entscheidende preis. Es bedarf der Universität wie als Vorbildungsstätte für die wissenschaftlichen Berufe insgesamt so auch als Stätte der Erweckung und der Erziehung des Gewissens des Wissens. Nicht die Ausbildung des wissenschaftlichen Funktionärs, sondern die Prägung der freien, selbständigen, für ihr wissenschaftliches Tun verantwortlichen Persönlichkeit ist die hohe, von keiner Schule zu leistende und von keinem Forschungsbetrieb zu erfüllende Aufgabe der Universität.

Alle der Sache nach so berechtigten gegen das Versagen der bestehenden Universitäten und Hochschulen vorgebrachten Invektiven verweisen indirekt stets selber wieder auf die Notwendigkeit und Unersetzlichkeit des Universitätsstudiums als Propädeutik für alle wissenschaftlichen Berufe und zumal für die Berufe des Lehrers und des Forschers. Der Verzicht auf das freie Universitätsstudium würde den Geist der Wissenschaftlichkeit selber verkümmern und verderben lassen. Wirklich frei aber kann das Universitätsstudium nur sein, wenn die Universität selber eine Stätte der geistigen Freiheit und nicht Schulanstalt ist.

#### *a) Der Charakter des Studienganges*

Die wichtigste Bedingung eines freien Studiums ist, daß der Studiengang an der Universität nicht vorgeschrieben, sondern nur angeboten wird. Das Universitätsstudium soll gerade nicht in der Absolvierung von Pflichtvorlesungen, Pflichtübungen und Pflichtpraktika bestehen; denn diese schulmäßigen Oboedienzen sind dem Geist des Studiums im Sinne der Selbstausbildung am abträglichsten. Sie erzeugen in den Studierenden jene falsche Mentalität, die letztlich nur darauf bedacht ist, auf äußerliche Weise den Prüfungsbestimmungen zu genügen. Das rein stoffliche | Wissen erhält dabei den Vorrang, wie ja auch die meisten der seit langem üblich gewordenen Pflichtvorlesungen und -übungen vornehmlich der Vermittlung von stofflichem Wissen dienen. Aber in jeder Disziplin sollten den Studierenden durch ein der Universität anzugliederndes Unterrichtswesen (darüber im nächsten Abschnitt) der Lern- und

202

Prüfungstoff wie durch die Lehre der Forscher Denkungsart und Methode zu selbständiger Aneignung dargeboten werden. Wohl bedarf es auch der sorgsamsten Aufstellung von übersichtlichen Studienplänen seitens der Fakultäten und der einzelnen Disziplinen. Für die Studierenden sollen diese Pläne jedoch nur Empfehlungscharakter besitzen. Übersichtlichkeit in der Mannigfaltigkeit des Darzubietenden sollte hier das Prinzip sein.

#### *b) Der Charakter der Prüfungen*

Das Studium darf nicht durch eine Fülle von Prüfungen belastet werden. Nicht die Zahl, sondern allein das Gewicht und der Charakter der Prüfungen wird das Niveau des Studiums im ganzen heben können. Es ist eine Entwertung des Haupt- und Staatsexamens zur bloßen Gedächtnisleistung, wenn man es zeitlich in Einzelprüfungen aufgliedern und für das eigentliche Abschlußexamen nur noch wenige, wenn auch wichtige Fächer, aufsparen will. Das Staatsexamen soll vielmehr dem Studierenden eine geistige Gesamtanstrengung, mit der er sich selber Rechenschaft über sein Studium im ganzen abzulegen gezwungen ist, abfordern. Nicht so sehr das mnemotechnisch anzueignende stoffliche Wissen, sondern die Methodologie, die wissenschaftliche Urteilskraft und das selbständige Orientierungsvermögen in dem jeweiligen Forschungskomplex sollte Gegenstand der Prüfung sein. Das Prüfungswesen ist ebenso in seinen Ansprüchen zu steigern, wie in seiner Form zu vereinfachen. Von der Einführung neuer zum Erwerb akademischer Zwischenränge führender Prüfungen wie der unlängst vorgeschlagenen und teilweise schon eingeführten Magisterprüfung sollte man absehen, da der Erwerb des Magistertitels weder an eine eigenständige wissenschaftliche Leistung geknüpft ist, noch für die Ausübung eines wissenschaftlichen Berufes qualifiziert und legitimiert.

203 | Insgesamt sollte die Zahl der Prüfungen auf drei beschränkt sein: auf das Staatsexamen und zwei universitätseigene Prüfungen.

Das Staatsexamen soll den Abschluß des Studiums in allen jenen Disziplinen bilden, in denen das bisher schon üblich war. Aber auch für die der Universität künftig einzugliedernden technischen Wissenschaften und auch für die Staats- und Gesellschaftswissenschaften sollte als Abschlußprüfung die Ablegung eines Staatsexamens gefordert werden. Das Staatsexamen ist der sichtbare Ausdruck der Verbundenheit des Staates mit der Universität. Es soll wesentlich auch die Neutralität des Examens garantieren. Die Zulassung zum Staatsexamen sollte jedoch nicht mehr, wie es gegenwärtig üblich ist, an den Nachweis des Besuches von Pflichtvorlesungen, -Übungen und -Praktika gebunden sein. Solche Prüfungsbedingungen sind vielmehr als Eingriff des Staates in die Gestaltung des Studiums selber und damit als außerhalb seines legitimen Weisungsrechtes gegenüber der Universität liegend abzulehnen. Denn der Staat kann nicht bestimmen wollen, was und wie gelehrt werden soll. Die Prüfungsordnungen sind von den Vertretern des Staates und von den Prüfungskommissionen der Fakultä-

ten gemeinsam festzulegen. Um die völlige Neutralität der Examina sicherzustellen, sollten die Examenskandidaten nicht von ihren eigenen Lehrern geprüft werden (die nur ihre Gutachten als Zeugnisse der Prüfungskommission zur Verfügung stellen). Allein durch größtmögliche Neutralität und Objektivität kann der Sinn der Examina erfüllt und kann ihre Bedeutung gesteigert werden.

Neben der Promotion sollte als ebenfalls universitätseigene Prüfung eine allgemeine nach dem vierten Semester von jedem Studierenden abzulegende Vor- und Eignungsprüfung eingeführt werden. Durch die Vor- und Eignungsprüfung, die man im Medizinstudium und im Studium der Naturwissenschaften mit den schon bestehenden Zwischenprüfungen zusammenfallen lassen kann, soll über das fernere Verbleiben des Studierenden an der Universität entschieden werden. Sie sollte nur einmal wiederholt werden dürfen und zugleich der Feststellung der Begabungsart und Begabungsrichtung des Studierenden gelten. Je nach dem Resultat der Eignungsprüfung sollte dem Studierenden, wenn sich seine Begabung von mehr praktisch-technischer | als wissenschaftlich-theoretischer Art erweist, nahegelegt werden, sein Studium an einer wissenschaftlichen Fachschule fortzusetzen (es sei denn, er eigne sich auch für dieses nicht). Umgekehrt müßte auch Studierenden der wissenschaftlich-technischen Fachschulen, sofern sie eine ausgesprochen theoretisch-wissenschaftliche Begabung zeigen, nach der gleichen Zeitspanne der Übergang zum Universitätsstudium ermöglicht werden. Auch an den neu einzurichtenden wissenschaftlichen Fachschulen müßten solche Eignungsprüfungen, zu denen dann Universitätslehrer als Mitprüfer heranzuziehen wären, eingeführt werden. Hierdurch würde nicht nur eine sinnvolle Begabungslenkung ermöglicht, sondern auch eine sowohl im Interesse der Universität wie im Interesse dieser wissenschaftlich-technischen Fachschulen liegende sachliche und persönliche Kommunikation zwischen beiden Institutionen gefördert werden.

204

Die zweite und höchste universitätseigene Prüfung ist die Promotion. Sie sollte in ihrem Wert und Ansehen, in voller Unabhängigkeit von der Ablegung eines Staatsexamens, in der Weise gesteigert werden, daß als ihre Bedingung eine ganz eigenständige (und nicht nur selbständige) wissenschaftliche Leistung anzusehen ist. Weder sollte sie, wie es heute zumeist im Bereich der Medizin und der Jurisprudenz der Fall ist, ein bloß formales Zusatzexamen zum Staatsexamen sein, noch als Titular-Nachweis eines mehr oder minder erfolgreichen Studiums gelten. Die Doktorwürde ist die höchste Auszeichnung, die die Universität zu vergeben hat. Ihr Charakter ist der einer rein akademischen Würde und nicht der einer Legitimation für einen Beruf. Ihr dahin heute vielfach verfälschter Sinn hat sie letztlich zu einem gesellschaftlichen und beruflichen Dekor entwertet. Ihre eigentliche Bedeutung kann heute nur noch unter den höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen wiederhergestellt werden. In beruflicher Hinsicht sollte sie als Bedingung allein für den Beruf des Universitätslehrers, des Forschers und Gelehrten gelten und deshalb die unerläßliche Voraussetzung für die Ha-

bilitation sein, die mit Ausnahme allein der Habilitation in den medizinischen Fächern, an keine andere Examensbedingung gebunden werden dürfte.

Insgesamt gilt es heute, das Universitätsstudium im Sinne der Forschungs- und Studienuniversität und damit in seinem reinen Sinne neu zu begründen. Die von den didaktischen | Unterrichts- und Berufsausbildungsaufgaben befreite Universität aber bedarf zu ihrer Ergänzung der Angliederung eines dem Studium parallel laufenden eigenständigen Unterrichtswesens, das den Studierenden zu freier Wahl die Aneignung des für das Studium unerläßlichen lehrbuchmäßigen Wissensstoffes ermöglicht.

### *3. Lehre und Unterricht: Die Ergänzung des Studiums durch ein der Universität anzugliederndes Unterrichtswesen*

Die mit der Bildungsuniversität des vorigen Jahrhunderts nur in partiellen Ansätzen vollzogene Humboldtsche Universitätsreform hat zu jener Vermischung der Forschungs- und Lehraufgaben mit didaktischen Unterrichtsaufgaben geführt, aus der wesentlich das Versagen der heutigen Universität resultiert. In der von der Bildungsuniversität übernommenen Strukturform der Gelehrtenrepublik als Ausbildungsstätte für die wissenschaftlichen Berufe gingen Lehre und Unterricht zusammen. Die Lehre bestand in der Unterrichtung, das Studium im Lernen. Das von Humboldt im Sinne der modernen Wissenschaftlichkeit geltend gemachte Prinzip der Einheit von Forschung und Lehre distanzierte dann den Begriff der Lehre von dem des bloßen Unterrichts. Beide Prinzipien aber verschlingen sich heute miteinander auf eine für sie lähmende und den Begriff der Universität selber in Frage stellende Weise. Dem Geist der modernen Wissenschaftlichkeit gemäß kann die Universität nur dem Prinzip der Einheit von Forschung und Lehre gehorchen. Daneben aber behauptet der Unterricht ein dem Universitätsstudium komplementäres Recht.

Die Universität bedarf heute der Einrichtung eines sie unterstützenden eigenen wissenschaftlichen Unterrichtswesens, das jedoch von der Lehre im Medium der Forschung zu unterscheiden ist. Das Erfordernis dieses Unterrichtswesens stellt ein neues Faktum dar. Es ist ein von der modernen Wissenschaftlichkeit in ihrem gegenwärtigen, auf universale Praxis in allen Lebensbereichen drängenden Entwicklungsstadium selber hervorgebrachtes Faktum und bedarf einer eigenen Organisationsform. Worin früher, in der scholastischen Gelehrtenrepublik, das Studium selber sich erschöpfte, und was dann zeitweilig die höhere | Schule zur Vorbereitung auf das Universitätsstudium einmal geleistet hat, aber schon seit langem nicht mehr guten Gewissens leisten kann und auch nicht leisten soll, das muß heute Aufgabe eines besonderen wissenschaftlichen Unterrichtswesens werden.

Das geringe Fakten- und Bildungswissen der heutigen Studierenden und die damit verbundene Niveausenkung des Studiums resultieren wesentlich aus dem Mangel der Möglichkeit, sich dieses Wissen unter didaktisch guter Anleitung anzueignen. Die Bil-

dungsuniversität des vorigen Jahrhunderts konnte bei übersichtlichen Verhältnissen die Bedürfnisse des wissenschaftlichen Unterrichts in gewissem Sinne noch befriedigen. Die fortschreitende Spezialisierung und Institutionalisierung der Forschung bei gleichzeitiger sprunghafter Vermehrung der Zahl der Studierenden und das keinem normalen Schulbetrieb zumutbare Zahlenmißverhältnis von Studierenden und Lehrenden ließ dann dieses zuvor von der Universität zusätzlich mitgetragene Unterrichtswesen völlig versagen. Es geriet in Planlosigkeit und Zufälligkeit und wurde teils Hilfsassistenten, Assistenten und Lehrbeauftragten überlassen, belastete teils aber auch Dozenten und Lehrstuhlinhaber, die damit ihrer eigentlichen Aufgabe: der Lehre im Medium der Forschung, entfremdet wurden. Auf Grund ihres mangelhaften Fakten- und Bildungswissens, das unter kundiger Leitung übersichtlich sich anzueignen ihnen eben keine oder nur zufällige und verstreute Gelegenheit geboten wird, werden die Studierenden ratlos gegenüber der Freiheit des Studiums. Die fehlenden Wissensvoraussetzungen lassen sie nicht nur diese Freiheit nicht nutzen, sondern ihr gegenüber mißtrauisch werden. Sie verstehen und wollen die Freiheit des Studiums nicht mehr. Ihr Interesse gilt deshalb weit mehr dem in den Prüfungsordnungen vorgeschriebenen Faktenwissen als dem Studium. Zumeist betrachten sie heute die Universität als Fortsetzung des Gymnasiums und verlangen ihren Universitätslehrern ab, was gar nicht deren Aufgabe ist: eine zweckgebundene didaktische Wissensvermittlung. Diese aber zieht zwangsläufig eine Niveausenkung des Lehrstils wie des Studiums selber nach sich, der auch mit erhöhten Anforderungen und verschärften Prüfungsbestimmungen nicht Einhalt geboten werden kann. Nur ein dem Studium komplementäres Unterrichtswesen wird hier Abhilfe schaffen können.

| Es ist das bleibende Verdienst der Denkschrift des Hofgeismarer Kreises, zum ersten Male das unerläßlich gewordene wissenschaftliche Unterrichtswesen zum ausdrücklichen Thema der Universitätsreform gemacht zu haben. Der Einsicht in die Vordringlichkeit des Problems des wissenschaftlichen Unterrichtswesens entspricht jedoch nicht die in der Denkschrift vorgeschlagene Lösung. Denn zur Wahrung der institutionellen Einheit der Universität im Traditionssinne wird vorgeschlagen, durch eine Funktionsaufteilung der Lehrkräfte den Unterrichtsbetrieb der Universität selber *ein*zugliedern statt *anz*zugliedern. An die Stelle des bisherigen unzulänglichen Unterrichtswesens soll ein möglichst perfektes Unterrichtswesen treten. Was letztlich postuliert wird, ist ein Unterrichtsbetrieb großen Umfangs unter dem Kriterium der Bewältigung des Massenandrangs zum Studium und der Ausbildung wissenschaftlicher Fachkräfte in großer Zahl.<sup>437</sup> Gleichsam zusätzlich soll dann diese Unterrichtsanstalt auch noch Universität im eigentlichen Sinne sein, sofern die Aufgaben von Forschung und Lehre einer kleinen »Spitzengruppe« des Lehrkörpers vorbehalten bleiben, die jedoch zugleich auch noch mit der Beaufsichtigung des Unterrichtsbetriebs belastet ist. Diese, die eigentliche Universität repräsentierende kleine »Spitzengruppe« des Lehrkörpers aber würde ein ganz isoliertes Dasein führen, ein Dasein zwischen Ohnmacht

und Willkür. Denn der als Gast in die Universität aufgenommene Unterrichtsbetrieb würde sehr bald selber zum Hausherrn und die Universität in eine nach bürokratischen Prinzipien verwaltete Unterrichtsanstalt verwandelt werden.

Die in der Hofgeismarer Denkschrift gemachten Vorschläge sind deshalb weitgehend auf Ablehnung gestoßen, wenn auch das von ihnen aufgeworfene Problem eines der vordringlichsten Probleme der Universitätsreform ist.

Es kam dann zunächst zu jenen Gegenvorschlägen, die in dem Ausbau oder der Verstärkung der mittleren Ranggruppen des Lehrkörpers, des sogenannten »Mittelbaues«, eine bessere Lösung des Unterrichtsproblems sehen wollen. Auch diese Gegenvorschläge nehmen sachlich ihren Ausgang von dem Konzept der Lösung des Unterrichtsproblems innerhalb der Universität selber durch eine weitgehende Differenzierung der Hierarchie | des Lehrkörpers nach funktionalen Gesichtspunkten. Das soll geschehen – und ist teilweise bereits schon geschehen – durch die Einführung neuer Kategorien von Dozentenstellen: der Wissenschaftlichen Räte und der Professoren als Abteilungsleiter, die in der überlieferten Hierarchie des Lehrkörpers ihren Platz zwischen den außerplanmäßigen Professoren und den Extraordinarien angewiesen erhalten. Obwohl eine genaue Substantiierung der Aufgaben dieser Dozentenkategorie noch nicht erfolgt ist, soll sie doch wesentlich der Entlastung der Lehrstuhlinhaber durch Übernahme von weisungsgebundenen Unterrichts- und Institutsaufgaben dienen. Insgesamt soll nach diesen Vorschlägen der Unterrichtsbetrieb dem auch in seinen andern Rängen stark zu vermehrenden »Mittelbau« übertragen werden.

Der Ausdruck »Mittelbau« ist vielleicht schon durch die Schiefheit des Gleichnisses ein Zeichen des Irrwegs. Mittelbau heißt der Bau zwischen zwei Flügeln. Wo sind an der Universität die Flügel? Es handelt sich eher um Etagen und die Vermehrung der Etagen zwischen Oben und Unten. Aber auch dieses Gleichnis ist untauglich, weil es sich bei der Unterscheidung von Forschung und Lehre einerseits und Unterricht andererseits nicht um eine Rangordnung durch Weisungsberechtigung handelt.

Die mit einem vermehrten »Mittelbau« verbundene Funktionsaufteilung des Lehrkörpers würde nicht nur sowohl die Freiheit wie die Einheit von Forschung und Lehre zwangsläufig in Frage stellen, sondern würde schon wegen der Schwerfälligkeit dieses in ein kompliziertes System vielfach sich überschneidender und gegenseitig sich behindernder Kompetenzen gebrachten Funktionsapparates die Universität auch als Unterrichtsanstalt, zu der sie dadurch vornehmlich bestimmt wird, letztlich versagen lassen.

Jeder Versuch, das nach berechtigter Selbständigkeit drängende wissenschaftliche Unterrichtswesen der überlieferten Universitätsstruktur einzugliedern oder es zur Grundlage der künftigen Universität zu machen, führt derart in die nämliche Aporie. Auch in der ebenfalls vorgeschlagenen Form eines den Weisungen der Lehrstuhlinhaber unmittelbar unterstehenden Unterrichtsbetriebs mit ständig wechselndem jüngeren Lehrpersonal, dem diese Unterrichtstätigkeit als Vorbereitung für den späteren Lehrerberuf an höheren Schulen dienen und angerechnet werden | soll, wird ein der

Universität selber eingegliedertes Unterrichtswesen den Geist der Einheit von Forschung und Lehre, das Grundprinzip der Universität, bedrohen und gefährden und letztlich zum Verschwinden bringen.

Dem unabweisbaren Bedürfnis nach wissenschaftlichem Unterricht im Sinne der lehrbuchmäßigen Vermittlung von Tatsachen- und Bildungswissen, wie es von jeher erforderlich ist, muß auf andere Weise, auf eine die Universität nicht nur nicht belastende, sondern entlastende Weise Genüge geleistet werden. Dazu bedarf es der Einrichtung eigenständiger, der Universität nicht *eingegliedeter*, sondern ihr nur *anzugliedernder* Unterrichtsinstitute. Denn nur ein seinem Charakter nach eigenständiges Unterrichtswesen wird den Erfordernissen des wissenschaftlichen Unterrichts uneingeschränkt entsprechen können.

Erst auf Grund dieser Voraussetzung: der institutionellen Trennung des wissenschaftlichen Unterrichts von Forschung und Lehre kann heute eine sinnvolle Reorganisation der bestehenden Universität *zur* künftigen Universität versucht werden.

Die für alle in sich geschlossenen Forschungsgebiete einzurichtenden Unterrichtsinstitute sollen den Studierenden zum freien Erwerb der wissenschaftlichen Faktenkenntnisse im lehrbuchmäßigen Sinne offenstehen. Aufgabe dieser Unterrichtsinstitute ist es, der übersichtlichen Wissensvermittlung in zweckfreier Unterrichtung, die auf geistige Ganzheit gerichtet ist, zu dienen. Diese Wissensvermittlung muß den Charakter der thematisch *vollständigen* Lehre gegenüber der thematisch immer *unvollständigen*, weil im Medium der konkreten Forschung sich vollziehenden Lehre der Universitätslehrer besitzen.

Die Gestalt des Unterrichtswesens an der Universität wird zu scheiden sein sowohl von dem Unterricht an den höheren Schulen wie von der Universitätslehre der Forscher.

1. Der Unterschied der Unterrichtsinstitute von den höheren Schulen ist für den Studierenden auch hier die Lernfreiheit. Der Besuch der wissenschaftlichen Unterrichtsinstitute soll für die Studierenden nicht obligatorisch sein. Er soll auch nicht als Bedingung oder Vorstufe für das Universitätsstudium gelten, sondern diesem komplementär parallel laufen. Die wesentliche Aufgabe der Unterrichtsinstitute ist, den Studierenden die frei zu benutzende Gelegenheit zu bieten, unter wissenschaftlich und didaktisch qualifizierter Anleitung das allgemeine Wissen in ihren Disziplinen im Sinne einer sachlichen Vollständigkeit sich erwerben zu können. Es wird sich aber erweisen, daß auch der hochbegabte Student die Möglichkeit nutzen wird, an einem guten, den Wissensstoff übersichtlich vermittelnden Unterricht teilzunehmen. Erst auf Grund der durch die Unterrichtsinstitute zu vermittelnden allgemeinen Wissensvoraussetzungen können heute den Studierenden die Anforderungen eines wirklichen Studiums zugemutet werden. Denn nur der mit einem allgemeinen lehrbuchmäßigen Grundwissen ausgerüstete Studierende und der von zusätzlichen Unterrichtsaufgaben entlastete Universitätslehrer können in jene geistige Gemeinsamkeit miteinander treten, die das belebende Prinzip der Universität selber darstellt und die durch kein Stu-



dium Generale zu ersetzen ist. Von dem Gelingen der Einrichtung dieses Unterrichtswesens scheint heute die Möglichkeit der Einheit von Forschung und Lehre für die Studenten und damit für die Zukunft der Universität überhaupt abzuhängen.

Auch besonders für die Studierenden aus den Entwicklungsländern wird dieses Unterrichtswesen von großer Bedeutung sein. Es bietet ihnen das gerade für sie besonders unerläßliche didaktische Propädeutikum, während ihnen zugleich die Teilnahme an der Universität offen steht. Die zusätzliche Funktion des der Universität anzugliedernden Unterrichtswesens könnte in Zukunft mitentscheidend sein für den Beitrag der deutschen Wissenschaft zur Entwicklungshilfe für die asiatischen und afrikanischen Völker.

2. Ebenso unterscheidet sich das Universitätsunterrichtswesen von der Universitätslehre der Forscher. Dem Unterrichtswesen ist eine eigene geistige Aufgabe gestellt, die bisher schon in der Verfassung guter Lehrbücher ihren Gipfel hatte. Es ist eine schöpferische Leistung, das von der Forschung erarbeitete Wissen im Geiste der Forschung selber darzustellen. Die universale Orientierung, das konkrete Wissen auf jedem einzelnen Gebiet, die Teilhabe an der Denkungsart wissenschaftlicher Forschung, auch ohne sie selber wesentlich zu fördern, ist Voraussetzung. | Die didaktische Begabung, die Dinge in der wirksamen Reihenfolge, in Verdichtung auf das Wesentliche und in der Rangordnung dieses Wesentlichen selber zu sehen, die Erkenntnis in die Form der größten Einfachheit und Zugänglichkeit zu bringen, führt zu einer hohen Kunst und einer eigenen Denkleistung. Das, was gerade Forscher oft nicht vermögen, manchmal allerdings großartig nebenher leisten, wird hier zu einer besonderen Aufgabe organisiert, um sie aufs beste zu lösen.

Die Träger dieser Aufgabe können nicht junge Leute sein (Assistenten oder angehende Studienräte), die etwa im Übergang ihres Lebens eine kurze Zeit, unter der Weisung von Ordinarien, sie zu erfüllen suchen, sondern nur erfahrene und wissenschaftlich qualifizierte Lehrer. Denn jede wirkliche, einschneidende Neuerung – und um eine solche handelt es sich hier – beruht, wenn sie wirksam sein soll, auf geistigen Impulsen und auf den Persönlichkeiten.

Der von den Lehrern der Unterrichtsinstitute zu leistende Unterricht kann unter Umständen etwas viel Besseres sein als der Unterricht didaktisch unbegabter Professoren und Dozenten, die nur durch Teilnehmenlassen an ihrer Forschungsarbeit die Studierenden fördern. Käme es darüber zu einer Konkurrenz mit den Vorlesungen und Seminaren der Universitätslehrer und sollten diese darüber Hörer einbüßen, so wäre das nicht nur in Kauf zu nehmen, sondern als berechtigte Mahnung aufzufassen. –

Die Anzahl der Unterrichtsstunden sollte etwa fünfzehn bis zwanzig gegenüber den fünf bis sieben Wochenstunden der Universitätslehrer betragen. Auch während der Semesterferien sollten Unterrichtskurse stattfinden. Die Ferien der Lehrer der Unterrichtsinstitute sollten sich nach den allgemeinen Schulferien richten.

Bei allen diesen Vorschlägen ist jedoch festzuhalten: Die Lehrfreiheit der Ordinarien und Dozenten besteht auch darin, daß sie jede Vorlesung und Übung halten kön-

nen, die sie wollen. Wer etwa Vorlesungen über ein Gesamtgebiet zu halten wünscht, ist dazu berechtigt. Die Hörer entscheiden, wohin sie gehen.

Die Lehrer der Unterrichts-Institute müssen einen eigenen Berufsstand bilden und nicht etwa als eine geringere Klasse von Dozenten gelten, wie das ohne Zweifel der Fall wäre, wenn das | Unterrichtswesen, in welcher Form auch immer, der Universität nicht als eigenständige Institution *angegliedert*, sondern *eingegliedert* würde. Die Anerkennung der besonderen Bedeutung und des besonderen Ranges ihrer Tätigkeit müßte sich auch in ihrer beamten- und besoldungsrechtlichen Stellung ausdrücken. Sie sollten Beamte auf Lebenszeit sein und besoldungsrechtlich etwa den außerordentlichen Professoren gleichgestellt sein. Dazu sollten sie auch in den Genuß der auf sie entfallenden Höregelder kommen.<sup>438</sup> Ihre Amtsbezeichnung könnte, in Analogie zu der des Studienrates, der auf ihre besondere Funktion verweisende (nicht aber auf den Status eines Universitätslehrers zutreffende) Titel eines Wissenschaftlichen Rates sein.

212

Der so verantwortliche Beruf des Lehrers an wissenschaftlichen Unterrichtsinstituten muß also sowohl in ökonomischer wie in sozialer Hinsicht erstrebenswert sein. Man sollte auch darauf bedacht sein, für diesen neu zu schaffenden Lehrerstand Übergangsmöglichkeiten zu wissenschaftlichen Berufen gleichen Ranges, aus denen sie sich andererseits auch wieder rekrutieren könnten, zu schaffen: etwa im höheren Schuldienst, in der Verwaltung, im juristischen Staatsdienst und in den medizinischen, technischen und anderen wissenschaftlichen Anstalten des Staates.

Die Einrichtung dieses der Universität anzugliedernden Unterrichtswesens bedeutet die Schaffung eines völlig neuen Schultypus. Sie sollte zunächst versuchsweise für einzelne Fakultäten oder größere Kenntnisgebiete begonnen werden. Denn sie läßt sich nicht etwa nach einem allgemeinen Schema für die ganze Universität ins Werk setzen.

Welche organisatorische Gestalt soll dieses Unterrichtswesen besitzen? Es kann seine Aufgabe nur erfüllen, wenn es einen eigenen, selbständigen Bereich bildet. Die Unterrichtsinstitute dürfen nicht etwa von den Fakultäten, denen sie anzugliedern sind, oder von Lehrstuhlinhabern und Institutsdirektoren in einem weisungsgebundenen Sinne abhängig sein. Ihre volle institutionelle Selbständigkeit muß sich vielmehr darin bezeugen, daß sie allein auf die von den staatlichen Behörden und ihren eigenen Lehrern unter beratender Mitwirkung der Universitätsvertreter zu entwerfenden Lehrprogramme verpflichtet sind.

| Die Organisationsform der Unterrichtsinstitute muß den wirklichen Bedürfnissen entsprechen. Wenn sie ihre Aufgaben wirklich erfüllen sollen, dürfen sie auch weder den Charakter eines bloß didaktischen Unterbaues der Universität noch den einer Art Neben-Universität annehmen. Sie müssen vielmehr eine nach ihrer Aufgabenstellung selbständige Einrichtung sein.

213

Für die philosophischen und geschichtswissenschaftlichen Fächer wäre ein Unterrichtsinstitut einzurichten, das die bisher von Lehrbeauftragten, Assistenten, Lektoren und Dozenten wechselweise und verstreut, und deshalb unzulänglich geleisteten Un-

terrichtsaufgaben in der Form von Lehrkursen übernehmen würde. Manche der bisherigen Lektoren könnten als Lehrer in dieses Institut übernommen werden. Das gleiche könnte auch bei bewährten Lehrbeauftragten geschehen. Es wäre ein über verschiedene Semester sich erstreckendes Unterrichtsprogramm festzulegen, das dem Bedürfnis der Studierenden nach stofflichen und gedanklichen Übersichten entsprechen müßte.

Für die Jurisprudenz könnte man an die Einrichtung eines Unterrichtsinstitutes denken, das die Aufgaben des bisher privaten, jedoch von allen Studierenden der Jurisprudenz zur Examensvorbereitung durchwegs besuchten juristischen Repetitoriums übernehmen würde.

Die der Universität anzugliedernden naturwissenschaftlichen und medizinischen Unterrichtsinstitute sollten vornehmlich das, gerade im Bereich der Naturwissenschaft und der Medizin so umfangreich gewordene Wissensmaterial und auch die Kenntnis und die Anwendungsmöglichkeiten der so kompliziert gewordenen Apparate-Technik vermitteln. Beides gehört nicht in den engeren Bereich von Forschung und Lehre, deren unerlässliches Instrumentarium sie jedoch bilden, sondern in den Bereich des Unterrichts. Der Mangel an Orientierungsmöglichkeiten gerade hier kann einen Hemmschuh für das gesamte Studium bedeuten. Denn das unerlässliche Lehrbuch- und Faktenwissen kann nicht durch Lesen und ein gutes Gedächtnis allein angeeignet werden, sondern bedarf der kundigen Erklärung. Und die technischen Hilfsapparaturen dürfen nicht nur ihrer Zweckbestimmung nach gewußt, sondern müssen in ihrer Anwendung verstanden werden. Besonders im Bereich der Medizin, deren Studium heute wohl am meisten am Mangel eines | guten Unterrichts leidet, wird es einer überaus sorgfältigen Planung des Unterrichtsprogramms bedürfen. – Die Unterrichtsinstitute für die Technischen Wissenschaften sollten tunlichst mit den bestehenden Höheren Technischen Lehranstalten, denen zu diesem Zweck besondere Abteilungen einzufügen wären, verbunden werden.

214

Nicht durch die Perfektionierung des mangelhaften Unterrichtswesens innerhalb der Universität, die darüber in eine Schulanstalt und vielleicht sogar in eine schlechte Schulanstalt verwandelt würde, sondern durch die Angliederung eines eigenständigen wissenschaftlichen Unterrichtswesens an die Universität gilt es heute die Bedingungen herzustellen, unter denen die Verwirklichung einer dem Geist der modernen Wissenschaftlichkeit entsprechenden neuen Gestalt der Universität möglich sein kann.

### | III. DIE STRUKTUR VON HIERARCHIE UND VERWALTUNG IN DER KÜNFTIGEN UNIVERSITÄT

215

#### *1. Die Universitätslehrer und die Hierarchie des Lehrkörpers*

Das Leben und die Wirkungskraft der Universität werden allein von dem geistigen und wissenschaftlichen Rang ihrer Professoren bestimmt. Die gemeinsame Gegenwart bedeutender Forscher und Gelehrter an derselben Universität prägt deren Charakter. Darin besteht die Universität und hierauf beruht auch der Rechtsgrund ihrer Autonomie: ihrer Selbstverwaltung als geistiger Körperschaft, die in dem Selbstergänzungsrecht des Lehrkörpers den ihr adaequaten Ausdruck findet.

Der Aufbau des aus den Lehrstuhlinhabern und den Dozenten bestehenden Lehrkörpers bedeutet deshalb auch seinem Wesen nach eine geistige Hierarchie. Auch sofern diese Hierarchie eine Ordnungsgestalt nach besonderen Rechten und Pflichten innerhalb des Ganzen der Korporation annimmt, sollte sie doch allein auf der Anerkennung geistiger und wissenschaftlich-schöpferischer Leistung sich gründen. Dieses Postulat ist kaum je erfüllt worden. In der mittelalterlichen Universität und noch in der Gelehrtenrepublik des 18. Jahrhunderts entsprach die Hierarchie der Universitätslehrer dem Zunftprinzip. Lehrstuhlinhaber und Dozenten verhielten sich zueinander wie Meister und Gesellen. Diese traditionelle Zunft Hierarchie, die sich mit der auf der Einheit von Forschung und Lehre beruhenden Idee der modernen Universität ebenso wenig verträgt wie der Zunftzwang mit der Gewerbefreiheit, blieb in der das Forschungs- und Lehrprinzip mit dem Unterrichtsprinzip der Gelehrtenrepublik vermischenden Bildungsuniversität des vorigen Jahrhunderts als ständischer Restbestand erhalten. Auch unter den durch die fortschreitende Institutionalisierung und Spezialisierung des Forschungs- und Lehrbetriebs schon seit der Jahrhundertwende völlig veränderten sachlichen Bedingungen | behauptete sie sich weiter. Sie gilt heute noch, wenn auch durch einen ihren ursprünglichen Charakter zersetzenden Institutsfunktionalismus längst substanzlos geworden, als nicht zu verletzendes Tabu.

216

Faktisch ist diese Zunft Hierarchie eine fortgeschleppte Traditionsform der scholastischen Gelehrtenrepublik. Ebenso wie sie deren Wesen gemäß war, widerspricht sie dem Charakter der auf dem Prinzip der Einheit von Forschung und Lehre sich gründenden, aber bisher noch nicht voll verwirklichten Universitätsgestalt. Ihre durch den unklaren Doppelcharakter der Bildungsuniversität des vorigen Jahrhunderts als Unterrichts- und Forschungsuniversität zugleich ermöglichte Lebensfristung verhinderte nicht nur die Bildung einer der modernen Universität entsprechenden Hierarchie des

Lehrkörpers, sondern begünstigte auch das Entstehen einer mit ihr sich vermischenden, die Freiheit von Forschung und Lehre selber bedrohenden technisch-funktionalen Hierarchie, die von dem organisatorisch sich selbst überlassenen und zur Selbstmächtigkeit drängenden Institutswesen seinen Ausgang nahm. Denn der Institutsbetrieb verlangte bei zunehmender Erweiterung und Spezialisierung der Forschungsaufgaben zu seiner Organisation nicht nur eigene neue Hilfskräfte: die wissenschaftlichen Assistenten in großer Zahl, sondern verwandelte zu seinem Teil auch den Charakter der ihrem Wesen nach freien Dozententätigkeit zugunsten der institutionellen Weisungsgebundenheit. So kam es zu jenem Ungebilde der gegenwärtigen Lehrkörper-Hierarchie, in der das seinem Wesen nach autoritäre Zunftprinzip mit einem technisch-bürokratischen Amtsfunktionalismus sich unklar vermischt hat. Sie bietet heute folgendes Bild:

Privatdozent (ohne und mit Professortitel, der Typus des freien Dozenten, den es jedoch kaum noch gibt);

Privatdozent als wissenschaftlicher Assistent (ohne und mit Professortitel);

Privatdozent als Oberassistent oder Oberarzt oder Kustos<sup>439</sup> (ohne und mit Professortitel);

Dozent als Diätendozent (ohne und mit Professortitel);

Wissenschaftlicher Rat (mit Professortitel) und, diesem gleichgestellt: Professor und Abteilungsleiter;

217 | Außerordentlicher Professor (Inhaber eines kleinen Lehrstuhles) und ordentlicher öffentlicher Professor (Inhaber eines großen Lehrstuhles und zugleich Seminar-, Instituts- oder Klinikdirektor).

Dazu kommen die persönlichen ordentlichen Professoren, die mit den gleichen Rechten wie die ordentlichen Professoren ausgestattet sind, aber zumeist nicht die Funktionen eines Seminar-, Instituts- oder Klinikdirektors ausüben, und weiter die Honorarprofessoren und die Lehrbeauftragten. Insgesamt aber zerfällt diese so äußerst komplizierte Hierarchie heute in zwei Gruppen, in die Gruppe der mehr oder minder weisungsgebundenen Dozenten: vom Privatdozenten als Assistenten bis zum wissenschaftlichen Rat und Professor als Abteilungsleiter und in die Gruppe der weisungsberechtigten Lehrstuhlinhaber und Instituts- oder Klinikdirektoren. Bei der Gruppe der Dozenten besteht eine äußerst komplizierte Differenzierung der Pflichten und Rechte, die auch besoldungs- und sozialrechtlich zum Ausdruck kommt. Besonders die hier vorliegende Vermischung zunft-hierarchischer und sozialrechtlicher Prinzipien läßt diese Hierarchie als ein sehr fragwürdiges Gebilde erscheinen: als ein System sich vielfach überschneidender und gegenseitig sich behindernder Kompetenzen.

Ein ähnliches verworrenes Bild zeigt die Gliederung der an der bestehenden Universität insgesamt tätigen wissenschaftlichen Kräfte nach Funktionsgruppen. Die Gruppe der Mitglieder des eigentlichen Lehrkörpers belief sich (im Stichjahr 1953) im Verhältnis zu allen Forschungs-, Lehr- und Unterrichtskräften auf 46,5 Prozent. Auf die Gruppe der Lehrstuhlinhaber (o.ö. und plm. a.o. Professoren), die in der Bildungs-

universität des vorigen Jahrhunderts noch ungefähr gleich stark wie die der Dozenten war, entfallen davon 19,6 Prozent und auf die Gruppe der Dozenten (apl. Professoren und sämtliche anderen Dozentenkategorien) 26,9 Prozent. Die Gruppe der nichthabilitierten wissenschaftlichen Kräfte beläuft sich auf insgesamt 53,5 Prozent, davon die Gruppe der Lektoren und Lehrbeauftragten (mit Honorarprofessoren) auf 18,7 Prozent und die der wissenschaftlichen Assistenten auf 34,8 Prozent. (Die dieser Gruppierung zugrundeliegenden absoluten Zahlen sind | der Untersuchung von A. Busch: »Die Geschichte des Privatdozenten«, Stuttgart, 1959, S. 76 f., entnommen.)

218

Dieses Zahlenbild indiziert zunächst den unklaren Betriebscharakter der gegenwärtigen Universität. Die nicht zum Lehrkörper gehörenden wissenschaftlichen Kräfte bilden die stärkste Gruppe. Da jedoch ein beträchtlicher Teil der Dozenten mit Assistentenpflichten belastet ist, ist der wirkliche Prozentsatz dieser Gruppe noch weit höher anzusetzen. Es ist aber vornehmlich das Festhalten an der traditionellen Zunfthierarchie des Lehrkörpers, das sowohl der Vermehrung der Lehrstühle und Dozentenstellen entgegensteht, wie zugleich auch diese Detachierung wichtiger Forschungs- und Lehraufgaben an nicht zum eigentlichen Lehrkörper gehörige wissenschaftliche Hilfskräfte begünstigt. Der Vermehrung der Zahl der Studierenden während des letzten Jahrzehnts um mehr als das Doppelte steht eine Vermehrung der Lehrstuhlinhaber und Dozenten um kaum ein Drittel gegenüber. Der mit ihm nicht zukommenden Aufgaben belastete Apparat der wissenschaftlichen Hilfskräfte dagegen erweiterte sich, wenn auch unorganisch und ebenfalls der Zahl nach unzulänglich, ständig. Durch sein Übergewicht aber wurde noch mehr jener dem Wesen der Forschung und Lehre abträgliche Funktionalismus begünstigt, der mit seinem komplizierten System von Weisungsrechten und Weisungspflichten auch auf den geistigen Charakter des Lehrkörpers, diesen zugleich seinen eigentlichen Aufgaben entfremdend, übergegriffen hat. Das autoritäre Zunftprinzip zusammen mit dem Prinzip dieses bürokratischen Funktionalismus wirken lähmend auf den Geist der Wissenschaft selber und bedrohen die Grundvoraussetzungen der Universität: die Freiheit und die Einheit von Forschung und Lehre.

Gegenüber dem Massenandrang zum Universitätsstudium während des letzten Jahrzehnts erwies sich die völlige Unzulänglichkeit dieser doppelseitigen Organisationsform. Im Blick auf das Problem der Bewältigung des Massenandrangs zur Universität, das jedoch ein Problem ganz anderer und eigener Art ist, lenkte sich das Reforminteresse dann auf die betriebstechnische Verbesserung dieser bestehenden Unzulänglichkeiten. Eben hierüber wurde die Neugliederung des Lehrkörpers nach Funktionsgruppen in den Vordergrund gestellt, | wobei die Reformvorschläge betriebs-

219

technischen Kriterien zur Verbesserung des der Universität als Universität gar nicht zugehörigen Unterrichtswesens unterstellt wurden.

So wurde in der Denkschrift des Hofgeismarer Kreises unter der Parallelschaltung von Forschung und Lehre einerseits und Unterricht und Berufsausbildung andererseits folgende Neugliederung des Lehrkörpers nach Funktionen vorgeschlagen: 1. ein

Lehrkörper »mit starker Forschungsgruppe«, 2. die Detachierung des Unterrichts an »vorwiegend jüngere Kräfte« des Lehrkörpers, 3. die Einrichtung einer »starken beamteten Unterrichtsgruppe«.

Das Gesamtschema der vorgeschlagenen Neugliederung des Lehrkörpers nach Funktionen zeigt dann folgendes Bild:

»I. Endstufe (über 40 Jahre): a) Ordinarien, b) Extra-Ordinarien und beamtete Professoren, c) Lehrkräfte für Berufsvorbildung, d) Wissenschaftliche Beamte, e) Nebenamtliche Dozenten. –

2. (35–40 Jahre): f) Dozenten, g) Lehrkräfte für Berufsausbildung, h) Wissenschaftliche Beamte, i) Nebenamtliche Dozenten. –

3. (30–35 Jahre): k) Dozenten, r) Lehrkräfte für Berufsvorbildung und Wissenschaftliche Beamte (z.T. Assistenten), m) Nebenamtliche Dozenten. –

4. Wissenschaftliche Hilfskräfte (nicht zum Lehrkörper gehörend): n) Assistenten, o) Wissenschaftliche Angestellte, p) Stipendiaten.«<sup>440</sup>

Was eine sorgfältige, die aktuellen Notstände berücksichtigende Betriebsplanung zur Verbesserung des Unterrichts- und Ausbildungswesens an der bestehenden Universität in Vorschlag bringen kann, ist hier scheinbar geschehen. So perfekt aber auch diese Planung ist, ebenso strittig und fragwürdig ist ihre Praemisse, den bestehenden, als unzulänglich erkannten Funktionalismus durch einen betriebstechnisch einwandfreien zu ersetzen. Die Funktionsaufteilung des Lehrkörpers nach Unterrichts- und Forschungs- und Lehrgruppen würde nicht nur zu einer Zweiteilung der Universität führen, sondern das Ende der Universität selber bedeuten. Denn eine in ihrer inneren und äußeren Struktur zu einem lediglich noch der Verwaltung des Wissenschaftsbetriebs und der Schulung von wissenschaftlichen | und technischen Fachkräften dienenden Funktionsapparat umgewandelte Universität wäre trotz des à part noch beibehaltenen und durch eine kleine »Spitzengruppe« des Lehrkörpers repräsentierten Forschungs- und Lehrprinzips nur noch dem Namen nach Universität. Die für sie aufgewandten Mittel würden letztlich nur der kostspieligen Erhaltung ihrer so komplizierten Apparatur, der Lebensfristung ihrer Funktionäre und der doch mehr oder minder zwangsläufig mangelhaft bleibenden Berufsausbildung ihrer Studierenden dienen. Dem Ungeist dieser gründlichen Umständlichkeit und der sie unterstützenden formaljuristischen Rechtfertigung sind jedoch Grenzen gesetzt. Denn diese so differenzierte, durch die vielfach sich überschneidenden Kompetenzen ihrer Funktionäre behinderte Organisation könnte auch als Sammelinstitut von Fachhochschulen, zu dem sie dann noch mehr, als sie es bisher schon ist, werden würde, den in sie gesetzten Erwartungen für die Ausbildung wissenschaftlicher Fachkräfte schwerlich genügen. Echte wissenschaftliche Fachschulen würden das zu ihrem Teil besser zu leisten vermögen.

Nicht eine weitere Funktionalisierung der bestehenden Universität zur Bedarfsdeckungsanstalt an wissenschaftlich-technischen Fachkräften kann zu einer neuen Gestalt der Universität, derer wir bedürfen, führen. Umgekehrt bedarf es gerade der Befreiung

von diesem Funktionalismus, der schon heute das nur in der Einheit von Forschung und Lehre gedeihende Leben der Wissenschaft so weitgehend lähmt. Dazu aber gehört neben der Entlastung der künftigen Universität von ihr gar nicht zukommenden Unterrichtsaufgaben durch institutionell selbständige, ihr nur komplementäre Unterrichtsinstitute, die Befreiung der Universitätslehrer zu ihrem eigentlichen Beruf als Forscher und Lehrer. Eine unerläßliche Bedingung dafür ist die Verwandlung der bestehenden, das traditionelle frühere Zunftprinzip mit einem betriebstechnischen Funktionalismus widerspruchsvoll verkoppelnden Hierarchie des Lehrkörpers in eine geistige Hierarchie.

Die jetzige, in sich selber so widersprüchliche Hierarchie, deren noch weitere Funktionsaufteilung im Sinne eines betriebstechnischen Perfektionalismus, letztlich unter dem Schutz des beibehaltenen Zunftprinzips, zur völligen Zweiteilung des Lehrkörpers in eine kleine Gruppe von Weisungsberechtigten und eine | große Gruppe von Weisungsempfängern führen würde, hat heute schon Lehrstuhlinhaber und Dozenten weitgehend in jenes falsche Gegensatzverhältnis gebracht, für das ihre terminologische Gruppenunterscheidung nach Ordinarien und Nichtordinarien so bezeichnend ist. Nirgends sonst wohl findet sich ein Beruf – und die Dozententätigkeit ist ein ihren Träger vollauf in Anspruch nehmender Beruf –, der durch eine rein negative Qualifikation charakterisiert wird.

221

Weder bedeutet er wie früher in der scholastischen Gelehrtenrepublik eine echte Anwartschaft auf einen Lehrstuhl, noch ist er ein freier Beruf wie es der des Privatdozenten der Bildungsuniversität war. Der Privatdozent ist zwar der Idealtypus des Dozenten schlechthin. Seine soziale Stellung aber war immer fragwürdig. So bot der Typus des Privatdozenten dem mit der traditionellen Zunfthierarchie sich vermischenden institutionellen Funktionalismus den geringsten Widerstand und verwandelte sich darüber zuletzt in den Typus des mehr oder minder unfreien Assistenten-Dozenten.

Die gleiche unkontrollierte Verselbständigung des Instituts- und Klinikwesens, die seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts mehr und mehr den Lehrstuhlinhaber in die Rolle zunächst eines zusätzlichen, dann eines hauptamtlichen staatlichen Verwaltungsbeauftragten als Instituts- oder Klinikdirektors drängte, beraubte in eben dem gleichen Maße den Dozentenberuf seiner Eigenständigkeit. Im wilhelminischen Reich wurde diese Entwicklung besonders durch den preußischen Hochschulreferenten Althoff<sup>441</sup> gefördert, und es sind wesentlich die Prinzipien der Althoffschen Hochschulverwaltung, die heute noch einer echten Reform der Universität am meisten entgegenstehen. Das vom NS-Staat auch in der Universität zur Geltung gebrachte Führerprinzip<sup>442</sup> bewirkte dann das übrige. Das Leitbild der markanten, durchgreifenden Führerpersönlichkeit wurde nunmehr für den Lehrstuhlinhaber zumal als Instituts- und Klinikchef maßgebend. Im gleichen Maße geriet der seinem Lehrauftrag nach freie Dozent in direkte oder heimliche Weisungsabhängigkeit. Nicht aber die technische Verbesserung des so entstandenen funktionalen Bezugssystems, sondern umgekehrt gerade seine Aufhebung und Beseitigung durch die Anerkennung der Dozenten-



222 tätigkeit als eines eigenständigen Berufes ist | eine weitere unerläßliche Voraussetzung für das Entstehen einer neuen Gestalt der Universität.

Die moderne Wissenschaft ist in Forschung und Lehre eine institutsgebundene Wissenschaft. Aber die ihr an der Universität als Forscher und Lehrer Dienenden, Lehrstuhlinhaber und Dozenten, können ihr nur in grundsätzlich gleicher Freiheit dienen. Nicht amtliche Autoritätsvorrechte der Lehrstuhlinhaber und nicht amtlich-funktional beschränkte Rechte der Dozenten, sondern die grundsätzliche Gleichberechtigung beider nach den wissenschaftlich-sachlichen Erfordernissen des Forschungs- und Lehrbetriebs im Sinne des Kollegialprinzips sollte den Geist der Hierarchie des Lehrkörpers wie auch seine Struktur bestimmen.

Die Erfordernisse der ständig sich erweiternden und spezialisierenden modernen Wissenschaft machen es heute notwendig, die im selben Maße an Umfang und Bedeutung zunehmende Dozententätigkeit als eigenen Beruf zu etablieren. Was sie dem Lehrauftrag nach, nicht aber nach den mit diesem zu verknüpfenden Rechten heute weitgehend schon ist, sollte legalisiert werden. Ebenso aber sollte das Amt des Lehrstuhlinhabers in seinem geistigen Rang und seiner hohen Verantwortlichkeit neu begründet werden.

#### *a) Der Lehrstuhlinhaber*

Die an die Berufung auf einen Lehrstuhl zu knüpfenden Ansprüche können nicht hoch genug gestellt werden. Nur der wissenschaftliche, geistige und ethische Rang einer Forscher- und Lehrerpersönlichkeit und nicht die bloße Tüchtigkeit und Bewährung in forschender und lehrender Praxis sollte Kriterium für die Berufung auf einen Lehrstuhl sein. Auch nicht der lang bewährte Dozent sollte bei Berufungen, im Zweifelsfalle etwa, nur deshalb, weil er der bereits erprobte Universitätslehrer ist, einem durch besondere Leistung hervorragenden, vielleicht aber gar nicht habilitierten Forscher vorgezogen werden. Grundsätzlich ist der Beruf des Universitätslehrers auch jedem bloß formalen Vergleich mit dem Beruf eines Laufbahnbeamten zu entziehen. Wenn auch die Lehrstuhlinhaber zumeist aus den Reihen der Dozenten berufen werden, darf der Dozentenberuf selber doch in | keinem Sinne als Durchgangsstelle zum Ordinariat aufgefaßt werden. Ein Lehrstuhl ist kein Berufsziel im Sinne des Berufszieles einer normalen Beamtenlaufbahn. Er wird nur auf dem Wege der Berufung verliehen und bedeutet eine besondere Auszeichnung auf Grund besonderer schöpferischer wissenschaftlicher und geistiger Leistungen. Aber gerade deshalb muß auch die Freiheit der Dozententätigkeit als eines eigenen, nicht weisungsgebundenen Berufes garantiert sein. Denn wirkliche Forscher- und Lehrerpersönlichkeiten, die eines Lehrstuhles würdig sind, werden sich nur im Medium der freien und geistigen Konkurrenz, nicht aber im immer stickigen Klima eines zugleich bürokratisch-funktionalen und zunftmäßigen Abhängigkeitsverhältnisses entfalten und bilden können. Um der Steigerung des Ansehens der Lehrstühle willen ist es besser, sie unter Umständen, auch auf längere Zeit, unbesetzt zu lassen, als sie mit zwar tüchtigen, aber den geistigen An-

223

sprüchen eines Lehrstuhlamtes doch nicht vollauf genügenden Persönlichkeiten zu besetzen. Denn den Lehrstuhlinhabern ist mit den ihnen übertragenen Selbstverwaltungsaufgaben der Universität deren geistiger und moralischer Gesamtcharakter anvertraut. Sie repräsentieren persönlich diesen Charakter.

Die Erneuerung der geistigen Strahlkraft des Ordinariates ist für die künftige Universität von ausschlaggebender Bedeutung. Ihm diese Bedeutung allein unter dem Maßstab des einmaligen wissenschaftlichen und geistigen Ranges beizumessen und im Berufungswesen ohne Rücksicht auf bloße funktionale Bedürfnisse zum Ausdruck zu bringen, gehört zur geistigen Reform der Universität, ohne die jede institutionelle Reform kraft- und wirkungslos bliebe. Funktionen wie die organisatorische Leitung eines Institutes und einer Klinik und auch Lehrfunktionen lassen sich durch bewährte Dozenten vertreten, der geistige Rang niemals.

Denn von diesem ist das Gewissen des Gesamtgeistes der Universität abhängig. In der Verantwortlichkeit für die Aufgaben der Selbstverwaltung der Universität und der Selbstergänzung des Lehrkörpers liegt die eigentliche Bedeutung des Ordinariates. Allein hierin unterscheiden sich die Ordinarien ihrer Amtsstellung nach von den ihnen sonst in der Erfüllung der Forschungs- und Lehraufgaben gleichzustellenden Dozenten.

#### | *b) Der Dozent*

224

Der Weg zur Habilitation und zum Eintritt in den Dozentenberuf führt heute zumeist über die Assistenz. Der geschickte und wendige, für technische Dienste im Seminar- und Institutsbetrieb sich anbietende und brauchbare Student erwirbt sich Anrechte auf die nächste freiwerdende Assistentenstelle. Der dem Assistenten auf Grund mehrjähriger, treulich von diesem versehener Dienste sich verpflichtet fühlende Lehrstuhlinhaber mag sich, trotz vielleicht bestehender Bedenken, der Bitte um Empfehlung und Vorschlag zur Habilitation nicht entziehen. So verhält es sich freilich nicht immer, aber doch wohl heute nicht selten unter dem Anspruch des allgemein vorherrschenden Betriebsfunktionalismus.

Nicht immer die Besten, sondern überwiegend die im Betrieb Geschickten und Versierten bilden damit heute das eigentliche, höchst unzureichende Reservoir für den Dozentenberuf. Die außerhalb des engeren Funktionsbereiches der Institute und Kliniken existierenden Begabungen werden darüber kaum berücksichtigt. Da sie nicht den finanziellen Schutz einer Assistentenstelle hinter sich und als künftige Dozenten heute zumeist einen ökonomisch und sozial völlig ungesicherten Zustand vor sich haben, lassen sich von ihnen auch schwerlich Bewerbungen für die Habilitation erwarten. So kommt es zwangsläufig zu der Gefahr einer im wissenschaftlichen Sinne negativen Auswahl der möglichen Anwärter auf den Dozentenberuf. Auch die so verdienstliche, von der deutschen Forschungsgemeinschaft ins Werk gesetzte Vergabung von Forschungsstipendien bietet wohl eine Hilfe zur Lösung dieses Problems, aber nicht seine Lösung selbst. Denn auf den folgenden Stufen der Dozentenhierarchie wiederholt sich

wieder das gleiche, da auch die Beleihung mit einer Diätendozentur das Wohlwollen eines sie in Vorschlag bringenden Lehrstuhlinhabers und Instituts- oder Klinikdirektors zur Voraussetzung hat. Zugleich verbindet sich mit diesem indirekten Laufbahnsystem der Ungeist des Schul- und Richtungsnepotismus, der sich dann auch bei Berufungen auf Lehrstühle weiter auswirkt. Nicht die Schulrichtung darf entscheiden, sondern nur die Leistung. Die heute oft gehörte Meinung: »Aber meine Schüler gehen mir doch vor«, ist ein Verderben für die Universität.

225 | Man sagt mit gewissem Recht, daß das Privatdozententum der geradezu unentbehrliche Boden der früheren Universität war. Der Privatdozent besaß der Idee nach die vollkommene Freiheit in Forschung und Lehre und war damit die Grundfigur des akademischen Lebens.

Humboldts Universitätskonzept hat eigentlich diesen Idealtypus des Universitätslehrers ohne die Unterscheidung in Privatdozenten und Ordinarien im Auge gehabt.

Aber hat es diesen Typus des Privatdozenten in seiner reinen Form wirklich gegeben? Es gab ihn nur unter der Voraussetzung finanzieller Unabhängigkeit und deshalb stets nur vereinzelt und dann kaum unterschieden von dem heute ebenfalls nur noch selten anzutreffenden Privatgelehrten. Das Berufsrisiko war nicht gering. Auch bei guten Leistungen konnte der Privatdozent der Berufung nicht sicher sein. Patronage gab bei Berufungen oft den Ausschlag. Die meisten Privatdozenten lebten, sofern sie kein eigenes Vermögen hatten, von Unterstützungen und heute entfallenen Nebenerwerbsmöglichkeiten. Denn fast alle heutigen Erwerbsmöglichkeiten sind so gebunden, daß sie die wirkliche Freiheit des Privatdozenten aufheben. (Vgl. dazu A. Busch: »Die Geschichte des Privatdozenten«, Stuttgart 1959.)

Heute gilt es, die volle geistige Freiheit des Dozenten in Forschung und Lehre unter völlig anderen sozialen Bedingungen wirklich werden zu lassen. Es ist aber Sache des Staates geworden, wenn er die freie Entwicklung geistiger Schöpferkraft an seinen Universitäten will, die sozialen und ökonomischen Bedingungen dieser Freiheit, auch auf das Risiko des späteren Versagens einiger weniger, herzustellen. Nur die grundsätzliche Anerkennung der Dozententätigkeit als Beruf wird verhindern, daß sie letztlich jeden Anreiz verliert und nur von den bloß streberisch Tüchtigen, Mittelmäßigen noch gewählt wird. Nicht Einzelverbesserungen des bestehenden sozialen Status der Dozenten als Wiedereinsteiger (Assistenten und Diätenempfänger), sondern eine grundsätzliche Änderung dieses Status ist deshalb auch um der inneren und äußeren Einheit des Lehrkörpers willen zu fordern. Dies ist das finanziell geringste Opfer, das Staat und Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft im eigenen Interesse bringen können und müssen.

226 | Um den Dozentenberuf zu dem zu machen, was er im Sinne der modernen Wissenschaftlichkeit sein soll, nämlich zu einem eigenständigen, zu höchster geistiger Verantwortlichkeit verpflichtenden Beruf, gehört als soziale Selbstverständlichkeit, die weiter gar nicht zum Problem gemacht werden sollte, die angemessene Besoldung und soziale Sicherung des Dozenten. Diese sollte entgegen seinem heutigen Status des

Widerrufsbeamten mit der Erteilung der *venia legendi* einsetzen und nur für höchstens fünf Jahre widerruflich sein, dann aber, sofern kein begründeter Einspruch der Fakultät erfolgt, in eine dem Beamtenstatus auf Lebenszeit analog gesicherte Position umgewandelt werden. Für ausscheidende Dozenten müßten Übergangsmöglichkeiten in andere Berufe (bei Medizinerinnen etwa in Form von Abfindungen für den Übergang in die freie Arztpraxis) geschaffen werden.

Unter maßstäblicher Berufung auf den Idealtypus des früheren Privatdozenten führt man gerne als Gegenargument an, daß der Dozentenberuf durch eine Verbeamtung in seinem Wesen aufgehoben und vernichtet würde. Das sogenannte Risiko-Prinzip dürfe nicht preisgegeben werden. Aber sowohl der Begriff des Risiko-Prinzips wie der der Verbeamtung ist hier strittig und anfechtbar.

Nicht nur sind die sozialen Voraussetzungen des sogenannten Risiko-Prinzips längst entfallen, sondern angesichts der Tatsache, daß Habilitationen heute auf Grund der Spezialisierung der Forschung in einem viel späteren Alter als früher und kaum noch vor dem dreißigsten Lebensjahr erfolgen, ist faktisch die Zeitspanne des Risikos weitgehend mit der Vorbereitungszeit auf die Habilitation identisch geworden. Der Habilitation kommt damit heute auch eine weit größere Bedeutung als früher zu.

Mit der Habilitation und der Ausübung der Dozententätigkeit aber muß eine angemessene Sicherung verbunden sein. Deshalb gilt es, eine verbindliche Charakterisierung des Dozentenberufes hinsichtlich seines sozialen Status herbeizuführen. Es ist sachlich nicht mehr zu vertreten, den Dozentenberuf in sozialer Rechtlosigkeit zu belassen und ihn als Unter- oder Vorstufe einer Laufbahn zu charakterisieren, die ihrem Wesen nach gerade keine Laufbahn darstellt. Denn die Berufung auf einen | Lehrstuhl kann ausbleiben bei Fortdauer der gleichen Tätigkeit unter gleicher Verantwortung. Nicht eine Verbeamtung im Sinne einer normalen Beamtenlaufbahn mit Beförderungsmöglichkeiten auf Grund von Dienstleistungen und Dienstzeit, sondern eine der Besonderheit der Dozentur entsprechende finanzielle und soziale Sicherung in Form eines beamtlichen Sonderstatus auf Lebenszeit bei beschränkter Widerrufsfrist ist unerläßlich geworden. Ein solcher Sonderstatus (in Relation zum Sonderstatus der Ordinarien und Extraordinarien) wird allein auch die Freiheit der Tätigkeit selber garantieren können, die ohne diese Freiheit zum Erlöschen käme.

227

Grundsätzlich ist die Dozententätigkeit, die besoldungsrechtlich vom NS-Staat der Assistententätigkeit gleichgesetzt wurde, von jeder Assistentenverpflichtung zu befreien. Denn nur durch die echte Unabhängigkeit des Dozentenberufes kann der Ungeist jenes Ämterfunktionalismus, der durch eine falsche, dem Wesen der Universität fremde Gesetzgebung und durch eine teils zunftmäßige, teils bürokratische Amtshierarchie im Instituts- und Klinikwesen vorherrschend geworden ist, auch zu diesem Teil überwunden werden.

Nicht durch eine weitere möglichst perfekte funktionelle Differenzierung der bestehenden Abhängigkeitsverhältnisse, wie sie heute unter dem Postulat des Ausbaues

des sogenannten Mittelbaues des Lehrkörpers verstanden und gefördert wird, sondern nur durch die Entflechtung dieses Mittelbaues, unterstützt von einem selbständigen, der Universität nur anzugliedernden Unterrichtswesen wird es möglich sein, das zu erreichen, was im Grunde alle Beteiligten wollen: eine Universität in neuer, dem Geist der modernen Wissenschaftlichkeit in ihrer inneren und äußeren Organisation adaequaten freien Gestalt.

Zu diesem Ziel ist unter der Praemisse der finanziellen und sozialen Sicherung aller Dozenten eine möglichste Vereinfachung der Hierarchie anzustreben. Ränge und Titel sollten dabei vornehmlich als Ehregrade der sich selbst verwaltenden Korporation, nicht aber als Amtsbezeichnungen in Analogie zu Laufbahnbeamten-Kategorien gelten.

Es sollte im großen nur zwei Ränge geben: die ordentlichen Professoren und die Dozenten. Zwischen beiden sollten rangmäßig als selbständige Gruppe nur die Extraordinarien | stehen, die ein Sondergebiet eines großen Faches oder ein kleineres Fach vertreten, das noch nicht unter die Ordinariate aufgenommen ist.

Für vakante Lehrstühle, deren Neubesetzung unter den zu stellenden Ansprüchen auch auf längere Zeit hin sich vielleicht als nicht möglich erweist, sollte man sich des Prinzips der Vertretung bedienen. Weil der der Universität anzugliedernde Unterrichtsbetrieb für die bloßen Lernzwecke fort dauert, sind solche Vakanzten mit der zusätzlichen Hilfe der Vertretung durch Extraordinarien oder Dozenten durchaus zu ertragen. Grundsätzlich sollte die Altersfrage bei Berufungen keine Rolle spielen, sondern allein die Würdigkeit. Das Postulat der in vielen Disziplinen heute dringend erforderlichen Einrichtung von Parallellehrstühlen muß jedoch davon unberührt bleiben.

Aus den Dozenten erfolgen in der Mehrzahl der Fälle die Berufungen. Aber diese sollten sich nicht auf die Dozenten allein beschränken. Die freie Zuwahl von Forschern und Gelehrten, wo immer sie sich zeigen, auch auf Dozentenstellen, ist für die Universität dringend erwünscht. Auch die Möglichkeit der Berufung ausländischer Forscher und Gelehrter sollte genutzt werden.

Die Dozenten sind an den Selbstverwaltungsaufgaben der Universität zu beteiligen. Mitglieder der höchsten Selbstverwaltungsorgane: der Engeren Fakultäten und des Großen und des Engeren Senates sollten jedoch allein die Lehrstuhlinhaber sein. Doch müssen die Dozenten, wie schon bisher, in diesen Gremien durch jährlich neu zu wählende, der Zahl nach beschränkte, mit Sitz und Stimme aber den Lehrstuhlinhabern gleichberechtigte Abgeordnete vertreten sein.

## *2. Die Autonomie der Universität (Selbstverwaltung und Verwaltung)*

Die Universität ist keine gesellschaftliche und politische Insel. Sie ist nicht apolitisch im Sinne eines Elfenbeinturmes, sondern sie ist als lebendige Mitte des Geistes der modernen Wissenschaftlichkeit und des diesem immanenten Freiheitsanspruches im höchsten Sinne politisch. Begreift sie sich selbst als | apolitisch, dann widerfährt ihr,

was ihr bei uns durch den NS-Staat widerfahren ist und durch jede totalitäre politische Macht jederzeit erneut widerfahren könnte: die Politik würde sich dann, ohne auf Gegenwehr und Widerstand zu stoßen, ihrer bemächtigen und sie zugleich vernichten, indem sie sie entrechtet. Denn totalitäre politische Mächte, unter welchem ideologischen Vorzeichen auch immer, können die Universität weder wünschen noch ihre eigenständige Existenz dulden oder ertragen. Die Universität kann ihrem Wesen nach jedoch nicht politisch in einem weltanschaulich-ideologischen oder auch parteipolitischen Sinne sein. Politisch ist sie vielmehr allein innerhalb des Staates und der Gesellschaft, die sie selber wollen und die mit dem von ihr repräsentierten Geist der Wahrheit und der Freiheit sich identifizieren. Denn nur Wissenschaft, die aus dem Geist der Freiheit lebt, prägt auch den politischen Charakter der Menschen. So sah es Kant in seiner philosophisch-ethischen Begründung der modernen Wissenschaft und so definierte es Wilhelm von Humboldt im Blick auf den politischen Freiheitssinn der Universität als der Hohen Schule des Staates und der »Positiven Gesellschaft«, wenn er sagte: »Dem Staat ist es ebenso wenig als der Menschheit um Wissen und Reden, sondern um Charakter und Handeln zu tun.«<sup>443</sup> Ihren politischen Charakter aber kann die Universität nur durch ihre volle Autonomie und Selbstverwaltung als geistige Körperschaft bezeugen.

Den Rechtsgrund dieser Autonomie, einer vom Staat in seinem eigensten Interesse der Universität zuzuerkennenden und nicht nur als Privileg ihr zu gewährenden Autonomie, hat wiederum Wilhelm von Humboldt dargetan:

»Der Staat muß seine Universitäten weder als Gymnasien noch als Spezialfachschulen behandeln und sich seiner Akademie nicht als einer technischen oder wissenschaftlichen Deputation bedienen. Er muß im Ganzen ... von ihnen nichts fordern, was sich unmittelbar geradezu auf ihn bezieht, sondern die innere Überzeugung hegen, daß, wenn sie ihren Endzweck erreichen, sie auch seine Zwecke, und zwar von einem viel höheren Gesichtspunkt aus erfüllen, von einem, von dem sich viel mehr zusammenfassen läßt, als er in Bewegung zu setzen vermag.«<sup>444</sup> In der Autonomie der Universität ersieht also Humboldt den Vorteil des Staates selber, »da der Staat, wenn er die Sache von | dieser Seite betrachtet, immer bescheidener eingreifen wird, und im praktischen Wirken im Staat auch überhaupt eine theoretisch unrichtige Ansicht, was man immer sagen möge, nie ungestraft bleibt, da kein Wirken im Staat bloß mechanisch ist.«<sup>445</sup>

230

Nur ein dem Geiste der Freiheit verpflichtetes Staatswesen kann die volle Autonomie der Universität wünschen. Umgekehrt postuliert der Geist der modernen Wissenschaftlichkeit mit der Autonomie seiner Institutionsform, der Universität, ein freies Staatswesen. Die in ihrem Wesen autonome Universität und der freie Staat fordern sich gegenseitig. Weder die mittelalterliche, kirchlich gebundene Universität noch die Gelehrtenrepublik des absolutistischen Staates besaßen diese volle, von Wilhelm von Humboldt zum ersten Male ausdrücklich geforderte Autonomie. Sofern die scholastische Universität in ihren verschiedenen Gestalten, zuletzt der Gelehrtenrepublik des

18. Jahrhunderts, autonomen Charakter besaß, gründete sich dieser auf bestimmte Privilegien und war darin beschränkt. Inhalt und Richtung der Lehre waren mehr oder minder vorgeschrieben.

Nicht jedoch in einem vom Staat gewährten Privileg, sondern in einem natürlichen und nicht abweisbaren Rechtsanspruch begründet sich danach die volle Autonomie der modernen Universität, eine Autonomie, die der mittelalterlichen Universität und noch der Gelehrtenrepublik des 18. Jahrhunderts ganz unbekannt war, die aber auch in der Gestalt der Bildungsuniversität und der heute bestehenden Universität keine volle, sondern nur partielle Verwirklichung fand. Sie beruht auf dem gemeinsamen Interesse von Staat und Universität, unter dem sich auch das Verhältnis beider zu einander als ein freies Verhältnis gegenseitigen Vertrauens bestimmt. Ebenso wie ein totalitärer Staat die Autonomie der Universität nicht will, im Sinne seines diktatorischen Prinzips auch gar nicht wollen kann und damit die Universität selber negiert, muß ein freies Staatswesen die Autonomie der Universität nicht nur gewähren, sondern sie von sich aus verlangen. Es bezeugt damit seine eigene Freiheit: nicht im fiktiven Sinne des politischen Liberalismus als Gewährenlassen individueller partikularer Willkür, sondern als Gesetz und Recht begründende und verwirklichende Freiheit.

231

| Derart bestimmt sich die volle Autonomie als Grundrecht der modernen Universität. Sie besteht in der ständigen Bemühung, sich selbst zur Geltung zu bringen und zu verwirklichen. Diese Autonomie ist jederzeit einer doppelten Bedrohung ausgesetzt: sowohl von seiten des Staates wie von seiten der Universität selber. Die Universität kann sie dahin mißbrauchen und verfälschen, daß sie, in Berufung auf sie, den Ungeist der Willkür oder auch der Verzunftung sich ausbreiten läßt. Der Staat als Geldgeber und Aufsichtsbehörde der Universität aber erliegt zu leicht nur der Versuchung, sie dadurch einzuschränken, daß er auf dem Wege der seiner Aufsicht unterstellten Staatsexamina Einfluß auf die Gestaltung des Forschungs- und Lehrbetriebs zu nehmen versucht ist. Zum andern jedoch bedroht der Staat die Autonomie der Universität durch die Anwendung seiner für die besonderen Bedürfnisse des Forschungs-, Instituts- und Lehrbetriebs nicht entworfenen und ihnen häufig zuwiderlaufenden allgemeinen Verwaltungsvorschriften. Heute ist die Autonomie der Universität weitgehend durch diesen ihr vom Staat oktroyierten, der Besonderheit ihrer Aufgaben oft nicht gemäßen Verwaltungsbürokratismus, der mehr und mehr auch in den Bereich der eigentlichen Selbstverwaltungsaufgaben eingedrungen ist, vielfach in Frage gestellt und gelähmt. Besonders die Staatsunmittelbarkeit der in den letzten Jahrzehnten in vielen Disziplinen zu wissenschaftlichen Großbetrieben gewordenen Institute und Kliniken hat die Selbstmächtigkeit des staatlichen Verwaltungsbürokratismus innerhalb der Universität überaus begünstigt und das Entstehen einer ihrem Wesen fremden, unfreien Gesinnung erzeugt. Es ist jene Gesinnung, die letztlich auch zu dem Versagen der Universität – mit Ausnahme des ohnmächtigen Protestes weniger Einzelner – gegenüber ihrer Entrechtung durch den NS-Staat geführt hat.

a) *Das Instituts- und Klinikwesen*

Das Instituts- und Klinikwesen hat sich gleichsam neben der Strukturgestalt der traditionellen Bildungsuniversität, deren ihm zu enge Formen sprengend, entwickelt. Diese Entwicklung vollzog sich auf eine sehr sprunghafte und unkontrollierte Weise | und führte zu einer weitgehenden Isolierung der dem Ganzen der Universität lediglich durch die Personalunion von Lehrstuhlinhaber und Instituts- und Klinikdirektor verbundenen Institute und Kliniken. 232

Die Organisationsform der Institute und Kliniken hat sich nicht nur zufällig und willkürlich gebildet, sondern besitzt auch keinen ihrer Verbundenheit mit der Universität Ausdruck gebenden und ihren Aufgaben als Universitätsanstalten angemessenen eigenen Verfassungs- und Rechtscharakter. Sie richtet sich vielmehr allein nach den allgemeinen, auf die Besonderheit von Forschungs- und Lehrstätten gar nicht Rücksicht nehmenden Verwaltungsvorschriften des Staates für Betriebe des öffentlichen Dienstes überhaupt. Darüber kam es zu jener, verwaltungsbürokratische und wissenschaftliche Prinzipien und Erfordernisse vermischenden und deshalb im Grunde willkürlichen Institutsautokratie, die zumal auf das Verhältnis von Lehrstuhlinhabern als Instituts- und Klinikdirektoren und den ihnen als Instituts- oder Klinikzugehörigen weisungsgebundenen Dozenten sich so verhängnisvoll ausgewirkt hat. Die verwaltungsamtliche Autorität des Lehrstuhlinhabers als Instituts- oder Klinikchefs, wie auch immer ausgeübt, hat den Berufscharakter des Universitätslehrers, des Lehrstuhlinhabers selber wie des Dozenten, weitgehend entstellt und verdorben. Auch die dem Geist der Wissenschaftlichkeit am meisten abträglichen Prinzipien von Macht und Geld haben darüber in das selbstmächtig gewordene Instituts- und Klinikwesen Eingang gefunden.

Solange Institute und Kliniken noch übersichtlich waren, bestand die Personalunion von Lehrstuhlinhaber und Instituts- oder Klinikdirektor zu gewissem Recht. Gegenüber den großbetrieblichen Instituten und Kliniken, deren die Forschung heute bedarf, aber versagt sie. Seit langem besteht, entgegen Humboldts vorsichtiger Bestimmung der Institute als Hilfsinstitute, die Gewohnheit, die Berufung auf einen Lehrstuhl mit der Direktion eines Institutes oder einer Klinik zu verbinden. Beide Ämter sind darüber nicht nur nahezu identisch geworden, sondern dem Direktorenamt wird zumeist auch das größere Gewicht beigemessen. An dieser zum ungeschriebenen Gesetz gewordenen Gewohnheit scheidert heute häufig die durch | die Erweiterung der Forschungsbereiche notwendig werdende Einrichtung von Parallellehrstühlen, wobei eben in manchen Disziplinen sowohl Macht- wie Geldinteressen eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen. 233

Der Lehrstuhlinhaber als Direktor eines großen Institutes oder einer großen Klinik, deren sowohl wissenschafts- wie verwaltungsorganisatorische Leitung ihm allein übertragen ist, gerät auch bei bestem Willen zum Widerstehen zu leicht nur in Gefahr, *sein* Institut oder *seine* Klinik nicht mehr primär als Forschungs- und Lehrstätte der Uni-



versität, sondern als einen ihm persönlich vom Staat als verantwortlichem Manager übertragenen Wissenschaftsgroßbetrieb zu empfinden. Gleichsam nur zusätzlich ist er auch noch Universitätslehrer. Denn will er seinem Direktorenamt mit dessen doppeltem Pflichtenkreis: der Wissenschafts- und Verwaltungsorganisation von Institut oder Klinik vollauf Genüge leisten, dann bleiben ihm für seine Forscher- und Lehrtätigkeit und für die Erfüllung seiner Pflichten innerhalb der Selbstverwaltung der Universität kaum noch Zeit und Kraft. Widmet er sich ganz seinen Forschungs- und Lehraufgaben, dann werden ihm die verwaltungsorganisatorischen Aufgaben zur Last. Er wird dann geneigt sein, den ihm unterstellten Betrieb nach den Spielregeln des allgemeinen Verwaltungsdirigismus der behördlichen Bürokratie ablaufen zu lassen und sich selber in sein Spezialforschungsgebiet zurückziehen. Darüber drohen dann Institut oder Klinik entweder zum Routinebetrieb verwalteter Wissenschaft oder zur Spezialforschungsanstalt zu werden.

Nur eine Gewaltenteilung wird hier Abhilfe schaffen können. Grundsätzlich sollte die Personalunion von Lehrstuhlinhaber und Instituts- oder Klinikdirektor künftig bei Berufungen in Wegfall kommen. Dazu aber gehört weiter eine neue Bestimmung des Charakters der Institute und Kliniken als Universitätsinstitute. Sie bedürfen einer eigenen Rechtsverfassung im Rahmen der Selbstverwaltung der Universität im ganzen. Dafür ist die Trennung des Amtes des Lehrstuhlinhabers von dem des Instituts- oder Klinikdirektors Voraussetzung. Der Lehrstuhl wird auf Lebenszeit verliehen. Das Amt des | Instituts- oder Klinikdirektors dagegen sollte als eine zusätzliche Funktion bestimmt werden, deren zeitlich begrenzte Ausübung sich nach den Erfordernissen des Instituts- oder Klinikbetriebes bestimmt. Statt des Direktorenamtes auf Lebenszeit sind den Lehrstuhlinhabern die für ihre institutsgebundenen Forschungszwecke benötigten Arbeitsmöglichkeiten, Mittel und Hilfskräfte zu garantieren. Die Leitung der großen Institute und Kliniken aber sollte Kollegialdirektorien mit alternierender Geschäftsführung anvertraut werden. Für die reinen Verwaltungsaufgaben jedoch, die heute besonders für sie ausgebildete Fachkräfte verlangen, müßten dem Direktorium unmittelbar unterstellte und weisungsgebundene Beamte zur Verfügung stehen. Erst dann wird sich auch eine sinnvolle und rationelle, den besonderen Bedürfnissen der Forschung und Lehre entsprechende technische Betriebsorganisation verwirklichen lassen.

Was auf die vorgeschlagene Weise erreicht werden könnte, ist die Umwandlung der durch eine unkontrollierte Entwicklung gegenüber dem Ganzen der Universität selbstmächtig gewordenen Instituts- und Klinikbetriebe zu in allen ihren Funktionen primär den Zwecken und Aufgaben der Universität dienenden Forschungs- und Lehrstätten.

Zugleich aber gehört eine neue Bestimmung der Rechte und Pflichten der Dozenten im Instituts- und Klinikwesen zu dessen Reorganisation. Hier sind möglichst viele rechtlich gesicherte Positionen von Selbständigkeiten zu schaffen. Der Typus des Assistentendozenten, wie er unter dem bisherigen verfassungslosen Instituts- und Klinik-

wesen entstanden ist, entspricht nicht einer dem freien Geist der Wissenschaftlichkeit dienenden Universität. Nicht die amtliche oder halbamtliche Verwaltungsautorität des Lehrstuhlinhabers als Instituts- oder Klinikdirektors, sondern die im Medium des Forschungs- und Lehrbetriebs sich selber herstellende geistige und wissenschaftliche Autorität sollte den Geist der personellen Organisation der Institute und Kliniken bestimmen. In den Instituten und Kliniken sollten deshalb den Dozenten Arbeitsmöglichkeiten in voller eigener Verantwortlichkeit gegenüber dem Direktorium übertragen werden.

| *b) Die Verwaltungsorganisation*

235

Die bisherige verfassungslose Selbstmächtigkeit des Instituts- und Klinikwesens hat die Einheit des Lehrkörpers weitgehend aufgehoben und damit die Einheit der Universität überhaupt in Frage gestellt. Sie hat auch der Gesinnung nach vielfach zur Unterordnung der geistigen und wissenschaftsorganisatorischen Aufgaben der Selbstverwaltung unter die der technischen und bürokratischen Verwaltung geführt. Darüber ist, begünstigt noch durch die bürokratisch-totalitäre Hochschulgesetzgebung des NS-Staates ein Funktionalismus am falschen Platz entstanden. Es ist jener Funktionalismus, der statt von der Sache des technischen Betriebs, für die er nötig ist, von den geistigen Trägern der Universität selber: vom Lehrstuhlinhaber bis zum Assistenten Besitz ergriffen hat. Das geschah zum Nachteil des Forschungs- und Lehrbetriebs, zugleich aber auch zum Nachteil einer zweckdienlichen und rational arbeitenden Verwaltung selber. Der Staat vermehrt seinen allgemeinen Vorschriften-Apparat, nicht aber zugleich auch das zu dessen Bearbeitung erforderliche Beamtenpersonal an der Universität. Daraus resultiert eine unerträgliche Belastung der Universitätslehrer und Assistenten mit Verwaltungsaufgaben, zu deren technisch einwandfreier Bewältigung sie zudem gar nicht ausgebildet sind und die sie nur unter großem Zeitaufwand leisten können. Kein den großen Universitätsinstituten und -kliniken vergleichbarer moderner Industriebetrieb würde es sich erlauben können, wertvolle, zu ganz anderen Aufgaben ausgebildete und bestimmte Kräfte zu solchen Diensten zu benutzen, wie es in den Universitäts-Instituten und -kliniken üblich ist. Bürokratische Verrichtungen, die in jedem Behörden- und Industriebetrieb und in der freien Arzt- und Anwaltspraxis Verwaltungsangestellte, Sekretärinnen und Gehilfinnen überlassen sind, müssen in den Universitäts-Instituten und -kliniken zumeist wissenschaftliche Assistenten und vielfach auch Dozenten leisten. Faktisch verbringen sie einen großen Teil ihrer Zeit mit wissenschaftsfremden Diensten, die von Schreibhilfen besser und schneller getan werden könnten.

| Zwar unterhält der Staat innerhalb der Universität einen eigenen, ihm unmittelbar unterstellten Verwaltungsapparat, doch besteht die Arbeit dieses Verwaltungsapparates zum großen Teil darin, die für den allgemeinen staatlichen Behördenbetrieb entworfenen und erlassenen Verwaltungsvorschriften, soweit dies möglich ist, mit den

236

besonderen Bedürfnissen des Forschungs- und Lehrbetriebes in Übereinstimmung zu bringen. Oft ist das gar nicht möglich. Die ständige Überschneidung wissenschaftsorganisatorischer Interessen der Universität mit verwaltungstechnischen Interessen des Staates ist nachteilig für beide Seiten. Sie verhindert ebenso einen reibungslosen Ablauf der Verwaltungsgeschäfte wie sie den Forschungs- und Lehrbetrieb beeinträchtigt. Wie die Instituts- und Klinikdirektoren so sind auch die eigentlichen Selbstverwaltungsorgane der Universität: die Fakultäten und ihre Dekane, der Engere Senat und der Rektor, mit bürokratischen Verwaltungsaufgaben belastet, die völlig außerhalb des Bereiches der Selbstverwaltung im engeren Sinne fallen. Es ist aber das Gegenteil der wirklichen Autonomie der Universität, wenn der Staat ihre Selbstverwaltungsorgane zu Funktionären seiner Bürokratie macht.

Dazu kommt noch für den Geschäftsgang erschwerend und oft jede Initiative lähmend, daß jede Amtshandlung faktisch mehrfach vollzogen wird. Denn der vom Institutsdirektor beantragte und durch den Beamten des Staates an der Universität vollzogene Verwaltungsakt bedarf noch der Bestätigung und damit des Nachvollzugs durch die zuständigen Regierungsstellen. Insgesamt ist dieser Apparat ebenso kostspielig für den Staat wie zweckwidrig für die Bedürfnisse der Universität. Der Beilegung der durch seine Fehlorganisation verursachten ständigen Kompetenzstreitigkeiten dient, selbst den besten Willen aller Beteiligten vorausgesetzt, oft seine größte Mühewaltung.

Nur durch einen universitätseigenen und den Selbstverwaltungsorganen der Universität weisungsgebundenen Verwaltungsapparat könnte dieser Übelstand sowohl zum Vorteil des Staates wie der Universität beseitigt werden.

Die Einrichtung eines solchen universitätseigenen Verwaltungsapparates macht es jedoch erforderlich, an seine Spitze | einen hohen Verwaltungsbeamten zu stellen, der ein Mann des Vertrauens sowohl der Regierung wie der Universität sein müßte. Weder Aufsichtsorgan der Regierung in der Universität, wie es früher der Kurator an manchen preußischen Universitäten und an anderen Universitäten der Kanzler war und zum Teil noch ist, noch aber auch Mitglied der Selbstverwaltungsgremien der Universität, zu deren Beschlußfassungen er nur in beratender Funktion heranzuziehen wäre, sollte er dem Rektor weisungsgebunden sein und als Kopf des Verwaltungsapparates der Universität dessen Tätigkeit gegenüber der Regierung zu verantworten haben.

Als Persönlichkeit beiderseitigen Vertrauens sollte der Kurator nicht von der Regierung eingesetzt, sondern durch ein Berufungsverfahren ermittelt werden. Die Regierung müßte ihr für dieses Amt geeignet erscheinende Persönlichkeiten in Vorschlag bringen, unter denen der Senat der Universität dann die Wahl zu treffen hätte. Der Modus des Berufungsverfahrens (hier in umgekehrter Richtung wie bei der Berufung von Lehrstuhlinhabern) ist dabei als Ausdruck jenes Vertrauensverhältnisses aufzufassen, wie es zwischen dem Staat und der von ihm selbst gewünschten autonomen zentralen Institution seiner Wissenschafts- und Bildungsorganisation im ganzen herrschen sollte. Auch in ihrer technischen und verwaltungsrechtlichen Organisation muß zum

Ausdruck kommen, daß die Universität allein von dem Charakter und dem geistigen Rang der sie tragenden Persönlichkeiten abhängig ist. Das Amt des Kurators muß das eines verantwortlichen Mittlers zwischen Universität und Regierung sein.

Es wird wünschenswert sein, daß der Kurator eine juristische Vorbildung besitzt. Doch sollte diese nicht zur Bedingung für das Bekleiden des Kurator-Amtes gemacht werden. Persönlichkeits- und Bildungsrang, Urteilskraft und Aufgeschlossenheit für die Bedeutung und die Aufgaben der Universität sollten bei der Wahl des Kurators allein ausschlaggebend sein. Einem Nichtjuristen könnte man einen juristischen Berater zur Seite stellen. Zur Charakterisierung der hohen Verantwortlichkeit seiner Position müßte der Kurator seinem Beamtenrange nach etwa einem Landgerichtspräsidenten gleichgestellt sein.

| Nur durch die Errichtung eines den besonderen Bedürfnissen der Universität entsprechenden, selbständigen Verwaltungsapparates, der einem die Weisungen ihrer Selbstverwaltungsorgane zur Geltung bringenden und gegenüber dem Staat verantwortenden höchsten Beamten, dem Kurator, unterstellt ist, wird sich die volle Autonomie der Universität herstellen lassen.

238

Zur Herstellung der Autonomie der künftigen Universität ist deshalb streng zu trennen zwischen den Aufgaben der eigentlichen Selbstverwaltung der Universität als geistiger Körperschaft und den organisatorisch-technischen und bürokratischen Verwaltungsaufgaben, zu deren Bewältigung es eines besonderen, jedoch nicht staats-, sondern universitätsunmittelbaren Beamtenapparates bedarf.

## | IV. DIE MÖGLICHE VERWIRKLICHUNG DER UNIVERSITÄTSREFORM

Die Notwendigkeit der Universitätsreform heute bietet die einmalige, zu ergreifende oder zu versäumende Chance, die Gestalt einer neuen, dem Geist der modernen Wissenschaftlichkeit vollauf entsprechenden Universität zu verwirklichen. Was Humboldt begonnen hatte, was in der Bildungsuniversität des vorigen Jahrhunderts jedoch nur in Ansätzen versucht wurde, worüber dann die eigentliche Reform im Geiste des Humboldtschen Konzeptes ausblieb, könnte heute Wirklichkeit werden. Dessen aber bedarf es zur Wahrung der Idee der Universität selber des Mutes, viele zur leeren Hülle gewordene, wenn auch liebgewonnene Traditionsformen preiszugeben. Denn wahre Kontinuität der Idee der Universität ist nur in und durch Verwandlung. Eine solche Reform bedingt zugleich eine Reform unserer Wissenschafts- und Bildungsorganisation im ganzen, deren lebendige geistige, nach allen Seiten ausstrahlende Mitte die künftige Universität bilden sollte.

Diese Reform kann sich nicht in organisatorisch-technischen Verbesserungen der Kapazitäts- und Leistungsmängel der bestehenden Universität erschöpfen. Wohlbe gründete organisatorisch-technische Verbesserungen sind zur Genüge für alle Bereiche der Universität vorgeschlagen worden: zur Studienreform in einzelnen Disziplinen, zur Neugestaltung des Prüfungswesens, zur Frage der Einführung des Tutorensystems und im Zusammenhang damit zum Problem der Studentenwohnheime, dann zur Neuordnung der Hierarchie des Lehrkörpers, zur Neuregelung des Kolleggeldwesens, zur Verbesserung des ökonomischen und sozialen Status der Dozenten, zur Reform der Verwaltung. In fast jedem dieser zahlreichen Vorschläge vermeinte man jeweils den  
240 eigentlichen Schlüssel zur | Universitätsreform zu besitzen, da eben jedes Teilproblem zum Problem des Strukturanzuges hinführt.

Manche dieser partiellen Verbesserungsvorschläge, die man gemeinhin gern unter dem Namen einer Universitätsreform in Permanenz zusammenfaßt, sind bereits verwirklicht worden. Die Verwirklichung anderer steht bevor. Zugleich aber wurde darüber das eigentliche geistig-politische Ziel der Reform aus den Augen verloren. Denn als selbstverständlich wird zumeist vorausgesetzt, was gerade das Fragwürdigste ist. Doch es rächt sich stets, die zweiten und folgenden Schritte vor dem ersten und unbequemsten Schritt zu tun. Nicht den technisch-organisatorischen Einzelproblemen, sondern dem Reformprinzip am Maßstab der Idee der Universität selber gebührt der Vorrang.

Die vom Staat heute anerkannte Notwendigkeit der Reform, gleichviel in welcher Gestalt sie vorgenommen wird, verlangt zu ihrer Verwirklichung große finanzielle Auf-

wendungen. Diese Investitionen aber, für deren Zweckverwendung die von dem dafür eingesetzten Wissenschaftsrat<sup>446</sup> angestellte Bestandsaufnahme der Mängel und Bedürfnisse unserer Universitäten und Hochschulen die Richtliniengrundlage bilden soll, wären Fehlinvestitionen, wenn man sie einer Institution zuwenden würde, über deren Prinzip selber keine klare Vorstellung besteht. Dieses Prinzip aber kann nur in den Erfordernissen des Geistes der modernen Wissenschaftlichkeit selber aufgesucht werden.

Voran steht dabei das Postulat, daß die künftige Universität, um wirklich die lebendige geistige Mitte der Wissenschaftsorganisation im ganzen sein zu können – und nur darin besitzt sie ihren institutionellen Rechtsgrund –, den Kosmos aller Wissenschaften abbilden muß. Auch die bisher von ihr ausgeschlossenen technischen Wissenschaften müssen ihr eingegliedert werden. Um der Konzentration der wissenschaftlichen und geistigen Kräfte willen darf es nicht verschiedene Typen von Universitäten und Hochschulen geben, sondern nur einen Typus, in dem der Mannigfaltigkeit der Wissenschaft selber ein freier Spielraum geschaffen wird.

Das bedingt den Fortfall des Typus der bisherigen Fachhochschulen, die entweder mit ihren rein wissenschaftlichen Aufgabenbereichen teils den bestehenden Universitäten eingegliedert oder teils zu Universitäten ausgebaut werden sollten. Soweit das | letztere möglich ist – und bei den meisten der Technischen Hochschulen ist diese Möglichkeit gegeben –, würden manche, sonst nötige, kostspielige Universitäts-Neugründungen sich erübrigen, zumal die institutionellen Einrichtungen der naturwissenschaftlichen Disziplinen bei den Technischen Hochschulen zumeist bereits vorhanden sind und nur noch des weiteren Ausbaues bedürfen. Die für Universitätsneugründungen aufzuwendenden beträchtlichen Mittel könnten dann für andere gleichwichtige Zwecke der Universitätsreform verwendet werden.

241

Trotzdem wird es zusätzlich mehrerer Neugründungen von Universitäten bedürfen, wengleich für deren Planung das heute so sehr in den Vordergrund gestellte Zahlenproblem des Massenandrangs zum Studium nicht das alleinige Kriterium abgeben kann. Das Problem der Bewältigung des Massenandrangs zum Studium ist vielmehr wesentlich ein Problem der strukturellen Reform der Universität und ist weiter ein Problem der Begabungslenkung, zu dessen Lösung es zugleich einer Reorganisation und Erweiterung unseres wissenschaftlichen Fachschulwesens bedarf. Auch gibt es keine starre Kapazitätsnorm für Universitäten. Große Universitäten mit über zehntausend Studierenden können bei der heutigen, auf großbetriebliche Institute angewiesenen Forschung ihren Aufgaben weit besser genügen als kleine Universitäten. Universitätsneugründungen sollten tunlichst auch an kultur- und wirtschaftsgeographischen Schwerpunkten oder in deren Nähe vorgenommen werden. Die Idylle der kleinstädtischen landesherrlichen Universität gehört der Vergangenheit an. Über das Kapazitätsvermögen einer Universität aber entscheidet letztlich ihre innere Struktur.

Man neigt heute vielfach dazu, die Universitätsreform versuchsweise mit der Errichtung einer Modelluniversität zu beginnen. Dafür spricht, daß hier die Belastung

durch wohlerworbene Rechte und Traditionsformen in Wegfall käme. Dagegen spricht, daß die Reform der bestehenden Universitäten unaufschiebbar geworden ist und sich deshalb nicht von dem erst nach einer längeren Zeitspanne erkennbaren Gelingen oder Mißlingen einer Modelluniversität abhängig machen läßt. Beides sollte jedoch einander nicht ausschließen, sondern gleichzeitig ins Werk gesetzt werden.

242 | Was zunächst verwirklicht werden könnte, ist die Einrichtung eines der Universität anzugliedernden, in sich aber eigenständigen Unterrichtswesens. Mit der Einrichtung dieses Unterrichtswesens sollte und könnte versuchsweise sogleich begonnen werden. Denn es bildet die Basis und zugleich den praktischen Ausgangspunkt auch für die Reform der inneren Struktur der Universität. Seine Funktion ist nicht nur, die Universität von ihrem bisherigen Doppelcharakter als Unterrichts- und Forschungs- und Lehrstätte, der letztlich zu ihrem Versagen in beiden Bereichen geführt hat, zu befreien, sondern auch die Bedingung für die Erneuerung des Sinns des Studierens und damit zugleich auch für die Niveausteigerung des Studiums herzustellen. Denn wo die Voraussetzungen des wissenschaftlichen Faktenwissens und die Möglichkeit zu deren Aneignung unter kundiger Leitung fehlen, hat die Universität ihr Recht und das Studium seinen Zweck verloren.

Die Einrichtung dieses Unterrichtswesens ermöglicht nicht nur die Befreiung der Universität zu ihrer eigentlichen Aufgabe, sondern bietet zugleich auch den Ansatzpunkt, des Massenandrangs zum Studium durch eine sinnvolle Begabungslenkung Herr zu werden. Hier wird das von Wilhelm Flitner in Vorschlag gebrachte neu einzurichtende wissenschaftlich-technische Fachschulwesen von vordringlicher Bedeutung. Wohl ist es Aufgabe der Universität, der Vorbildung zu den Berufen der angewandten und der zweckfreien Wissenschaften zu dienen. Nicht dagegen ist ihre Aufgabe die lehrgangsmäßige Ausbildung wissenschaftlich-technischer Fachkräfte, mit der sie während der letzten Jahrzehnte zunehmend belastet worden ist. Das sind zumal die Ausbildungsgänge für jene zahlreichen Berufe, die mit dem Fortschritt der technisch-rationalen Daseinsformung sich mehr und mehr zu einer besonderen, an Bedeutung und auch an sozialem Prestige ständig wachsenden Berufsgruppe entwickeln.

243 Für diese, auf eine zweckhaft bedingte Auswahl von Fachkenntnissen beschränkte wissenschaftlich-technische Berufsausbildung bedarf es der Einrichtung eines eigenen ausgedehnten Fachschulwesens. Diese zum Teil neu einzurichtenden, zum Teil aber auch den bestehenden Fachschulen aufzustockenden Fachschulen, die jedoch keinen Hochschulcharakter im Sinne der bisherigen Teilhochschulen haben, sondern reine Fachschulen sein | sollten, müßten jene lehrgangsmäßigen Ausbildungsaufgaben übernehmen, die heute in beträchtlichem Maße zu Unrecht den Universitäten aufgebürdet sind. Wie die der Universität anzugliedernden Unterrichtsinstitute stellen diese wissenschaftlich-technischen Fachschulen einen neuen Schultypus dar. Die Absolvierung ihrer sechs- bis achtsemestrigen Lehrgänge sollte wie das Universitätsstudium an die Voraussetzung des Maturums geknüpft sein.

Die Einrichtung eines solchen Fachschulwesens bedeutet nicht nur eine wesentliche Entlastung der Universität, sondern bietet auch weitere Möglichkeiten für eine sowohl pädagogisch sinnvolle wie soziologisch gerechte Lösung des Problems der Begabungslenkung und Begabungsförderung, wenn für die Studierenden zugleich Übergangsmöglichkeiten von der Universität zur wissenschaftlich-technischen Fachschule und umgekehrt geschaffen werden. Zusammen mit dem der Universität anzugliedern- den Unterrichtswesen bildet dieses Fachschulwesen eine unerläßliche Voraussetzung für eine den faktischen Bedürfnissen der industriellen Gesellschaft entsprechende Neuordnung des Gesamtgefüges unserer Wissenschaftsorganisation.

Der Reform der äußeren Organisationsgestalt aber muß die Reform der inneren Struktur der Universität zur Seite gehen. Sie konzentriert sich letztlich auf drei wesentliche Erfordernisse:

1. Die Reorganisation des Lehrkörpers durch die Umwandlung seiner jetzigen widersprüchlichen, teils noch zunftmäßigen, teils bürokratisch-funktional gewordenen Hierarchie in eine geistige Hierarchie mit wenigen Rängen und die Anerkennung und die volle Sicherung der Dozententätigkeit als eines eigenen Berufes durch einen beamtlichen Sonderstatus auf Lebenszeit.

2. Die Reorganisation des Instituts- und Klinikwesens durch die Schaffung einer dem Wesen der Institute und Kliniken als Forschungs- und Lehrstätten der Universität entsprechenden Verfassung.

3. Die Herstellung der vollen Autonomie der Universität durch die Einrichtung eines universitätseigenen Verwaltungsapparates, dessen höchster an die Weisungen des Rektors gebundener Beamter dem Staat gegenüber für alle Verwaltungsgeschäfte der Universität verantwortlich ist.

| Für das Gelingen der Reform aber ist allein der Geist entscheidend, in dem sie geplant und unternommen wird. Alle technisch-organisatorischen Bemühungen müssen dem Prinzip des freien Geistes der modernen Wissenschaftlichkeit selber gehorchen und entsprechen. Denn es gilt, eine neue Gestalt der Universität zu schaffen, die den an sie als geistige Mitte der Wissenschaftsorganisation heute zu stellenden pädagogischen und politischen Ansprüchen Genüge zu leisten vermag. Dies ist das höchste Ziel der Reform, mit dem zugleich ihre Notwendigkeit sich begründet.

Ob sich eine Gesinnung ausbildet, unter der der Mensch zum bloßen Funktionär seines eigenen Wissens und technischen Machens zu werden ständig Gefahr läuft, oder eine Gesinnung, die ihm abfordert, beider, in der Einsicht ihrer Möglichkeiten und ihrer Grenzen, Herr zu sein und darin seine Freiheit zu bezeugen, ist die extreme Alternative der politischen und pädagogischen Bedeutung der Universitätsreform. Will man das erstere: den wissenschaftlichen und technischen Funktionär, der zu allen Diensten, auch für die Sache der Unfreiheit, jederzeit bereit ist, dann bedarf es der Universität nicht mehr. Will man aber das letztere, dann bedarf es der Universität in einer neu zu begründenden, in jedem ihrer Glieder selber freien Organisationsgestalt.



## | BIBLIOGRAPHISCHE HINWEISE

## A. Zur philosophischen Grundlegung

*I. Kant:* Der Streit der Fakultäten, 1798. – In dieser Schrift hat Kant mit seinem Postulat der Autonomie der Philosophischen Fakultät das Prinzip der modernen Universität als einer ihrem Wesen nach freien Forschungs- und Lehrstätte entwickelt.

*F. W. J. Schelling:* Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums, 1802/03. – Schellings Philosophie als die Idee der Totalität des Wissens im Universitätsstudium.

*J. G. Fichte:* Über das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinung im Gebiete der Freiheit, 1805; Deduzierter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höheren Lehranstalt, 1807; Über die Bestimmung des Gelehrten, 1811. – Idealistische Verabsolutierung des Begriffs der Wissenschaft. Bestimmung der Wissenschaft als »Leben in der göttlichen Idee«. Pedantisch konstruierter, totalitär despotischer Organisationsplan.

*F. Schleiermacher:* Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinne, 1809, und *H. Steffens:* Vorlesungen über die Idee der Universitäten, 1808/09. – Prinzip des bildungshumanistisch-enzyklopädischen Charakters der Universität als Akademie und gelehrter Schule zugleich.

*W. v. Humboldt:* Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin (unvollendete Denkschrift, 1809/10, Akad. Ausg. Bd. X; dazu verstreute Bemerkungen in Briefen und Aktenstücken). – Konzept, jedoch nicht Organisationsprogramm einer dem Geist der modernen Wissenschaftlichkeit unter dem Prinzip der Freiheit und der Einheit von Forschung und Lehre entsprechenden neuen Gestalt der Universität. In der Bildungsuniversität des 19. Jahrhunderts nur in Ansätzen verwirklicht. Im postulativen Sinne heute noch grundlegend und maßgebend.

*J. E. Erdmann:* Vorlesungen über Akademisches Leben und Studium, 1858. – Eine ungemein reiche und anschauliche Darstellung der Bildungsuniversität der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im hegelianischen Geist. Noch heute lesenswert.

| *F. Nietzsche:* Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten, 1871/72. – Kritik an der durch den idealistischen Bildungshumanismus geprägten, aber museal gewordenen Universität seiner Zeit. Themen der Kritik: der historische Erziehungs- und Bildungsbegriff und der Nationalismus. Hoffnung auf Philosophie und Naturwissenschaft.

*P. A. de Lagarde:* Deutsche Schriften, 1886. – Erörterung des Verhältnisses von Staat und Universität. Verbindung geistesaristokratischer Prinzipien mit der nationalen Er-

ziehungsaufgabe der Universität, jedoch unfrei und extremistisch in der Gesamthaltung.

*M. Weber:* Wissenschaft als Beruf, 1919. – Kritische Analyse des Begriffs der modernen Wissenschaft. Strikte Trennung von empirischer Tatsachenforschung und philosophisch-weltanschaulicher Seinsdeutung. Die Wertfreiheit der Wissenschaft und ihre desillusionierende, zur Wahrhaftigkeit zwingende Kraft. Das Ethos des Forschers als Lehrers.

### B. Zur Geschichte der Universität

*H. Denifle:* Die Entstehung der Universitäten des Mittelalters bis 1400, 1885 und 1956. – Grundlegend und unentbehrlich für das Verständnis der mittelalterlichen Universität.

*G. Kaufmann:* Die Geschichte der deutschen Universitäten, zwei Teile, 1888 und 1896; *F. Paulsen:* Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium, 1902; *A. Heubaum:* Geschichte des deutschen Bildungswesens seit der Mitte des 17. Jahrhunderts, 1905. – Allgemein informierend. Zu ergänzen durch das Studium der Geschichte einzelner Universitäten.

*J. Ziehen:* Aus der Studienzeit. Ein Quellenbuch zur Geschichte des deutschen Universitätsunterrichts in der neueren Zeit aus autobiographischen Zeugnissen, 1912. – Autobiographische Berichte hervorragender Forscher und Gelehrter des 19. Jahrhunderts über ihre Studiengänge und den Sinn des Studierens.

*A. Flexner:* Die Universitäten (deutsche Übersetzung), 1932. – Besonders wichtig durch den kritischen Vergleich des angelsächsischen und amerikanischen mit dem deutschen Universitätsprinzip.

*K. Rossmann:* Wissenschaft, Ethik und Politik, 1949. – Erörterung des Grundsatzes der Voraussetzungslosigkeit in der Forschung mit erstmaliger Veröffentlichung der Briefe Theodor Mommsens über den »Fall Spahn« und der Korrespondenz zu Mommsens öffentlicher Erklärung über »Universitätsunterricht und Konfession« aus dem Nachlaß Lujo Brentanos.

| *W. Naef:* Wesen und Aufgaben der Universitäten, 1950. – Denkschrift zur Vorbereitung eines neuen Universitätsgesetzes im Kanton Bern/Schweiz, das an die Stelle des Hochschulgesetzes von 1834 treten soll. Bedeutsame historisch-kritische Analyse der gegenwärtigen Universitätsstruktur.

247

### C. Zur Reform der Universität heute

Von den zahlreichen, zum großen Teil in Zeitschriften und auch in Tageszeitungen veröffentlichten Untersuchungen und Vorschlägen zur Universitätsreform wird hier nur eine Auswahl der wichtigsten selbständig erschienenen Arbeiten geboten, die sich mit den Prinzipien der Reform im ganzen beschäftigen.

### 1. Programme und Denkschriften

*C. H. Becker:* Gedanken zur Hochschulreform, 1919, und: Vom Wesen der deutschen Universität, 1925. – Bewahrung der überlieferten Universitätsstruktur durch zeitgemäße Einzelreformen: Neugliederung des Lehrkörpers (statt Extraordinarien Honorarprofessoren, Besoldung der Privatdozenten durch Kolleggeldgarantie bei befristetem Lehrauftrag), Abbau des Kolleggeldwesens und dessen Ersatz durch den Ausbau des Garantiesystems, studentische Selbstverwaltung, Modernisierung der »soziologischen Struktur« der Hochschule.

*M. Scheler:* Universität und Volkshochschule, 1925. – Radikale Verneinung der Universität zugunsten von Berufsfachhochschulen. Gegen das Prinzip der Einheit von Forschung und Lehre. Überweisung der Forschungsaufgaben an Forschungsanstalten. Ausbau des allgemeinen Volksbildungswesens.

*Studienausschuß für Hochschulreform:* Hamburger Gutachten zur Hochschulreform, 1948. – Postulat der Übertragung der Selbstverwaltung der Universität an einen Hochschulrat, der sich aus Vertretern der Körperschaften des öffentlichen Lebens, des Hochschulsenates und der Landesregierung zusammensetzt und an seiner Spitze einen auf Lebenszeit gewählten Präsidenten hat. Trotz Festhaltens an dem Prinzip der Freiheit und Einheit von Forschung und Lehre starke Betonung des Schul- und Berufsausbildungscharakters der Universität. Forderung von »Studienprofessoren«.

*Hofgeismarer Kreis:* Gedanken zur Hochschulreform. Neugliederung des Lehrkörpers, 1956. – Postulat der Reform des Unterrichts und der Berufsausbildung durch Funktionsteilung des Lehrkörpers | nach Unterrichts- und Forschungs- und Lehraufgaben. Soziologische Begründung: Notwendigkeit der Ausbildung wissenschaftlicher Fachkräfte in großer Zahl für die »moderne Massengesellschaft«. Großer Unterrichts-, kleiner Forschungs- und Lehrbetrieb. Betriebstechnischer Organisationsplan zur Bewältigung des gegenwärtigen Massenandrangs zum Studium bei zusätzlicher Bewahrung der äußeren Einheit der Universität aus Traditionsgründen.

*H. Plessner* (Herausgeber): Untersuchungen zur Lage der deutschen Hochschullehrer, 1956. – Soziographisch-statistische Erhebungen. Hervorhebung der Bedeutung des »Mittelbaues« des Lehrkörpers (Dozenten der verschiedenen Abstufungen), dessen Verstärkung und ökonomische und soziale Sicherung gefordert wird. – Ein Hauptteil des Werkes ist der Bericht über die Befragung zahlreicher Dozenten. Er ist von großem Interesse. Bei der Bewertung der Resultate solcher Umfragen muß man sich aber darüber klar sein: Diese gesammelten Meinungen haben ihrem Inhalt nach zu gutem Teil den Charakter soziologischer Urteile, werden dann aber zumeist selber als soziologische Wirklichkeit behandelt. Doch diese Meinungen sind nicht immer sachkundige, wesentliche Äußerungen, vielmehr manchmal leichtfertig und willkürlich, nicht selten Typen gängiger Auffassungen. Diese sind durchaus nicht als nun einmal so seiende Tatsachen anzuerkennen. Sie erwecken jedoch Impulse, nach Kräften an der Änderung der bestehenden Mängel und Mißstände mitzuwirken.

*W. Flitner*: Hochschulreife und Gymnasium, 1959. – Forderung der Retablierung der Bildungsuniversität unter Beschränkung auf die vier »klassischen« Fakultäten zur Rettung des »universitären« Prinzips. Vorschläge zum Ausbau eines Systems wissenschaftlicher Fachhochschulen zur Ausbildung wissenschaftlich-technischer Fachkräfte. Neuordnung des höheren Schulwesens: gesonderte Matura für das Studium an der Universität und der Fachhochschule.

## 2. Hochschulverwaltung und Hochschulrecht

*Die deutsche Hochschulverwaltung* (Sammlung der das Hochschulwesen betreffenden Gesetze, Verordnungen und Erlasse des NS-Staates), 1942/43. – Hier angeführt, weil zum Teil noch gültig oder in den Folgen weiterwirkend.

*Kultusrecht*. Sammlung von Gesetzen, Verordnungen und anderen öffentlich-rechtlichen Vorschriften des Bundes (Reiches) und der Hansestadt Hamburg auf den Gebieten der Erziehung, Wissenschaft und Kultur, 1953 ff.

| *L. Raiser*: Die Universität im Staat, 1958. – Kritische Situationsanalyse. Besondere Berücksichtigung der ungeklärten Rechtsverhältnisse an den Universitäts-Instituten und -Kliniken.

249

*W. Thieme*: Deutsches Hochschulrecht, 1956; *A. Kluge*: Die Universitäts-Selbstverwaltung, 1958; *A. Köttgen*: Das Grundrecht der deutschen Universität, 1959. – Übersichtliche Darstellungen und Interpretationen des überlieferten und bestehenden Hochschulrechtes.

## 3. Einzelprobleme der Universitätsreform und der Wissenschaftsorganisation im ganzen

Hier sei verwiesen auf die laufenden Veröffentlichungen:

des Bundesministeriums des Innern, der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder, der Westdeutschen Rektorenkonferenz, des Verbandes deutscher Studentenschaften, auf die Mitteilungen und die Schriftenreihe des Hochschulverbandes, die Schriftenreihe des Hofgeismarer Kreises, auf die Deutsche Universitätszeitung, auf die Publikationen der Forschungsgesellschaften, der Fachvereinigungen und Fachverbände.

Nach Abschluß dieser Schrift erschienen noch:

*Dokumente zur Hochschulreform 1945–1959*, 1960. – Sammelpublikation aller wesentlichen, auch zuvor nicht veröffentlichten Vorschläge zur Hochschulreform in diesem Zeitabschnitt.

*H. Anger*: Probleme der deutschen Universität. Bericht über eine Erhebung unter Professoren und Dozenten, 1960. – Repräsentative Meinungsbefragung von 138 Professoren und Dozenten unter dem Schutz der Anonymität auf Grund eines Kataloges von 64 Fragen zu neun Themenkreisen der Hochschulreform. Die in differenzierter statistischer Methodik verrechneten und ausgewerteten Meinungen geben

Aufschluß über die durchschnittliche Stellungnahme der Befragten zu den berührten Themen.

*Empfehlungen des Wissenschaftsrates zum Ausbau der wissenschaftlichen Einrichtungen*, Teil I: Wissenschaftliche Hochschulen. Vorgelegt im November 1960. – Den Empfehlungen des Wissenschaftsrates kommt eine außerordentliche Bedeutung zu. Mit ihnen ist die Planung der Universitätsreform in ein neues Stadium getreten. Der Wissenschaftsrat hat die Koordination und Verwirklichung der aus seiner Bestandsaufnahme der institutionellen und personellen Bedürfnisse des gesamten Hochschulwesens gewonnenen Empfehlungen der praktischen Initiative der Universitäten und der Länderregierungen überlassen. Es ist nunmehr Sache der Verantwortlichen, in Prüfung aller bisher gemachten Vorschläge die für die Reform der Universität zu ihrer künftigen Gestalt nötigen Schritte zu tun.

250

| *Veröffentlichungen von Karl Jaspers zur Idee der Universität  
und ihrer Verwirklichung*

1. Erneuerung der Universität. Rede bei der Wiedereröffnung der Universität Heidelberg mit medizinischen Kursen, 1945, in »Die Wandlung«, 1. Jg., H. 1.
2. Vom lebendigen Geist der Universität, in »Vom lebendigen Geist und vom Studieren«, zwei Vorträge von K. Jaspers und F. Ernst. Schriften der Wandlung I, 1946.
3. Die Wissenschaft im Hitlerstaat, Konstanz 1947.
4. Volk und Universität, 1947, in »Die Wandlung«, 2. Jg., H. 1. (1 bis 4 wieder abgedruckt in »Rechenschaft und Ausblick«, München 1951).
5. Hochschulreform? Das Gutachten des Hamburger Studienausschusses für Hochschulreform, 1949, in »Die Wandlung«, 4. Jg., H. 4.
6. Der übernationale Sinn der abendländischen Universität, in »Quaestiones Academicæ Hodiernæ«, Groningen 1949.
7. Von den Grenzen pädagogischen Planens, in »Basler Schulblatt«, Basel 1952, 13. Jg., Nr. 4 (wiederabgedruckt in »Philosophie und Welt«, München 1958).
8. Wahrheit und Wissenschaft. Vortrag beim fünfhundertjährigen Jubiläum der Universität Basel, 1960 (Basel, bei Helbing und Lichtenhahn, und München, bei Piper & Co.).

*Über das Wesen der Wissenschaft*

1. Philosophie, Berlin 1932. Bd. I. S. 85 ff. (Grenzen der Weltorientierung). S. 149 ff. (Systematik der Wissenschaften). S. 212 ff. (Positivismus und Idealismus). S. 318 ff. (Philosophie und Wissenschaft).
2. Nietzsche, Berlin 1936. Das Kapitel »Wahrheit«, S. 147 ff.
3. Die geistige Situation der Zeit, Berlin 1931. S. 118 ff. (Wissenschaft). S. 167 ff. (Das ursprüngliche Wissenwollen.)

4. Descartes und die Philosophie, Berlin 1937. S. 32 ff. (Die Methode.) S. 95 ff. (Wirkung und Verkehrung des Sinnes moderner Naturwissenschaft.)
5. Existenzphilosophie, Berlin 1938. (Daraus in der ersten Vorlesung über »Philosophie und Wissenschaft« und in der zweiten Vorlesung über »Vernunft«.)
6. Von der Wahrheit, München 1948.



## | Wissenschaft, Lehrfreiheit und Politik.

34

### Ist die Freiheit von Forschung und Lehre, ist die geistige Grundlage der Universität in der Bundesrepublik bedroht?<sup>447</sup>

*Jaspers:* Wir sind, Herr Rossmann,<sup>448</sup> zu einem Gespräch über die Lehrfreiheit an der Universität aufgefordert worden. Die Lehrfreiheit ist durch das Grundgesetz garantiert und gilt doch als selbstverständliches Recht?

*Rossmann:* Diese Selbstverständlichkeit, Herr Jaspers, könnte täuschen. Anders läßt sich es nicht erklären, daß die Lehrfreiheit unlängst Gegenstand einer ungewöhnlich heftigen Auseinandersetzung im badisch-württembergischen Landtag wurde.<sup>449</sup>

*Jaspers:* Daß solche Aufregung möglich war, halte ich für ein erfreuliches Symptom. Wo die Freiheit der Lehre an Hochschulen bedroht scheint, wird heute noch ein Nerv des Freiheitsbewußtseins getroffen. Vielleicht gehen wir von diesem konkreten Fall aus.

*Rossmann:* Ich bin einverstanden. Zwar würde mir dieses Beispiel ungeeignet erscheinen, wenn wir zu ihm im Ganzen pro oder contra Stellung nehmen sollten. Aber Argumente, Formulierungen und Handlungen, die im Laufe dieser Auseinandersetzung vorkamen, sind von großem Interesse für unsere Frage.

*Jaspers:* Was ist nach Ihrer Meinung eigentlich geschehen? Ist in diesem Falle durch Eingriff des Staates die Lehrfreiheit eines Professors beschränkt oder bedroht worden?

*Rossmann:* Nein, keineswegs. Das ist gerade das Merkwürdige. Der Gegenstand der Aufregung war ein anderes Faktum.

Vom Senat der Technischen Hochschule in Stuttgart wurde, wie es heißt: einstimmig, vorgeschlagen, den außerordentlichen Professor der Philosophie, Max Bense, der seit 1949 als einziger Vertreter der Philosophie an dieser Hochschule lehrt, zum persönlichen Ordinarius zu ernennen.

Noch vor einer amtlichen Stellungnahme des Ministeriums zu diesem Antrag sprach der Hochschulreferent<sup>450</sup> in einem kleineren Kreise seiner Partei, der CDU, von einem »Lehrstuhl mit östlichem Gefälle« an der Technischen Hochschule. Er erklärte, daß die vom Senat beantragte Ernennung Benses wegen seiner religionsfeindlichen Schriften vom Ministerium abgelehnt sei. Diese Äußerungen gelangten – offenbar unbeabsichtigt – in die Presse.<sup>451</sup>

In einer vom Allgemeinen Studentenausschuß der Hochschule veranstalteten Diskussion spezifizierte dann der Hochschulreferent seine Urteile über Bense. Professoren und Studenten waren begrifflicher Weise empört, weil ein Hochschulreferent sich an-



maßte, nicht nur solche Urteile über einen Professor zu fällen, sondern auch über den Beschluß des Senates einfach hinwegzugehen.

*Jaspers:* Standen dabei auch die geistigen Leistungen Benses zur Frage?

*Rossmann:* Zunächst nicht. Doch steigerten sich in der Diskussion die Vorwürfe gegen Bense: Atheismus, Beleidigung des Christentums. Grundsätzlich wurde vom Hochschulreferenten erklärt, die Freiheit der Lehre und Forschung finde da ihre Grenze, wo Zweifel an der staatsbürgerlichen Loyalität eines Professors aufträten. Der Hochschulreferent fügte aber zuletzt diesen politisch-weltanschaulichen Vorwürfen den der »wissenschaftlichen Niveaulosigkeit« als ausschlaggebend für die Ablehnung der Ernennung Benses hinzu.

*Jaspers:* Das wundert mich. Wenn ich selber auch der Philosophie Benses sehr fernstehe, so sind doch seine Leistungen meines Erachtens unbestreitbar.

Übrigens scheinen mir hier zwei Fälle vorzuliegen. Der Fall des Hochschulreferenten: Überschreiten seiner Befugnis als Beamter, Indiskretion und Disqualifizierung eines trotz seiner Umstrittenheit anerkannten Professors. Der Fall Bense: Beleidigung von Christentum und Staat. In beiden Fällen handelt es sich formal also zunächst um Verstöße gegen gute Manieren in der Mitteilung von Auffassungen und Meinungen.

35 | *Rossmann:* Dem scheint auch zu entsprechen, daß trotz der erregten Verhandlung im Landtag keine faktischen Konsequenzen gezogen wurden. Der Hochschulreferent ist in seinem Amt, Bense im Besitz seiner außerordentlichen Professur geblieben. Niemand hätte daran gedacht, gegen beide ein Disziplinarverfahren einzuleiten. Alle Parteien des Landtages einigten sich zuletzt darauf, einen zweiten Lehrstuhl für Philosophie einzurichten.<sup>452</sup>

*Jaspers:* Das scheint mir alles sehr vernünftig. Freie Konkurrenz an der Hochschule ist der einzige, gute Weg, Wahrheit zu erproben, zu korrigieren. Vorausgesetzt ist allerdings, daß man Persönlichkeiten findet, die der Aufgabe gewachsen sind. – Die Sache selber ist also damit erledigt.

*Rossmann:* Das ist auch meine Meinung. Aber für unser Thema – das Problem der Lehrfreiheit – ist etwas anderes von Belang: ich meine die im Gang der öffentlichen Erregung und der dramatischen Verhandlungen geäußerten, vielfach sich widersprechenden Auffassungen von der Lehrfreiheit.

*Jaspers:* Ja. Aus den Berichten der Presse und aus den Verhandlungsprotokollen des Landtags ergab sich mir keineswegs ein klares Bild. Soweit es sich um einen Kampf handelte, war es vielleicht gar nicht so sehr ein Kampf zwischen den politischen Parteien, sondern innerhalb der Parteien selber um die Freiheit. Man will entweder aus der Liberalität der Gesinnung – etwas ganz anderes als Liberalismus – an den Universitäten uneingeschränkte Lehrfreiheit – oder man will sie nicht. Dieser Gesinnungsgegensatz von Liberalität und doktrinärem Fanatismus scheint quer durch die Parteien hindurchzugehen.

Auf einen solchen innerparteilichen Kampf weisen Pressenachrichten hin wie diese: Der Hochschulreferent nahm eine Einladung zu einem Vortrag über den Fall Bense vor der »Jungen Union« in Ulm an. – Der Ministerpräsident<sup>453</sup> verbot den Vortrag. – Der CDU-Landesverband, vom Hochschulreferenten informiert, zwang den Ministerpräsidenten, dieses Redeverbot rückgängig zu machen. – In seiner Fraktion konnte der Ministerpräsident nicht die Mehrheit seiner Parteifreunde für sich und seinen Kultusminister<sup>454</sup> gewinnen, die beide die Äußerungen des Hochschulreferenten offenbar mißbilligten und mit Entschiedenheit sich für die Liberalität einsetzten.

Man weiß nicht, wie viel an solchen Pressenachrichten richtig ist. Aber öffentlich erklärte der Ministerpräsident, er würde manche Formulierungen, die der Hochschulreferent gebraucht habe, nicht gebrauchen. Und der Kultusminister bemerkte: »Aussagen über den Bereich von Freiheit und Forschung und Lehre habe in meinem Ministerium allein ich abzugeben.«

*Rossmann:* Es erscheint mir besonders wichtig, daß sich der Ministerpräsident jederzeit völlig klar und eindeutig im Sinne der Lehrfreiheit geäußert hat. So sagte er: »Desperados der akademischen Freiheit müsse eine Demokratie ertragen.« Er hat damit offenbar grundsätzlich ausgeschlossen, überhaupt in Erwägung zu ziehen, einen Dozenten oder Professor, der einmal da ist, in seiner Tätigkeit zu beschränken, ihm die *venia legendi* zu entziehen, ein Disziplinarverfahren einzuleiten. Der Ministerpräsident zeigte sich also als Hüter und Wahrer der vollen Lehrfreiheit. Und ebenso der Kultusminister, der in seinem »letzten Wort« die Fälle des Professors und des Hochschulreferenten parallelisierte: Überprüft werde der Senatsvorschlag für die Ernennung. »Außerdem« aber »werde überprüft, ob der Hochschulreferent bei seinen Aussagen über Bense in der Öffentlichkeit zu weit gegangen sei.«

*Jaspers:* Man könnte fast denken, es habe sich wirklich nur um die Frage der Manieren gehandelt. Sowohl vom Professor wie vom Ministerialbeamten sind bessere Manieren zu erwarten, als die hier sichtbar gewordenen. Freilich: Die guten Manieren, mit denen ich, etwas bagatellisierend, das nenne, worum es sich hier handelt, sind bei dem Beamten und dem Professor, dem Wesen ihrer Berufe entsprechend, verschieden. Der Beamte hat die Grenzen seiner Befugnisse einzuhalten. Er hat sich den Weisungen seines Vorgesetzten zu fügen. Er verletzt die Treuepflicht des Beamten, wenn er auf irgendwelchen Wegen seine Partei gegen seinen Minister sich mobilisieren läßt. Ebenso wenig darf er den Respekt vor den Hochschulprofessoren verletzen. Er hat für deren Dasein und ihre Arbeitsmöglichkeiten, der Universitätsidee und ihnen dienend, dem Auftrag seines Amtes gemäß zu sorgen, wissend, daß die Forscher und Denker, denen er als Beamter vorgesetzt ist, in der Rangordnung des geistigen Schaffens über ihm stehen. Der Professor aber hat in seinem Beruf niemanden über sich. Er ist zwar der Daseinsform nach Beamter. Dem Wesen nach aber ist er auf Grund seiner vom Staate selber gewünschten völlig freien Tätigkeit kein Beamter. Denn er hat für seinen Beruf keinerlei Weisungen zu empfangen; er erteilt diese allein sich selber. Seine Verantwortung

ist die vor der Wahrheit. Verletzt er diese Verantwortung, so ist das keine schlechte Manier, sondern eine tödliche Verletzung seiner Berufspflicht. Das zu beurteilen gibt es keine irdische Instanz.

Dagegen sind auch vom Professor gute Manieren zu verlangen. Sie zeigen sich in der zur Wahrhaftigkeit gehörenden Form der Diskussion, in seinem Sprechen überhaupt und in seiner persönlichen Gestalt. Verletzt er hier die Forderungen seines Berufes, so ist das zwar peinlich, aber nicht tödlich für seine Sache. Äußerstenfalls kann sich ein Genie als Narr benehmen. Das ist zwar nicht zu entschuldigen. Aber die Lehrfreiheit erfordert, daß hier disziplinarisch nur dann vorgegangen wird, wenn Handlungen vorliegen, die gegen das Strafgesetz verstoßen. Sie sollen zuerst von ordentlichen Richtern festgestellt und verurteilt werden und dann das Disziplinarverfahren zur Folge haben. Dies schien der Ministerpräsident zu meinen, wenn er sagte, Desperados der Lehrfreiheit müsse die Demokratie – das heißt: ein freier Staat, der für sein eigenes Wesen die freie Universität will – ertragen.

*Rossmann:* Sie ziehen die extreme Konsequenz aus dem Begriff der Lehrfreiheit und Sie interpretieren die Worte des Ministerpräsidenten ganz im Sinne dieser Konsequenz. Sie postulieren eine gleichsam schrankenlose Freiheit. Sind bei solcher Freiheit der Professoren nicht Willkür und Zügellosigkeit die Folge?

36 | *Jaspers:* Sie haben recht. Ich habe nur grundsätzlich formuliert. Es ist aber die Frage, was gegen die Zügellosigkeit ohne Verletzung der Freiheit zu tun möglich sei. Das Eigentliche läßt sich nicht machen: es müssen die Persönlichkeiten da sein und sich zeigen, die, außer daß sie geistig schöpferische Begabung besitzen, auch zur Freiheit fähig sind, die solche Freiheit verdienen, weil sie sie in ihrer Tätigkeit erfüllen. Fehlen solche Persönlichkeiten, dann gerät alles ins Wanken. Die Freiheit erstickt dann entweder in konventionellen Manieren der Zunft oder in der Vergewaltigung durch staatliche Disziplinierung.

*Rossmann:* Worin sehen Sie dann – entgegen diesem pessimistischen Aspekt – die Bedingung der möglichen Verwirklichung dieser Freiheit?

*Jaspers:* In der Freiheit geschieht die Korrektur durch die Freiheit selber mit der öffentlichen Kritik. Auch der Ministerpräsident hat das Recht, unter Anführung von Zitaten an den Manieren des Professors Kritik zu üben. Nicht die freie Meinungsäußerung wird damit bestritten, sondern die Weise kritisiert, in der sie vorgebracht wird. Bense kann zwar nicht im Parlament, aber öffentlich antworten. Ein Minister, der einen Professor, wenn dieser wirklich Professor ist, angreift, wagt etwas. – Bense ist in keinem Fall ein Märtyrer. Ihm ist nichts genommen. Er hat sich einer Kritik ausgesetzt, die mir keineswegs ohne weiteres unberechtigt zu sein scheint. Seine Antwort – von der mir nichts bekannt geworden ist – hätte zu einer Erörterung führen können, bei der sich gezeigt hätte, ob die schlechte Manier mit einem brüchigen Grund in diesem Denken zusammenhängt oder nicht. Davon ist bisher nichts geschehen. Das Ganze ist als Sensation verpufft, ohne ein geistiges Ereignis zu werden.

*Rossmann:* Damit reduziert sich dieser Fall auf die Modalitäten seiner Behandlung gemäß den Konsequenzen, die der Ministerpräsident aus seiner Kritik gezogen hat: nämlich nicht den Kritisierten etwa disziplinarisch aus dem Amt entfernen, sondern diese Kritik bei der Prüfung zu verwenden, ob die vom Senat der Hochschule vorgeschlagene Ernennung berechtigt sei und um darüber dann seinen Kultusminister mit dem Senatsvertreter in eine Besprechung eintreten zu lassen. Damit wird hervorgehoben, daß die größte Verantwortung für das Leben und die Freiheit der Universität bei den Habilitationen und Berufungen liegt. Es ist die Lebensfrage der Universität, daß die Auswahl der Persönlichkeiten gelingt, die da sind, aber gefunden werden müssen. Die Lehrfreiheit ist also letztlich allein von den Persönlichkeiten abhängig, die fähig sind, sie auch zu verwirklichen.

*Jaspers:* Ich stimme Ihnen zu. Die Lehrfreiheit wird nicht bedroht durch das Recht der Selbstergänzung der Universitätslehrer unter sorgsamster Prüfung. Sie wird auch nicht bedroht durch die Kontrolle der so gewonnenen Universitätsvorschläge seitens des Staates – vorausgesetzt, daß der Staat durch Persönlichkeiten vertreten ist, die sich zu informieren verstehen, eigene Urteilskraft besitzen und an der Idee der Universität geistig teilhaben. – Wohl aber ist das Leben der Universität bedroht, wenn durch das Verhalten von Professoren und Regierungen die Besten vom Beruf des Universitätslehrers sich abgeschreckt fühlen und Schlechte – etwa unter dem Kriterium des Bedarfs an Lehrkräften bloß nach Funktionen – berufen werden. Schlechte ziehen Schlechtere nach sich.

*Rossmann:* Nachdem wir von einem Beispiel aus der Realität gesprochen haben, die als Realität immer in einer kaum entwirrbaren Verknäuelung der Motive und Auffassungen verbleibt, schlage ich vor, nunmehr das Problem der Lehrfreiheit grundsätzlich zur Frage zu stellen.

*Jaspers:* Gut, ich bin einverstanden. Eine verbindliche Antwort auf die Frage, worin die Forderung der Lehrfreiheit ihren Grund hat, erscheint mir geeignet, die auch in unserem Beispiel wirksamen Voraussetzungen für die Lehrfreiheit einer Prüfung zu unterziehen. Worin sehen Sie den Rechtsgrund der Lehrfreiheit überhaupt?

*Rossmann:* Im Begriff der modernen Wissenschaft selbst. Die Lehrfreiheit ist Bedingung der Forschung, die kein in sich geschlossenes Weltbild kennt. Zur modernen Wissenschaft als Forschung gehört das Bewußtsein, daß ihre Wahrheiten niemals endgültigen Charakter besitzen, sondern stets revidierbar sind. In der Revidierbarkeit ihrer Erkenntnisse besteht ihre Erweiterung und ihr Fortschritt. Sie ist – im Gegensatz zu jeder in sich geschlossenen Weltdeutung theologisch- oder ideologisch-dogmatischer Gestalt – eine unabschließbare, sich offenhaltende Wahrheitsvergewisserung, die selber tun muß, was sie erkennen will. Wenn derart ihre Wahrheit auf dem Wege ist, im Versuchen gesucht wird, dann ist sie angewiesen auf völlige Freiheit der Mitteilung. Forschungs- und Lehrfreiheit bedingen einander. Die christlich-scholastische Universität kannte beide nicht. Denn unter der Praemisse eines in sich geschlos-

senen Weltbilds von absolutem Glaubenscharakter kann es wie keine Forschungs- so auch keine Lehrfreiheit geben. Analog schließt auch die einem wissensideologischen Dogma unterstellte Universität wie die marxistische die volle Lehr- und Forschungsfreiheit aus.

*Jaspers:* Doch ist zu unterscheiden: Religion und deren theologische Auslegungen besitzen ihren Grund in einem unbedingten, zum ganzen Menschsein gehörenden und seine Freiheit bedingenden Gottes- und Wahrheitsglauben. Ideologisches Denken aber gründet sich auf einer fälschlich absolut gesetzten, weil ihrem Wesen nach stets nur partikularen Wissensvoraussetzung, unter deren totalem deterministischen Anspruch sowohl die Freiheit des Erkennens wie die Freiheit des Handelns negiert werden.

*Rossmann:* Aber auch die dogmatische Auslegung religiösen Glaubens kann die Gestalt von Ideologie annehmen. Das tut sie dann, wenn sie auf Machtausschließlichkeit bedacht ist und sich so an der Freiheit des Denkens selber vergreift. Sie erklärt sich dann selbst zu etwas, was sie gerade nicht sein kann, ohne sich selbst untreu zu werden: zu einer Weltanschauung wie andere ideologische Weltanschauungen totalitären Charakters auch. Damit freilich gefährdet sie zugleich auch die Freiheit ihrer eigenen Glaubensvoraussetzung. Gegen solche Ideologisierung der Theologie wendet sich jedoch der lebendige Glaube selber, der stets mächtiger ist als jede seiner Auslegungen. Mit diesem Glauben aber ist der modernen Wissenschaft gemeinsam, daß sie im Bewußt|machen gerade der grundsätzlichen Relativität alles empirischen Faktenwissens, illusionslos Wahrheit will und daß Freiheit ihre Bedingung ist.

37

Lehrfreiheit ist Voraussetzung geistigen Lebens: im Denken und Erkennen, im Philosophieren wie in der Wissenschaft.

*Jaspers:* Wie verhält es sich aber mit den konfessionellen Hochschulen?

*Rossmann:* Konfessionelle, theologische Schulen sind Lehranstalten und nicht Institutionen der freien Wissenschaft im Sinne von Universitäten. An ihnen dient Wissenschaft in zweckbedingter und beschränkter Auswahl, um Erziehung und Unterricht im Sinne eines in Lehre und Bekenntnis fixierten Glaubens zu leisten. Sie gehören in den allgemeinen Bereich des staatlichen und kirchlichen Erziehungswesens. Sie sind Schulen und keine Universitäten und diesen nicht gleichzustellen.

*Jaspers:* Wie steht es weiter dann mit der Forderung, an Universitäten für Gebiete, in denen theologische und weltanschauliche Fragen zum Problem der Forschung und Lehre werden (wie in der Philosophie, der Geschichtswissenschaft, der Soziologie), parallele, durch ihre Inhaber konfessionell gebundene Lehrstühle einzurichten, oder, wie man sagt, diese Fächer »paritätisch« vertreten zu lassen?

*Rossmann:* Mit dieser Frage haben Sie ein Problem angeschnitten, dessen größte Schwierigkeit eigentlich darin besteht, daß es kein echtes Problem ist oder sein sollte. Mir scheint es eine Art politischen Pseudoproblems zu sein. Es hat seinen Ursprung in der Konfessionsspaltung und der mit dieser verbunden gewesenen Politisierung der

Religionsgemeinschaften wie umgekehrt auch in der Konfessionalisierung und auch der Ideologisierung der Politik. Es ist ein heute noch unbewältigter Restbestand des verhängnisvollsten Erbes der deutschen politischen Geschichte.

Nur die Einsicht in die Notwendigkeit der Trennung konfessioneller Interessen von den politischen Pflichten kann zur Überwindung dieses Übels führen. Aus diesem schlimmen geschichtlichen Erbe des Grundsatzes: *Cuius regio, eius religio*,<sup>455</sup> hat sich jene un-politische Untertanengesinnung entwickelt, die das frühere Deutschland verhindert hat, ein in sich selber freies Staatswesen zu werden, und das es auch gegenüber totalitären politischen Ideologien so anfällig machte. –

Im Grundgesetz der Bundesrepublik nun ist diese Trennung deutlich vollzogen: Ungestörte Religionsausübung, Freiheit des Glaubens, des Gewissens, des religiösen und weltanschaulichen Bekenntnisses; und, parallel dazu: Freiheit von Wissenschaft und Kunst, Forschung und Lehre. Zuletzt aber: Niemand darf wegen seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden.<sup>456</sup> Dieses letztere Grundrecht ist das entscheidende.

Wenn man nun aus diesem so klar definierten Grundrecht, wie es vielfach geschieht, den Anspruch auf eine zahlen- und damit machtmäßige paritätische Interessenförderung konfessioneller Gemeinschaften durch den Staat ableiten will, so geschieht das in Verkennung des Grundgesetzes.

Für den Bereich der Forschung und Lehre, der Universität, gilt nach dem Grundgesetz eindeutig: Die garantierte Freiheit 1. des Glaubens und 2. der Lehre und Forschung fordert zugleich die strikte institutionelle Trennung beider. Die Folge ist: Im Schul- und Erziehungswesen ist den konfessionellen Gemeinschaften freier Raum für ihre ungehinderte Entfaltung zu gewähren. Im Bereich der Wissenschaft dagegen und der institutionellen Mitte ihres Lebens dürfen Glaubens- und Weltanschauungskriterien für die Errichtung von Lehrstühlen, für Habilitationen und Berufungen nicht zur Geltung gebracht werden.

*Jaspers:* Ja, in der Tat. Hier liegt ein entscheidender Punkt für die Freiheit des geistigen Lebens der Universität. Die Spaltung von Lehrgebieten nach solchen Gesichtspunkten beschränkt die Lehr- und Forschungsfreiheit auf den jeweils gebundenen Lehrstuhl. Sie hebt den Charakter eines Universitätslehrstuhles auf.

Wie verhielt es sich früher mit der Forderung der Lehrfreiheit und der Einrichtung konfessionell gebundener Lehrstühle?

*Rossmann:* Die konfessionelle Doppelbesetzung von Lehrstühlen für Philosophie und Geschichtswissenschaft wurde im 19. Jahrhundert in Preußen als politischer Tribut an die katholische Bevölkerung Schlesiens und der Rheinlande an den Universitäten Breslau und Bonn eingeführt. Die Politisierung der katholischen Kirche durch Bismarcks Kulturkampf verstärkte dann die Tendenz zu diesem Paritätsprinzip. So wurde 1903 der Lehrstuhl für neuere Geschichte an der damaligen Universität Straßburg in ein konfessionell bestimmtes Doppelordinariat umgewandelt. Das geschah trotz des

energischen Protestes der Mehrzahl der deutschen Professoren mit Theodor Mommsen<sup>174</sup> und Lujo Brentano<sup>457</sup> als Wortführern.<sup>458</sup>

Auch heute gibt es an verschiedenen unserer Universitäten solche paritätisch besetzten Lehrstühle. Doch ist diese Form der Parität bisher nicht zum allgemeinen Prinzip erhoben worden. Freilich liegt bei der zunehmenden Tendenz der Verschulung unserer jetzigen Universitäten die Gefahr nahe – in Berufung auf das fragwürdige Beispiel von manchen Pädagogischen Hochschulen –, daß es zum Unheil des Geistes der Universität zum allgemeinen Prinzip gemacht werden könnte.

Um selbst die Möglichkeit dessen auszuschließen, bedarf es einer neuen, klaren Bestimmung des Begriffs der Universität selber. Was an Schulen und Lehranstalten des Staates und der Kirchen, je nach deren Bestimmung, legal sein kann, ist dies keineswegs auch für die Universität. Es wäre die Preisgabe ihrer Idee, wenn man bestimmte Gebiete der Lehre und Forschung an selber wissenschaftsfremde Voraussetzungen knüpfen wollte.

*Jaspers:* Sie berühren damit das immer wieder umstrittene und zumeist mißverständene Postulat der Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaften.<sup>459</sup> Was verstehen Sie unter diesem Postulat?

38 | *Rossmann:* Voraussetzungen in den Wissenschaften sind jeweils hypothetische und niemals absolute Voraussetzungen in der Art aller Glaubensvoraussetzungen. Ohne hypothetische Voraussetzungen kann im Forschen kein Schritt getan werden. Zum Prozeß des Forschens selber aber gehört die ständige Klärung dieser Voraussetzungen.

*Jaspers:* Ich möchte hinzufügen: Das gleiche Problem liegt Max Webers berühmter Forderung der Wertfreiheit der Wissenschaft zugrunde.<sup>460</sup> Diese Forderung bedeutet keineswegs, wie sie gemeinhin aufgefaßt wird, Aufhebung der Wertungen, sondern die wertungsfreie Analyse der Wertungen selber.

Es macht erst den Menschen zum ganzen Menschen, wenn er beides vermag: in einem bedingungslosen Glauben sein Leben einzusetzen und doch zugleich seinen wie jeden anderen Glauben wissenschaftlich zu analysieren. Diese wissenschaftliche Haltung macht frei, ermöglicht Klarheit und Toleranz, Distanz gegenüber den Dingen und sich selbst. Sie ist der Geist der freien Universität.

*Rossmann:* Das bringt zur Einsicht, daß Wissenschaftlichkeit nicht das letzte ist, daß sie niemals der letzte Zweck sein kann. Aber Wissenschaft im Sinne dieser so verstandenen Voraussetzungslosigkeit ist der lebendige Geist der Universität, an der sich derart alle Glaubensweisen und Lebensformen in einem gemeinsamen Elemente begegnen. Sie dehnt sich – so hat Wilhelm von Humboldt es ausgedrückt – auf das ganze Wesen des Menschen aus:<sup>461</sup> nicht nur in seinem Denken, sondern auch in seinem Handeln.

*Jaspers:* Das ist auch meine Überzeugung. – Sie sprechen von der unendlichen Bewegung der modernen Wissenschaftlichkeit, ohne Abschluß und Vollendung, von ihrer Erziehung zur Wahrhaftigkeit und zum Wissen des Wissens, das heißt: wie wir jeweils, mit welchen Methoden und in welchen Grenzen, ein Wissen gewinnen. Wir

leben in dieser Verfassung, die uneingeschränkt wissen will. Aber noch einmal: Ist das etwa genug für den Menschen?

*Rossmann:* Nein. Wissenschaft bleibt Mittel, wenn sie als Mittel auch volle Autonomie innerhalb ihrer Grenzen besitzen muß, um überhaupt Wissenschaft zu sein. Nur so entspricht sie dem menschlichen Wahrheitswillen, der sich nicht einschränken läßt. Wohl aber ist sie vom Menschen in seinem Leben, das an keinem jeweiligen Wissenshorizont seine Grenze hat, ständig zu ergänzen, ist sie durch die Substanz des Menschen selber zu erfüllen.

*Jaspers:* Noch einmal komme ich auf die Frage nach der Errichtung paralleler Lehrstühle für dasselbe Gebiet nach dem Gesichtspunkt paritätischer Vertretung der Konfessionen zurück. Müssen sie für die Universität bedingungslos abgelehnt werden?

*Rossmann:* Ja. Der Geist der Wissenschaftlichkeit selber fordert es. Ihm gegenüber ist solche Parität schlechthin unwahr. Man kann logischerweise hier insofern nicht einmal von Parität sprechen, als dem einen Lehrstuhlinhaber uneingeschränkte Lehr- und Forschungsfreiheit zuerkannt wird, dem anderen aber nicht. Auch die Existenz solcher Lehrstühle an manchen Universitäten ist kein Rechtsgrund. Hier gilt Mommsens Wort: Ihr »Bestehen ist (zwar) unbestritten, minder aber das Recht.«<sup>462</sup> – Doch ist, wenn über die Sache selber Klarheit herrscht, das Bestehenlassen solcher traditionellen Lehrstühle vielleicht ein praktischer, zeitlich begrenzter Kompromiß. Nur muß Klarheit darüber sein und dürfen aus deren Existenz keine verallgemeinernden Rechtsansprüche abgeleitet werden.

*Jaspers:* Dagegen besitzen die konfessionellen Theologien das Recht, an der Universität durch eigene Fakultäten vertreten zu sein. Dieses Recht leitet sich aus geschichtlichen Gründen her, die sich wissenschaftlich rechtfertigen lassen. Voraussetzung ist, daß die Professoren dieser Theologien durch geistige Leistung und wissenschaftliche Forschung erwiesen sind. Nur unter dieser Bedingung wird es für den Gesamtgeist der Universität dienlich sein, wenn sie auch ihr fremde geistige Mächte in sich aufnimmt. Denn die geistige Konkurrenz, die ständige Erinnerung an das Vielleicht des Glaubens kann selber eine Bereicherung des wissenschaftlichen Lebens sein: sofern die Universität die theologische Fakultät und nicht umgekehrt diese die Universität beherrscht. Das führt uns noch einmal auf die Frage nach dem Verhältnis der Lehrfreiheit zur Glaubensfreiheit zurück. Wie verhalten sich beide zueinander?

*Rossmann:* Glaubens- und Lehrfreiheit sind als einander analog zu verstehen. Es ist irrig, zu meinen, daß religiöser Glaube durch die Forschungs- und Lehrfreiheit bedroht werde. Nur die als Ideologie unter dem Machtanspruch der Ausschließlichkeit auftretende Pseudowissenschaft – der Wissenschaftsaberglaube in jeglicher Gestalt – bestreitet das Recht des Glaubens. Nicht minder aber bestreitet sie die Freiheit der Wissenschaft, der Forschung und Lehre. In dem ideologischen Wissenschaftsaberglauben haben religiöser Glaube und Wissenschaft den gleichen Feind, den Feind und Verneiner ihrer beider Freiheit wie zugleich der politischen Freiheit.



*Jaspers:* Wodurch kann noch auf andere Weise die Lehrfreiheit, trotz formaler Respektierung, bedroht werden?

*Rossmann:* Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten. Eine der gefährlichsten Bedrohungen der Lehrfreiheit sehe ich darin, daß die Idee einer dem Geist der modernen Wissenschaftlichkeit entsprechenden Universität unmerklich verloren gehen kann. Das geschieht etwa dann, wenn der Staat seine Universitäten wesentlich nur als Schul- und Ausbildungsstätten für die von ihm benötigten wissenschaftlichen Fachkräfte beurteilt und danach einrichtet. Denn die zur bloßen Ausbildungsanstalt für wissenschaftlich-technische Fachkräfte herabsinkende Universität ist dann von sich aus gar nicht mehr fähig, die ihr formal zwar noch garantierte Lehrfreiheit zu verwirklichen. Diese Gefahr wird um so größer, je mehr die Universität mit bloßen Unterrichts- und technischen Ausbildungsaufgaben belastet wird, die gar nicht ihre Sache, sondern die Sache von wissenschaftlichen Fachschulen ist.

39 | Um dieser Gefahr wirksam zu begegnen, bedarf es einer Reform der Wissenschaftsorganisation im ganzen, der die strikte Unterscheidung der Universität als freier, autonomer Forschungs- und Lehrstätte von jeder Art von Lehranstalt und Fachschule zugrundegelegt werden müßte. Das Gewicht und die Bedeutung einer solchen Reform aber sind derart entscheidend für die künftige Entwicklung unserer Wissenschaft und Technik und unseres gesamten Erziehungs- und Bildungswesens, daß die Verantwortung für sie nicht allein von den einzelnen Bundesländern getragen werden kann. Hier bedarf es des gesetzgeberischen Zusammenwirkens aller politischen Kräfte: des Bundes und der Länder.

Durch das Grundgesetz ist die »Förderung der Forschung« im Sinne der konkurrierenden Gesetzgebung dem Bund überantwortet.<sup>463</sup> Sofern die Forschung nur im Medium der freien Lehre – und das ist: durch die Universität – wirksam gefördert, vermittelt und entwickelt werden kann, ist es deshalb meines Erachtens Aufgabe des Bundes, durch ein Hochschulrahmengesetz<sup>464</sup> den Begriff und Aufgabenbereich der Universität verbindlich festzulegen.

Indolenz gegenüber dieser Sorgepflicht würde angesichts des Versagens der bestehenden Universitäten durch ihre Belastung mit ihnen nicht zumutbaren Aufgaben verhängnisvoll sein.

*Jaspers:* Der Gedanke eines vom Bunde zu erlassenden Rahmengesetzes für die Forschung ist mir neu. Er leuchtet mir ein, weil dadurch die Universitäten aus der gesamten Hierarchie des Unterrichts- und Erziehungswesens, dem sie angehören, doch zugleich hinausgehoben werden. Die für das Universitätsleben unerläßliche Konkurrenz der Länder bleibt erhalten. Was führt Sie zu diesem Gedanken?

*Rossmann:* Was bisher zur Reform der Universitäten getan und geplant wurde, reicht nicht aus. Eine bloße Vermehrung der Lehrstühle und Institute und Universitätsneugründungen traditionellen Stils sind nicht genug. Wir bedürfen einer neuen Universitätsgestalt.<sup>465</sup>

Wissenschaft und Technik bilden heute das Potential der Daseinsbedingungen des Staates. Der Stätte ihres geistigen Lebens, der Universität, kommt deshalb eine allen bloß aktuellen Nützlichkeits- und Bedarfsdeckungsprinzipien übergeordnete Bedeutung zu. Ließe es der Staat geschehen, daß die Universität zu einer letztlich nur technologischen Ausbildungszwecken dienenden Schulanstalt wird, dann würde das in weiterer Konsequenz auch sein politischer Schaden sein.

Denn eine die Wissenschaft nur als Technologie behandelnde und vermittelnde Universität würde nicht mehr die Stätte des Gewissens des Wissens sein. Wird die Universität zur Schulanstalt für wissenschaftliche Techniker, dann kann sie auch dem Ungeist der ideologischen Mächte nicht widerstehen, sondern wird diese selber anziehen und sich ihnen ausliefern.

Ihrer seit langem geplanten Reform sollte eben deshalb eine verbindliche Bestimmung ihres Begriffs und ihrer Aufgaben durch ein Hochschulrahmengesetz des Bundes vorgehen. Die so einzuleitende Universitätsreform würde damit den Charakter einer politischen Willensentscheidung des mit ihr sein Wesen bezeugenden freien Staates erhalten. Sie möchte dann nichts Geringeres bedeuten als die volle Verwirklichung der bisher nur in ihrem zeitbedingten Bildungscharakter, nicht aber in ihrem politischen Charakter zur Geltung gekommenen Universitätskonzeption Wilhelm von Humboldts:<sup>466</sup> dieses ersten und heute noch grundlegenden Entwurfes einer modernen Universitätsgestalt durch einen Mann, dessen Geist Vorbild von Kultusministern und Hochschulreferenten vielleicht noch heute sein könnte.

*Jaspers:* Sie haben zuletzt die politische Bedeutung der Lehr- und Forschungsfreiheit besonders hervorgehoben und zugleich die Reform im Sinne einer politischen Notwendigkeit aufgefaßt.

*Rossmann:* Darf ich das noch kurz verdeutlichen? Die Fragen der Universität sind unter dem Aspekt zu erwägen, daß der Kampf um die künftige Gestalt und Ordnung einer freiheitlichen Menschenwelt geistig auf dem Boden der Wissenschaft ausgetragen wird: im Westen wie im Osten.<sup>467</sup> Denn Wissenschaft und Technik im weitesten Sinne sind die das heutige menschliche Dasein und seine Ordnungsformen ermöglichenden, tragenden und gestaltenden Mächte. Deshalb sind heute die Denkkungs- und die Handlungsweisen der Völker auf entscheidende Weise davon abhängig, wie Naturwissenschaften und Technik, Geisteswissenschaften und Philosophie gelehrt und verstanden werden.

*Jaspers:* Wir sind einig. Die an sich apolitische Universität ist nur in dem einen Punkte politisch: Die Freiheit von Lehre und Forschung hat zur Daseinsbedingung ein freies Staatswesen. Sie selber stellt den Geist der Freiheit des Staatswesens dar. Sie steigert ihn durch Erkenntnis der Wahrheit. Nur ein freies Staatswesen wird seinen Universitäten die volle, durch keine außerwissenschaftliche Beeinflussung eingeschränkte Lehr- und Forschungsfreiheit garantieren. Umgekehrt ist die Universität selber ein politisches Element der Freiheit dieses Staatswesens.



## Stellungnahme von Karl Jaspers zu dem von der Redaktion des *kolibri* im November 1967 gestellten Thema: »Funktion der Vorlesungen und einer organisierten Scriptenzentrale«<sup>468</sup>

| Ihre Frage, wie eine Vorlesung im Zeitalter der Bücher beschaffen sein müsse, damit sie noch sinnvoll sei, ist alt und doch von neuer Bedeutung. Die Beantwortung setzt einige Differenzierungen voraus:

11

Vorlesungen halte ich dann für unersetzlich, wenn sie aus der je einmaligen Spontaneität des Dozenten kommen. Solche Vorlesungen sind mehr als es etwas Gedrucktes sein kann, nämlich selber ein unmittelbarer Akt der geistigen Produktivität. An ihm als Student teilzunehmen, und sei es auch nur im Zuhören, erweckt zu eigener Initiative und läßt etwas vom Schwung der geistigen Arbeit spüren. In ihnen stehen sich Dozent und Studenten in einem sokratischen Verhältnis gegenüber, jeder der Kritik des anderen ausgesetzt und für sie offen. Ja vielleicht darf man sagen, daß der Dozent, in dem Maß, wie es ihm ernst ist, nicht nur das Recht der Studenten auf Kritik akzeptiert, sondern Kritik will. Deshalb dürften solche Vorlesungen eigentlich nicht die ganze Stunde füllen, sondern müßten einen Teil zu Frage und Diskussion frei lassen. In ihm müßten die Studenten durch Fragen und Kritik zeigen, daß sie von der geistigen Aktivität des Dozenten sich haben ergreifen lassen.

Anders ist es mit den Vorlesungen, die abgelesen werden. Sie sind, so scheint es, grundsätzlich durch ein Skriptum ersetzbar. Doch muß man auch hier noch unterscheiden: Es gibt geistige Begabungen, die in der öffentlichen Spontaneität versagen. In der Stille des gelehrten Lebens schreiben sie vielleicht Texte von hoher Geistigkeit. Etwas davon könnte noch von ihrer persönlichen Präsenz ausgehen, und es wäre dann, wenn auch nicht eine unmittelbare geistige Spontaneität, so doch ein geistiges Fluidum im Lesen des Dozenten lebendig, das selber in anderer Weise bildend wirkt als es Texte allein vermögen. Auch hier würde mit dem Wegfall der Vorlesung etwas Wesentliches verlorengehen.

Es bleibt jene dritte Klasse von Vorlesungen, hinter denen man mit Recht weder eine geistige Leistung noch geistige Spontaneität sucht. Es sind die vielleicht noch rhetorisch geschickten stundenfüllenden Zusammenstellungen, die man schon nach wenigen Semestern zur eigenen Beruhigung wiederholt. Sie sind ein öffentlicher Skandal. Sie auch noch zu drucken, wäre nicht nur sinnlos, sondern verderblich. Mir scheint

das beste, ihnen fernzubleiben, und, wo dies nicht möglich ist, öffentlich scharfe Kritik zu erheben. Das setzt allerdings die Urteilskraft des Studenten voraus und schließt seinen Willen mit ein, auch am Mitstudenten Kritik zu üben. Sollte aber sie, die Kritik, unterbunden werden, was dann? – Die Universität ist die Stätte des lebendigen Geistes,<sup>469</sup> und daß sie es bleibe, daran liegt mehr als an Gefälligkeiten auf Gegenseitigkeit und an einer vordergründigen Ordnung. Deshalb ist kein anderer Rat, als daß dort, wo dem Studenten das Recht auf Kritik vorenthalten wird, er sich das Recht auf Kritik herausnimmt; denn er ist mündig und mitverantwortlich für das, was an der Universität geschieht.

Unsere Antwort gelangt zu einem Schluß, welcher der Fragestellung zuwider läuft: Wo es der Mühe wert ist, sich mit den Vorlesungen abzugeben, sind sie unersetzlich; wo es sich nicht lohnt, sollen sie auch nicht gedruckt werden.

## STELLENKOMMENTAR

Um Mehrfachabdrucke von gleichlautenden Stellenkommentaren zu vermeiden, wird an den entsprechenden Textstellen die Nummer desjenigen Kommentars angegeben, der bei der Erstnennung eines Begriffs, Sachverhalts oder einer Person eingefügt wurde.

### *Die Idee der Universität [1923]*

- 1 Vgl. zu Otto Toeplitz: Einleitung zu diesem Band, Fußnoten Nr. 41, 42.
- 2 Die Akademisierung der Volksschulbildung gehörte ebenso zu den Projekten des Hochschulreformers und preußischen Kultusministers Carl Heinrich Becker wie der Versuch, ein Bild der Universität zu etablieren, das sie verstärkt als Ausbildungsstätte für höhere Berufe erscheinen lassen sollte (vgl. C. H. Becker: *Gedanken zur Hochschulreform*, Leipzig 1919, 25).
- 3 Ein Reformvorschlag, der für Jaspers einer Auflösung der Universität gleichkam, wurde 1919 von Max Scheler in seinem Aufsatz »Innere Widersprüche der deutschen Universitäten« artikuliert. Nach Schelers Vorstellungen sollten die Universitäten in ihrer bisherigen Form aufgelöst und deren Aufgaben »auf eine Mehrheit von höheren Bildungsinstituten« verteilt werden. Für die bisherige Universität als Bildungsanstalt sah Scheler eine Umbildung »zu einem Institut ausschließlicher Berufs- und Fachschulung« vor (in: *GW* 4, 473–497, 483, 487).
- 4 »Gnōthi s(e)autón« (»Erkenne dich selbst!«) stand zusammen mit weiteren als apollinisch betrachteten Weisheiten auf einer Säule der Vorhalle des Apollontempels in Delphi. Jaspers interpretiert den Spruch in seiner 1919 erschienenen *Psychologie der Weltanschauungen* als »Ausdruck für die Aufgabe des Prozesses des Menschen zwischen dem Individuellen und dem Allgemeinen, des Prozesses, den er lebt, um darin zu erfahren, was er sei« (ebd., 380–381).
- 5 Den Begriff der »vermittelten Unmittelbarkeit« hat Georg Wilhelm Friedrich Hegel vor allem in seiner *Wissenschaft der Logik* (1812–1816) entfaltet. Eine detailgenaue Entsprechung zu Jaspers' Paraphrase ist nicht nachweisbar, diese bezieht sich aber mit hoher Wahrscheinlichkeit auf eine Textpassage aus dem 1. Teil, wo es heißt: »Der Grund ist das Unmittelbare und das Begründete das Vermittelte. Aber er ist setzende Reflexion, als solche macht er sich zum Gesetzseyn, und ist voraussetzende Reflexion, so bezieht er sich auf sich als auf ein Aufgehobenes, auf ein Unmittelbares, wodurch er selbst vermittelt ist. Diese Vermittlung, als Fortgehen vom Unmittelbaren zum Grunde, ist nicht eine äussere Reflexion, sondern, wie sich ergeben, das eigene Thun des Grundes« (*Wissenschaft der Logik I*, *GW* 11, 314).
- 6 In seiner *Psychologie der Weltanschauungen* hat Jaspers eine ausführliche Interpretation von zentralen existenzphilosophischen Gedanken Søren Kierkegaards vorgenommen, so zur Selbstwerdung, zum »Offenbarwerden«, zur »Verzweiflung« und zur »Innerlichkeit« (vgl. zur »Innerlichkeit« bes. 423–424).
- 7 Vgl. K. Jaspers: *Psychologie der Weltanschauungen* [1919], 447.

- 8 Eine Entsprechung zu dieser Aussage ist bei Johann Wolfgang von Goethe nicht nachweisbar. Möglicherweise bezieht sich Jaspers auf eine Bemerkung Goethes aus einem Gespräch mit Johann Peter Eckermann vom 17. Februar 1832, die lautet: »Ich verdanke meine Werke keineswegs meiner eigenen Weisheit allein, sondern Tausenden von Dingen und Personen außer mir, die mir dazu das Material boten. Es kamen Narren und Weise, helle Köpfe und bornirte, Kindheit und Jugend wie das reife Alter: alle sagten mir, wie es ihnen zu Sinne sei, was sie dachten, wie sie lebten und wirkten und welche Erfahrungen sie sich gesammelt, und ich hatte weiter nichts zu thun, als zuzugreifen und das zu ernten, was andere für mich gesäet hatten« (J. P. Eckermann: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*, in: J. W. v. Goethe: *Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche*, Bd. 39, hg. von C. Michel, Frankfurt a.M. 1999, 744–745).
- 9 Vgl. zu Jaspers' Kommunikationskonzept und zur Bedeutung der Selbstreflexion für die Kommunikation auch das aus dem Nachlass herausgegebene Vortragsmanuskript »Einsamkeit« [1915/16]; vgl. hierzu ferner: H. Saner: »Zur Dialektik von Einsamkeit und Kommunikation bei Karl Jaspers«, in: *Jahrbuch der Österreichischen Karl-Jaspers-Gesellschaft*, Nr. 1 (1988) 53–67, 54; G. Bonanni: »Kommunikation«. Die Genese eines Jaspers'schen Grundbegriffes«, in: ebd., Nr. 21 (2008) 53–82.
- 10 Der Gedanke der »Subjekt-Objekt-Spaltung« wurde von Jaspers bereits 1919 ausführlich diskutiert (vgl. *Psychologie der Weltanschauungen*, bes. 20–27) und bildete später den Ausgangspunkt seiner »Philosophischen Logik« und »Periechontologie« als »Lehre von den Weisen des Umgreifenden« (vgl. *Vernunft und Existenz* [1935], 43–70; *Existenzphilosophie* [1938], 13–25; *Von der Wahrheit* [1947], 53–140; vgl. zum Begriff des »Umgreifenden«: *Philosophische Autobiographie* [NA 1977], 86; *Von der Wahrheit*, 38; zum Begriff »Periechontologie«: ebd., 158).
- 11 Als »Epeheben« wurden im antiken Griechenland seit dem 4. Jahrhundert v.Chr. junge Männer bezeichnet, die eine zweijährige staatliche, am athenischen Vorbild orientierte, militärische Erziehung genossen, die als Voraussetzung für die Erlangung der vollen Bürgerrechte galt.
- 12 »Mandarin« (Sanskrit für »Ratgeber«) ist die westliche Bezeichnung für höhere chinesische Staatsbeamte in der Zeit der Ming- und Qing-Dynastien (1368–1911).
- 13 Die bereits von Demokrit hergestellte Verbindung zwischen dem Naturprozess und dem Gewöhnungs- bzw. Einübungsprozess wurde in der Neuzeit vor allem durch Michel de Montaigne im Sinne eines Konservatismus der Gewohnheit interpretiert (vgl. G. Funke: »Natur, zweite«, in: HWPh VI, 484–494, 486). Jaspers erweitert diese Auffassung in dem Sinne, dass er die zweite Natur als einen alle Deutungs- und Handlungsebenen des Individuums prägenden Habitus versteht.
- 14 Der griechische Begriff der »kalokagathía«, der aus den Worten »kalós«, »kai« und »agathós« zusammengesetzt ist (»schön und gut«), ist seit Homer die Bezeichnung für ein griechisches Ideal der körperlichen und geistigen Vollkommenheit, das als gesamthafte Vortrefflichkeit (*areté*) der Person erscheint (vgl. hierzu auch: W. Grosse: »Kalokagathia«, in: HWPh IV, 681–684).
- 15 Das »decorum« (von lat. »decor«: Anstand, Schicklichkeit, Angemessenheit) stand in der römischen Antike allgemein für das sich Ziemende, Ehrenhafte. In der öffentlichen Rede und im Verhalten galt das *decorum* als rhetorisches Regulativ, mit dem die Befolgung der Regeln des Schicklichen und Angemessenen zum Ausdruck gebracht werden sollte. Jaspers verknüpft das *decorum* vor allem mit Marcus Tullius Cicero (106–43 v.Chr.); das Maßhalten sei mit dessen Begriff des *decorum* zu dem geworden, »was sich für den vornehmen Römer ziemt« (K. Jaspers: *Psychologie der Weltanschauungen*, 223).

- 16 Das germanische Barbarenmotiv, auf das diese Aussage anspielt, lässt sich auf die Schrift *Germania* (um 98 n. Chr.) des römischen Historikers Publius Cornelius Tacitus (um 55–nach 115 n. Chr.) zurückführen. Ebenso wie die Motive des »Germanen« und des »Ariers« diente es v.a. seit Ende des 18. Jhs. der Konstruktion einer genuin deutschen Identität (vgl. K. von See: *Barbar, Germane, Arier. Die Suche nach der Identität der Deutschen*, Heidelberg 1994, 38). Insbesondere die mit dem Barbarenmotiv assoziierten Charakteristika der Freiheit, Eigenständigkeit und Individualität bildeten wesentliche Bezugspunkte der neuhumanistischen Bildungsidee und figurierten als Abgrenzungsmerkmale gegenüber der französischen Kultur. Umgeformt in ein positiv konnotiertes Wesensmerkmal wurde die Freiheit des Barbaren als Möglichkeit der freien Entfaltung eines genuin nationalen Talents ohne verengende Bildungsideale gedeutet.
- 17 Die Unterscheidung zwischen materialer und formaler Bildung ist eine gängige Dichotomie in den didaktischen Theorien des 19. und 20. Jahrhunderts. Materiale Bildungstheorien richten ihren Blick auf die objektiven kulturellen Inhalte, die zugänglich gemacht werden sollen, während in den formalen Theorien das sich bildende Subjekt im Vordergrund steht.
- 18 Die »agorá« (griech. für »Versammlung«) war in der Antike das Zentrum der griechischen Stadt und der Platz für Volks- und Gerichtsversammlungen. Sie gilt als für das kulturelle und politische Leben der Polis maßgebliche Institution.
- 19 Die »arché« ist ein unter den Vorsokratikern weit verbreiteter Terminus. Er wurde als Ausdruck für »Anfang«, »Ursache« oder »Prinzip« gebraucht, insbesondere im Sinne eines häufig mit einer stofflichen Komponente assoziierten ersten und ursprünglichen, alles Seiende determinierenden Urgrunds.
- 20 Der Philosoph Wilhelm Traugott Krug (1770–1842) prägte diesen Ausdruck und das von Jaspers übernommene Verständnis desselben in seinem 1796/97 veröffentlichten Werk *Versuch einer systematischen Enzyklopädie der Wissenschaften*.
- 21 Diese Allegorie entstammt der griechischen Mythologie und steht sinnbildlich für eine Verdammnis zu sinnloser Arbeit und vergeblicher Mühe.
- 22 Die Textstelle stammt aus Immanuel Kants *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* aus dem Jahre 1798 (AA VII, 325).
- 23 Hippolyte Adolphe Taine (1828–1893); französischer Philosoph und Kulturhistoriker. Seine Lehre vom Einfluss der physischen, geistigen und sozialen Umwelt, die auch als »Milieutheorie« bekannt wurde, gab einen ersten Anstoß zur Erforschung sozialer Faktoren in ihrer Auswirkung auf individuelles Schaffen. Hauptwerke: *Philosophie de l'art* (1865; *Philosophie der Kunst*); *De l'intelligence* (2 Bde., 1870; *Der Verstand*).
- 24 Das Zitat hat Jaspers Taines *Studien zur Kritik und Geschichte* entnommen (übers. von P. Kühn und A. Aall mit einem Vorwort von G. Brandes, Paris u.a. 1898, XXVII).
- 25 Der Satz findet sich in Hegels *Grundlinien der Philosophie des Rechts*, weicht aber etwas vom Quellentext ab. Dort heißt es: »Insofern Denken und Wollen noch unterschieden sind, ist vielmehr das Umgekehrte das Wahre und die denkende Vernunft ist als Wille dieß, sich zur Endlichkeit zu entschließen« (GW 14,1, 38).
- 26 Die Bedeutung dieses Ausdrucks stellt Jaspers einige Jahre später in Bezug auf den rationalistischen Ansatz René Descartes' dar. In *Descartes und die Philosophie* [1937] spricht er von einem »Pathos der Richtigkeit« und charakterisiert dieses folgendermaßen: »Vor die wirklich sachnahe Forschung schiebt sich die ausgedachte, unwirkliche Konstruktion. Übrig bleibt allein der Anspruch absolut richtigen Urteilens vermöge einer zwingenden Gewißheit« (ebd., 80).



- 27 Dieser Begriff ist als philosophischer Terminus nicht bekannt. Der Künstler Paul Klee (1879–1940) fertigte 1921 eine Lithographie mit dem Titel »Pathos der Fruchtbarkeit« an. Ob Jaspers' Begriff von diesem Werk inspiriert ist, lässt sich nicht nachweisen.
- 28 Jaspers recurriert hier auf Friedrich Nietzsche, bei dem von einem »Pathos der Wahrheit und Wahrhaftigkeit« die Rede ist (*Nachgelassene Fragmente Sommer 1872 bis Ende 1974*, KGW III/4, 74).
- 29 Der Ausdruck »Wille zur Objektivität« war im wissenschaftlichen Diskurs des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts weit verbreitet, ohne dass er sich verlässlich einem bestimmten Autor zuordnen ließe. Von einem »Willen zur Wahrheit« ist bei Friedrich Nietzsche die Rede, der ihn folgendermaßen charakterisiert: Er bedeute »nicht ›ich will mich nicht täuschen lassen‹, sondern [...] ›ich will nicht täuschen, auch mich selbst nicht‹« (*Die fröhliche Wissenschaft*, KGW V/2, 258).
- 30 Dieser Gedanke steht augenscheinlich in Zusammenhang mit Jaspers' Nietzsche-Rezeption. Nietzsche hatte in *Morgenröthe* geschrieben: »[D]ie anderen suchen *Heilmittel* für sich, mögen sie noch so stolz über ihren Intellect und dessen Freiheit denken, – sie suchen nicht die Wahrheit. Daher kommt es, dass diese Anderen so wenig ächte Freude an der Wissenschaft haben und ihr Kälte, Trockenheit und Unmenschlichkeit zum Vorwurf machen: es ist diess das Urtheil der Kranken über die Spiele der Gesunden« (KGW V/I, 265).
- 31 Unter einem »Weltbild« versteht Jaspers in seiner *Psychologie der Weltanschauungen* »die Gesamtheit der gegenständlichen [geistigen] Inhalte, die ein Mensch hat« (ebd., 141). Einen besonderen psychologischen Stellenwert nimmt das Weltbild als »Gehäuse« ein, mit dem das Weltbild als Sinn- und Deutungsmuster vermittelnder kultureller Interpretationshorizont akzentuiert wird (vgl. Stellenkommentar Nr. 36).
- 32 Vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 55.
- 33 Die Textstelle, der Jaspers diesen Ausdruck entnimmt, lautet vollständig: »Wem ein thätiger und stürmreicher Morgen des Lebens beschieden war, dessen Seele überfällt um den Mittag des Lebens eine seltsame Ruhesucht, die Monden und Jahre lang dauern kann. Es wird still um ihn, die Stimmen klingen fern und ferner; die Sonne scheint steil auf ihn herab. Auf einer verborgenen Waldwiese sieht er den grossen Pan schlafend; alle Dinge der Natur sind mit ihm eingeschlafen, einen Ausdruck von Ewigkeit im Gesichte – so dünkt es ihm. Er will Nichts, er sorgt sich um Nichts, sein Herz steht still, nur sein Auge lebt, – es ist ein Tod mit wachen Augen« (*Menschliches, Allzumenschliches. Zweiter Band*, KGW IV/3, 328).
- 34 Im Gegensatz zum »Weltbild« (vgl. Stellenkommentar Nr. 31) versteht Jaspers unter einer »Weltanschauung« die individuelle Weise des Umgangs mit Weltbildern, die sich im Wechselspiel zwischen »subjektiver« Einstellung und »objektivem« Weltbild vollzieht. Da sich in diesem Verhältnis eine geistige Richtung für die Weltorientierung und das Handeln des Einzelnen herausbildet, spricht Jaspers auch von einem sinnerfüllten »Halt«, den der Mensch durch die vermittelnde Kraft zwischen Einstellung und Weltbild erfahre (vgl. *Psychologie der Weltanschauungen*, I, 304, 314).
- 35 Die Forderung »sapere aude!« geht auf einen Brief des römischen Dichters Horaz (eigtl. Quintus Horatius Flaccus, 65–8 v. Chr.) an Lollius Maximus zurück, in dem es heißt: »Dimidium facti, qui coepit, habet: sapere aude, incipe« (Horaz: *Satiren und Episteln*, lat. und dt. von O. Schönberger, 2. erweiterte Auflage, Berlin 1991, 158). Durch I. Kant und seine Interpretation »habe Muth dich deines *eigenen* Verstandes zu bedienen!« wurde der Ausdruck zum Leitspruch der Aufklärungsbewegung (vgl. I. Kant: »Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?«, AA VIII, 35).

- 36 Die Gehäusemetapher ist ein wichtiger Bestandteil des begrifflichen Instrumentariums der Jaspers'schen Weltanschauungspsychologie. Das Gehäuse wird von Jaspers als ein Wesenszug der Weltbilder (vgl. Stellenkommentar Nr. 31) verstanden, der sie als sinngebenden »Halt« für das geistige Leben des Menschen auszeichnet. Er spricht aus diesem Grund auch von den Gehäusen als »Halt im Begrenzten« (*Psychologie der Weltanschauungen*, 304–308). Jaspers hat den Begriff des Gehäuses, der für ihn als Synonym für die Einengung des Geisteslebens und die Dogmatisierung von Weltbildern steht, in seiner negativen Konnotation von Max Weber übernommen, der ihn u.a. zur Beschreibung der kapitalistischen Wirtschafts- und Lebensordnung sowie der Bürokratie verwendet hatte (vgl. ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, Bd. 1, Tübingen 1988, 203; vgl. hierzu auch: H. Stelzer: »Karl Jaspers und der Begriff des Gehäuses«, in: H. R. Yousefi u.a. [Hg.]: *Karl Jaspers. Grundbegriffe seines Denkens*, Reinbek bei Hamburg 2011, 169–179, bes. 170–171).
- 37 Der Gedanke der »kämpfenden Liebe« als kommunikativer Prozess ohne strategische Lenkung und Machtgefälle wurde von Jaspers als »Kampf in der Liebe« bereits im Vortragsmanskript »Einsamkeit« artikuliert (ebd., 397). In der *Psychologie der Weltanschauungen* ist diese Wortverwendung mit einer dezidiert existenzphilosophischen Konnotation versehen (ebd., 125). Im Hauptwerk *Philosophie* [1932] stellt Jaspers den Prozess folgendermaßen dar: »[D]ie kämpfende Liebe [...] stellt in Frage, macht schwer, fordert, ergreift aus möglicher Existenz die andere mögliche Existenz« (*Philosophie II*, 65). Insbesondere die Bereitschaft, sich durch den anderen radikal in Frage stellen zu lassen, stellt für Jaspers eine Grundbedingung des »liebenden Kampfes« dar.
- 38 Gemeint ist die von Platon (427–347 v.Chr.) entwickelte Utopie eines auf philosophischen Idealen fußenden Staatswesens, die er in seinem Dialog *Politeia* (dt.: *Der Staat*) dargelegt hat.
- 39 Jaspers orientiert sich bei seinem Verständnis der scholastischen Erziehung an Johann Gottlieb Fichte und dessen Kritik an der traditionellen universitären Lehre. Nach Fichte bestand zur Zeit der Abfassung seines *Deducirten Plans* 1807 die Tendenz, Buchinhalte lediglich zu rezitieren, und nicht etwa darin, neue Inhalte zu vermitteln. Die universitäre Lehre lenke deshalb vom wissenschaftlich gehaltvolleren »eigene[n] Studiren der Bücher« ab (J. G. Fichte: *Deducirter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höheren Lehranstalt, die in gehöriger Verbindung mit einer Akademie der Wissenschaften stehe* [GA II/II, 81–171, 84]).
- 40 Lat. für »überliefern«. Mit dem »tradere« spielt Jaspers auf eine bloße Weitergabe kanonisierter Wissensbestände an, die keinen Raum für kritische Auseinandersetzung und Fortentwicklung vorsieht.
- 41 Das Zitat stammt aus Goethes *Faust I* und lautet vollständig: »Denn was man schwarz auf weiß besitzt, / Kann man getrost nach Hause tragen« (WA I/14, 92).
- 42 Die Verwendung dieses Begriffs ist in universitären Kontexten eher unüblich. Für gewöhnlich wird er zur Bezeichnung eines spezifischen Lehrer-Schüler-Verhältnisses im künstlerischen Unterricht gebraucht. Obwohl Jaspers im Zusammenhang mit der Meistererziehung Jacob Burckhardt nennt, wird der Begriff von Burckhardt nicht verwendet.
- 43 Die vollständige Quellenangabe lautet: J. Burckhardt: »Pythagoras«, in: ders.: *Vorträge 1844–1887*, hg. von E. Dürr, Basel 1918, 228–249; vgl. zur Person Burckhardts: Stellenkommentar Nr. 156.
- 44 Die sog. »sokratische Erziehungsform« wurde bereits von Fichte und Schleiermacher als einzige der Universität angemessene pädagogische Interaktionsform angesehen (vgl. J. G. Fichte: *Deducirter Plan*, 89; F. D. E. Schleiermacher: *Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn. Nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende* [sic], KGA I/6, 15–100, 48).

- 45 Als »Mäeutik« wird eine didaktische Methode bezeichnet, die auf den platonischen Sokrates zurückgeht. Dieser hatte, wie im Dialog *Theaitetos* (148e–151d) dargelegt, seine Dialogkunst mit der Tätigkeit von Hebammen verglichen und entsprechend als philosophische »Hebammenkunst« bezeichnet. Die Mäeutik verhilft dem Gesprächspartner, nachdem dieser zur Einsicht in sein Nichtwissen gebracht wurde, durch leitende Fragen dazu, selbst zur Erkenntnis zu finden.
- 46 Vgl. Stellenkommentar Nr. 37.
- 47 Der Hinweis bezieht sich auf Goethes Spätwerk *Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsayenden*, das als Teilband zuerst 1821, als vollendetes Werk 1829 erschien. Eine der These entsprechende Textstelle ist in Goethes Roman nicht nachweisbar. Der Verweis auf dieses Werk wurde von Jaspers in den späteren Ausgaben der *Idee der Universität* getilgt.
- 48 Als Psychiater hat sich Jaspers u.a. auch mit der Messbarkeit von Begabung auseinandergesetzt und selbst Intelligenztests bei Patienten durchgeführt (vgl. K. Jaspers: *Philosophische Autobiographie*, 19). Im Sommersemester 1914 hielt er eine Vorlesung zum Thema »Psychologie der Charaktere und Begabungen« (vgl. H.-F. Fulda: »Der Philosoph Karl Jaspers«, in: J.-F. Leonhard [Hg.]: *Karl Jaspers in seiner Heidelberger Zeit*, Heidelberg 1983, 83–123, 103).
- 49 Die Assoziation des Genialischen mit dem Dämonischen war zur Zeit der Publikation der *Idee der Universität* weit verbreitet. Jaspers hat das Thema des »Dämonischen« in seiner *Psychologie der Weltanschauungen* u.a. in Verbindung mit Goethe und Kierkegaard behandelt (vgl. ebd., 428–432). Dabei orientiert sich Jaspers vor allem an Goethe, dem das Dämonische seiner Ansicht nach etwas Positives, Schaffendes gewesen ist (ebd., 193).
- 50 Vgl. Platon: *Politeia* V, 473c–d.
- 51 Jaspers bezieht sich hier auf grundsätzliche Antinomien des menschlichen Lebens, die er in der *Psychologie der Weltanschauungen* ausführlich beschrieben hat (vgl. ebd., 229–247).
- 52 Die vollständige Quellenangabe lautet: F. Maas: *Über die Herkunftsbedingungen der geistigen Führer. Ein Beitrag zur Soziologie der Begabung* [Archiv für Sozialwissenschaft, Bd. 41], Tübingen 1915.
- 53 Den Begriff der »Masse« hat Jaspers in der auf *Die Idee der Universität* folgenden Veröffentlichung, der kulturkritischen Schrift *Die geistige Situation der Zeit* von 1931, ausführlich behandelt. Darin unterscheidet er drei Begriffe der Masse: 1. Masse als »ungegliederter Haufen« von Menschen, die »in ihrer Affektivität eine Einheit werden«, 2. Masse als ein geistig durch »Rezeption von Wort und Meinung« zusammengehöriges Publikum und 3. Masse als »Gesamtheit der Menschen, welche in einem *Apparat* der Daseinsordnung so *gegliedert* sind, daß Wille und Eigenschaften der Majoritäten den Ausschlag geben müssen« (ebd., 33). Insbesondere die letztgenannte Bedeutung der Masse, die sie als »kontinuierlich sich auswirkende Macht unserer Welt« ausweist, bildet den Angriffspunkt für Jaspers' Kritik der modernen Massengesellschaft.
- 54 Diesen folgenreichen Gedanken, der ähnlich auch von Friedrich Nietzsche, Gustave Le Bon und José Ortega y Gasset geäußert wurde, hat Jaspers in *Die geistige Situation der Zeit* weiter entfaltet bis hin zu einer grundsätzlichen Kritik an den Nivellierungskräften und der Mediokrität der Masse (vgl. ebd., 36).
- 55 Vgl. J. G. Fichte: *Ueber das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit*, GA I/8, 85, 91.
- 56 »Taylorsystem« ist Jaspers' Bezeichnung für das auf den US-Amerikaner Frederick Winslow Taylor (1856–1915) zurückgeführte Prinzip einer zeitlich eng getakteten und effizienzorien-

tierten Prozesssteuerung von Arbeitsabläufen, die – auf Arbeitsstudien gestützt – detailliert reguliert wurden. Das häufiger als »Taylorismus« bezeichnete Prinzip gilt mit negativer Konnotation als Synonym für Fließbandarbeit sowie für die Entfremdung vom Produktionsprozess und der individuellen Leistung.

- 57 Vgl. J. Grimm: »Selbstbiographie«, in: WF I/1, 1–27, 7.
- 58 Jaspers übernimmt diesen Begriff von Max Weber, der in »Die ›Objektivität‹ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis« [1904] mit Blick auf die Ausgangspunkte der Kulturwissenschaften von einer »chinesischen Erstarrung des Geisteslebens« spricht, die drohe, wenn darauf verzichtet werde, immer neue Fragen an das Leben zu stellen (in: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen 1985, 146–214, 184).
- 59 Die Wendung stammt aus Goethes *Faust I*, allerdings heißt es dort »gekreuzigt«, nicht »verlästert«: »Die wenigen, die was davon erkannt, / Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten, / Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten, / Hat man von je gekreuzigt und verbrannt« (WA I/14, 36).
- 60 Das in dieser stark existenzphilosophisch geprägten Auslegung der Kommunikation zum Ausdruck gebrachte reziproke Abhängigkeitsverhältnis der Akteure in Bezug auf die Konstituierung eines Selbst, das Jaspers hier erstmals artikuliert, bildet in seinem 1931/1932 erschienenen Hauptwerk *Philosophie* einen wichtigen Baustein für sein für die Selbstwerdung zentrales Konzept der »existentiellen Kommunikation« (vgl. *Philosophie II*, bes. 57, 60–72).
- 61 Vgl. hierzu die Literaturangaben in Stellenkommentar Nr. 9.
- 62 Unter »Eristik« wird die Kunst des wissenschaftlichen Streitgesprächs verstanden. Der Begriff verweist auf die Göttin des Streits und der Zwietracht der griechischen Mythologie, »Eris«. Als wahrscheinlichster Begründer der Eristik gilt Euklid aus Megara (450–ca. 370 v. Chr.).
- 63 Dt.: »Ohne Übereinstimmung in den Grundvoraussetzungen kein logischer Streit.« Die Aussage geht mutmaßlich auf die Scholastik zurück, lässt sich jedoch keinem bestimmten Autoren zuordnen.
- 64 »Urburschenschaft« ist eine Bezeichnung für die erste, am 12. Juni 1815 in Jena gegründete, neue Art der Studentenverbindung. Die Gründung der ersten Burschenschaft folgte der Idee einer Abschaffung der landsmannschaftlichen Gliederung der Studentenschaft (über Regionen definierte Zusammenschlüsse) und damit der Verabschiedung der Kleinstaaterie zugunsten der Zusammenführung aller Studenten in einer einheitlichen Burschenschaft.
- 65 Gemeint sind die Ehen zwischen Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775–1854) und der Schriftstellerin Caroline Schelling (geb. Michaelis, 1763–1809), John Stuart Mill (1806–1873) und der Frauenrechtlerin Harriet Taylor Mill (geb. Hardy, 1807–1858) sowie das englische Dichterehepaar Robert Browning (1812–1889) und Elizabeth Barrett Browning (geb. Barrett, 1806–1861).
- 66 Zur Fußnote: Die Bezeichnung »geistiger Epikureer« spielt auf den griechischen Philosophen Epikur (341–271 v. Chr.) an. Den Fluchtpunkt der epikureischen Philosophie bildet die Herbeiführung der individuellen Glückseligkeit (*eudaimonía*) durch ein Denken, welches durch die Erfassung der Wahrheiten der sinnlichen Wahrnehmung gelenkt wird. Als höchste Form der Glückseligkeit wird die unerschütterliche Gemütsruhe (*ataraxía*) verstanden, die sich von den Beunruhigungen der körperlichen sowie der durch Geschäfte und Sorgen ausgelösten Leidenschaften frei hält. Jaspers kritisiert die von ihm mit dem »Epikureer« assoziierte, in der Kommunikation distanzierte Haltung, die in seinen Augen ein wechselseitiges Offenbarwerden unmöglich macht.

- Der nur lateinisch überlieferte Satz »nil beatum nisi quietum« (»nichts Glückliches ohne Ruhiges«) wird Epikur zugeschrieben. Jaspers kommentiert ihn in der *Psychologie der Weltanschauungen* folgendermaßen: »Epikur dagegen [entgegen der Aussage von Jesus, »er sei nicht gekommen, um Friede zu bringen, sondern das Schwert«] soll gelehrt haben: *nil beatum nisi quietum*. Der Lehrer der Liebe lehrt den Kampf, der Lehrer der lieblosen Isolierung von aller Welt aber die Ruhe« (ebd., 126).
- 67 »Gebundene Zeitalter« stehen bei Jaspers seit der *Psychologie der Weltanschauungen*, in der analog auch von »gebundenen Zeiten« die Rede ist, für Zeitalter, in denen kollektiv verbindliche Weltbilder herrschen, die ein Anderssein kaum zulassen. Jaspers sieht etwa im Mittelalter ein solches Zeitalter, denn es sei sowohl von geistlicher als auch territorialherrschaftlicher Seite wesentlich durch kanonische Weltbilder geprägt gewesen (vgl. ebd., 39–40).
- 68 Jaspers lehnt sich hier an Max Webers Überlegungen zur Entstehung von »Persönlichkeiten« an. Dieser hatte in »Der Sinn der Wertfreiheit der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften« geschrieben, »daß »eine Persönlichkeit zu sein« etwas ist, was man nicht absichtsvoll wollen kann und daß es nur einen einzigen Weg gibt, um es (vielleicht!) zu werden: die rückhaltlose Hingabe an eine ›Sache‹, möge diese und die von ihr ausgehende ›Forderung des Tages‹ nun im Einzelfall aussehen wie sie wolle« (in: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, hg. von J. Winkelmann, Tübingen 1988, 489–540, 494; KJB: ebd., Tübingen 1922, 456; m. Marginalien, Textstelle markiert).
- 69 Die Formel von der »Einheit von Forschung und Lehre« wird für gewöhnlich Wilhelm von Humboldt zugeschrieben, obwohl sie nicht von ihm stammt, sondern schon früh als pointierte Beschreibung seiner Vorstellungen zur Verknüpfung von Wissenschaft und Bildung eingeführt wurde (vgl. P. Lundgreen: »Mythos Humboldt in der Gegenwart. Lehre – Forschung – Selbstverwaltung«, in: M. G. Ash [Hg.]: *Mythos Humboldt. Vergangenheit und Zukunft der deutschen Universitäten*, Wien u.a. 1999, 145–169, 147). Neben dem genannten Prinzip sind auch »Bildung durch Wissenschaft« sowie »Forschen in Einsamkeit und Freiheit« als griffige Formeln bekannt, die auf Humboldts Universitätsidee zurückgeführt werden (vgl. H. Kopetz: *Forschung und Lehre. Die Idee der Universität bei Humboldt, Jaspers, Schelsky und Mittelstraß*, Wien u.a. 2002, 35).
- 70 Diese Aussage geht, wie Jaspers in der *Philosophischen Autobiographie* berichtet, auf Kuno Fischer zurück (vgl. ebd., 56); vgl. zur Person Fischers: Stellenkommentar Nr. 182.
- 71 Der Begriff »*universitas*« bezeichnete im Hochmittelalter korporative Schutzgemeinschaften, die sich genossenschaftliche Freiheitsrechte erworben hatten (vgl. R. A. Müller: GdU, 18). Die Verwendung des Begriffs verengte sich im Laufe der Zeit aus ungeklärten Gründen auf die Genossenschaft von Lehrern und Schülern (»*universitas magistrorum et scholarium*« – vgl. ebd., 9; J. Verger: »Grundlagen«, in: W. Rüegg [Hg.]: GdUE I, 49–80, 51). Die von Jaspers intendierte Bedeutung des Begriffs bezieht sich auf eine Umdeutung der Bezeichnung »*universitas*«, derzufolge die Universität eine Einheit im Sinne eines Kosmos der wechselseitig sich durchdringenden Wissenschaften bildet (»*universitas litterarum*«).
- 72 Die paraphrasierte Textstelle stammt aus *Immanuel Kant's Logik. Ein Handbuch zu Vorlesungen*, das im Jahre 1800 veröffentlicht wurde. Wörtlich lautet das Zitat: »Philosophie ist also das System der philosophischen Erkenntnisse oder der Vernunftkenntnisse aus Begriffen. Das ist der Schulbegriff von dieser Wissenschaft. Nach dem Weltbegriffe ist sie die Wissenschaft von den letzten Zwecken der menschlichen Vernunft. Dieser hohe Begriff giebt der Philosophie Würde, d.i. einen absoluten Werth« (AA IX, 23).

- 73 »Schlechte Philosophie« galt spätestens seit dem 19. Jh., insbesondere aus theologischer Perspektive, als Bezeichnung für moralisch fragwürdige philosophische Standpunkte. Jaspers bezieht sich indes auf eine andere Bedeutung, die er mit hoher Wahrscheinlichkeit vom Philosophen und Hegel-Schüler Karl Rosenkranz übernommen hat. Dieser sprach vom Urteil der »schlechten Philosophie« aus Sicht der empirischen Naturwissenschaften, wo der Begriff als Bezeichnung für »leichtfertige Systemmacherei« verwendet worden sei (vgl. ders.: *Kritische Erläuterungen des Hegel'schen Systems*, Königsberg 1840, 92).
- 74 Der Ausdruck »Sauerteig der Wissenschaft« geht auf Philipp Fritz zurück, der ihn 1841 in seinem Werk *Homilien über die geoffenbarten Religionswahrheiten* (Regensburg 1841, 167) prägte.
- 75 Die *humanitas* bezeichnet seit der römischen Antike ein stark von der griechischen Auffassung des Menschen beeinflusstes Ideal, das mit dem eigentlich Menschlichen identifizierte Eigenschaften, Verhaltensweisen und Tugenden umfasst. Ursprünglich ist der Begriff aus der Auseinandersetzung Roms mit dem Griechentum seit dem 2. Jh. v.Chr. hervorgegangen und wurde insbesondere von Cicero klar konturiert (vgl. R. Rieks: »Humanitas«, in: HWPh III, 1231–1232; F. Beckmann: *Humanitas. Ursprung und Idee*, Münster 1952, 7, 43). Lt. Beckmann sah Cicero in der *humanitas* dasjenige im menschlichen Verhalten, das dem sozialen Leben das Rauhe, Verkrampfte und Grausame nimmt (ebd., 19). Auch die kultivierte, vor allem geistvolle Lebensführung und Konversation wird mit der *Humanitas* in Verbindung gebracht (ebd., 25–26). Ohne diesem antiken Ideal ausdrücklich zu widersprechen, deutet Jaspers die *humanitas* in erster Linie als das geistig geprägte Wesen des Menschen.
- 76 In seiner *Psychologie der Weltanschauungen* schreibt Jaspers dieses Diktum Aristoteles zu: »Der Mensch will erkennen und die Welt will erkannt werden, das scheint der Sinn des Daseins; so haben Aristoteles und viele spätere dem philosophischen Denken den Gipfel der Wertpyramide eingeräumt« (ebd., 223).
- 77 Vgl. Stellenkommentar Nr. 34.
- 78 Eigtl.: »Sacrificio dell' intelletto«, ist ein Idiom aus dem Italienischen, das wörtlich übersetzt »Opfer des Verstandes« bedeutet und sprichwörtlich für die Unterwerfung der eigenen, besseren Einsicht unter eine höhere Deutungs- und Machtinstanz steht.
- 79 Auch an dieser Stelle greift Jaspers auf neuhumanistisches Gedankengut zurück. Die Freiheit des Lernens und die damit verbundene Möglichkeit des Scheiterns wurde bereits von Schleiermacher in die Aussage gefasst: »So haben sie [die Studenten] also volle Freiheit sich der Trägheit zu überlassen und den nichtswürdigen Zerstreuungen, und können anstatt eines löblichen Fleißes die schönste Zeit ihres Lebens unverantwortlich verschwenden« (*Gelegentliche Gedanken*, 69).
- 80 Die Urheberschaft dieses Spruchs ist umstritten. Er wird sowohl Johann Friedrich Herbart (1776–1841) als auch Wilhelm von Humboldt (1767–1835) zugeschrieben.
- 81 Das für Jaspers' Universitätskonzept grundlegende Postulat des Vorrangs der Geistesaristokratie im universitären Leben wurde bereits 1802 von Schelling prägnant formuliert: »Das Reich der Wissenschaften ist keine Demokratie, noch weniger Ochlokratie, sondern Aristokratie im edelsten Sinne. Die Besten sollen herrschen« (*Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums*, SW 5, 207–352, 237). Nachhaltig geprägt haben dürfte Jaspers auch Max Webers Gebrauch des Wortes. In dem von Jaspers in seine Literaturempfehlungen aufgenommenen Vortrag »Wissenschaft als Beruf« bezeichnet Weber die wissenschaftliche Schulung nach Art der Tradition der deutschen Universitäten als eine »geistesaristokratische Angelegenheit« (MWG I/17, 71–111, 79).

- 82 Anfang 1919 stimmte der katholische Historiker und Politiker Martin Spahn (1875–1945) den Plänen des Chefredakteurs des *Regensburger Anzeigers*, Franz Wetzel, zu, eine katholische »Führerhochschule« zu gründen. Diese sollte vor dem Hintergrund des Versuchs, dem Katholizismus bei der Neuformation des deutschen Staates nach der Novemberrevolution Einfluss zu verschaffen, dazu dienen, akademisch ausgebildete Katholiken auf die Übernahme der Macht im Staat vorzubereiten (vgl. G. Clemens: *Martin Spahn und der Rechtskatholizismus in der Weimarer Republik*, Mainz 1983, 71). Während diese Pläne nicht umgesetzt werden konnten, wurde der Begriff der »Führerhochschule« in der NS-Zeit zusammen mit dem der »Reichsuniversität« verwendet, unter dessen Titel der NS-Staat 1939 die Universität Prag und 1941 die Universitäten Straßburg sowie Posen neu gründete (vgl. hierzu auch: Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 76).
- 83 Die Verknüpfung von Hellenismus und Deutschtum, insbesondere mit Blick auf die Universitätsidee, wurde vor allem im Zuge des Versuchs der Begründung einer deutschen Identität in Abgrenzung zum napoleonischen Frankreich bemüht. Lt. Walter Rüegg wurden die hellenischen Freiheitskriege der akademischen Jugend als Vorbild für den Widerstand gegen Napoleon präsentiert »und von Pädagogen die Rückkehr zum Griechentum als dem unbefleckten reinen Morgen des Welttages gleichgesetzt mit der geistigen Befreiung [...] Deutschlands von der Hegemonie der vergreisten lateinisch-romanischen Kulturen« (»Themen, Probleme, Erkenntnisse«, in: ders. [Hg.]: *GdUE IV*, 21–45, 34); vgl. zum »übernationalen« Charakter der Universitätsidee: K. Jaspers: »Der übernationale Sinn der abendländischen Universität« [1949], in diesem Band, 225–227.
- 84 Der Spruch wird in leicht abgewandelter Form (»Der kommt oft am weitesten, der nicht weiß, wohin er geht« – engl.: »No one rises so high as he who knows not whither he is going«) dem Staatsmann und Lordprotektor von England, Schottland und Irland, Oliver Cromwell (1599–1658), zugeschrieben. In den allgemeinen deutschen Sprachgebrauch eingegangen ist er aber v.a. als Motto der vom Schriftsteller und Dichter Christian Morgenstern (1871–1914) im Jahr 1892 mitgegründeten Zeitschrift *Deutscher Geist*.
- 85 Das Zitat entstammt einem Brief Johann Wolfgang von Goethes an Wilhelm von Humboldt vom 17. März 1832 (vgl. J. W. v. Goethe: *WA IV/49*, 281).
- 86 Erwin Rohde (1845–1898), deutscher Altphilologe und zeitweise ein enger Freund Nietzsches mit Professuren in Jena, Tübingen, Leipzig und Heidelberg. Hauptwerke: *Der griechische Roman und seine Vorläufer* (1876); *Psyche. Seelencult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen* (2 Bde., 1890–1894).
- 87 Diese Aussage ist in den Werken und Briefen Erwin Rohdes nicht nachweisbar.
- 88 Gemeint sind I. Kant, F. W. J. Schelling, J. G. Fichte, F. D. E. Schleiermacher und W. v. Humboldt.
- 89 Vgl. Stellenkommentar Nr. 78.
- 90 Jaspers spielt hier auf den Imperativ »Werde der, der du bist« an, der auf den griechischen Dichter Pindar (522 oder 518–nach 446 v.Chr.) zurückgeht. Die Formel wurde Ende des 19. Jahrhunderts vor allem durch Friedrich Nietzsches pointierte Verwendung bekannt. So heißt es bei ihm: »»Werde der, der du bist«: das ist ein Zuruf, welcher immer nur bei wenig Menschen erlaubt, aber bei den allerwenigsten dieser Wenigen überflüssig ist« (*Nachgelassene Fragmente 1876–77*, KGW IV/2, 436).
- 91 »Wolffianismus« ist eine Bezeichnung für die Tradierung der philosophischen Grundmotive des Philosophen und Mathematikers Christian Wolff (1679–1754) sowie für das Wirken

seiner philosophischen Anhängerschaft. Wolffs zahlreiche Schüler besetzten Mitte des 18. Jahrhunderts einen großen Teil der philosophischen Lehrstühle der deutschen Universitäten. U.a. setzte sich durch Wolff und seine Anhänger der Usus durch, philosophische Werke nicht mehr in lateinischer Sprache, sondern auf Deutsch zu veröffentlichen, wodurch eine wesentliche Grundlage für die Entstehung einer genuin deutschen philosophischen Terminologie geschaffen wurde.

- 92 Der Hypnotismus wurde Ende des 19. Jahrhunderts v.a. von den Psychiatern Hippolyte Bernheim (1840–1919) und Auguste Forel (1848–1931) als therapeutische Methode (»Suggestionstherapie«) entwickelt (vgl. H. Bernheim: *De la Suggestion et de son Application à la Thérapeutique* [1887; *Über die Suggestion und ihre Anwendung in der Therapie*]; A. Forel: *Der Hypnotismus oder die Suggestion und die Psychotherapie* [1889]).
- 93 Die Graphologie widmet sich als »Kunst der Handschriftendeutung« Zusammenhängen zwischen Handschrift und Persönlichkeitsmerkmalen. Als Begründer der modernen Graphologie gilt der französische Priester und Archäologe Jean-Hippolyte Michon (1806–1881), der 1875 die Schrift *Système de graphologie, l'art de connaître les hommes d'après leur écriture* (*System der Graphologie, die Kunst, Menschen aufgrund ihrer Handschrift zu kennen*) veröffentlichte. Jaspers hatte während seiner Studienzeit in München 1902 bei Ludwig Klages Unterricht in Graphologie genommen (vgl. H. Saner: *Karl Jaspers in Selbstzeugnissen und Bild-dokumenten*, Reinbek bei Hamburg 1970, 19).
- 94 Die »verstehende« oder auch »geisteswissenschaftliche« Psychologie wurde in ihren Anfängen insbesondere durch Wilhelm Diltheys methodologische Unterscheidung zwischen dem erklärenden Ansatz der Naturwissenschaften und dem verstehenden Zugang der Geisteswissenschaften geprägt. Durch seine *Allgemeine Psychopathologie* [1913], mit der Jaspers die verstehende Psychologie erfolgreich im psychiatrischen Diskurs etablierte, wurde Jaspers selbst zu einem ihrer wichtigsten Vertreter. Die Nennung von Kierkegaard und Nietzsche als Schöpfer der verstehenden Psychologie ist an dieser Stelle eher im Sinne ihrer Analysen psychischer Sinnzusammenhänge als im Sinne methodologischer Reflexionen zu verstehen. Vgl. zur »verstehenden Psychologie« bei Jaspers v.a. die gegenüber der Erstausgabe wesentlich erweiterten Ausführungen in der vierten Auflage der *Allgemeinen Psychopathologie* [1946] (zweiter Teil: »Die verständlichen Zusammenhänge des Seelenlebens [verstehende Psychologie]«, bes. 250–317). Für Jaspers selbst bildete die »verstehende Psychologie« den Übergang von der Psychologie zur Existenzphilosophie (vgl. *Psychologie der Weltanschauungen*, Vorwort zur vierten Auflage, XI).
- 95 Das Zitat entstammt Jacob Grimms Aufsatz »Über Schule Universität Akademie« (WF I/1, 212–255, 243).
- 96 Vgl. ebd., 242.
- 97 Die Quelle dieser Allegorie ist unbekannt. Als wahrscheinlichster, evtl. mündlicher Vermittler kann Max Weber gelten, der sich in seinem Werk *Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen. Hinduismus und Buddhismus* (1916–1920) u.a. ausführlich mit den religiösen Systemen Indiens auseinandergesetzt hat. Benares ist eine Abwandlung des Sanskrit-Namens der nordindischen Stadt Varanasi, die als heiligste Stadt des Hinduismus und bedeutsame Pilgerstätte gilt. Gemeint ist mit dem »Hain« mutmaßlich der für die buddhistische Tradition bedeutsame »Gazellenhain« (u.a. auch als »Wildpark« bezeichnet) des nahe gelegenen Ortes Sarnath, in dem Siddhartha Gautama Buddha der Legende nach seine erste Predigt hielt und das »Rad der Lehre« in Bewegung setzte.



- 98 Zu dieser Aussage gibt es in Nietzsches Werken und Briefen keine Entsprechung. In *Menschliches, Allzumenschliches* findet sich aber ein Satz, der die Grundlage für Jaspers' Paraphrase gebildet haben könnte. Er lautet: »Dabei ist aber zu bedenken, dass der Reichthum fast die gleichen Wirkungen ausübt, wenn Einer dreihundert Thaler oder dreissigtausend jährlich verbrauchen darf: es giebt nachher keine wesentliche Progression der begünstigenden Umstände mehr. Aber weniger zu haben, als Knabe zu betteln und sich zu erniedrigen, ist furchtbar: obwohl für Solche, welche ihr Glück im Glanze der Höfe, in der Unterordnung unter Mächtige und Einflussreiche suchen oder welche Kirchenhäupter werden wollen, es der rechte Ausgangspunct sein mag« (*Menschliches, Allzumenschliches. Erster Band*, KGW IV/2, 323).
- 99 Jaspers dürfte bei dieser Bemerkung vor allem die »Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft« im Sinn gehabt haben, die als Vorgängerorganisation der »Deutschen Forschungsgemeinschaft« gilt. Sie wurde am 30. Oktober 1920 auf Anregung der deutschen Wissenschaftsakademien mit dem Ziel gegründet, dem auf die Steigerung der Kosten des Wissenschaftsbetriebes und der Inflation zurückzuführenden finanziellen Notstand der Wissenschaft zu begegnen (vgl. H. A. Koch: UGI, 186–187).
- 100 Jaspers spielt hier auf den Unternehmer John Davison Rockefeller an (1839–1937), der zu seiner Zeit als reichster Mensch der Neuzeit galt und nach seinem 1870 erfolgten Einstieg ins Ölgeschäft 1882 den mächtigen und das Raffineriegeschäft der USA fortan kontrollierenden »Standard Oil Trust« gründete. Rockefeller galt nicht nur als ein unternehmerisches Genie, sondern auch als Philanthrop. So finanzierte er 1890 die Gründung der University of Chicago und rief 1913 die »Rockefeller Foundation« ins Leben, nach wie vor eine der größten wissenschaftlichen Stiftungen der Welt.
- 101 Die Zulassung von Frauen zum Studium wurde in Deutschland vergleichsweise spät eingeführt. Angesichts immer stärker werdender Forderungen übertrug der Reichstag 1891 die Entscheidungskompetenz über diese Frage an die Länder. 1899 wurden Frauen als Gasthörerinnen zugelassen, in der Folge führten die Länder das sog. »Frauenstudium« ein: Baden 1900/1901, Bayern 1903/1904, Württemberg 1904/1905, Sachsen 1906/1907, Preußen und Mecklenburg 1908/1909 (vgl. R. A. Müller: GdU, 88; H. A. Koch: UGI, 194).
- 102 Vgl. Stellenkommentar Nr. 2.
- 103 Vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 28.
- 104 »Göttinger Sieben« ist die Bezeichnung für eine Gruppe von Göttinger Universitätsprofessoren, die 1837 gegen die Aufhebung der Verfassung im Königreich Hannover durch Ernst August I. protestierten und daraufhin entlassen und teilweise des Landes verwiesen wurden. Die Gruppe bestand aus dem Staatsrechtler Wilhelm Eduard Albrecht, dem Historiker Friedrich Christoph Dahlmann, dem Orientalisten Heinrich Ewald, dem Literaturhistoriker Georg Gottfried Gervinus, den Germanisten und Juristen Jacob und Wilhelm Grimm sowie dem Physiker Wilhelm Eduard Weber.
- 105 Dt.: »Geist des Ortes«. Einen solchen schrieb Jaspers später auch explizit der Universität Heidelberg zu (ders.: »Tagebuch 1939–1942«, 149).
- 106 Die Bemerkung ist durch eine biographische Darstellung Plutarchs (um 46–um 125 n.Chr.) überliefert. Ihr zufolge soll Gaius Julius Cäsar (100–44 v.Chr.) auf einer Reise durch die Alpen beim Anblick eines kleinen Städtchens auf die scherzhafte Bemerkung seiner Begleiter, ob man sich wohl auch hier um Rang und Amt streite, entgegnet haben: »Ich möchte jedenfalls lieber hier der Erste sein, als in Rom der Zweite« (Plutarch: *Römische Heldenleben*, übertragen und hg. von W. Ax, Stuttgart 1953, 220).

- 107 Vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 27.
- 108 Gemeint sind hier die polemischen Äußerungen Arthur Schopenhauers in »Ueber die Universitäts-Philosophie« (in: *Sämtliche Werke*, textkritisch bearbeitet und hg. von Wolfgang v. Löhneysen, Bd. IV: *Paregia und Paralipomena. Kleine philosophische Schriften I*, Darmstadt 1963, 173–242). Schopenhauer vertritt dort u.a. die Ansicht, die Philosophie sei an den Universitäten verkommen und sieht die Symptome dieses Verfalls in den Professuren seiner als »Staatsphilosophen« verspotteten philosophischen Antipoden Fichte, Schelling und Hegel. Aus dem angeblichen Verfall der akademischen Philosophie zieht er den Schluss, dass, wenn es um rücksichtslose Wahrheitsforschung gehe, diese überall eher zu suchen sei als an den Universitäten. Auch vertritt er die Meinung, dass es für die Philosophie heilsamer sei, nicht in Form eines »Gewerbes« an der Universität präsent zu sein und nicht mehr durch Professoren vertreten zu werden, die das Bürgerliche repräsentieren (ebd., 193).
- 109 Die ›Urform‹ der Universität bildete Platons Philosophenschule in Athen, die »akademeia« im Hain des Heros Akademos, die um 385 v.Chr. gegründet wurde. Dort ließ Platon einen Kultbezirk für die Musen errichten und erteilte philosophischen und im weitesten Sinne wissenschaftlich zu nennenden Unterricht. Die platonische Akademie wurde im Zuge des ersten Mithridatischen Krieges und der Eroberung Athens durch Sulla im Jahre 86 n.Chr. verwüstet, womit der Unterrichtsbetrieb auf dem Gelände endete. Der Betrieb wurde später an anderer Stelle wieder aufgenommen. Endgültig untersagt wurde der Unterricht der platonischen Schule erst durch Kaiser Justinian im Jahre 529.
- 110 Tatsächlich war die Universität dem Namen nach und aufgrund der über Jahrhunderte stets wiederkehrenden Besinnung auf ihre antiken Wurzeln und des damit verbundenen humanistischen Impetus bis ins 19. Jahrhundert ein ausschließlich abendländisches Phänomen. Gleichwohl gab es auch innerhalb Europas eine so große Heterogenität der Universitätskonzeptionen, dass sich die klassische deutsche Universitätsidee, die mit dem Namen Humboldts verbunden wird, historisch eher als Ausnahme denn als Regel ausnimmt. Mit hohem geistigen Anspruch verbundene Ausbildungsschulen für Staatsbeamte gab es zudem auch in China bereits seit der Han-Dynastie (206 v.Chr.–220 n. Chr). Im Jahr 124 v.Chr. wurde dort eine kaiserliche, an der konfuzianischen Tugendlehre orientierte »Akademie des höheren Lernens« (*tàixuē*) eingerichtet, deren Abschluss die Möglichkeit zum sozialen Aufstieg bot und im 11. Jahrhundert eine den frühen europäischen Universitäten analoge Funktion einnahm (vgl. D. Kuhn: *Status und Ritus. Das China der Aristokraten von den Anfängen bis zum 10. Jahrhundert nach Christus*, Heidelberg 1991, 331).
- 111 Vgl. hierzu: K. Jaspers: »Der übernationale Sinn der abendländischen Universität«, in diesem Band, 227.
- 112 Diese Position knüpft an Max Webers Diktum: »Politik gehört nicht in den Hörsaal« an, das er in »Wissenschaft als Beruf« artikuliert hatte. Weber zufolge gehört es zur intellektuellen Rechtschaffenheit, nicht als Prophet und Demagoge mit Stellungnahmen und Suggestionen aufzutreten (ebd., 95, 97).
- 113 Die von Jaspers erstellte Literaturliste dient nicht der Quellendokumentation, sondern bietet Lektüreempfehlungen. So sind explizit von Jaspers zitierte Werke nicht in die Liste aufgenommen, während Schriften Lagardes, Nietzsches und Ziehens genannt sind, deren Inhalte keinen nachweisbaren Niederschlag in seinem Buch gefunden haben.

... könnte wieder eine Rangordnung im geistigen Leben fühlbar werden

- 114 Der Beitrag wurde am 14. Dezember 1931 im Rahmen einer Artikelserie mit dem Titel »Gibt es noch eine Universität?« veröffentlicht, die zwischen November 1931 und Januar 1932 auf der Seite »Für Hochschule und Jugend« der *Frankfurter Zeitung* unter der redaktionellen Leitung von Hermann Herrigel erschien. Die Titelzeile trägt den redaktionellen Zusatz »Der Heidelberger Philosoph«. 2012 wurde die Artikelserie von Dieter Thomä neu herausgegeben und kommentiert (*Gibt es noch eine Universität? Zwist am Abgrund – eine Debatte in der Frankfurter Zeitung 1931–1932*, Konstanz 2012).
- 115 Der protestantische Theologe und Religionsphilosoph Paul Tillich (1886–1965), zur Zeit der Abfassung des Artikels Professor für Philosophie und Soziologie an der Universität Frankfurt a.M., hatte die oben genannte Artikelserie »Gibt es noch eine Universität?« am 22. November 1931 mit seinem Beitrag »Fachhochschulen und Universität« eröffnet (in: *Frankfurter Zeitung*, Nr. 871, 5).
- 116 Tillich hatte in seinem oben genannten Artikel geschrieben: »Der Fiktion nach dient das ganze Hause dem, was allein in den Dachkammern geschieht. Das ist die Tatsache«.
- 117 Vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 136.
- 118 Vgl. P. Tillich: »Fachhochschulen und Universität«.
- 119 Vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 76.
- 120 Das »innere Handeln« bezeichnet bei Jaspers seit seiner etwa zeitgleich mit dem Artikel erschienenen *Philosophie* den Prozess des philosophischen, in existentieller Dimension vollzogenen Denkens (*Philosophie I*, XXIX, 275). Eine mit dieser Textstelle korrespondierende Beschreibung findet sich in *Vernunft und Existenz*: »Es sind gedankliche Operationen, deren Begreifen und Mitmachen ein inneres Handeln des ganzen Menschen bewirken kann: das Sich-selbst-hervorbringen aus dem Ursprung der gedanklichen Möglichkeiten, um des Seins im Dasein innezuwerden« (ebd., 41).
- 121 Vgl. hierzu auch: K. Jaspers: *Die geistige Situation der Zeit*, 127.
- 122 In den »Thesen zur Frage der Hochschulerneuerung« [1933] benennt Jaspers analog hierzu Gegner einer »aus dem Grunde des Sinns der Wissenschaft selbst« schöpfenden »deutschen Wissenschaftserneuerung«, die auch für diese Aussage den Bezugspunkt bilden könnten. Dort schreibt er: »Die Gegner sind [...] nicht die politische Macht, sondern die umgreifenden Mächte, die Unwissenheit, Wissensfeindschaft und die Blindheit für die deutsche Universitätsidee« (ebd., 11).

### *Erneuerung der Universität*

- 123 Es handelt sich hierbei um eine Rede, die Jaspers am 15. August 1945 anlässlich der Wiedereröffnung der Universität Heidelberg mit medizinischen Kursen gehalten hat.
- 124 Sowohl die akademische Selbstverwaltung der Universitäten als auch die hochschulpolitische Selbständigkeit der Länder waren vom NS-Staat aufgelöst worden. Die Ernennung der Rektoren oblag seit 1934 dem »Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung«. Erster Rektor der Universität Heidelberg nach dem Krieg wurde der Mediziner Karl Heinrich Bauer (vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 132).

- 125 Die Gesamtuniversität wurde am 13. Dezember 1945 wiedereröffnet (vgl. J.-F. Leonhard: »Neubeginn und Weggang. Karl Jaspers in Heidelberg von 1945–1947«, in: ders.: *Karl Jaspers in seiner Heidelberger Zeit*, Heidelberg 1983, 125–157, 147).
- 126 Lat. für: »Wehe den Besiegten«.
- 127 Diese Absichtserklärungen stammen zum einen aus dem »Bericht über die Krimkonferenz« (auch »Konferenz von Jalta«; 4. bis 11. Februar 1945), in dem die Alliierten kurz vor Kriegsende Grundsätze für die Niederwerfung und Besetzung Deutschlands formulierten, und zum anderen aus dem »Potsdamer Abkommen«, in dem die Ergebnisse der ersten »Dreimächtekonferenz« (17. Juli bis 2. August 1945) nach der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht festgehalten wurden.
- 128 An diesem Tag ließ Hitler seinen Reichsminister und früheren Stabschef der SA, Ernst Röhm, sowie weitere SA-Führer und konservative Regimekritiker verhaften und erschießen. Gegen Röhm, der das Ziel verfolgt hatte, die SA zum Kern eines Volksheeres zu machen, wurde der Vorwurf erhoben, einen Putsch gegen Hitler geplant zu haben. Die Vorfälle wurden zur Legitimation der Morde auch als »Röhm-Putsch« bezeichnet und das Vorgehen der involvierten SS und der Wehrmacht im Nachhinein als »Staatsnotwehr« gerechtfertigt (vgl. hierzu auch: H.-U. Wehler: DGG IV, 615).
- 129 Gemeint sind hier die Novemberpogrome vom 9. auf den 10. November 1938. Den Vorwand für die Pogrome bildete das Attentat von Herschel Grynszpan am deutschen Botschaftssekretär Ernst vom Rath in Paris, das von den Nationalsozialisten zum Anlass genommen wurde, um im gesamten Reichsgebiet Pogrome gegen Juden zu organisieren. Bei den Pogromen wurden fast alle Synagogen, jüdischen Friedhöfe sowie tausende jüdische Geschäftshäuser auf deutschem Gebiet zerstört. Mehr als 25 000 Juden wurden im Zuge der Aktionen verhaftet und in Konzentrationslager verschleppt. Die auch als »Reichspogromnacht« und »Kristallnacht« bezeichneten Pogrome gelten als Übergang von der Diskriminierung der jüdischen Bevölkerung zu ihrer systematischen Verfolgung (vgl. hierzu auch: H.-U. Wehler: DGG IV, 661).
- 130 Der Gedanke stammt aus Kants Spätschrift *Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf* aus dem Jahre 1795. Dort heißt es: »Es soll sich kein Staat im Kriege mit einem andern solche Feindseligkeiten erlauben, welche das wechselseitige Zutrauen im künftigen Frieden unmöglich machen müssen« (AA VIII, 346).
- 131 In *Philosophie II* charakterisiert Jaspers den durch Freiheit möglichen »Entschluß« als »existentielle Wahl«: »Diese Wahl ist der Entschluß, im Dasein ich selbst zu sein. [...] Entschluß ist, was sich dem Willen noch als das Geschenk gibt, daß ich wollend eigentlich sein kann: aus dem ich wollen, den ich aber nicht mehr wollen kann. Im Entschluß ergreife ich die Freiheit aus der Hoffnung, daß ich in mir am Grunde mich selbst antreffen werde dadurch, daß ich wollen kann. Der Entschluß offenbart sich aber in der konkreten Wahl« (181).
- 132 Es handelt sich hierbei um das Buch *Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens. Ihr Maß und ihre Form*, das der Psychiater Alfred Hoche 1920 gemeinsam mit dem Rechtswissenschaftler Karl Binding verfasst hatte. Hoche (1865–1943), der 1902 das Ordinariat für Psychiatrie an der Universität Freiburg übernommen hatte und als Kritiker Kraepelins und Freuds bekannt war (vgl. zur Person Kraepelins: Stellenkommentar Nr. 185), beschäftigte sich vorwiegend mit krankhaften Störungen des Nervensystems und der geistigen Persönlichkeit des Menschen. Die genannte Schrift, in der er unter volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten für die Tötung unheilbar Kranker mit deren Zustimmung eintritt, wurde vom

- NS-Regime in den 1940er-Jahren als Argumentationsgrundlage für die »Euthanasie« Geisteskranker genutzt.
- 133 Vgl. zu Jaspers' Interpretation des Humanismus ders.: »Über Bedingungen und Möglichkeiten eines neuen Humanismus« [1949].
- 134 Theodor Billroth (1829–1894) war ein deutsch-österreichischer Chirurg mit Professuren in Zürich und Wien. Die genannte Position vertrat Billroth in seinem Werk *Über das Lehren und Lernen der medizinischen Wissenschaften an den Universitäten der deutschen Nation, nebst allgemeinen Bemerkungen über Universitäten* (Wien 1876, 435).
- 135 Vgl. K. Jaspers: *Die Idee der Universität* [1946], in diesem Band, 143.
- 136 Vgl. hierzu: Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 149.
- 137 Der griechische Arzt Hippokrates von Kos (ca. 460–370 v.Chr.) gilt wegen seiner detaillierten Krankheitsbeschreibungen und seinen Reflexionen über das Ethos des Arztes sowohl als Wegbereiter der wissenschaftlichen Medizin als auch der medizinischen Ethik. Die Schriften des Hippokrates sind im sog. *Corpus Hippocraticum* (zw. 5. Jh. v.Chr.–ca. 2. Jh. n.Chr.) überliefert. Das Corpus besteht aus über 60 antiken medizinischen Texten, von denen allerdings nur ein Teil Hippokrates selbst zugeschrieben wird.
- 138 Eigtl. Ἱητρός γὰρ φιλόσοφος ἰσόθεος. In einer von Jaspers verwendeten Übersetzung von Richard Kapferer heißt es abweichend hiervon: »Ein Arzt, der zugleich Philosoph ist, kommt einem Gott gleich« (KJB: Hippokrates: *Sitten- und Standeslehre, Buch III: Das ehrbare (ärztliche) Verhalten*, in: *Die Werke des Hippokrates*, Bd. I, hg. und übersetzt von R. Kapferer, Stuttgart, Leipzig 1934, I/34).

### *Die Erneuerung der Universität*

- 139 Das Interview erschien am 8. Dezember 1945 in der *Schwäbischen Donauzeitung* und wurde angekündigt mit den Worten: »Der bedeutende Heidelberger Philosoph, dessen Schrift ›Die geistige Situation der Zeit‹ (1932) [korrekt: 1931] viel beachtet wurde, stellt uns sein Rundfunkgespräch, in dem die Forderungen an die neue deutsche Universität bedeutsam und einmalig formuliert sind, als der ersten deutschen Zeitung zur Verfügung«.
- 140 Vgl. K. Jaspers: »Erneuerung der Universität« [1945], in diesem Band, 77–78.
- 141 Vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 136.
- 142 Jaspers spricht in *Philosophie III* von der »philosophischen Metaphysik« als dem »Erdenken der Transzendenz im Dasein durch Gedanken, die an dessen letzte Ursprünge und Grenzen dringen, sich überschlagen und sich erfüllen nur in der Gegenwart einer jeweils geschichtlichen Existenz« (26).
- 143 Vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 149.
- 144 Vgl. K. Jaspers: *Die Idee der Universität* [1946], in diesem Band, 143.
- 145 Hierbei handelt es sich um eine Analogie zum sogenannten »Königswort von Memel«: »Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat«. Diese Aussage des preußischen Königs Friedrich Wilhelm III. nach der Niederlage gegen Napoleon I. in Jena und Auerstedt 1806 wurde vom Hallenser Professor Theodor Anton Heinrich Schmalz überliefert (vgl. H. C. Kraus: *Theodor Anton Heinrich Schmalz [1760–1831]. Jurisprudenz, Universitätspolitik und Publizistik im Spannungsfeld von Revolution und Restauration*, Frankfurt a.M. 1999, 100).

*Vom lebendigen Geist der Universität*

- 146 Es handelt sich bei diesem Text um einen Vortrag, mit dem Jaspers am 11. Januar 1946 eine der demokratischen Erneuerung gewidmete Reihe von Abendvorträgen bekannter Heidelberger Professoren für das breite Publikum eröffnete (vgl. R. de Rosa: »Nachweise«, in: K. Jaspers: *Erneuerung der Universität. Reden und Schriften 1945/46*, hg. von R. de Rosa, Heidelberg 1983, 291–297, 294–295).
- 147 Vgl. zu Friedrich Gundolf: Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 162.
- 148 Hierbei handelt es sich um einen Satz aus Aristoteles' *Metaphysica* (XII, 1072b), den Eugen Rolfes in seinem Buch *Die Philosophie des Aristoteles als Naturerklärung und Weltanschauung* (Leipzig 1923, 354) wie von Jaspers wiedergegeben übersetzt hat. In einer früheren Übersetzung von Rolfes heißt es hingegen: »Denn die Aktualität des Intellektes ist Leben« (ders.: *Metaphysik*, zweite Hälfte, übersetzt und erläutert von E. Rolfes, zweite, verbesserte Auflage, Leipzig 1921, 305).
- 149 J. W. v. Goethe: *West-östlicher Divan* VIII, WA I/6, 169.
- 150 Jaspers setzte sich nach dem Krieg für die Einrichtung einer technischen Fakultät ein (vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 149; K. Jaspers: *Die Idee der Universität* [1946], in diesem Band, 167–168).
- 151 Vgl. hierzu: ebd. 143.
- 152 Vgl. zu Jaspers' existenzphilosophischem Konzept bes. *Philosophie II: Existenzzerhellung*.
- 153 Jaspers spielt hier auf die sog. »Gretchentragödie« aus Goethes *Faust I* an, die als sinnbildliche Problematisierung des Verhältnisses von Lust und Liebe, Erotik und Ehe gilt. Die Hauptfigur der Tragödie, der Gelehrte Heinrich Faust, gibt sich unter dem Einfluss eines Zaubertranks der sinnlichen Begierde hin und verliebt sich in das kindlich unschuldige Mädchen Margarete (Gretchen), das er mit Mephistos Hilfe ohne Rücksicht auf dessen familiäre und religiöse Bindung verführt. Im Verlauf der Liebschaft stirbt die Mutter Margaretes an einem zur Verheimlichung der Affäre verabreichten Schlafmittel, ihr Bruder Valentin wird beim Versuch, im Kampf die Entehrung der Schwester zu rächen, von Faust getötet. Gretchen, geplagt von Schuldgefühlen, gebiert einige Monate später Fausts Kind, das sie aus Verzweiflung ertränkt, und wird dafür zum Tode verurteilt. Fausts Versuch, Gretchen zur Flucht aus dem Kerker zu überreden, scheitert an ihrer Entscheidung, sich von ihm abzuwenden und dem Gericht Gottes hinzugeben (vgl. WA I/14).
- 154 Die Formulierung geht auf Georg Simmel zurück. In seinem Werk *Die Probleme der Geschichtsphilosophie. Eine erkenntnistheoretische Studie* (1892; zweite Fassung 1905/1907) heißt es: »[Es] ist ein gewisser Skeptizismus gegenüber unserem ›Verstehen‹ [...] durchaus am Platze. Und dennoch sind wir überzeugt, daß man kein Cäsar zu sein braucht, um Cäsar wirklich zu verstehen [...]. Die Grenze, an der unser Verständnis von Personen versagt oder zweifelhaft wird, liegt also keineswegs da, wo die Deckung unseres persönlich gelebten Denkens, Erfahrens, Fühlens mit dem der historischen Persönlichkeit endet, sondern reicht, wenn auch nicht unbegrenzt, so doch jedenfalls ein Stück weit über diese Deckungslinie hinaus« (ebd., in: *Georg Simmel Gesamtausgabe*, Bd. 9, hg. von G. Oakes und K. Röttgers, Frankfurt a.M. 1997, 300–301). Max Weber erwähnt Simmels These Jaspers gegenüber in einem Brief vom 2. November 1912 (vgl. M. Weber: MWG II/7, 729).
- 155 Gemeint ist hier der Historiker Leopold von Ranke (1795–1886), der wegen seiner Methode der Quellenkritik als Gründer der modernen Geschichtswissenschaft gilt. Ranke wurde

- 1808 Gymnasiallehrer in Frankfurt/Oder; 1834 erhielt er aufgrund seiner wissenschaftlichen Publikationen ein Ordinariat für Geschichte in Berlin. Im Jahr 1858 wurde Ranke Präsident der Historischen Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Ranks historische Studien waren von einem religiös motivierten Bedürfnis nach Anschauung und Verehrung Gottes sowie einem Glauben an die Immanenz Gottes in der Wirklichkeit beseelt. Hauptwerke: *Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1514* (1824); *Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert* (3 Bde., 1834–1836); *Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation* (6 Bde., 1839–1847); *Weltgeschichte* (9 Bde., 1881–1888).
- 156 Der schweizerische Kunst- und Kulturhistoriker Jacob Christoph Burckhardt (1818–1897), der aufgrund seiner wissenschaftlichen Ausbildung und seinem Wirkungskreis hier zu den »deutschen Denkern« gezählt wird, gilt als Mitbegründer der Kunstgeschichte und sorgte mit seinen Arbeiten zur Renaissance für eine breite Wahrnehmung dieser bei ihm dezidiert als modernes Zeitalter akzentuierten Kulturepoche. Burckhardt war u.a. von F. Kugler und L. von Ranke beeinflusst, erhielt 1855 eine Professur in Zürich und lehrte ab 1858 als ordentlicher Professor für Geschichte an der Universität Basel. Durch seine literarische und hermeneutische Begabung, die sich sowohl in seinen Werken als auch in seiner umfangreichen Tätigkeit für das *Brockhausche Konversationslexikon* niederschlug, wurde Burckhardt zu einem der einflussreichsten und meistgelesenen Historiker seiner Zeit. Hauptwerke: *Die Zeit Constantin's des Großen* (1853); *Der Cicerone. Eine Anleitung zum Genuss der Kunstwerke Italiens* (1855); *Die Cultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch* (1860); *Griechische Kulturgeschichte* (aus dem Nachlass, 4 Bde.).
- 157 Vgl. hierzu Jaspers' Ausführungen zu den Antinomien menschlichen Seins in: *Psychologie der Weltanschauungen*, bes. 229–247.
- 158 Die Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg wurde 1386 von Kurfürst Pfalzgraf Ruprecht I. gegründet und war nach der Prager Karls-Universität (1348) und der Universität Wien (1365) die dritte Universitätsgründung im deutschen Sprachraum des damaligen »Heiligen Römischen Reiches«. Sie ist damit die älteste Universität auf dem heutigen Gebiet der Bundesrepublik Deutschland.
- 159 Vgl. hierzu bes. K. Jaspers: »Der überationale Sinn der abendländischen Universität«, in diesem Band, 225–227.
- 160 Dies trifft zwar durchaus für die aus einem Zusammenschluss geistlicher Schulen entstandene Universität Paris (gegründet 1200) und einen Großteil weiterer mittelalterlicher Universitätsgründungen wie Oxford zu (ebenfalls um 1200). Allerdings bildete die Theologie nicht überall die Kerndisziplin der Universitäten. So waren die früheste, um 1088 entstandene Universität Bologna, wie auch die Universität Padua (gegründet 1222) ursprünglich dezidiert als juristische Ausbildungsstätten angelegt (die Angaben der Gründungsjahre weichen je nach Quelle erheblich voneinander ab; vgl. J. Verger: »Grundlagen«, in: W. Rüegg [Hg.]: *GdUE I*, 49–80, 59–62; H.-A. Koch: *UGI*, 33, 44–45; vgl. zur Universität Paris auch den Stellenkommentar Nr. 371).
- 161 Philipp Melanchthon (eigtl. P. Schwartzerd; 1497–1560); Altphilologe und reformatorischer Theologe. Melanchthon gilt als engster Mitarbeiter Martin Luthers, dem er sich ein Jahr nach dem Antritt seiner Griechisch-Professur an der Universität Wittenberg 1518 angeschlossen hatte. Melanchthons Denken steht in der Tradition des Aristoteles und des Humanismus. Mit seinem Werk *Loci communes rerum theologicarum* (1521; dt. ca. 1522: *Allgemeine Grundbegriffe des theologischen Sachbereichs oder Abriß der Theologie*) schuf er die erste systematische Darstel-

lung der reformatorischen Theologie. Melanchthon war außerdem maßgeblich an der Konzeption und Organisation des evangelischen Kirchen- und Schulwesens beteiligt, was ihm den Ehrentitel »praeceptor Germaniae« (»Lehrer Deutschlands«) einbrachte – ein Titel, der nach 1945 verschiedentlich auch auf Jaspers angewendet wurde. Melanchthon war zeitweise Rektor der Universität Wittenberg und hatte Grammatiken für den Griechisch- und Lateinunterricht verfasst sowie Lehrbücher u.a. für Rhetorik, Ethik und Physik.

- 162 Unmittelbar nachdem Gottfried Wilhelm Leibniz im Februar 1667 an der nürnbergischen Universität Altdorf zum Doktor der Jurisprudenz promoviert worden war, wurde ihm dort eine Professur angeboten. Das Angebot lehnte Leibniz mit den Worten ab: »mein Geist bewegt sich in einer ganz anderen Richtung« (vgl. K. Müller, G. Krönert: *Leben und Werk von Gottfried Wilhelm Leibniz. Eine Chronik*, Frankfurt a.M. 1969, 10).
- 163 Was Jaspers hier als »klassisch-humanistische Universität« bezeichnet, firmiert für gewöhnlich eher unter dem Titel der aufklärerischen Reformuniversität, für die insbesondere die Universitäten Halle (gegr. 1694) und Göttingen (gegr. 1734) stehen. Vor allem in Göttingen erhielten die Studierenden bislang ungekannte Freiheiten wie die Erlaubnis zur Benutzung der Universitätsbibliothek. Entscheidende Neuerungen bestanden ferner darin, dass Forschungsergebnisse von der theologischen Zensur befreit waren und der Lehre ein hoher Stellenwert eingeräumt wurde.
- 164 Vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 7.
- 165 Die Angabe ist nicht ganz korrekt. F. W. J. Schelling erhielt erst im Jahr 1841 den Lehrstuhl für Philosophie als Nachfolger Hegels an der damaligen »Friedrich-Wilhelms-Universität« Berlin. Seine Antrittsvorlesung am 15. November gilt aufgrund der illustren Zusammensetzung der Hörerschaft als ein besonderes Universitätsereignis, da sich Intellektuelle, Staatsbeamte und Militärs in großer Zahl zusammenfanden, u.a. M. A. Bakunin, J. Burckhardt, F. Engels, A. v. Humboldt, S. Kierkegaard, L. v. Ranke, F. C. v. Savigny und F. A. Trendelenburg (vgl. X. Tilliette: *Schelling. Biographie*, aus dem Französischen von S. Schaper, Stuttgart 2004, 401).
- 166 Georg Gottfried Gervinus (1805–1871); deutscher Literaturhistoriker und liberaler Politiker mit Professuren in Heidelberg, Göttingen und wiederum Heidelberg sowie Mitherausgeber der bürgerlich-liberalen *Deutschen Zeitung*. Als Mitglied der sog. »Göttinger Sieben«, die 1837 gegen die Aufhebung der Verfassung im Königreich Hannover durch Ernst August I. protestierten (vgl. Stellenkommentar Nr. 104), wurde Gervinus seines Amtes enthoben; 1848 war er Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung; 1853 wurde Gervinus wegen seiner demokratischen Umtriebe aus dem Universitätsdienst entlassen und lebte fortan als Privatgelehrter. Hauptwerk: *Neuere Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen* (5 Bde., 1835–1842).
- 167 Eine im Wortlaut entsprechende Aussage ist in den Werken und Briefen von Gervinus nicht nachweisbar. Die Formel trifft allerdings Gervinus' literaturgeschichtliche Diagnose seiner Zeit. Gervinus sah die Zeit der Dichtung in Deutschland mit dem Tod Goethes und Schillers als abgeschlossen an und die Zeit der Politik gekommen. So schrieb er 1840 im vierten Band seiner *Neueren Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen*: »Unsere Dichtung hat ihre Zeit gehabt; und wenn nicht das deutsche Leben still stehen soll, so müssen wir die Talente, die nun kein Ziel haben, auf die wirkliche Welt und den Staat locken, wo in neue Materie neuer Geist zu gießen ist« (ebd., Leipzig 1840, VII).
- 168 Vgl. hierzu: Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 28.
- 169 Ernst Haeckel (1834–1919) war Zoologe, Naturphilosoph und ein führender Vertreter der Evolutionstheorie; 1865 erhielt er ein Ordinariat für Zoologie an der Universität Jena.



- Haeckel machte die Abstammungslehre Charles Darwins durch seine populären Schriften in Deutschland bekannt und vertrat eine monistische Weltanschauung, der zufolge Kraft und Materie eine Einheit bilden und in der Gott mit dem allgemeinen Kausalgesetz der Natur gleichgesetzt wird. Durch die Übertragung der Selektionstheorie auf die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft wurde Haeckel zu einem Vordenker des Sozialdarwinismus und der Eugenik. Hauptwerke: *Generelle Morphologie der Organismen. Allgemeine Grundzüge der organischen Formenwissenschaft, mechanisch begründet durch die von Charles Darwin reformierte Descendenz-Theorie* (1866); *Die Welträthsel. Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie* (1899).
- 170 Dieser Satz, von Haeckel scherzhaft als »Naturgesetz« bezeichnet, ist durch seinen Freund Wilhelm Bölsche überliefert und entstand Bölsche zufolge aus einem Vergleich zwischen den Leistungen Haeckels mit seinen bescheidenen Jenaer Mitteln und den ungleich besser ausgestatteten Berliner Instituten (vgl. W. Bölsche: *Ernst Haeckel. Ein Lebensbild*, Dresden 1900, 13).
- 171 Jaspers spielt hier auf das Kollegienheft *Die Wissenschaft des nicht Wissenswerten* des ungarischen Schriftstellers Lajos Hatvany (Leipzig 1908) an, in dem der Autor aus Sicht eines Studierenden mit beißendem Spott grotesk anmutende Seminarsituationen und haarspalterisches Gelehrtenverhalten schildert.
- 172 Justus von Liebig (1803–1873); Professor für Chemie und Pharmazie in Gießen und München mit Schwerpunkten in der Elementaranalyse, der Radikaltheorie und der Stoffwechselchemie. Liebig gilt u.a. als Begründer der Agrikulturchemie und trug durch seine zahlreichen Vorträge und Schriften maßgeblich dazu bei, der Chemie in Wissenschaft und Beruf Popularität zu verschaffen. Neben seiner Forschung gab Liebig auch dem wissenschaftlichen Unterricht entscheidende Impulse. So entwickelte er ein neues System des Studienaufbaus mit einer Verknüpfung von Vorlesungen und Praktika, mit dem auch ein Verständnis der geistigen Grundlagen der Naturwissenschaften gefördert werden sollte. Hauptwerke: *Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie* (1840); *Ueber das Studium der Naturwissenschaften und über den Zustand der Chemie in Preußen* (1840).
- 173 Hermann Ludwig Ferdinand von Helmholtz (1821–1894); deutscher Physiologe und Physiker mit Professuren in Königsberg, Bonn, Heidelberg und Berlin. Helmholtz, der u.a. Forschungen im Bereich der Augenphysiologie, Akustik und mathematischen Analyse von Naturphänomenen unternahm, gilt als Universalgelehrter; er war für seine Darstellungen theoretischer Probleme und der philosophischen Konsequenzen naturwissenschaftlicher Forschung bekannt. Obwohl Helmholtz als Hochschullehrer wenig Erfolg hatte, gilt er als einer der einflussreichsten Vertreter naturwissenschaftlichen Fortschrittsdenkens im 19. Jahrhundert. Hauptwerke: *Über die Erhaltung der Kraft. Eine physikalische Abhandlung* (1847); *Die Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik* (1863); *Handbuch der physiologischen Optik* (1856–1867).
- 174 Theodor Mommsen (1817–1903) war Rechtswissenschaftler und Historiker mit Forschungsschwerpunkt in der römischen Kaisergeschichte; 1848 erhielt er eine Professur in Leipzig, ging nach dem politisch bedingten Verlust seiner Professur 1852 nach Zürich, später nach Breslau. 1858 wurde Mommsen Mitglied der Berliner Akademie und hielt in den Jahren 1867–1887 Vorlesungen an der Berliner Universität. Mommsen gilt als Gegner Bismarcks und des Antisemitismus; 1902 erhielt er für sein Werk *Römische Geschichte* den Nobelpreis für Literatur. Hauptwerke: *Römische Geschichte* (3 Bde., 1854–1855, Bd. IV: n.v., Bd. V: 1885); *Römisches Staatsrecht* (1871–1888); *Römisches Strafrecht* (1899).

- 175 Es handelt sich hierbei um die Tagung »Universität und Volkshochschule«, die vom 25. bis 28. April 1929 in Heidelberg stattfand und an der Vertreter der Universität und der Erwachsenenbildung teilnahmen. Von Universitätsseite nahmen neben Jaspers u.a. Alfred Weber, Karl Mannheim und Dolf Sternberger teil, während für die Erwachsenenbildung u.a. Wilhelm Flitner, Alfred Mann und Wolfgang Pfeleiderer sprachen. Jaspers hielt in diesem Rahmen den zitierten Vortrag »Die Universität im sozialen Körper«, der sich im Nachlass von Jaspers befindet (vgl. zur Tagung: W. B. Gierke, U. Loeber-Pautsch: *Die pluralen Strukturen der Erwachsenenbildung*, Bd. 2, Oldenburg 2000, 586–587; Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 136).
- 176 Hierbei handelt es sich um eine Anspielung auf das 1823 entstandene Gedicht »Der Reiter und der Bodensee« von Gustav Schwab (1792–1850). Darin versucht ein Reiter in Eile, den Bodensee zu erreichen und mit einem Fährkahn überzusetzen. Im tiefen Winter übersieht er das Ufer und überquert unwissentlich den zugefrorenen und verschneiten See. Als er am anderen Ufer eine Magd nach dem Weg fragt, erfährt der Reiter, dass er über den See geritten ist und erkennt, in welcher Gefahr er sich befunden hat. Während er noch von den Dorfbewohnern beglückwünscht wird, verliert er die Besinnung und fällt tot von seinem Pferd.
- 177 K. Jaspers: »Die Universität im sozialen Körper«, 24–27.
- 178 Vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 165.
- 179 Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom Stein (1757–1831); Jurist, preußischer Staatsmann und Reformier. 1804 wurde vom Stein Wirtschaftsminister in Berlin. Nach der vernichtenden Niederlage Preußens gegen Napoleon I. in der Schlacht von Jena und Auerstedt (1806) führte seine scharfe Kritik an der bisherigen Politik Preußens Anfang 1807 zu seiner Entlassung durch Friedrich Wilhelm III. Trotz Spannungen sah sich der preußische König schon im September des gleichen Jahres genötigt, vom Stein wieder anzustellen und ihm die oberste Leitung der Zivilangelegenheiten zu übertragen. Vom Stein gilt zusammen mit Karl August Fürst von Hardenberg als Initiator der weitreichenden Preußischen Reformen, zu denen auch Wilhelm von Humboldts Reform des Bildungswesens zählt. Vom Stein wurde 1812 Berater des russischen Zaren, drängte auf eine Allianz von Preußen und Russland gegen Napoleon und verwaltete in den sog. »Befreiungskriegen« die zurückeroberten Gebiete.
- 180 August Wilhelm Anton Graf Neidhardt Gneisenau (1760–1831); preußischer Heerführer. Gneisenau war 1785 zum Offizier im preußischen Heer ernannt worden und gilt neben Gerhard von Scharnhorst als bedeutendste Figur der im Rahmen der Preußischen Reformen umgesetzten Heeresreform, die in den Jahren 1807–1810 vorgenommen wurde. Als Heerführer war Gneisenau an den Siegen der alliierten Truppen gegen Napoleon bei Leipzig (1813) und Waterloo (1815) beteiligt und hatte damit maßgeblichen Anteil am Erfolg der sog. »Befreiungskriege« der Alliierten gegen die napoleonische Fremdherrschaft.
- 181 Vgl. zum Begriff des »Umgreifenden«: K. Jaspers: *Philosophische Autobiographie*, 86; ders.: *Von der Wahrheit*, 38.
- 182 Kuno Fischer (1827–1907) war Philologe und Philosoph mit Schwerpunkt in der Philosophiegeschichte (insbesondere Kant und Hegel) und Professuren in Jena und Heidelberg. Fischers Lehrveranstaltungen genossen unter Studierenden außerordentliche Beliebtheit. Seine Forschungen und Vorlesungen gelten als Grundlage für die Entstehung des Neukantianismus. Durch seine zahlreichen Vorlesungen und Veröffentlichungen zu Goethe, Schiller, Lessing und Shakespeare gilt Fischer zudem als einflussreicher Literaturhistoriker. Hauptwerke: *Ge-*

- schichte der neuern Philosophie* (11 Bde., 1852–1901); *System der Logik und Metaphysik oder Wissenschaftslehre* (1852). Jaspers stand Fischer nach anfänglicher Begeisterung äußerst kritisch gegenüber (vgl. H. Saner: *Karl Jaspers*, 18).
- 183 Henry Thode (1857–1920); Kunsthistoriker mit Schwerpunkten in der italienischen Renaissance und der zeitgenössischen deutschen Kunst. Durch die Heirat mit der Stieftochter Richard Wagners 1886 war Thode eng mit dem Bayreuther Wagner-Kreis verbunden; 1889 wurde er Direktor am Städelschen Kunstinstitut Frankfurt a.M. und 1893 erster Ordinarius für Kunstgeschichte an der Universität Heidelberg. Thode sympathisierte mit antiliberalen, nationalistischen und antisemitischen Künstlern, Intellektuellen und Politikern. Sein Werk wurde später von der nationalsozialistischen Kunstkritik vereinnahmt. Hauptwerke: *Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien* (1895); *Tintoretto* (1899); *Michelangelo und das Ende der Renaissance* (3 Bde., 1902–1913).
- 184 Gemeint ist hier der Staats- und Völkerrechtler Georg Jellinek (1851–1911), der 1889 ein Ordinariat in Basel und 1891 eines in Heidelberg erhielt. Jellinek war mit Wilhelm Windelband, Ernst Troeltsch, Max Weber und Erwin Rohde befreundet und galt als Universalgelehrter und begabter Hochschullehrer. Beeinflusst vom Neukantianismus, verfasste er mit seinem Buch *Allgemeine Staatslehre* 1900 sein Hauptwerk, in dem er das dichotomische Nebeneinander von »Soziallehre« und »Rechtslehre« des Staates beschrieb. Weitere Schwerpunkte Jellineks bildeten das Völkerrecht und die Geschichte der Menschenrechte. Hauptwerke: *Die Lehre von den Staatenverbindungen* (1882); *System der subjektiven öffentlichen Rechte* (1892); *Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte. Ein Beitrag zur modernen Verfassungsgeschichte* (1895); *Allgemeine Staatslehre* (1900).
- 185 Emil Kraepelin (1856–1926) war Psychiater mit Professuren in Dorpat, Heidelberg und München. Er gilt als Begründer der modernen empirischen Psychopathologie, gründete 1917 die »Deutsche Forschungsanstalt für Psychiatrie« und entwickelte eine Systematik der Geisteskrankheiten, die als grundlegend für das heutige Klassifizierungssystem psychischer Störungen gilt. Einen weiteren Schwerpunkt seiner Tätigkeit bildete die Untersuchung der psychischen Wirkung von Arzneimitteln. Kraepelin engagierte sich für eine Neuorganisation des psychiatrischen Anstaltswesens, den Einsatz neuartiger Therapieformen und einen humanen Umgang mit Geisteskranken. Hauptwerke: *Ueber die Beeinflussung einfacher psychischer Vorgänge durch einige Arzneimittel* (1892); *Psychiatrie. Ein kurzes Lehrbuch für Studierende und Aerzte* (1887). Jaspers setzte sich insbesondere in seiner stark überarbeiteten vierten Ausgabe der *Allgemeinen Psychopathologie* von 1946 ausführlich mit Kraepelins Werk auseinander, u.a. mit dessen »Pharmakopsychologie«, der »Idee der Krankheitseinheiten«, seiner quantitativen Erfassung von Seelenkrankheiten und seiner Beschreibung hysterischer Störungen (*Allgemeine Psychopathologie* [1946], bes. 473–479, 710–711).
- 186 Gemeint ist Hannah Arendt (1906–1975), mit der Jaspers insbesondere nach 1945 eine enge Freundschaft pflegte (vgl. H. Arendt, K. Jaspers: *Briefwechsel*).
- 187 Der Text stammt aus einem Brief Arendts an Jaspers vom 18. November 1945 (in: H. Arendt, K. Jaspers: *Briefwechsel*, 59).
- 188 Es handelt sich hierbei um Arendts Aufsatz »Organized Guilt and Universal Responsibility«, der im Januar 1945 in der Zeitschrift *Jewish Frontier* (12 [1945] 19–23) erschienen war und auf Deutsch unter dem Titel »Organisierte Schuld« veröffentlicht wurde (EV in: *Die Wandlung. Eine Monatsschrift*, H. 4 [1946] 333–344).
- 189 Ebd., 339.

190 Ebd., 343.

191 Dieser Dialog ist in den autobiographischen Schriften von Jaspers nicht dokumentiert. Es handelt sich bei dem »Kollegen« aber mit hoher Wahrscheinlichkeit um den Neukantianer Heinrich Rickert (vgl. zum Verhältnis Jaspers – Rickert: K. Jaspers: *Philosophische Autobiographie*, 35–40).

### *Die Idee der Universität [1946]*

192 Vgl. zu K. H. Bauer: Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 132.

193 Den »ursprünglichen Geist« der Universität verbindet Jaspers mit der Universitätsidee, wie sie v.a. von F. W. J. Schelling, J. G. Fichte, F. D. E. Schleiermacher und W. v. Humboldt zu Beginn des 19. Jahrhunderts entwickelt und vertreten wurde.

194 Vgl. hierzu insbesondere Jaspers' erstmals 1945 veröffentlichte Rede »Erneuerung der Universität« (in diesem Band, 73–80) und den 1946 erschienenen Artikel »Die Wissenschaft im Hitlerstaat«.

195 Die Wahrheitssuche wurde u.a. von Friedrich Schleiermacher als ein Grundmotiv des Studiums und von Max Weber als eine der wesentlichen Aufgaben des Dozenten ausgewiesen (vgl. F. D. E. Schleiermacher: *Gelegentliche Gedanken*, 74; M. Weber: »Wissenschaft als Beruf«, 98). Die »Gemeinschaft von Forschern und Schülern« spielt auf eine hochmittelalterliche Fassung des Begriffs »*universitas*« als Genossenschaft von Lehrern und Schülern an (»*universitas magistrorum et scholarium*«; vgl. hierzu: Stellenkommentar Nr. 71; R. A. Müller: GdU, 9; J. Verger: »Grundlagen«, 51).

196 Vgl. hierzu: K. Jaspers: »Der übernationale Sinn der abendländischen Universität«, in diesem Band, 225–227, bes. 227.

197 Dieser Gedanke wird in der Ausgabe von 1946 erstmals von Jaspers artikuliert und bildet einen wichtigen Ausgangspunkt für die politische Verortung der Universität, wie Jaspers sie vor allem in »Das Doppelgesicht der Universitätsreform« [1960] und *Die Idee der Universität* [1961] vorgenommen hat.

198 Vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 136.

199 Dieses Kapitel hat Jaspers neu hinzugefügt. Gegenüber der *Idee der Universität* von 1923 bildet die ausführliche Auseinandersetzung mit dem »Wesen der Wissenschaft« eine der augenfälligsten Erweiterungen.

200 »Zwingende Gewissheit« und »Allgemeingültigkeit« sind zwei Charakteristika der Wissenschaft, die in der Erstausgabe der Schrift noch nicht genannt wurden.

201 Der Begriff »Wissenschaftsaberglaube« wurde von Jaspers erstmals in seiner 1930 verfassten und 1931 veröffentlichten Schrift *Die geistige Situation der Zeit* verwendet (ebd., 138).

202 Der italienische Mathematiker, Physiker und Philosoph Galileo Galilei (1564–1642) wurde 1633 aufgrund seines Bekenntnisses zum heliozentrischen Weltbild des Kopernikus von der Inquisition inhaftiert. Am 22. Juni 1633 wurde er zu lebenslanger Haft verurteilt und gezwungen, seiner wissenschaftlichen Überzeugung abzuschwören. Der Überlieferung nach soll Galilei den genannten Spruch »E pur si muove« (»Und sie [die Erde] bewegt sich doch!«) unmittelbar nach seiner Abbitte getan haben. Für eine starke Verbreitung dieser Darstellung sorgte u.a. der detaillierte Artikel »Galilei« in der *Allgemeinen deutschen Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände*, Bd. 4 (Leipzig 1830, 487–490).

- 203 Der italienische Philosoph Giordano (eigtl. Filippo) Bruno (1548–1600) wurde aufgrund seiner philosophischen Überzeugungen wegen Ketzerei von der Inquisition in Venedig verhaftet und nach siebenjähriger Haft 1600 in Rom auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Bereits 1576 hatte man dem früheren Dominikaner und Priester in Neapel Ketzerei vorgeworfen, woraufhin Bruno Italien verlassen und ein Wanderleben aufgenommen hatte. Bruno wurde in seinem Denken u.a. von Lukrez, Plotin, Paracelsus und Nikolaus Cusanus beeinflusst und verband naturwissenschaftliche Erkenntnisse mit epikureischen, stoischen und neuplatonischen Elementen. Dabei vertrat Bruno die heliozentrische Theorie von Kopernikus und entwickelte ein pantheistisches Weltbild. Seine Verurteilung wurde vor allem mit der Ablehnung der Trinität und eines personalen Gottes begründet. Hauptwerke: *De la causa, principio et uno* (1584; *Von der Ursache, dem Prinzip und dem Einen*); *De l'infinito, universo e mondi* (1584; *Zwiesgespräche vom unendlichen All und den Welten*); *Degli eorici furori* (1585; *Heroische Leidenschaften*).
- 204 Der Ursprung dieses Begriffs ist ungewiss. 1537 wurde er von dem Renaissance-Mathematiker Niccolò Tartaglia (1499–1557) als Titel eines Buches über Ballistik verwendet (*La nova scientia*). Für die Geisteswissenschaften bedeutsam wurde der Ausdruck hingegen v.a. durch Giambattista Vico (1668–1744), der ihn in seinem geschichtsphilosophischen Hauptwerk *Principi di una scienza nuova d'intorno alla comune natura delle nazioni* (*Grundzüge einer neuen Wissenschaft über die Natur der Völker*) von 1725 gebrauchte. In der Neuausgabe der Schrift von 1744 legte Vico die Prinzipien der neuen Wissenschaft dar und prägte das Paradigma, dass letztlich nur das von Menschen Hervorgebrachte als wahr und erkennbar gelten könne, nicht aber die Natur.
- 205 Antoine Laurent de Lavoisier (1743–1794); französischer Chemiker, Rechtsanwalt, Hauptzollpächter und Leiter der französischen Pulververwaltung. Lavoisier gilt als Begründer der modernen Chemie, weil er erstmals quantitative Methoden (Elementaranalysen) einführte und mit seiner Erklärung der Verbrennung als Oxidationsprozess die sog. »Phlogistontheorie« endgültig widerlegte.
- 206 Die »Erhellung« ist ein hermeneutischer Ansatz, den Jaspers unter Weiterentwicklung seiner in der *Psychologie der Weltanschauungen* als »verstehende Psychologie« bezeichneten Überlegungen in seinem Hauptwerk *Philosophie II: Existenzzerhellung* als Kern seiner existenzphilosophischen Konzeption entfaltet hat. Die »Erhellung« ist durch psychologische, hermeneutische und appellative Züge geprägt. In psychologischer Hinsicht steht sie für den Versuch, allgemeine psychische Bedingungen und Möglichkeiten der Verwirklichung möglicher Existenz aufzuweisen. In hermeneutischer Hinsicht will sie der Verstandeserkenntnis in ihrem Sinn nicht zugängliche Erfahrungen und antinomische Strukturen des Seelenlebens durch ein Mitwirken der Introspektion des Lesers fühlbar machen. Sie trägt insofern einen appellativen Charakterzug, als sie im Leser als »Selbsterhellung« eine Vergewisserung der für die Verwirklichung seiner unverletzlichen Existenz relevanten Seinsmöglichkeiten und ein Offenbarwerden seines singulären individuellen Wollens anregen und zum bewussten Ergreifen seiner Freiheit, d.h. seines unbedingten, aus sich heraus erwachsenden Willens, ermutigen möchte. Während die Existenzzerhellung in der *Philosophie* in struktureller Hinsicht Facetten der »möglichen Existenz« aufzeigt und die Freiheit des Individuums beschwört, spricht Jaspers in seinem fast zeitgleich erschienenen Werk *Die geistige Situation der Zeit* auch von einer »Situationserhellung«, deren Ziel er darin sieht, »das eigene Werden in der besonderen Situation mit der größten Entschiedenheit bewußt

ergreifen zu können« (ebd., 27). Vgl. zur Existenzerhellung: *Philosophie I*, XXIX; *Philosophie II*, bes. 8–10, 15–23.

- 207 Der Begriff der »Chiffre« ist ein wesentlicher Bestandteil des von Jaspers in seinem 1931/32 erschienenen Hauptwerk *Philosophie III: Metaphysik* entwickelten metaphysisch-religionsphilosophischen Begriffsinstrumentariums (vgl. ebd., bes. 129–164; vgl. hierzu auch: K. Jaspers: *Chiffren der Transzendenz* [1970], bes. 29–30).
- 208 Diesen Absatz hat Jaspers wörtlich seinen 1938 unter dem Titel *Existenzphilosophie* veröffentlichten Frankfurter Vorlesungen entnommen (vgl. ebd., 7).
- 209 Der englische Jurist, Staatsmann und Philosoph Francis Bacon (1561–1626) gilt als Wegbereiter des experimentellen, naturwissenschaftlichen Denkstils und als Begründer des angelsächsischen Empirismus. Als Philosoph wurde Bacon vor allem durch seine »Theory of Idols« (Idolenlehre) wahrgenommen, die er in seinem der wissenschaftlichen Methodik gewidmeten Hauptwerk *Novum organon scientiarum* von 1620 entfaltete. Mit seinem pragmatischen Verständnis des Wissens, das sich u.a. in der ihm zugeschriebenen Formel »Wissen ist Macht« (engl.: »knowledge is power«) ausdrückt, griff er der später insbesondere von der Aufklärung geforderten praktischen Nutzenanwendung der Wissenschaften vor. Hauptwerke: *De dignitate et augmentis scientiarum* (1605; *Über die Würde und den Fortgang der Wissenschaften*); *Novum organum scientiarum* (1620; *Neues Organ der Wissenschaften*); *Nova Atlantis* (1627; *Neu-Atlantis*). Vgl. zu Jaspers' Bacon-Rezeption: *Die großen Philosophen. Nachlaß 2*, 994–995.
- 210 René Descartes (1596–1650) hat die Nützlichkeit wissenschaftlicher Forschung vor allem in seinem *Discours de la méthode pour bien conduire sa raison et chercher la vérité dans les sciences* (*Abhandlung über die Methode, seine Vernunft richtig zu leiten und die Wahrheit in den Wissenschaften zu suchen*) gefordert, den er 1637 aus Sorge, ein ähnliches Schicksal wie Galilei zu erleiden, anonym veröffentlichte. In der Schrift bemüht sich Descartes um die Suche nach den allgemeinsten Voraussetzungen wissenschaftlichen Denkens, stellt die Mathematik als einzig verlässliche Wissenschaft dar und fordert u.a. die Suche nach der klaren und sicheren Erkenntnis dessen, was im Leben nützlich ist. Vgl. zu Jaspers' Descartes-Interpretation: *Descartes und die Philosophie* [1937].
- 211 Zu den Verfechtern des Selbstzweck-Postulats zählen u.a. F. W. J. Schelling (vgl. *Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums* [1803], SW 5, 207–352, 229) und J. G. Fichte, der in seiner Denkschrift *Deducirter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höhern Lehranstalt* die Position vertrat: »Dem Gelehrten [...] muß die Wissenschaft nicht Mittel für irgend einen Zweck, sondern sie muß ihm selbst Zweck werden« (ebd., 94).
- 212 Jaspers spielt hier auf Edmund Husserls Spätschrift *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie* von 1936 an. In dieser letzten vor seinem Tod verfassten Schrift sieht Husserl die modernen Wissenschaften insofern in einer Krise, als sie sich von den Existenzfragen und der Lebenswelt der Menschen, den Fragen nach Sinn und Sinnlosigkeit des menschlichen Lebens, entfremdet haben.
- 213 Hegels Gleichsetzung von Philosophie, resp. »Spekulation« und »Gottesdienst« findet sich u.a. in seiner Schrift *Differenz des Fichte'schen und Schelling'schen Systems der Philosophie* (GW 4, 76) sowie, etwas deutlicher, in den *Vorlesungen über die Philosophie der Religion I* (SWJ 15, 37). In der *Wissenschaft der Logik* hingegen ist von dieser Gleichsetzung nicht im beschriebenen Sinne die Rede.

- 214 Vgl. zum Gedanken der »Voraussetzungslosigkeit« der Wissenschaft bes.: Stellenkommentare Nr. 458, 459.
- 215 Dies hat neben anderen auch Max Weber in seinem Vortrag »Wissenschaft als Beruf« hervorgehoben (vgl. ebd., 106).
- 216 Bei der hier angeführten Aussage handelt es sich um die Paraphrase einer Textstelle aus der *Metaphysica* des Aristoteles (IV, 1006a/b). In der von Jaspers verwendeten Übersetzung von E. Rolfes heißt es: »Es läßt sich aber auch hier für die Unmöglichkeit ein widerlegender Beweis führen, wenn der Gegner nur etwas sagt. Sagt er aber nichts, so wäre es lächerlich gegen den reden zu wollen, der über nichts Rede steht. Denn ein solcher ist als solcher ja einer Pflanze gleich« (KJB: ebd., übers. von E. Rolfes, Leipzig <sup>2</sup>1920, 67; Textstelle markiert).
- 217 Der Ausdruck »Schemata der Ideen« ist bei Kant nicht nachweisbar, allerdings spricht er von der Idee *als* Schema. Eine Jaspers' Bemerkung sinngemäß entsprechende Textstelle findet sich in Kants *Kritik der reinen Vernunft*. Dort heißt es: »Es ist ein großer Unterschied, ob etwas meiner Vernunft als ein Gegenstand schlechthin, oder nur als ein Gegenstand in der Idee gegeben wird. In dem ersteren Falle gehen meine Begriffe dahin, den Gegenstand zu bestimmen; im zweiten ist es wirklich nur ein Schema, dem direct kein Gegenstand, auch nicht einmal hypothetisch zugegeben wird, sondern welches nur dazu dient, um andere Gegenstände vermittelt der Beziehung auf diese Idee nach ihrer systematischen Einheit, mithin indirect uns vorzustellen« (AA III, 442–443).
- 218 Das »Umgreifende« ist ein zentraler Terminus der »Philosophischen Logik« von Jaspers (vgl. Stellenkommentar Nr. 224), den er 1935 in seinen Groninger Vorlesungen »Vernunft und Existenz« geprägt hatte (*Vernunft und Existenz*, 42–70; vgl. auch: *Existenzphilosophie*, 13–25). Jaspers hat den hinter dem Begriff stehenden Grundgedanken in *Von der Wahrheit* zu einer scharf von der Ontologie abgesetzten »Periechontologie« als »Lehre von den Weisen des Umgreifenden« ausgebaut (vgl. ebd., 157–161). In seinem Werk von 1947 beschreibt er das Umgreifende folgendermaßen: »Das Umgreifende ist [...] das, was sich immer nur *ankündigt* – im gegenständlich Gegenwärtigen und in den Horizonten –, das aber nie Gegenstand und Horizont wird. Es ist das, was nicht selbst, sondern worin uns alles andere vorkommt [...]. Das Umgreifende ist das, worin alles Sein für uns ist« (ebd., 38–39).
- 219 M. Weber: »Wissenschaft als Beruf«, 98.
- 220 Die Wendung stammt aus Ernst Theodor Amadeus Hoffmanns satirischem Roman *Lebens-Ansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern* aus dem Jahr 1828 (in: *Sämtliche Werke*, Bd. 5, hg. von W. Segebrecht u.a., Frankfurt a.M. 2004, 173).
- 221 Jaspers hat die Wissenschaft unter dem Titel »Sachkunde« bereits in *Die geistige Situation der Zeit* als grundlegendes Moment der existentiellen Situationserhellung ausgewiesen. Dort heißt es: »*Existenzphilosophie* ist das alle Sachkunde nutzende, aber überschreitende Denken, durch das der Mensch er selbst werden möchte« (ebd., 161).
- 222 Den Ausdruck »konkrete Philosophie« hat vor allem Herbert Marcuse mit seinem 1929 erschienenen Text *Ueber konkrete Philosophie* in den wissenschaftlichen Diskurs eingebracht (in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*, Nr. 62 [1929] 111–128).
- 223 Das Zitat stammt aus J. W. v. Goethes *Faust I* (WA I/14, 88).
- 224 Das in der Fußnote genannte Werk *Von der Wahrheit* erschien 1947 und ist der erste Band einer ursprünglich auf vier Bände angelegten »Philosophischen Logik«, die eines der bedeutendsten Projekte der Jaspers'schen Philosophie darstellt. Die »Philosophische Logik«

sollte zu einer »philosophischen Grundoperation« als Vergegenwärtigung der Grenzen des Denkens anregen, »Waffe im Kampf gegen Unwahrheit« sein und »ermöglichen, daß sich immer wiederherstellt, was Menschen zu Menschen macht und woraus für Menschen erwächst, was eigentlich wahr ist: ihre Kommunikation« (*Von der Wahrheit*, 6–7). Jaspers stellte in *Von der Wahrheit* drei »Lehrbücher« zur Methodenlehre, Kategorienlehre und Wissenschaftslehre in Aussicht, die jedoch nicht verwirklicht wurden. Die im Nachlass aufgefundenen Manuskripte zur »Philosophischen Logik« wurden 1991 von Hans Saner und Marc Hänggi herausgegeben (K. Jaspers: *Nachlaß zur philosophischen Logik*). Vgl. zu »Geist«, »Existenz« und »Vernunft«: *Von der Wahrheit*, bes. 71–83, 113–120.

- 225 Der Vernunft wird damit diejenige Aufgabe übertragen, die Jaspers in der Erstausgabe der Schrift noch dem »Geist« zugeschrieben hatte (vgl. *Die Idee der Universität* [1923], 7–8).
- 226 Jaspers ergänzt hier das bereits in der Erstausgabe erwähnte »decorum« (Schicklichkeit, Angemessenheit, vgl. Stellenkommentar Nr. 15) um das »honestum« (Anstand, Würde, Moral). In der Literatur werden die Begriffe in der Regel als Begriffspaar erwähnt. Die Verknüpfung von *decorum* und *honestum* hat Cicero v.a. in seiner Schrift *De officiis* (44 v.Chr.; *Vom pflichtgemäßen Handeln*) beschrieben. So heißt es in Buch 1, § 94: »Seine [des »decorum«] Bedeutung zeigt sich darin, dass es vom Moralischen nicht getrennt werden kann; denn was angemessen ist, ist moralisch, und was moralisch ist, ist angemessen« (*Vom pflichtgemäßen Handeln*, in: *Ausgewählte Werke*, Bd. 1, hg. und übersetzt von R. Nickel und O. Gigon, Darmstadt 2008, 53).
- 227 Die hier beschriebene Zurücknahme eigener Wertungen erinnert an die »phänomenologische Reduktion« (*epoché*) Edmund Husserls. Jaspers kommt später in seinem Vortrag »Wahrheit und Unheil der Bultmannschen Entmythologisierung« [1953] auf diesen Gedanken zurück, schreibt ihn dort jedoch Max Weber zu (vgl. ebd., 26). Das Diktum ist in Webers Werken und Briefen nicht nachweisbar.
- 228 Was Jaspers mit der hier erstmals von ihm erwähnten »Bildung zur Vernunft« meint, verdeutlicht eine Aussage aus *Von der Wahrheit*: »Bildung der Vernunft [...] ist die Disziplin des methodischen Fürwahrhaltens. Alles Fixierte ist, obgleich unerläßlich, zugleich in der Schweben. Dies erweiterte Bewußtsein gewinnt seine Bildung durch eine Schulung qualitativer Art. Die Denkweisen und Haltungen werden erworben, nicht nur das inhaltliche Wissen« (ebd., 689).
- 229 Die Dichotomie von »Erklären und Verstehen« als methodologische Trennlinie zwischen Natur- und Geisteswissenschaften geht zurück auf Wilhelm Diltheys Diktum »Die Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir« (vgl. *Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie* [1894], in: *Gesammelte Schriften*, Bd. V, hg. von G. Misch, Leipzig 1924, 139–240, 144).
- 230 Die Überlegungen zum Bildungswert der Wissenschaften, der vor allem Ende des 19. Jahrhunderts lebhaft diskutiert wurde, stellen gegenüber der *Idee der Universität* von 1923 ein Novum der Nachkriegsausgabe dar.
- 231 Dieser Gedankengang korrespondiert eng mit Max Webers in »Wissenschaft als Beruf« als »Entzauberung der Welt« beschriebenen Entwicklung, nach der eine durch den wissenschaftlichen Fortschritt angestoßene »intellektualistische Rationalisierung« den Glauben an die alten bildhaften Mythen zerstört und durch den Glauben ersetzt habe, man könne prinzipiell alle Dinge »durch Berechnung« beherrschen (ebd., 86–87).
- 232 Diese Paraphrase bezieht sich auf Kants *Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft* aus dem Jahre 1786. Dort heißt es: »Also mag zwar eine reine Philosophie der Natur überhaupt [...] auch ohne Mathematik möglich sein, aber eine reine Naturlehre über bestimmte



- Naturdinge [...] ist nur vermitteltst der Mathematik möglich, und da in jeder Naturlehre nur so viel eigentliche Wissenschaft angetroffen wird, als sich darin Erkenntniß a priori befindet, so wird Naturlehre nur so viel eigentliche Wissenschaft enthalten, als Mathematik in ihr angewandt werden kann« (AA IV, 470; KJB: ebd., hg. von O. Buek, Leipzig 1922, 192–193; m. Marginalien, Textstelle markiert).
- 233 Das Zitat stammt aus Kants *Kritik der Urtheilskraft* aus dem Jahre 1790 (AA V, 400).
- 234 Gemeint ist ein die überlieferten bildhaften Mythen ablösender Ersatzmythos.
- 235 Für eine Auflösung der Universität plädierte vor allem Max Scheler (vgl. hierzu: Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 35).
- 236 Jaspers spielt hier mit hoher Wahrscheinlichkeit auf die deutschen »Akademien der Wissenschaften« an. Die erste Einrichtung dieser Art war die »Königlich-Preußische Akademie der Wissenschaften« (auch »Kurfürstlich-Brandenburgische Societät der Wissenschaften«), die im Jahre 1700 auf Initiative von Gottfried Wilhelm Leibniz vom brandenburgischen Kurfürsten Friedrich III. gegründet wurde.
- 237 Jaspers hatte in der Erstausgabe der Schrift noch den »Bund der Pythagoreer« in der Darstellung Jacob Burckhardts als Beispiel für die »Meistererziehung« genannt (vgl. Stellenkommentare Nr. 42, 43; J. Burckhardt: »Pythagoras«, in: *Vorträge 1844–1887*, hg. von E. Dürr, Basel 1918, 228–249).
- 238 Als »Kadettenanstalten« werden seit Ende des 17. Jahrhunderts v.a. Erziehungsinstitute für künftige Berufsoffiziere bezeichnet. Ihre Wurzeln haben sie in französischen Kadettenschulen, in denen junge Adlige zu »cadets« ausgebildet wurden.
- 239 Die »Janitscharen« waren eine türkische Elitetruppe, die von ca. 1330 bis 1826 bestand und in der Blütezeit des Osmanischen Reiches die Kerntruppe des Heeres bildete. Sie bestand ursprünglich v.a. aus zu strengen Muslimen herangezogenen christlichen Sklaven aus dem Balkan und war aufgrund ihrer ausgeprägten Diszipliniertheit, Schlagkraft und Skrupellosigkeit gefürchtet.
- 240 Schon Schleiermacher weist den Vorlesungen eine Vorrangstellung unter den universitären Lehrveranstaltungen zu, wenn er schreibt: »Wie nun die ganze Universität ein solches wissenschaftliches Zusammenleben ist: so sind die Vorlesungen insbesondere das Heiligthum desselben« (*Gelegentliche Gedanken*, 48).
- 241 Zu den offensivsten Kritikern der Vorlesungen gehörte in der genannten Periode der Historiker Ernst Bernheim (1859–1942), der den Standpunkt vertrat, man könne ein Gros der »Privatvorlesungen« aus der universitären Lehre verbannen (vgl. ders.: *Der Universitätsunterricht und die Erfordernisse der Gegenwart*, Berlin 1898, bes. 19–25). Die Kritik an universitären Vorlesungen wurde auch vom Bildungshistoriker Friedrich Paulsen diskutiert, dessen Werk *Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium* (Bd. 1 [1902], Hildesheim 1966, bes. 238) Jaspers nachweislich rezipiert hat (vgl. Notizen, DLA, A: Jaspers).
- 242 Schleiermacher spricht davon, dass der »Lehrer« alles, was er sagt, »vor den Zuhörern entstehen lassen« müsse; »er muß [...] sein eigenes Erkennen, die That selbst, reproduciren, damit sie [...] die Thätigkeit der Vernunft im Hervorbringen der Erkenntniß unmittelbar anschauen und anschauend nachbilden« (*Gelegentliche Gedanken*, 48–49).
- 243 Das Zitat stammt aus einem Brief G. W. F. Hegels an F. I. Niethammer vom 28. Oktober 1808 und weicht etwas vom Original ab. Bei Hegel heißt es: »Die theoretische Arbeit, überzeuge mich täglich mehr, bringt mehr zustande in der Welt als die praktische; ist erst das Reich der Vorstellung revolutioniert, so hält die Wirklichkeit nicht aus« (SW XXVII, 253).

- 244 Vgl. zur Kommunikation bei Nietzsche: K. Jaspers: *Nietzsche* [1936], 58, 401, 424, 437.
- 245 Bereits W. v. Humboldt hatte in seinem Fragment »Über die innere und äussere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin« (GS X, 250–260) auf die Notwendigkeit hingewiesen, die Universitäten nicht »herabsinken zu lassen« und die Trennung zwischen höherer Anstalt und Schule »rein und fest zu erhalten« (ebd., 252).
- 246 J. Grimm: »Über Schule Universität Akademie«, WF I/1, 212–255, 242.
- 247 Vgl. M. Weber: »Wissenschaft als Beruf«, 72–73.
- 248 Das Zitat stammt aus J. W. v. Goethe: »Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen. Erster Jahrgang« (WA I/42, 34).
- 249 Die Aussage ist einem Brief J. W. v. Goethes an Christiane v. Goethe vom 31. Oktober 1808 entnommen und bezieht sich auf Heidelberg (J. W. v. Goethe: WA IV/20, 197).
- 250 Unter den »*artes liberales*« versteht man seit der römischen Antike die sieben freien Künste, die der höheren Bildung der römischen Kultur entsprachen: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik. Die *artes liberales* erfüllten im Konzept der mittelalterlichen Universität in erster Linie eine propädeutische Funktion (vgl. H. M. Klinkenberg: »*artes liberales*«, in: HWPPh I, 532; H. A. Koch: UGI, 31).
- 251 Vgl. I. Kant: *Der Streit der Fakultäten* (AA VII, 21).
- 252 Dt.: »Streitsucht (Wüten) der Theologen«.
- 253 Jaspers hat die Verfehlungen der Medizin vor allem in seinem Vortrag »Erneuerung der Universität« angesprochen (in diesem Band, 73–80, bes. 75–78).
- 254 Der Text entstammt dem »13. Organisations-Edikt« des badischen Geheimrats Friedrich Brauer vom 13. Mai 1803 (in: E. Winkelmann [Hg]: *Urkundenbuch der Universität Heidelberg*, Bd. 1, Heidelberg 1886, 442).
- 255 Vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 149.
- 256 Jaspers spielt hier mit hoher Wahrscheinlichkeit auf den US-amerikanischen Physiker Julius Robert Oppenheimer (1904–1967) an. Unter dessen Leitung wurde im Rahmen des sog. »Manhattan-Projekts« (1942–1945) in Los Alamos die erste Atombombe gebaut. Nachdem die Folgen der Atombombenangriffe auf Hiroshima und Nagasaki im August 1945 sichtbar geworden waren, setzte sich Oppenheimer für eine internationale Kontrolle der Atomenergie, gegen die Entwicklung der Wasserstoffbombe sowie gegen eine nukleare Aufrüstung ein.
- 257 Unter der Auffassung von etwas als »soseiend« versteht Jaspers die Interpretation eines Seienden unter den Prämissen ihrer Unumstößlichkeit und der Unveränderbarkeit ihres Gegenstandes.
- 258 Der Satz stammt von Alfons Paquet (»Die Rhein-Ruhrstadt«, in: *Hochland. Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst*, Nr. 27 [1930] 385).
- 259 In *Die Idee der Universität* [1923] (in diesem Band, 31), war noch von »chinesischer Erstarrung« die Rede (vgl. Stellenkommentar Nr. 58).
- 260 Ähnliche Forderungen hatte Jaspers schon in seinen »Thesen zur Frage der Hochschulenerneuerung« erhoben, in denen er für eine Abschaffung aller Studienpläne, Scheine und formalen Nachweise plädierte (ebd., 17).
- 261 Vgl.: Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 28.
- 262 W. v. Humboldt: »Über die innere und äussere Organisation«, 252.
- 263 Jaspers spielt mit dieser Bemerkung auf den »Fall Spahn« an, der 1901 eine breite Debatte über die Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft ausgelöst hatte (vgl. hierzu bes. Stellenkommentare Nr. 458, 459).

- 264 Vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 27.
- 265 Schon Humboldt hatte sich trotz seiner Betonung der Autonomie der Universität aus ähnlichen Gründen dafür ausgesprochen, die Berufungshoheit für Universitätslehrer dem Staat zu überlassen (vgl. »Über die innere und äussere Organisation«, 259).
- 266 Abraham Flexner (1866–1959); US-amerikanischer Pädagoge und Bildungsreformer. Flexner hatte in Baltimore, Harvard, Berlin und Heidelberg studiert, betrieb von 1890 bis 1904 eine von ihm gegründete alternative Privatschule in Louisville/Kentucky und widmete sich danach Studien zur Rolle der höheren Erziehung in Amerika. 1930 gründete er mit dem Geschäftsmann und Philanthropen Louis Bamberger das private »Institute for Advanced Study« in Princeton, als dessen Direktor er zahlreichen von den Nationalsozialisten verfolgten Gelehrten Zuflucht bot. Hauptwerke: *The American College. A criticism* (1908); *Medical Education in the United States and Canada* (1910); *Universities – American, English, German* (1930).
- 267 A. Flexner: *Die Universitäten in Amerika, England, Deutschland*, übersetzt von W. E. Ehrlich, Berlin 1932, 241. Flexners Text wurde von Jaspers leicht gekürzt.
- 268 Hierbei handelt es sich um ein altchinesisches Sprichwort, das Konfuzius (551–479 v.Chr.) zugeschrieben wird.
- 269 Jaspers lehnt sich in dieser Aussage eng an Max Webers in »Wissenschaft als Beruf« geäußerte Stellungnahme zum Verhältnis von Universität und Politik an (vgl. ebd., 95–96).
- 270 Vgl. hierzu auch Jaspers' spätere Äußerungen in »Wissenschaft, Lehrfreiheit und Politik« [1961], in diesem Band, 445–455.
- 271 Zeitungsausschnitte im Nachlass und ein 1932/33 verfasstes unveröffentlichtes Typoskript von Jaspers (vgl. Stellenkommentar Nr. 272) deuten darauf hin, dass Jaspers mit dieser Bemerkung auf den Fall des jüdischen Rechtsprofessors Ernst Cohn (1904–1976) anspielt, der 1932 zu einer breiten Diskussion über die Lehrfreiheit geführt hatte. Der Fall hatte sich an einem im Dezember 1932 von der Berliner Zeitung *Montag Morgen* durchgeführten Interview über einen möglichen Asylantrag Leo Trotzki entzündet. Obwohl Cohn nicht für Trotzki Partei ergriff, erlaubte der Zeitungsartikel genug Spielraum dafür, Cohn für einen Sympathisanten Trotzki zu halten, woraufhin Rektor und Senat der Universität eine weitere Lehrtätigkeit Cohns für untragbar erklärten. Der Fall führte unter den liberal-demokratischen Professoren in Deutschland zu einem Sturm der Entrüstung. Durch eine Intervention des preußischen Kultusministers konnte Cohn ab Januar 1933 wieder unter Polizeischutz lehren, wurde aber im April 1933 auf der Grundlage des »Reichsgesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« zwangspensioniert und emigrierte über die Schweiz nach England.
- 272 Die genannte Position hatte Jaspers bereits vor Hitlers Machtübernahme vertreten. Dies zeigt sich insbesondere in seiner Einschätzung des »Falls Cohn« (vgl. Stellenkommentar Nr. 271). In einem unveröffentlichten Typoskript aus den Jahren 1932/33 mit dem Titel »Freiheit der Wissenschaft und der Lehre«, das augenscheinlich in Auseinandersetzung mit diesem Fall verfasst wurde, warnt Jaspers eindringlich vor dem Verlust eines Bewusstseins vom Wesen der Lehrfreiheit. Seine Grundhaltung bringt er in folgendem Satz zum Ausdruck: »Wenn die öffentliche Äußerung zu politischen Augenblicksmomenten unter normalen Umständen dem, der dazu Neigung und Berufung hat, unverwehrt ist, ist in gespannten Situationen die schlichte Stimme in Beschränkung auf Forschung und Lehre vom Professor aus Solidarität für das Universitätsganze zu fordern. Er ist nicht ein Einzelner in freiem Beruf, sondern Glied einer geistigen Welt, die als Ganzes Interesse an ihrer Ruhe hat.« In unruhigen Zeiten »wie

den unseren« sei entschieden zu sagen, »daß faktisch die echte Lehrfreiheit aller gefährdet wird durch die unnötigen Entgleisungen Einzelner« (K. Jaspers: »Freiheit der Wissenschaft und der Lehre«, 4). Gleichzeitig warnt Jaspers allerdings davor, fahrlässigen »Entgleisungen« der Dozenten zu viel Gewicht bei deren Beurteilung zu verleihen.

- 273 Sokrates war 406 v.Chr. Mitglied der Athener Volksversammlung beim sog. »Arginusenprozess«. Dieser hatte über die Verurteilung von sechs Befehlshabern zu entscheiden, die bei der gewonnenen Seeschlacht gegen die spartanische Flotte unterlassen hatten, die Schiffbrüchigen und Toten zu bergen.
- 274 Der Ausspruch entstammt einem Dialog zwischen den Figuren des Priesters und des Holofernes aus dem ersten Akt von Friedrich Hebbels Drama *Judith*, das 1841 veröffentlicht wurde. Dort heißt es: »Es ist kein Gott, als Nebucad Nekar. Dir befehl' ich, die Gründe dafür aufzufinden. Jeden Grund bezahl' ich mit einer Unze Goldes und drei Tage hast Du Zeit« (ebd., in: *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe*, Bd. 1, hg. von R. M. Werner, Berlin 1903, 10).
- 275 Vgl. zu diesem Thema auch Jaspers' Vortrag »Volk und Universität« [1947], in diesem Band, 203–211.
- 276 Vgl. K. Jaspers: »Der überationale Sinn der abendländischen Universität«, in diesem Band, 227.
- 277 Vgl. K. Jaspers: »Erneuerung der Universität«, in diesem Band, 73–80; ders.: »Die Wissenschaft im Hitlerstaat«.
- 278 Um welche genetischen Untersuchungen es sich bei diesem Beispiel handelt, ist nicht rekonstruierbar.

### *Volk und Universität*

- 279 Der Vortrag wurde am 10. November 1946 von der Rundfunksendestelle in Heidelberg ausgestrahlt und war der erste in einer Reihe von elf Beiträgen, die von der Universität unter dem Titel »Die Universitätsstunde« unter Leitung des Anatomieprofessors Hermann Hoepke ausgerichtet wurden (vgl. hierzu: R. de Rosa: »Nachweise«, 295–296). Dem Vortrag, der auf Jaspers' Text »Bitte um Gerechtigkeit für die Universität« basiert (vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 167), waren wegen des Titels erhebliche Schwierigkeiten mit der Regierung vorausgegangen (vgl. K. Jaspers: »Von Heidelberg nach Basel« [1967], 175).
- 280 Vgl. Stellenkommentare Nr. 158, 160.
- 281 Jaspers bezieht sich hier und im Folgenden vor allem auf einen Artikel der »Arbeitsgemeinschaft der geistig Schaffenden« im »Allgemeinen freien Gewerkschaftsbund«, der am 16. Juli 1946 in der *Rhein-Neckar-Zeitung* veröffentlicht worden war (vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 167; K. Jaspers: »Bitte um Gerechtigkeit für die Universität«; K. H. Bauer: »Universität Heidelberg und Heidelberger Gewerkschaften. Tatsachenbericht«, in: K. Jaspers: *Erneuerung der Universität. Reden und Schriften 1945/46*, 455–459, bes. 456–459).
- 282 Nach der Schließung der Universität Heidelberg am 1. April 1945 wurde das gesamte Personal einer politischen Prüfung unterzogen. Etwa ein Jahr später, am 5. Juli 1946, war der Lehrkörper von 330 auf 138 Mitglieder geschrumpft. Von den 56 ordentlichen Professoren wurden 19 im Amt belassen. Nur 10 der 37 Entlassenen konnten nach eingehender Prüfung später wieder auf ihre Lehrstühle zurückkehren (vgl. V. Sellin: »Die Universität Heidelberg

- im Jahre 1945«, in: J. C. Heß, H. Lehmann, V. Sellin (Hg.): *Heidelberg 1945*, Stuttgart 1996, 91–106, bes. 98–99, 102).
- 283 Diese Forderung wurde in dem oben genannten Artikel von der »Arbeitsgemeinschaft der geistig Schaffenden« erhoben (vgl. Stellenkommentar Nr. 281).
- 284 Jaspers bezieht sich hier auf die Widerstandsgruppe »Weiße Rose«, die von Juni 1942 bis Februar 1943 bestand. Den engsten Kreis der Gruppe bildeten die christlich motivierten Geschwister Hans und Sophie Scholl, die unter dem Eindruck von Fronterfahrungen in den Widerstand getretenen Studenten Christoph Probst, Willi Graf und Alexander Schmorell, sowie Kurt Huber, der außerordentlicher Professor für Psychologie an der Universität München war. Die »Weiße Rose« trat durch sechs Flugblätter in Erscheinung, mit denen ein breiter Widerstand gegen Hitler mobilisiert werden sollte. Am 18. Februar 1943 wurden die Geschwister Scholl beim Auslegen von Flugblättern verhaftet und, wie wenig später auch die weiteren Mitglieder der Gruppe, hingerichtet (vgl. D. Bald: *Die »Weiße Rose«. Von der Front in den Widerstand*, Berlin 2003, 7–8, 156–164; S. Zankel: *Mit Flugblättern gegen Hitler. Der Widerstandskreis um Hans Scholl und Alexander Schmorell*, Köln u.a. 2008, 1, 464–474).
- 285 Im Zusammenhang mit der »Entnazifizierung« Deutschlands wurde der gesamte Lehrkörper der Universitäten einer Prüfung auf nationalsozialistische Mitgliedschaften, Aktivitäten und Gesinnungen unterzogen. Die Grundlage dieser Prüfung bildeten von den amerikanischen Truppen mitgebrachte »Schwarze Listen«, Fragebögen, Auskünfte von Universitätsmitgliedern sowie die Analyse von Publikationen (vgl. V. Sellin: »Die Universität Heidelberg«, 97–103).
- 286 Im Zuge der »Entnazifizierung« Entlassene konnten bei der Militärregierung Petitionen mit dem Ziel ihrer Wiedereinsetzung einreichen. In vielen Fällen wurden jedoch Lehrstühle neu besetzt, bevor die Spruchkammer zu einem abschließenden Urteil gelangt war (vgl. ebd., 101).
- 287 Vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 167.
- 288 Die amerikanische Militärregierung verfügte nach dem Krieg aus Sorge, es könnten sich bei der Wiedereröffnung der Universität Studierende in großer Zahl gegen die Besatzer auflehnen, eine Obergrenze für die Zulassung von Studierenden. Diese lag in Heidelberg im Wintersemester 1945/46 bei 2500, im Sommersemester 1946 bei 3000 Studierenden (vgl. V. Sellin: »Die Universität Heidelberg«, 95).

### *Die Verantwortlichkeit der Universitäten*

- 289 Der Text wurde in *Die Neue Zeitung* folgendermaßen angekündigt: »Wir bringen nachstehend in gekürzter Form die Ansprache, die Professor Jaspers, Ordinarius für Philosophie der Universität Heidelberg, vor kurzem bei Gelegenheit einer Konferenz der Universitätsrektoren der US-Zone gehalten hat. Die Konferenz fand in Anwesenheit britischer Gäste in Heidelberg statt. Sie beschäftigte sich mit den künftigen Verfassungen der deutschen Universitäten.« Bei der genannten Konferenz handelt es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um die Sitzung des erweiterten Verfassungsausschusses der Rektorenkonferenz der US-Zone vom 21. bis 22. April 1947 (vgl. UAH B-203/3). Die Ansprache ist in den Akten des Universitätsarchivs Heidelberg nicht dokumentiert.
- 290 Vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 172.

291 Vgl. ebd., Fußnote Nr. 5.

292 Vgl. ebd., Fußnote Nr. 149.

293 Vgl. K. Jaspers: »Der übernationale Sinn der abendländischen Universität«, in diesem Band, 225–227.

*Universities in Danger. The Coherence of Knowledge*

294 Der Artikel erschien am 7. Februar 1948 im »Educational Supplement« der britischen *Times*. Die Überschrift wurde mit dem redaktionellen Zusatz versehen: »By Karl Jaspers, Professor of Philosophy, University of Heidelberg«. Das diesem Text zugrunde liegende deutschsprachige Nachlasstyposkript trägt den Titel: »Die Gefährdung unserer Universität« (in diesem Band, 222–224). Dem Untertitel »The Coherence of Knowledge« entspricht in der deutschen Textgrundlage der Ausdruck »Kosmos aller Wissenschaften« (vgl. »Die Gefährdung unserer Universität«, 222).

295 Vgl. zu Jaspers' Interpretation des Humanismus: »Über Bedingungen und Möglichkeiten eines neuen Humanismus«.

296 to become whole men again ] Im Typoskript heißt es: »als Menschen unter diesen neuen Bedingungen wirklich werden« (»Die Gefährdung unserer Universität«, 222).

297 know ] An dieser Stelle fehlt gegenüber der dt. Textgrundlage der Satz: »All das führt dazu, aus der Spezialität durch sie selbst den Zusammenhang mit dem Ganzen und dem Sinn des Wissens überhaupt zu gewinnen (ebd. 223).

298 a course of study devoted solely to the purposes of general education ] Dt.: »Studiensemester, die nur für Bildungszwecke verwendet werden« (ebd.).

299 so that what is universal becomes a new specialism ] Im deutschen Text steht: »Spezialitäten für das Allgemeine« (ebd.).

300 Friedrich Wilhelm Ritschl (1806–1876) war Altphilologe mit Schwerpunkten in der lateinischen Philologie und der Textkritik. Ritschl erzielte schon als Privatdozent in Halle große Lehrerfolge; 1833 erhielt er eine Professur in Breslau, lehrte ab 1839 in Bonn und folgte 1865 einem Ruf an die Universität Leipzig, wohin ihm zunächst auch sein Schüler Friedrich Nietzsche folgte. Ritschl war neben seiner Universitätstätigkeit über viele Jahre hinweg Berater des preußischen Kultusministeriums. Hauptwerke: *Opuscula philologica* (5 Bde., 1867–1879); *Plautus* (4 Bde., 1871–1894).

301 giving preferment to place-seeking machine-minds ] Dt.: »Bevorzugung der streberhaften Routiniers« (»Die Gefährdung unserer Universität«, 223).

302 a type of aristocracy ] Dt.: »diese Art von Aristokratie« (ebd.).

303 the intellectual aristocracy actually existing in every university ] Im Typoskript heißt es: »von der jeweils bestehenden geistigen Aristokratie« (ebd.).

304 condition. ] An dieser Stelle fehlt gegenüber der deutschen Textgrundlage der Anschlussatz: »Nur die Öffentlichkeit des Geistes, die demokratisch in der Gesamtheit der durch ihre Leistung jeweils bestehenden Aristokratie zur Geltung kommt, soll die Auswahl bestimmen« (ebd.).

305 and colleges ] Von »college« ist in der deutschen Vorlage nicht die Rede, sondern nur allgemein vom »Hochschulcharakter«, der aufgehoben werde (ebd., 224).

306 that ] Hier fehlt der Einschub: »dass aus dem hellsten Bewußtsein des Zeitalters« (ebd.).

*Der übernationale Sinn der abendländischen Universität*

- 307 Gegenüber der in seiner *Politeia* (*Der Staat*) entworfenen Utopie hat Platon sein Staatsmodell im Spätwerk *Nomoi* (*Die Gesetze*) mit stärkerem Augenmerk auf die Realisierbarkeit seines Konzepts modifiziert. Im Zentrum des Werkes steht die für Platon mit dem Abrücken vom Philosophenstaat gegebene Notwendigkeit, das gesellschaftliche Leben durch Gesetze zu regulieren, ohne die in der *Politeia* formulierten Ideale zu verwerfen. Der Staat kann Platons Einsicht nach nicht der Utopie bzw. dem »Besten« entsprechend eingerichtet werden, sondern unter Berücksichtigung der gesellschaftlichen und politischen Gegebenheiten nur in der »zweitbesten Weise« (vgl. zum »zweitbesten Staat«: Platon: *Nomoi* V, 739a, e; IX, 875d; vgl. hierzu: K. Schöpsdau: »Der Staatsentwurf der *Nomoi* zwischen Ideal und Wirklichkeit«, in: *Rheinisches Museum für Philologie*, H. 2 [1991] 136–152, bes. 137–141; S. C. Rhim: *Die Struktur des idealen Staates in Platons ›Politeia‹. Die Grundgedanken des platonischen Idealstaates angesichts antiker und moderner Kritik*, Würzburg 2005, 59–61, 69).
- 308 Jaspers beschreibt den »Willen zur Wahrheit« in seinem 1947 erschienenen Werk *Von der Wahrheit* folgendermaßen: »Ohne seinen vorantreibenden Willen gewinnt er [der Mensch] auch kein Erkennen. Daher nimmt das Wahrheitssuchen die Gestalt an, daß sich in ihm selber auf eine einzige, eigentümliche Weise *Wille gegen Wille* wendet: der umgreifende Wille zum Wahren bemächtigt sich der in der Interessiertheit partikularen Willensrichtungen« (ebd., 322).
- 309 Vgl. zur »Aristokratie des Geistes«: Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 5.
- 310 Vgl. zu Humanität und Humanismus bei Jaspers: »Über Bedingungen und Möglichkeiten eines neuen Humanismus«.

*Hochschulreform?*

*Das Gutachten des Hamburger Studienausschusses für Hochschulreform*

- 311 Bei der Erstveröffentlichung des Aufsatzes brachte die Redaktion der *Wandlung* die Fußnote an: »Das Gutachten ist im Druck erschienen: Gutachten zur Hochschulreform – Vom Studienausschuß für Hochschulreform, 1948. Der Ausschuß war vom Militärgouverneur für die britische Besatzungszone Deutschlands berufen worden. Es gehörten ihm folgende Personen an: Dr. h.c. *Henry Everling*, Generaldirektor der Großverkaufs-Gesellschaft Deutscher Konsumgenossenschaften, Hamburg, als Vorsitzender; Lic. Dr. *Joachim Beckmann*, Düsseldorf; Prof. Dr. *Friedrich Drenckhahn*, Pädagogische Hochschule Kiel; Prälat Dr. *Robert Grosche*, Köln; Prof. Dr. *Otto Gruber*, Technische Hochschule Aachen; Lord *Lindsay of Birker*, Oxford; Prof. *Katharina Petersen*, Hannover; Prof. Dr. *J. R. von Salis*, Technische Hochschule Zürich; Prof. Dr. *Bruno Snell*, Universität Hamburg; Dr. *Franz Theunert*, Lektor im Bund-Verlag (ADGB), Köln; Prof. Dr. *Carl Friedrich von Weizsäcker*, Göttingen; und als Sekretär Amtsgerichtsrat Dr. *Walter Reimers*, Hamburg.«
- 312 Vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 181; *Die Idee der Universität* [1961], in diesem Band, 391–392, 440.
- 313 Vgl. zur »Aristokratie des Geistes«: Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 5.
- 314 Vgl. »Gutachten zur Hochschulreform«, in: Westdeutsche Rektorenkonferenz (Hg.): *Dokumente zur Hochschulreform 1945–1959*, bearb. von R. Neuhaus, Wiesbaden 1961, 315–324, 297–298.

- 315 Vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 98.
- 316 »Gutachten zur Hochschulreform«, 304.
- 317 Ebd., 297.
- 318 Ebd.
- 319 Jaspers bezieht sich in dieser Aussage entgegen der Jahresangabe »1803« auf die »Statuten der Universität vom 9. Dezember 1805«. In Abschnitt IV, § 19 heißt es darin: »Ist Jemand als Privat-Lehrer zugelaßen, so kann die Facultät die ertheilte Erlaubnis nicht wieder zurücknehmen, es sey dann, daß er sich solche Vergehen zu Schulden kommen ließe, welche nach gemeinem Recht die Beraubung der Staats-Würden, oder nach den hiesigen academischen Gesetzen bei Studirenden die Relegation oder das Consilium abeundi nach sich ziehen« (in: G. Jellinek [Hg.]: *Gesetze und Verordnungen für die Universität Heidelberg*, Heidelberg 1908, 41).
- 320 Walter Eucken (1891–1950); deutscher Nationalökonom mit Professuren in Tübingen und Freiburg. Eucken widmete sich in seinen Werken insbesondere den Fragen nach elementaren Ordnungsformen des Wirtschaftens und einer menschenwürdigen und zugleich erfolgversprechenden Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung. Zusammen mit Franz Böhm (siehe Stellenkommentar Nr. 321) gilt Eucken als Vertreter eines »Ordoliberalismus« und Vordenker einer sozialen, d.h. staatlich kontrollierten, aber marktkonformen Marktwirtschaft. Hauptwerke: *Die Grundlagen der Nationalökonomie* (1940); *Grundsätze der Wirtschaftspolitik* (1952).
- 321 Franz Böhm (1895–1977) war Jurist, Politiker der CDU und Ökonom mit Professuren in Freiburg und Frankfurt a.M. Die von ihm zusammen mit Walter Eucken u.a. entwickelten Grundgedanken der sozialen Marktwirtschaft bildeten die Grundlage für die Wirtschaftsordnung der Bundesrepublik Deutschland seit ihrer Gründung 1949. Hauptwerke: *Wettbewerb und Monopolkampf. Eine Untersuchung zur Frage des wirtschaftlichen Kampfrechts und zur Frage der rechtlichen Struktur der geltenden Wirtschaftsordnung* (1933); *Wirtschaftsordnung und Staatsverfassung* (1950).
- 322 Die Einrichtung eines »Studium generale« spielte in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg besonders im anglo-amerikanischen Konzept der »re-education« des deutschen Volkes eine gewichtige Rolle. Der mit dem Studium generale intendierte »Erziehungsauftrag« wurde jedoch alsbald von deutscher Seite in einen allgemeinen »Bildungsauftrag« übersetzt (vgl. J. Fischer: »Hochschulrevolution oder Hochschulreformen?«, in: *Die Deutsche Universitätszeitung* 1 [1962] 28–32, 29). Diesen Bildungsauftrag sollte das Studium generale vor allem durch ein interdisziplinäres Angebot von Lehrveranstaltungen mit dem Ziel einer Vermittlung von fächerübergreifender Allgemeinbildung erfüllen.
- 323 Vgl. »Gutachten zur Hochschulreform«, 315–324.
- 324 Im Originaltext ist hier eine redaktionelle Fußnote eingefügt. Sie lautet: »Der betreffende Abschnitt des Gutachtens ist zur Unterrichtung des Lesers im Dokumententeil dieses Hefes wiedergegeben. *Die Redaktion*«. Weil es sich bei dem genannten Abschnitt nicht um einen Text von Karl Jaspers handelt, wird dieser im vorliegenden Band aus urheberrechtlichen Gründen nicht abgedruckt.
- 325 Gemeint ist der Jurist Victor Schwörer (1865–1943), seit 1918 Mitglied der »Demokratischen Partei« und von 1911 bis 1928 badischer Hochschulreferent. Schwörer war für sein unbürokratisches Vorgehen und seinen engen Austausch mit den Hochschulen bekannt. 1928 wurde er stellvertretender Präsident der »Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft«, die als Vorgängerorganisation der »Deutschen Forschungsgemeinschaft« gilt.



- 326 Lat. für: »teile und herrsche«. Der Imperativ steht für die Strategie, Gruppen aufzuspalten, um diese leichter besiegen oder beherrschen zu können.

### *Vom rechten Geist der Universität*

- 327 Der Artikel erschien am 30. Juni 1956 in *Die Gegenwart* als Antwort auf den zwei Wochen zuvor erschienenen Beitrag »Die Lage der deutschen Hochschulen« des Vorsitzenden der Westdeutschen Rektorenkonferenz, Helmut Coing (in: *Die Gegenwart*, Nr. 12 [16.6.1956] 357–369).
- 328 Griech. für eine »Vorrede« oder ein einleitendes Kapitel.
- 329 Um welchen Fall es sich bei diesem Beispiel handelt, ist nicht rekonstruierbar. Allerdings belegt der Briefwechsel zwischen Jaspers und Rossmann, dass sich wenig später auch Rossmann in Heidelberg genötigt sah, externe Gutachten zu seiner Arbeit vorzulegen, um den Titel »außerordentlicher Professor« führen zu dürfen (vgl. Brief von Jaspers an Rossmann, 7. Juni 1957 [DLA, A: Jaspers]).
- 330 Vgl. zum »Fall Schlüter«: Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 206.
- 331 Das hier von Jaspers aufgestellte Postulat vom »Wagnis der Öffentlichkeit« wurde 1958 von Hannah Arendt in ihrer Laudatio anlässlich der Verleihung des »Friedenspreises des Deutschen Buchhandels« aufgegriffen und als Leitmotiv seines eigenen philosophisch-politischen Wirkens gewürdigt (vgl. H. Arendt: »Karl Jaspers«, in: dies., K. Jaspers: *Wahrheit, Freiheit und Friede. Reden zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels* [1958], 29–40, bes. 32–33). Obwohl Jaspers Arendt am 1. August 1956 von einem Radiovortrag mit dem Titel »Das Wagnis der Öffentlichkeit« berichtet, hat er keinen eigenständigen Text zu diesem Thema publiziert (vgl. H. Arendt, K. Jaspers: *Briefwechsel*, 330). In seinen 1964 gehaltenen Vorlesungen *Kleine Schule des philosophischen Denkens* [1965] beschreibt er die persönliche Dimension dieses Wagnisses folgendermaßen: »Das Wagnis der Öffentlichkeit ist ein persönliches für jeden Einzelnen. [...] Jeder entscheidet für sich, ob er in die Öffentlichkeit treten will oder nicht. Wer Einsicht gewonnen hat, will sie nicht für sich behalten. Wer etwas geschaffen hat, will es sichtbar werden lassen. Wer politisch handelt, will anerkannt werden. Das ist der große Ehrgeiz, berechtigt, wenn er nicht auf Selbsttäuschung über das eigene Können beruht und dann sich in Eitelkeit verkehrt. Aber die Öffentlichkeit ist ein Wagnis. [...] Wer in die Öffentlichkeit tritt, ist ihr ausgeliefert. Hat er den Schritt getan, so ist der Mensch nicht mehr derselbe wie vorher« (ebd., 121–122).

### *Das Doppelgesicht der Universitätsreform*

- 332 Jaspers spielt mit dieser Bemerkung auf die Wiederbewaffnungsdiskussion an, die zwischen 1949 und 1956 in der Bundesrepublik geführt wurde. Konrad Adenauer drängte bereits kurz nach seiner ersten Wahl auf eine Wiederbewaffnung Deutschlands, die vor allem mit Verweis auf eine als notwendig erachtete Eindämmung des sowjetischen Einflussbereichs plausibel gemacht werden sollte. Nach anfänglich verhaltener Resonanz bei den westlichen Verbündeten und der Bevölkerung wendete sich insbesondere durch den Korea-Krieg

(1950–1953) das Blatt zugunsten der Befürworter, was zur Folge hatte, dass Deutschland 1955 der NATO beitrug und damit der Weg für die Gründung der Bundeswehr im selben Jahr geebnet wurde.

- 333 Die Untrennbarkeit dieser Aufgaben hatte Jaspers bereits 1956 in seiner Entgegnung auf Helmut Coings Artikel »Die Lage der deutschen Hochschulen« betont (vgl. K. Jaspers: »Vom rechten Geist der Universität«, in diesem Band, 237–239, bes. 237).
- 334 Vgl. zur »Aristokratie des Geistes«: Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 5.
- 335 Vgl. zu Jaspers' Interpretation des Humanismus: »Über Bedingungen und Möglichkeiten eines neuen Humanismus«.
- 336 »Kameralistik« (von lat. *camera*: »Schatzkammer«) war seit dem 18. Jahrhundert die Bezeichnung für die Finanzwissenschaft an den deutschen Universitäten, die vor allem der Ausbildung von Staatsdienern diene. Die »Kameralistik« wurde seit Beginn des 19. Jahrhunderts sukzessive von der »Nationalökonomie« verdrängt (vgl. H. Winkel: »Wirtschaftswissenschaft I: Geschichte«, in: *Handwörterbuch der Wirtschaftswissenschaft*, Bd. IX, hg. von W. Albers u.a., Stuttgart u.a. 1982, 413–415).
- 337 Jaspers hat seine »Periechontologie« als »Lehre von den Weisen des Umgreifenden« in seinem Werk *Von der Wahrheit* dargelegt (vgl. ebd., 53–140, zum Begriff »Periechontologie«: ebd., 158).
- 338 Diese Aussage steht in auffälliger Opposition zu Martin Heideggers These, gerade die Moderne sei im Unterschied zu allen anderen Zeitaltern »die Zeit des Weltbildes«. Heidegger vertritt die genannte Position in seinem Aufsatz »Die Zeit des Weltbildes« aus dem Jahre 1938 (EV 1950; in: GA 5, 75–113, bes. 89–93; KJB: ebd., in: *Holzwege*, Frankfurt a.M. 1950, 69–104, 82–83, Textstellen markiert); vgl. zu Jaspers' Begriff des »Weltbildes«: Stellenkommentare Nr. 31, 36.
- 339 Vgl. hierzu bes.: K. Jaspers: »Von den Grenzen pädagogischen Planens« [1952].
- 340 Vgl. hierzu: K. Jaspers: »Wo stehen wir heute?« [1960].
- 341 Vgl. K. Jaspers: »Die Atombombe und die Zukunft des Menschen« [1956]; *Die Atombombe und die Zukunft des Menschen* [1958].
- 342 Die »Knechtung« ist hier als Anspielung auf die Erstickung des Aufstands vom 17. Juni 1953 in der Deutschen Demokratischen Republik, besonders aber auf die blutige militärische Niederschlagung des Ungarischen Volksaufstands im Oktober/November 1956 zu verstehen.
- 343 Diese Passagen wurden fast unverändert in die dritte Ausgabe der *Idee der Universität* [1961] übernommen (vgl. ebd., in diesem Band, 268–269).
- 344 Vgl. hierzu: B. Weidmann: »Lieber tot als rot. Karl Jaspers und das Problem der Atombombe«, in: O. Immel, H. Stelzer (Hg.): *Welt und Philosophie. Politik-, kultur- und sozialphilosophische Beiträge zum Denken von Karl Jaspers*, Innsbruck 2011, 99–123.
- 345 Vgl. Jaspers' Rede »Wahrheit und Wissenschaft« [1960].
- 346 Vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 136.
- 347 Vgl. hierzu: K. Jaspers: »Der übernationale Sinn der abendländischen Universität«, in diesem Band, 225–227.
- 348 Jaspers hatte sich bereits im Anhang seines Frühwerks *Psychologie der Weltanschauungen* mit »Kants Ideenlehre« auseinandergesetzt und lehnt sein Verständnis der »Idee« seitdem eng an Kants Auslegung des Begriffs an (vgl. ebd., bes. 465–466).
- 349 Die Denkschriften und Anträge Humboldts sind versammelt erschienen in: ders.: *Politische Denkschriften*, GS X, 16–302.

- 350 Die hier dargestellte Haltung gegenüber der Universität trägt stark autobiographische Züge. So schreibt Jaspers in seiner *Philosophischen Autobiographie*: »Das Haus, die Räume, die Formen der Überlieferung waren mir ein Gegenstand der Pietät« (54).
- 351 Dt.: »Vielgeschäftigkeit«; bezeichnet im medizinischen Bereich v.a. ein konzeptloses therapeutisches Vorgehen, das durch eine Vielzahl unterschiedlichster Maßnahmen gekennzeichnet ist.

*Die Idee der Universität*  
*Für die gegenwärtige Situation entworfen [1961]*

- 352 Die gemeinsam mit Kurt Rossmann verfasste dritte Fassung der *Idee der Universität* wurde über zwei Jahre hinweg in Auseinandersetzung mit den westdeutschen Nachkriegsentwürfen zur Hochschulreform, insbesondere mit der 1956 veröffentlichten Denkschrift des Hofgeismar-Kreises, entwickelt (vgl. hierzu: Einleitung zu diesem Band, Fußnoten Nr. 189, 190). Wie aus mehreren im Nachlass erhaltenen Dankschreiben an Jaspers hervorgeht, haben Jaspers und Rossmann den Band in Absprache mit dem Springer-Verlag zahlreichen mit Fragen der Hochschulreform befassten Politikern zukommen lassen und auf diese Weise versucht, den von Rossmann ausgearbeiteten Vorschlägen Nachdruck zu verleihen (vgl. DLA, A: Jaspers).
- 353 Vgl. zur Person Rossmanns: Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 1.
- 354 Vgl. hierzu bes.: K. Jaspers: »Der übernationale Sinn der abendländischen Universität«, in diesem Band, 225–227.
- 355 Als Reaktion auf diese Aussage erbat der Kölner Betriebswirtschaftsprofessor Theodor Beste in einem Brief an Jaspers vom 6. Juli 1961 eine Offenlegung der Gründe für dieses Urteil. In seiner Antwort vom 17. Juli 1961 gestand Jaspers ein, darüber in Verlegenheit zu geraten, und führte seine Einschätzung auf Erörterungen zurück, die in Heidelberg anlässlich der Frage einer Vereinigung der Mannheimer Hochschule mit der Universität Heidelberg vorgetragen worden seien (DLA, A: Jaspers).
- 356 M. Weber: »Wissenschaft als Beruf«, 75.
- 357 Eine staatliche Studentenförderung wurde 1957 in Form des »Honnefer Modells« institutionalisiert, das auf die »Bad Honnefer Hochschultagung« von 1955 zurückging (vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 187). In Vorbereitung des Buches wurde das Modell auch in der Korrespondenz zwischen Jaspers und Rossmann im Vergleich mit Stipendienprogrammen kritisch diskutiert. 1971 wurde das Honnefer Modell vom »Bundesausbildungsförderungsgesetz« (BAföG) abgelöst.
- 358 Diese Bemerkung ist mit hoher Wahrscheinlichkeit eine Anspielung auf Oswald Spenglers Werk *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte*, das Jaspers ausführlich und sehr kritisch rezipiert hat (2 Bde., 1918, 1922; KJB: ebd., Bd. I: Wien, Leipzig 1918; Bd. II, München 1922; m. Marginalien).
- 359 Vgl. hierzu bes. K. Jaspers: »Von den Grenzen pädagogischen Planens«.
- 360 Die genannten Szenarien wirkten in der damaligen Zeit nicht unwahrscheinlich. So hatte der seit den separatistischen Operationen Stalins im Iran 1945/46 zwischen den beiden Supermächten USA und Sowjetunion schwelende »Kalte Krieg« zu Beginn der 1950er-Jahre ein atomares Wettrüsten eingeleitet, das aufgrund fortdauernder Konflikte am Ende des Jahrzehnts in einen Atomkrieg zu münden drohte. Die nur ein Jahr nach Erscheinen der

Universitätsschrift aufgekommene »Kuba-Krise« vom Oktober 1962, bei der die sowjetische Führung atomare Mittelstreckenraketen auf der Insel stationieren ließ und es beinahe zu einem nuklearen Schlagabtausch gekommen wäre, dokumentiert die Realitätsnähe der von Jaspers skizzierten Bedrohung.

- 361 Diesen Absatz hat Jaspers unverändert seinem erstmals 1960 erschienenen Aufsatz »Das Doppelgesicht der Universitätsreform« entnommen (in diesem Band, 241–253, 248).
- 362 Diese These hat Jaspers erstmals in »Das Doppelgesicht der Universitätsreform« vertreten (in diesem Band, 248). Sie gründet in seiner Auffassung eines wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnisses von Wahrheit, Freiheit und Friede, das er durch die Auflösung der akademischen Freiheit gefährdet sieht (vgl. hierzu: K. Jaspers: »Wahrheit, Freiheit und Friede« [1958], bes. 45–47, 53).
- 363 Diese Textpassage wurde fast wörtlich aus »Das Doppelgesicht der Universitätsreform« übernommen (vgl. ebd., 248).
- 364 Vgl. hierzu: K. Jaspers: »Wahrheit, Freiheit und Friede«.
- 365 Indem Jaspers die Selbstbehauptung von Volk und Staat an die Freiheit koppelt und er diese durch Wahrheit begründet sieht, bildet die Universität als Ort der Wahrheitssuche aus Jaspers' Sicht die Grundlage für die Selbstbehauptung einer freiheitlichen demokratischen Grundordnung. Jaspers bringt dies in dem Satz zum Ausdruck: »Erst in der Hingabe an Wahrheit ist erfüllte Freiheit möglich. Kein Friede ohne Freiheit, aber keine Freiheit ohne Wahrheit [...]. Freiheit ist leer, wenn nicht die Wahrheit gemeint ist, der sie entspringt und der sie dient« (»Wahrheit, Freiheit und Friede«, 45–46).
- 366 Vgl. *Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland*, Artikel 5, Absatz 3.
- 367 Vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 136.
- 368 Jaspers hat sich im Anhang der *Psychologie der Weltanschauungen* ausführlich mit Kants Ideenlehre auseinandergesetzt (vgl. ebd., 463–486). Dort greift Jaspers Kants Begriff der Idee als reinen Vernunftbegriff mit regulativer Funktion auf. Bezogen auf den hier genannten Ursprung heißt es: »Es sind z.B. die Ideen von Seele, Welt, Gott. Sie können nicht anschaulich gegeben werden, weil sie sich auf das Ganze beziehen, während der Anschauung immer nur Einzelnes gegeben wird; weil sie sich auf das Unbedingte beziehen, während alles Anschauliche in der Reihe des Bedingten steht; weil sie sich auf das Unendliche beziehen, während aller Inhalt unserer Anschauung endlich ist« (465).
- 369 Hierzu zählt neben dem Fragment »Über die innere und äussere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin« vor allem die Dokumentensammlung »Zur Gründung der Universität Berlin« (in: GS X, 250–260, 139–160).
- 370 Diese Bemerkungen tragen starke autobiographische Züge. So schreibt Jaspers in seiner *Philosophischen Autobiographie*: »Die Universität war mir, seitdem ich in der Kindheit zuerst ahnungsvoll von ihr hörte, eine Instanz der Wahrheit schlechthin«, und: »Seit meiner Studentenzeit war mir die Universität die Institution, zu der ich mich gehörend fühlte [...]. Das Haus, die Räume, die Formen der Überlieferung waren mir ein Gegenstand der Pietät« (ebd., 57, 54).
- 371 Die Universität Paris gilt zusammen mit Bologna und Oxford als eine der ersten europäischen Universitäten und war aus einem Zusammenschluss mehrerer geistlicher Schulen, u.a. der bedeutsamen Kathedralschule von Notre Dame hervorgegangen. König Philippe II. hatte sie 1200 als »*universitas magistrorum et scholarium*« (»Vereinigung von Lehrern und Scholaren«) anerkannt; 1215 und 1231 wurden durch den Papst die ersten Statuten der Uni-

- versität erlassen. Gegenüber der 1088 gegründeten Universität Bologna, die v.a. die Ausbildung von Juristen in den Vordergrund stellte, lag der Schwerpunkt in Paris auf Philosophie und Theologie. Ihre frühe Blüte erlebte die Universität im 13. Jh. mit den Scholastikern Albertus Magnus, Bonaventura, Boetius von Dacien und Thomas von Aquin (vgl. J. Verger: »Grundlagen«, bes. 61–62; H. A. Koch: UGI, bes. 26–42). Jaspers war 1959 die Ehrendoktorwürde der Universität Paris verliehen worden.
- 372 Vgl. hierzu K. Jaspers: *Von der Wahrheit*, 158–161. Jaspers hat die »Periechontologie« als »Lehre von den Weisen des Umgreifenden« nach Vorarbeiten in *Vernunft und Existenz* und *Existenzphilosophie* vor allem im ersten Band seiner »Philosophischen Logik«: *Von der Wahrheit*, als Gegenkonzept zur Ontologie entfaltet.
- 373 Dieser Abschnitt ist von »Die mittelalterliche Universität« an bis hierher aus dem Aufsatz »Das Doppelgesicht der Universitätsreform«, in diesem Band, 243–245, übernommen.
- 374 Vgl. zur Humboldtuniversität: Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 7.
- 375 Die These von einer »Ohnmacht des Geistes« wurde zuerst von Max Scheler in seiner anthropologischen Spätschrift *Die Stellung des Menschen im Kosmos* [1928] vertreten (GW 9, 46). Scheler sah den Geist als von sich aus kraftloses Moment menschlichen Seins an, das erst durch den sublimierten, triebhemmenden Drang belebt wird. Kurt Lenk hat in seinem Buch *Von der Ohnmacht des Geistes. Darstellung der Spätphilosophie Max Schelers* (Tübingen 1959) den Zusammenhang der anthropologischen These von der Ohnmacht des Geistes und der Geschichtsphilosophie Schelers herausgearbeitet und kam dabei zu dem Ergebnis, dass Schelers Konzept eine Entfaltung des Geistigen nur innerhalb enger, von den jeweiligen historischen Realfaktoren gegebener Spielräume erlaubt, und Scheler insofern eine geradezu fatalistische Geschichtsauffassung vertritt (ebd., 18). Die zeitliche Nähe von Lenks und Jaspers' Veröffentlichungen legt nahe, dass Jaspers mit seiner Bemerkung auf die Ergebnisse von Lenks Arbeit anspielt.
- 376 Die Wendung findet sich in Nietzsches *Ecce homo* aus dem Jahr 1889. Dort heißt es: »Die stillsten Worte sind es, welche den Sturm bringen, Gedanken, die mit Taubenfüßen kommen, lenken die Welt –« (KGW VI/3, 257).
- 377 Das Zitat stammt aus einer unveröffentlichten Abschiedsrede Max Webers, die er ein Jahr nach seinem psychischen Zusammenbruch 1899 anlässlich seiner Befreiung von Lehrveranstaltungen gehalten hatte. Das Zitat ist durch Jaspers überliefert (vgl. K. Jaspers: *Max Weber. Politiker, Forscher, Philosoph* [1932], 8).
- 378 Jaspers wendet den auf Alfred Weber zurückgehenden und von Karl Mannheim 1929 in *Ideologie und Utopie* zu einem zentralen soziologischen Begriff ausgebauten Ausdruck hier im Sinne der geschilderten soziologischen Anschauung. Als »freischwebende Intelligenz« bezeichnet Mannheim eine gebildete Schicht der »Intelligenz«, die durch eine relative Unabhängigkeit gegenüber tradierten kulturellen Konventionen, Anschauungen und Klassenzugehörigkeiten ausgezeichnet ist, somit nach Mannheim ohne weltanschauliche Rückenbedeckung frei über den Dingen schwebt und als ungebunden, kritisch und weltoffen gelten kann (vgl. *Ideologie und Utopie*, Frankfurt a.M. 1995, 137–139). Jaspers' Aussage folgt dem Gedanken, dass eine von der »Ohnmacht des Geistes« überzeugte und sich dem soziologischen Determinismus hingebende »freischwebende Intelligenz« den jeweiligen politischen Mächten in die Hände spielt und die politische Instrumentalisierung der gesamten Intelligenz vorbereitet. Mannheim war Jaspers persönlich aus dessen Zeit als Privatdozent in Heidelberg (1926–1930) bekannt.

- 379 Gemeint ist der Göttinger Jurist und Hochschullehrer Arnold Köttgen (1902–1967), der 1959 das Buch *Das Grundrecht der deutschen Universität. Gedanken über die institutionelle Garantie wissenschaftlicher Hochschulen* (Göttingen 1959) verfasst hatte. Die von Jaspers aufgegriffenen Aussagen finden sich darin auf den Seiten 39–40.
- 380 Der Heidelberger Rechtsprofessor Georg Jellinek (1851–1911) hatte den Begriff in seinem Hauptwerk *Allgemeine Staatslehre* geprägt (Berlin 1900, bes. 307–314). Jellinek beschreibt die »normative Kraft des Faktischen« dort folgendermaßen: »Der Mensch sieht das ihn stets Umgebende, das von ihm fortwährend Wahrgenommene, das ununterbrochen von ihm Geübte nicht nur als Tatsache, sondern auch als Beurteilungsnorm an, an der er Abweichendes prüft, mit der er Fremdes richtet« (ebd., 307); vgl. zur Person Jellineks: Stellenkommentar Nr. 184.
- 381 Den Anlass dieser Bemerkung bildete der Fall »Schlüter« (vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 206).
- 382 Diesen Standpunkt hat Jaspers erstmals in der zweiten Ausgabe der Schrift vertreten (vgl. *Die Idee der Universität* [1946], in diesem Band, 185).
- 383 Das *Arthashastra* (etwa 300 v.Chr., Erweiterung: 200 n.Chr.) wurde erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts entdeckt und gilt als bedeutendstes Staatsrechtslehrbuch des Alten Indien. Die Urfassung, dessen Autor sich im Buch selbst Kautilya (oder Kautalya) nennt, wird dem kaiserlichen Minister Chanakya (um 350–um 283 v.Chr.) zugeschrieben. Das Buch enthält Empfehlungen und Richtlinien zur erfolgreichen Führung eines Königreichs sowie des Machterwerbs und der Erlangung von Reichtum. Johann Jakob Meyer, der das Buch 1926 erstmals ins Deutsche übersetzte, fasste den Grundgedanken dieser Lehre vom Staat in die Worte: »Nur der irdische Vorteil zählt. Gut ist alles, was diesen Vorteil fördert, schlecht alles, was ihn beeinträchtigt« (*Das altindische Buch vom Welt- und Staatsleben*, übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von dems., Leipzig 1926, XX).
- 384 Auf die Notwendigkeit eines Ineinandergreifens dieser beiden Faktoren hatte Jaspers bereits 1956 in seiner Antwort auf einen Beitrag des Vorsitzenden der »Westdeutschen Rektorenkonferenz«, Helmut Coing, hingewiesen (vgl. K. Jaspers: »Vom rechten Geist der Universität«, in diesem Band, 237).
- 385 Der Abschnitt »Zwei Aufgaben der Universitätsreform« wurde mit einer geringfügigen stilistischen Änderung wörtlich aus dem Aufsatz »Das Doppelgesicht der Universitätsreform« übernommen (in diesem Band, 241–242).
- 386 Vgl. zum Gedanken der »Voraussetzungslosigkeit« der Wissenschaft bes. die Stellenkommentare Nr. 459, 458.
- 387 Vgl. ebd.
- 388 Vgl. Einleitung zu diesem Band, XIV, Fußnote Nr. 36.
- 389 Der Zusammenhang zwischen Geist, Existenz, Vernunft und Wissenschaft wurde von Jaspers zuerst in der zweiten Ausgabe der *Idee der Universität* thematisiert und in einem eigenen Kapitel (2) behandelt (vgl. ebd., 125–126).
- 390 M. Weber: »Wissenschaft als Beruf«, 79.
- 391 Ebd.
- 392 »Mögliche Existenz« ist ein zentraler Terminus der Jaspers'schen Existenzphilosophie. In Abhebung vom bloßen leiblichen »Dasein« steht sie für die Möglichkeit, den nicht verobjektivbaren, unerklärlichen, persönlichen Ursprung des Wollens und Handelns zu ergreifen. »Mögliche«, nicht schon »wirkliche Existenz« ist der Mensch, weil er als Seiendes ausgezeichnet ist, »das sich zu seiner Möglichkeit« verhält und sich in seinem Sein gewinnen oder ver-

- lieren kann. Mögliche Existenz als »Selbstsein« wird offenbar in der Vergewisserung des je eigenen Willens und Handelns. So schreibt Jaspers in *Philosophie I*: »Ich will nicht nur wissen, was da ist, in Grund und Gegengrund, sondern aus der Unbegründbarkeit eines Ursprungs wissen, und habe handelnd Augenblicke, in denen ich mir gewiß werde: was ich jetzt will und tue, das will ich eigentlich selbst. [...] In der Weise, wie ich wissen und handeln will, überkommt mich mein Wesen, das ich, seiner gewiß, dennoch nicht kenne. Als diese Möglichkeit, daß Freiheit des Wissens und Handelns ist, bin ich ›mögliche Existenz‹ (ebd., 13; vgl. zu Jaspers' existenzphilosophischem Konzept bes. *Philosophie II: Existenzerhellung*).
- 393 Karl Ernst von Baer (1792–1876) war ein estnisch-deutscher Naturforscher, der 1821 ein Ordinariat für Zoologie in Königsberg erhielt und 1834 Mitglied der Petersburger Akademie wurde. Von Baer wurde durch seine embryologischen Forschungen (Entdeckung der menschlichen Eizelle), seine anthropologischen und evolutionstheoretischen Untersuchungen sowie die Dokumentationen seiner Forschungsreisen berühmt und gilt als einer der bedeutendsten Naturwissenschaftler des 19. Jahrhunderts. Hauptwerke: *Zwei Worte über den jetzigen Zustand der Naturgeschichte* (1821); *De ovi mammalium et hominis genesi* (1827); *Reden gehalten in wissenschaftlichen Versammlungen und kleinere Aufsätze vermischten Inhalts* (3 Bde., 1864–1876).
- 394 In den Ausgaben von 1923 und 1946 standen in dieser Reihe der Formen »geistig fruchtbarer Kommunikation« zusätzlich die »Jugendbünde« bzw. »Jugendvereinigungen«. Als Beispiel hierfür hatte Jaspers in beiden Ausgaben die »Urburschenschaft« angeführt (vgl. *Die Idee der Universität* [1946], in diesem Band, 35; *Die Idee der Universität* [1946], in diesem Band, 147).
- 395 Vgl. Literaturangabe in der Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 12.
- 396 Auguste Comte (1798–1857); französischer Mathematiker und Philosoph. Comte gilt als Begründer des Positivismus und Mitbegründer der Soziologie. Seine dezidiert antimetaphysische, positivistische Grundposition spiegelt sich v.a. in seiner in einem gesellschaftlich-zivilisatorischen Fortschrittsdenken gegründeten Geschichtsphilosophie, in deren Rahmen er die Theorie eines »Drei-Stadien-Gesetzes« aufstellte. Diesem Gesetz zufolge führt die Entwicklung menschlichen Wissens vom theologischen Stadium über das metaphysische zum positiven Stadium, in dem die Metaphysik zugunsten der wissenschaftlichen Weltauffassung überwunden und die Wissenschaft im philosophischen Positivismus verwirklicht ist. Hauptwerke: *Cours de philosophie positive* (6 Bde., 1830–1842; *Die positive Philosophie*); *Système de politique positive* (4 Bde., 1851–1854; *System der positiven Politik*).
- 397 Die »American Academy of Arts and Sciences« wurde u.a. von John Adams und James Bowdoin 1780 in Cambridge/Massachusetts gegründet. Ihr erklärtes Ziel lag darin, die Bedürfnisse der noch jungen Republik mit Wissen und praxisbezogenen Ideen zu befriedigen. Vor diesem Hintergrund bestand ihr Hauptanliegen in der Zusammenführung von Gelehrten, Regierungsmitgliedern und Wirtschaftsgrößen sowie der Förderung einer intellektuellen Elite, welche die Republik in eine sichere Zukunft führen sollte. Jaspers war 1958 zum Ehrenmitglied der »Academy« ernannt worden.
- 398 Der Wettbewerb für besonders verdienstvolle wissenschaftliche Monographien wurde seit 1959 von der »American Academy of Arts and Sciences« ausgeschrieben. Die Tatsache, dass sich trotz seiner Ehrenmitgliedschaft nur ein Exemplar ihres Publikationsorgans *Daedalus* aus dem Jahre 1960 mit einem Beitrag Hannah Arendts in Jaspers' Besitz befindet, legt nahe, dass Jaspers die Zeitschrift und die weiterführenden Informationen zur ebenfalls in der genannten Ausgabe enthaltenen Ausschreibung von Arendt erhalten hat (vgl. *Daedalus. Journal of the American Academy of Arts and Sciences* 89 [1960] 671).

- 399 Vgl. zu Jaspers' Konzept des »philosophischen Glaubens« und seiner Auseinandersetzung mit dem Offenbarungsglauben: *Der philosophische Glaube angesichts der Offenbarung* [1962].
- 400 Bei dem zitierten Text handelt es sich um Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem's *Vorläufige Nachricht aus dem Collegio Carolino zu Braunschweig* (Braunschweig 1745, 7, 10–11).
- 401 Vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 149.
- 402 Die Einrichtung von »Unterrichtsinstituten« bildet einen wesentlichen Programmpunkt der von Rossmann ausgearbeiteten Reformvorschläge (vgl. den von Rossmann verfassten zweiten Teil dieses Buches, in diesem Band, 413–416).
- 403 An dieser Stelle war in den beiden früheren Fassungen der *Idee der Universität* noch der Satz eingefügt: »Fichte rät geradezu ab von der Selbstprüfung der Begabung« (29 bzw. 175).
- 404 Vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 28.
- 405 Vgl. Stellenkommentar Nr. 458.
- 406 Vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 27.
- 407 Vgl. zu Jaspers' Auseinandersetzung mit der Lehrfreiheit auch: »Wissenschaft, Lehrfreiheit und Politik«, in diesem Band, 445–455.
- 408 Vgl. hierzu auch Jaspers' spätere Äußerungen in: »Wissenschaft, Lehrfreiheit und Politik«.
- 409 Es handelt sich hierbei um einen Spruch aus dem Volksmund, dessen Ursprung im mittelalterlichen Minnesang vermutet wird.
- 410 Vgl. zu diesem Thema auch Jaspers' Vortrag »Volk und Universität«, in diesem Band, 203–211.
- 411 Vgl. hierzu: K. Jaspers: »Der übernationale Sinn der abendländischen Universität«, in diesem Band, 227.
- 412 Vgl. hierzu: K. Jaspers: »Erneuerung der Universität«, in diesem Band, 73–80; ders.: »Die Wissenschaft im Hitlerstaat«.
- 413 Jaspers spielt hier mit hoher Wahrscheinlichkeit auf die Universität Basel an, die 1460 gegründet wurde und bis ins 19. Jahrhundert die einzige Universität der Schweiz war. Die Basler Universität, an der Jaspers seit 1948 lehrte, hatte 1960, also ein Jahr vor der Fertigstellung der Schrift, ihr fünfhundertjähriges Bestehen unter Beteiligung von Jaspers gefeiert.
- 414 Unter »Werkstudenten« werden Studierende verstanden, die sich neben dem Studium ihren Lebensunterhalt durch eigene Arbeit verdienen müssen. Der Werkstudent wurde insbesondere in der Weimarer Republik zu einer »neuen Sozialfigur«, da sich mehr als die Hälfte aller Studierenden bis Ende 1923 ihren Lebensunterhalt selber verdienen musste (vgl. H.-U. Wehler: DGG IV, 466).
- 415 Hofgeismarer Kreis: *Gedanken zur Hochschulreform. Neugliederung des Lehrkörpers*, Göttingen 1956; vgl. zum Hofgeismarer Kreis: Charakterisierung der Reformvorschläge durch Rossmann in diesem Band, 440, Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 189.
- 416 Vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 22.
- 417 Eine entsprechende Forderung ist in den Werken und Briefen Wilhelm von Humboldts nicht nachweisbar. Im »Litauischen Schulplan« findet sich allerdings eine Formulierung, die den Bezugspunkt dieser Paraphrase gebildet haben könnte. Dort heißt es: »Auch Griechisch gelernt zu haben, könnte auf diese Weise dem Tischler ebenso wenig unnütz seyn, als Tische zu machen dem Gelehrten« (W. v. Humboldt: »Der Königsberger und der Litauische Schulplan« [1809], in: ders.: *Werke*, Bd. IV: *Schriften zur Politik und zum Bildungswesen*, hg. von A. Flitner und K. Giel, Darmstadt 1982, 168–195, 189).
- 418 Die Begriffe »Bildungsuniversität« und »Gelehrtenrepublik« sind als historische Kategorien nicht eindeutig definiert. Rossmann verbindet mit der »Bildungsuniversität« den neu-



- humanistisch motivierten Fokus auf die persönliche Charakterbildung der Studierenden und die Förderung individueller Talente, während die »Gelehrtenrepublik« für ihn die traditionelle institutionelle Ordnung der Universität nach dem Zunftprinzip repräsentiert.
- 419 Die Universität Göttingen wurde auf Veranlassung des Königs von Großbritannien und Landesherrn Kurfürst Georg August von Hannover (Georg II.) 1734 gegründet und 1737 offiziell eröffnet. Zusammen mit der vierzig Jahre zuvor gegründeten Universität Halle galt sie als stark vom Geist der Aufklärung geprägte Reformuniversität. Dies schlug sich u.a. darin nieder, dass ihre Forschungsergebnisse von der theologischen Zensur befreit waren und der Lehre ein hoher Stellenwert eingeräumt wurde.
- 420 Die Textstelle stammt aus Wilhelm von Humboldts »Über die innere und äussere Organisation«, 257.
- 421 Ebd.
- 422 Diese Aussage wurde Becker von Max Scheler zugeschrieben, ist aber in Beckers Schriften nicht nachweisbar. Becker war erst 1919 zum Unterstaatssekretär im Kultusministerium ernannt worden und hatte zuvor keine Schriften zur Universität verfasst. Auch Rossmann führt im Literaturverzeichnis des Buches kein Werk Beckers aus dem angegebenen Jahr auf (vgl. zur Aussage Beckers: M. Scheler: »Universität und Volkshochschule«, in: GW 8, 391).
- 423 Rossmann zitiert hier Schelers Aufsatz »Universität und Volkshochschule«, der entgegen seiner Angabe zuerst 1921, in erweiterter Fassung 1926 veröffentlicht wurde (in: *Die Wissensformen und die Gesellschaft. Probleme einer Soziologie des Wissens*, Leipzig 1926, 489–537).
- 424 Vgl. M. Scheler: »Universität und Volkshochschule«, 399–400.
- 425 W. Flitner: *Hochschulreife und Gymnasium. Vom Sinn wissenschaftlicher Studien und von der Aufgabe der gymnasialen Oberstufe*, Heidelberg 1959.
- 426 Vgl. ebd., 25–26, 37–38, 68–70.
- 427 Hofgeismarer Kreis: *Gedanken zur Hochschulreform*, 10.
- 428 Ebd., 16.
- 429 Vgl. »Gutachten zur Hochschulreform vom Studienausschuss für Hochschulreform« (»Blaues Gutachten«) 1948, in: Westdeutsche Rektorenkonferenz (Hg.): *Dokumente zur Hochschulreform 1945–1959*, 308; vgl. hierzu auch: Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 181.
- 430 Das Evangelische Stift Tübingen wurde 1536 von Herzog Ulrich von Württemberg mit dem Ziel gegründet, die theologische Ausbildung begabter Landeskinder nach der Reformation sicherzustellen und neben der Ausbildung von Pfarrern in enger Verbindung mit der Universität eine geistige Elite hervorzubringen. Philosophiehistorisch bedeutsam wurde das Stift v.a. durch das zeitgleiche Studium G. W. F. Hegels, F. Hölderlins und F. W. J. Schellings, die sich in den Jahren 1788–1795 zeitweise eine Stube teilten.
- 431 Hofgeismarer Kreis: *Gedanken zur Hochschulreform*, 11.
- 432 I. Kant: *Der Streit der Fakultäten*, AA VII, 27.
- 433 Ebd., 28–29.
- 434 Ebd., 28.
- 435 Ebd.
- 436 W. v. Humboldt: »Über die innere und äussere Organisation«, 252.
- 437 Hofgeismarer Kreis: *Gedanken zur Hochschulreform*, 10.
- 438 Das »Hörergeld«, früher »Kolleggeld« genannt, war ein Obolus, den die Studierenden für jede besuchte Lehrveranstaltung entrichten mussten und der in der Summe einer Studien-

gebühr von zuletzt etwa 150–300 DM im Semester gleichkam. Nach einem erfolgreichen Boykott Studierender an den Hamburger Hochschulen wurde das Höregeld zum Wintersemester 1970/71 abgeschafft.

- 439 Unter einem »Kustos« (von lat. *custos*: »Wächter«) wird im Hochschulbereich ein mit Verwaltungsaufgaben betrauter Mitarbeiter verstanden.
- 440 Hofgeismarer Kreis: *Gedanken zur Hochschulreform*, 57.
- 441 Vgl. zu Friedrich Althoff: Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 27.
- 442 Vgl. Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 84.
- 443 W. v. Humboldt: »Über die innere und äussere Organisation«, 253.
- 444 Ebd., 255.
- 445 Ebd., 253.
- 446 Der »Wissenschaftsrat« ist eine Kommission, die sich sowohl aus Wissenschaftlern als auch Repräsentanten des öffentlichen Lebens zusammensetzt. Sie wurde am 5. September 1957 mit dem Ziel gegründet, Bund und Länder in Fragen der inhaltlichen und strukturellen Entwicklungen von Wissenschaft und Forschung sowie der Infrastruktur der Hochschulen zu beraten. Der Wissenschaftsrat legte Ende 1960 erstmals ein umfassendes Konzeptpapier vor. Die darin genannten Empfehlungen konnten bei der Abfassung der *Idee der Universität* jedoch nicht mehr berücksichtigt werden (vgl. Brief von Jaspers an Rossmann, 1. Dezember 1960 [DLA, A: Jaspers]).

### *Wissenschaft, Lehrfreiheit und Politik*

- 447 Der Text wurde mit folgendem redaktionellen Zusatz versehen: »Die Philosophen Professor Karl Jaspers und Professor Kurt Rossmann, deren Buch »Die Idee der Universität« vor kurzem erschienen ist (vgl. *DUZ* 10/61, S. 35 ff), packten in einer UKW-Sendung des Süddeutschen Rundfunks (25. Okt. 1961) »heiße Eisen« an. Die Bedeutung dieses Gesprächs veranlaßt uns, seinen vollen Wortlaut wiederzugeben.« Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung war Jaspers Mitherausgeber der *Deutschen Universitätszeitung* (DUZ). Das Gespräch fand im Rahmen einer von J. Schlemmer (Redaktion) initiierten Reihe von drei Gesprächen unter dem Titel »Zur Situation der Universität« statt, an denen auch A. Portmann, H. Schelsky, E. Spranger und H. Wenke beteiligt waren.
- 448 Vgl. zur Person Rossmanns: Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 1.
- 449 Vgl. zum »Fall Bense«: Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 244.
- 450 Gemeint ist Heinz Gottlob Friedrich Autenrieth, der 1960–1969 Ministerialdirigent und Leiter der Hochschulabteilung im Kultusministerium Baden-Württemberg war.
- 451 Vgl. zum »Fall Bense« und den im Folgenden genannten Aussagen: »Kontroverse um Stuttgarter Lehrstuhl. Ausschuß debattierte über umstrittene Berufung an die TH – Storz: Freiheit und Lehre«, in: *Rhein-Neckar-Zeitung* (2.2.1961); »Heftige Diskussion über den Fall Bense«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (3.3.1961); G. Ropohl: »Der Fall Bense. Ein Rückblick in die sechziger Jahre«, in: U. Sieber (Hg.): *Zum Gedenken an Max Bense. Reden und Texte an seinem 90. Geburtstag*, Stuttgart 2000, 40–48.
- 452 Dieser Lehrstuhl wurde mit dem dezidiert als »Anti-Bense« angesehenen Katholiken Robert Spaemann besetzt (vgl. G. Ropohl: »Der Fall Bense«, 45).
- 453 Ministerpräsident des Landes Baden-Württemberg war zu diesem Zeitpunkt der Jurist und CDU-Politiker Kurt Georg Kiesinger. Kiesinger war von 1933 bis 1945 Mitglied der NSDAP

- gewesen und wurde 1966 Bundeskanzler der ersten sog. »großen Koalition« aus CDU und SPD in Deutschland. Als Kiesinger am 1. Dezember 1966 zum Nachfolger von Ludwig Erhard ernannt wurde, sprach Jaspers mit Blick auf dessen NS-Vergangenheit in einem Interview mit Peter Merseburger, das am 2. Januar 1967 vom Norddeutschen Rundfunk im Rahmen der Sendung »Panorama« ausgestrahlt wurde, von einem »Affront« und einer »Beleidigung« der Antifaschisten und Demokraten (vgl. R. de Rosa: »Erläuterungen«, in: K. Jaspers, K. H. Bauer: *Briefwechsel*, 115).
- 454 Kultusminister des Kabinetts Kiesinger war 1960/61 der Pädagoge und Literaturwissenschaftler Gerhard Storz.
- 455 Lat. für »wessen Gebiet, dessen Religion«. Die Formel geht auf den Rechtswissenschaftler Joachim Stephani zurück, der sie 1555 im Zusammenhang mit den Verhandlungen über den »Augsburger Religionsfrieden« prägte. Ihr zufolge ist der Fürst eines Landes berechtigt, Kirche und religiöses Bekenntnis der Bevölkerung vorzugeben (vgl. K.-H. Kästner: »Cuius regio eius religio«, in: A. Cordes u.a. [Hg.]: *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte*, Bd. I, 2., völlig überarbeitete und erweiterte Auflage, Berlin 2008, Sp. 913–916).
- 456 Dieser Grundsatz findet sich in Artikel 3, Absatz 3 des *Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland*.
- 457 Lujo (eigtl. Ludwig Joseph) Brentano (1844–1931) war Nationalökonom mit Professuren in Breslau, Straßburg, Wien, Leipzig und München. Brentano gilt als ein führender Vertreter des sozialen Liberalismus und orientierte sich an humanistischen und aufklärerischen Idealen. Sein Wirken war vor allem auf die materielle und geistige Wohlfahrt der Arbeiter ausgerichtet. Als Rektor der Universität München war Brentano 1901 zusammen mit Theodor Mommsen die treibende Kraft beim Protest zahlreicher Universitätsprofessoren gegen das Eingreifen der Regierung im »Fall Spahn« (siehe Stellenkommentar Nr. 458). Hauptwerke: *Die Arbeitergilden der Gegenwart* (2 Bde. 1871/72); *Der wirtschaftende Mensch in der Geschichte. Gesammelte Reden und Aufsätze* (1923); *Eine Geschichte der wirtschaftlichen Entwicklung Englands* (3 Bde., 1927–1929).
- 458 Vgl. hierzu: *Die Idee der Universität* [1961], in diesem Band, 301, Fußnote Nr. i. Rossmann hatte sich in seinem Buch *Wissenschaft, Ethik und Politik. Erörterung des Grundsatzes der Voraussetzungslosigkeit in der Forschung* (Heidelberg 1949) eingehend mit dem »Fall Spahn« an der damaligen Reichsuniversität Straßburg (1901) sowie den Reaktionen Brentanos und Mommsens auseinandergesetzt. Der Fall hatte große Empörung unter der deutschen Professorenschaft hervorgerufen und wurde als staatlicher Eingriff in die Selbstverwaltung der Universität und die Freiheit von Forschung und Lehre verurteilt. Auf Anordnung der Regierung war der Lehrstuhl für mittlere und neuere Geschichte an der Universität Straßburg in einen Doppellehrstuhl mit einem katholischen und einem protestantischen Historiker umgewandelt worden. Als Vertreter des protestantischen Ordinariats hatte die Regierung unter der Führung von Friedrich Althoff (vgl. zu Althoff: Einleitung zu diesem Band, Fußnote Nr. 27) den von der Fakultät an dritter Stelle vorgeschlagenen Friedrich Meinecke berufen, als Vertreter des »katholischen« Lehrstuhls den nationalkonservativen Rechtskatholiken Martin Spahn. Die Fakultät sah im Vorgehen der Regierung einen gewaltsamen Eingriff in ihre Rechte; ihre Eingabe beim Kaiser blieb jedoch ohne Antwort. Als Reaktion auf diese Vorgänge bemühte sich Lujo Brentano, damals Rektor der Universität München, darum, eine allgemeine Protestaktion der deutschen Gelehrten zu organisieren, und konnte hierfür den äußerst prominenten Althistoriker Theodor Mommsen gewinnen. Der »Fall

Spahn« führte zu monatelangen Auseinandersetzungen über die Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft. Im Zentrum stand dabei Mommsens in den *Münchener Neuesten Nachrichten* (15. und 24. November 1901) geäußerte Auffassung, dass eine konfessionelle Zuordnung von Geschichts- oder Philosophie-Professuren dazu führen müsse, der freien Wissenschaft im Widerstreit mit konfessionellen Dogmen Grenzen zu setzen, die mit der Wahrhaftigkeit wissenschaftlicher Forschung nicht zu vereinbaren seien (vgl.: »Universitätsunterricht und Konfession«, in: ders.: *Reden und Aufsätze*, Berlin 1905, 432–436, bes. 432–433).

- 459 Die »Voraussetzungslosigkeit der Forschung« wurde aus der Sicht Rossmanns maßgeblich von Theodor Mommsen im Zusammenhang mit dem oben genannten »Fall Spahn« zu einem klar konturierten Begriff geformt (K. Rossmann: *Wissenschaft, Ethik und Politik*, 9, 18). In der Erklärung »Universitätsunterricht und Konfession« (vgl. Stellenkommentar Nr. 458) charakterisiert Mommsen die voraussetzungslose Forschung als »Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit des Forschers« (ebd., 433–434).
- 460 Vgl. hierzu: M. Weber: »Wissenschaft als Beruf«, 98, sowie: »Der Sinn der ›Wertfreiheit‹ der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften«, in: ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, hg. von J. Winckelmann, Tübingen 1988, 489–540, bes. 489–501.
- 461 Humboldt spricht in der paraphrasierten Textstelle nicht von »Wissenschaft«, sondern von »freier Untersuchung«. In seinen »Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen« heißt es: »Der Nutzen freier Untersuchung dehnt sich auf unsre ganze Art, nicht bloss zu denken, sondern zu handeln aus« (GS I, 160).
- 462 Das Zitat stammt aus Mommsens Replik auf Georg von Hertlings Urteil über dessen Protest gegen das Vorgehen der Regierung im »Fall Spahn« (siehe Stellenkommentar Nr. 458; in: ders.: »Universitätsunterricht und Konfession«, 436).
- 463 Vgl. *Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland*, Artikel 74, Absatz 13.
- 464 Obwohl der Gedanke schon lange Gegenstand des Diskurses um Hochschulreformen war, sicherte sich der Bund erst im Jahre 1969 eine Rahmengesetzgebungskompetenz. Nach sieben Jahren, am 26. Januar 1976, wurde ein erstes Hochschulrahmengesetz für die Bundesrepublik Deutschland erlassen.
- 465 Vgl. zu Rossmanns Programm zur Hochschulreform: *Die Idee der Universität* [1961], in diesem Band, bes. 434–437.
- 466 Vgl. *Die Idee der Universität* [1961], Teil II von K. Rossmann, in diesem Band, 386–388.
- 467 Diese Formulierung hat Rossmann fast wörtlich dem von ihm verfassten zweiten Teil der *Idee der Universität* [1961] entnommen. Dort ist der »Kampf« allerdings noch nicht als »geistig« akzentuiert (vgl. ebd., 384).

### *Stellungnahme von Karl Jaspers*

- 468 Bei diesem Text handelt es sich um einen Beitrag, den Jaspers neben 34 weiteren Professoren der Universität Basel im Februar 1968 für das Publikationsorgan der Studentenschaft Basel, den *kolibri*, verfasst hat. Die Redaktion des *kolibri* hatte im November 1967 sämtliche Professoren der Universität um eine Stellungnahme zum genannten Thema gebeten. Der Text trägt im Original keinen Titel.
- 469 Vgl. hierzu: K. Jaspers: »Vom lebendigen Geist der Universität«, in diesem Band, 85–102.



## NAMENREGISTER

In diesem Register sind ausschließlich die Namen in den editierten Texten verzeichnet.

- Althoff, Friedrich 64, 189, 371, 421  
Anselm von Canterbury 282  
Aristoteles 85, 119, 299  
Autenrieth, Heinz Gottlob Friedrich 238, 447
- Bacon, Francis 116, 296  
Baer, Karl Ernst von 321  
Barrett Browning, Elizabeth 35, 147, 326  
Bauer, Karl Heinrich 104  
Bense, Max 445–448  
Billroth, Theodor 78, 92  
Bismarck, Otto von 91, 451  
Böhm, Franz 233, 235  
Brentano, Lujo 301, 452  
Browning, Robert 35, 147, 326  
Bruno, Giordano 112, 293  
Burckhardt, Jacob Christoph 88, 91, 167, 342
- Cäsar 64, 88  
Coing, Helmut 237, 239  
Comte, Auguste 332
- Descartes, René 55, 116, 155, 296, 349  
Dilthey, Wilhelm 88, 93
- Engels, Friedrich 35, 147, 326  
Eucken, Walter 233
- Fichte, Johann Gottlieb 29, 91, 175, 177, 250, 271, 359  
Fischer, Kuno 100  
Flexner, Abraham 191, 345  
Flitner, Wilhelm 391, 436
- Galilei, Galileo 55, 112–113, 293, 298, 389  
Gervinus, Georg Gottfried 91
- Gneisenau, August Wilhelm Anton Graf  
Neidhardt von 97  
Goethe, Johann Wolfgang von 9, 22, 35, 48, 55, 74, 82, 85, 97, 133, 147, 153, 155, 167, 310, 326, 342, 347, 349  
Grimm (Gebrüder) 35, 147, 326  
Grimm, Jacob 31, 55–56, 152, 155, 180, 350, 361, 371  
Gundolf, Friedrich 85
- Haeckel, Ernst 92, 200  
Hebbel, Friedrich 195, 375  
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 8, 16, 62, 88, 93–94, 100, 118, 147, 153, 187, 243, 250, 271, 273, 278, 297, 326, 350, 369  
Helmholtz, Hermann Ludwig Ferdinand von 93, 312  
Hippokrates 79  
Humboldt, Alexander von 321  
Humboldt, Wilhelm von 91, 97, 186, 251, 272, 277, 369, 386–390, 394, 397, 400–403, 410, 424, 429, 434, 452, 455
- Jellinek, Georg 100  
Jerusalem, Johann Friedrich Wilhelm 340  
Jesus Christus 243, 273
- Kant, Immanuel 16, 41, 55, 62, 74, 82, 91, 94, 97, 100–101, 119, 129, 137, 144, 156, 162, 187, 245, 250, 271, 275, 299, 314, 316, 322, 336, 350, 369, 394–397, 400, 402, 427  
Kepler, Johannes 55, 155, 349  
Kierkegaard, Søren 8, 22, 55, 92, 100–101, 155, 350  
Köttgen, Arnold 283  
Kraepelin, Emil 100

- Lavoisier, Antoine Laurent de 114, 298  
 Leibniz, Gottfried Wilhelm 55, 91, 155, 349  
 Lessing, Gotthold Ephraim 55, 74, 82, 97,  
 155, 349  
 Liebig, Justus von 93
- Machiavelli, Niccolò 89, 287  
 Marx, Karl 35, 92, 100–101, 147, 243, 273,  
 326  
 Meinecke, Friedrich 301  
 Melanchthon, Philipp 91  
 Mill, Harriet Taylor und John Stuart 35, 147,  
 326  
 Mommsen, Theodor 93, 301, 307, 452, 453
- Newton, Isaac 129, 322  
 Nietzsche, Friedrich 17, 22, 55, 58, 92, 95,  
 100–101, 147, 155, 198, 278, 326, 350, 381  
 Nikolaus Cusanus 97, 282
- Pascal, Blaise 55, 155, 349  
 Platon 20, 27, 45, 100–101, 114, 138, 142,  
 175, 225, 250, 271, 294, 322, 325, 357
- Ranke, Leopold von 88, 91, 312  
 Ritschl, Friedrich Wilhelm 220, 223  
 Rohde, Erwin 52, 145, 317
- Scheler, Max 391  
 Schelling, Caroline von 35, 147, 326  
 Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von  
 35, 91, 93, 147, 250, 271, 326, 331  
 Schiller, Friedrich 35, 147, 326  
 Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst 91  
 Schlüter, Leonhard 238  
 Schopenhauer, Arthur 65, 195, 375  
 Schwörer, Victor 235  
 Sokrates 21–22, 41, 44–45, 65, 139–142, 147,  
 194–195, 323–326, 374–375, 457  
 Spahn, Martin 301  
 Spinoza, Baruch de 55, 100–101, 155, 349
- Taine, Hippolyte Adolphe 16  
 Thode, Henry 100  
 Tillich, Paul 69  
 Toeplitz, Otto 2
- Vom und zum Stein, Heinrich Friedrich Karl  
 97
- Weber, Alfred 58, 231  
 Weber, Max 22, 89, 93, 119, 144, 153, 194,  
 265, 279, 300, 312, 316, 346, 374, 452  
 Winckelmann, Johann Joachim 55, 155, 349  
 Wolf, Friedrich August 55, 155, 349







Das Signet des 1488 gegründeten Druck- und Verlagshauses Schwabe reicht zurück in die Anfänge der Buchdruckerkunst und stammt aus dem Umkreis von Hans Holbein. Es ist die Druckermarke der Petri; sie illustriert die Bibelstelle Jeremia 23,29: «Ist nicht mein Wort wie Feuer, spricht der Herr, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmettert?»

Schwabe Verlag Basel  
www.schwabeverlag.ch



ISBN 978-3-7965-3423-2